

Lith. Anst. v J. G. Bach, Leipzig

Helvetia.

Vaterländische Sage und Geschichte.

Herausgegeben
von
G. Geilfus, Lehrer.



Mit 15 Bildern, gezeichnet von W. Suter.

Winterthur.
Druck und Verlag der Steiner'schen Buchhandlung.

Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

HELVETIA.

Vaterländische Sage und Geschichte.

Herausgegeben

von

Georg Geilfus.

Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage.

Mit 15 Holzschnitten von E. Kretzschmar in Leipzig.

Winterthur,

Druck und Verlag der Steiner'schen Buchhandlung.

1857.

Inhalt
der
ersten und zweiten Abtheilung.

Vorwort
zum ersten Theile der 1. und 2. Auflage.

Motto: Die Vergangenheit hat noch nicht alle Früchte getragen; denn es sind große und deren Reife braucht Zeit.
Jean Paul.

In unsern Tagen wird der Jugend eine solche Menge unterhaltenden und belehrenden Lesestoffes geboten, daß es gewagt, sogar bedenklich erscheint, denselben zu vermehren, wenn nicht höhere Motive eine solche Vermehrung rechtfertigen. Die vaterländische Geschichte, diese Fundgrube des Guten und Großen, ist eine Quelle, welche zur Bearbeitung von Jugendschriften bisher leider noch immer zu wenig benutzt worden ist. Und doch dürfte kein Stoff eine schönere Wirkung zum Ziele bieten; denn Liebe zum Vaterlande und Sinn für Bürgertugend werden unfehlbar durch eine zweckmäßige Behandlung des vaterländisch-geschichtlichen Materials in die Herzen der Jugend gepflanzt. Wer nur den rechten Ton zu finden wüßte, der dem geschriebenen Worte den Reiz verleiht, welchen die mündliche Erzählung, das lebendige Wort in so hohem Maße besitzt! Möchte es mir gelungen sein, in der Auswahl des Stoffes und in der Darstellung das Richtige getroffen zu haben, was in der schweizerischen Jugend Lust zur vaterländischen Geschichte zu wecken und jene hohen Gefühle zu erzeugen im Stande ist; dann wäre mir gelungen, einen Theil des innigen Dankes abzustatten, welchen ich gegen meine zweite Heimat in mir trage!

Daß bei der Bearbeitung der vorliegenden Erzählungen ähnliche, schon vorhandene Bücher benutzt, daß sogar mehrere Abschnitte wörtlich aufgenommen oder aus dem Französischen übersetzt sind, führt der Verfasser hier ausdrücklich an, sowohl um sich nicht den Anschein zu geben, als wolle er mit fremdem Verdienste sich schmücken, als auch um den eigentlichen Werth seiner eigenen Arbeit erkennen zu lassen.

Winterthur, im Sommer 1852.

Vorwort
zum zweiten Theile der 1. und 2. Auflage.

Motto: Durch ein rothes Meer des Krieges und des Blutes watet die Menschheit dem gelobten Lande entgegen und ihre Wüste ist lang; mit zerschnittenen, nur blutig klebenden Händen klimmt sie, wie der Gemsjäger, empor.

Jean Paul.

Die Aufnahme, welche der erste Theil dieses Buches gefunden, bewog mich, auch die Ausarbeitung eines zweiten Theiles zu übernehmen Zwar ist das in dem behandelten Zeitabschnitte vorhandene Material weniger geeignet, der Jugend eine anziehende Lektüre zu bieten; aber es ist eine ernste Seite der vaterländischen Geschichte, welche ihre segensreiche Wirkung nicht verfehlen wird, die Geschichte vom Verfalle und dem Wiederaufbau des Vaterlandes. Gern hätte ich um diese Bedeutung des Behandelten recht augenfällig zu machen, die Bemühungen und Bestrebungen der neuesten Zeit mit aufgenommen, aber der Umfang des Buches und die Reichhaltigkeit des Materials setzten mir die inne gehaltenen Schranken.

Wenn ich mir bei der Herausgabe des ersten Bandes die Erweckung der Vaterlandsliebe und des Sinnes für Bürgertugend im Allgemeinen zum Ziele setzte, so strebte ich in diesem zweiten Bande hauptsächlich darnach, der Jugend den Blick in die Entwickelung der staatlichen Verhältnisse des Vaterlandes zu öffnen. Darin dürfte dann auch der Grund gesucht werden, warum ich nicht — wie eine Rezension des ersten Bandes wollte — einzelne Charaktere, sondern Geschichte zur Behandlung brachte.

Der Kenner der vaterländisch-historischen Literatur wird auch in diesem zweiten Bande leicht die Werke erkennen, die bei der Bearbeitung der einzelnen Erzählungen benutzt wurden; und es bleibt mir nur der Wunsch, daß auch diese neue Arbeit gut aufgenommen werden, und Segen stiften möge.

Winterthur, im Dezember 1853.

Vorwort
zur dritten Auflage.

Die Helvetia, welche hier in einer dritten Auflage erscheint, will nichts anders sein, als ein Lesebuch für die schweizerische Jugend und hat sich in dieser Hinsicht die Aufgabe gestellt, in derselben Liebe zum Vaterlande zu erwecken und Einsicht in die schweizerischen Staatsverhältnisse zu eröffnen, wie sie sich in der Geschichte gestaltet haben. Die Auswahl des Stoffes mußte daher so getroffen werden, daß bei einem lockeren Zusammenhange der einzelnen Erzählungen doch der Entwickelungsgang des Ganzen sich ohne große Mühe erkennen läßt. Ich glaube nach diesen allgemeinen Andeutungen mich nicht rechtfertigen zu müssen, daß der erste Theil auch die Sage berücksichtigt hat, noch weniger, daß die Sprache und Behandlungsweise des Stoffes von einem Theil zum andern höher geht. Vorbilder in ähnlicher Abwechslung der Behandlung haben mich dazu bestimmt.

Mein Buch ist auch Schulbuch geworden, was es ursprünglich nicht sein sollte. Daß es für den Schulgebrauch sich eignet, habe ich selbst durch mehrjährigen Gebrauch erprobt; aber daß es zu diesem Behufe Nichts weiter enthält, als einen Vorrath von Stoff, welcher wiederum seinem Zwecke gemäß ausgewählt, ergänzt und verbunden werden muß, glaube ich hier ausdrücklich aussprechen zu müssen, um falscher Beurtheilung von dieser Seite vorzubeugen.

Nur ungern habe ich mich zu der Fortführung des Buches bis zur Neuzeit entschlossen, nur auf die dringenden Bitten einzelner

Freunde, welche die von mir gewählte Form für passend hielten, die Verhältnisse der Gegenwart zu beleuchten. Sonst bin ich der Ansicht, daß, um die Verhältnisse der Gegenwart richtig zu verstehen, eine Reife der objektiven Auffassung erfordert wird, welche die Jugend noch nicht hat. Da indessen mein Buch auch im schweizerischen Volke viele erwachsene Leser gefunden hat, welche sich für die Geschichte ihres Heimatlandes interessiren, so stand ich nicht an, dem Wunsche jener Freunde zu entsprechen.

Mit der Hoffnung, daß die gegenwärtige Auflage die günstige Aufnahme der beiden vorhergehenden finden möge, spreche ich die Bitte um Nachsicht für die lange Verzögerung des dritten Theiles aus, welche durch anderweitige dringliche Berufsarbeiten hervorgebracht wurde.

Winterthur, im November 1859.

G. Geilfus.

Erste und zweite Abtheilung.

Von den ältesten Zeiten bis zu der ersten französischen Revolution.

Erste und zweite Abtheilung.

Von den ältesten Zeiten bis zu der ersten französischen Revolution.



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

Divico. Orgetorix.

Nicht immer bot unser Vaterland den Anblick dar, dessen wir uns heute erfreuen, wo sich unser Auge an den weiten angebauten Thalgründen voll industriellen Lebens, an den weinreichen Hügeln und den Wundern einer riesigen Alpenwelt ergötzt. Zwar glänzten schon lange vor der Zeit, seit welcher wir sichere Kunde von der Geschichte unseres Heimatlandes haben, die grauen Häupter der Alpen im Glanze der auf- und untergehenden Sonne; aber in den flächeren Gegenden breiteten sich große Wälder und Sümpfe aus, welche dem Lande ein rauhes Klima gaben und daher den Anbau desselben nur spärlich gestatteten, und in welchen wilde Thiere lebten, denen der Besitz des Bodens in langem, gefahrvollem Kampfe abgerungen werden mußte. Es mußten wohl die angrenzenden Länder schon lange bevölkert gewesen sein, ehe Menschen sich in die Wildniß begaben und den Boden sich unterthänig machten; und doch zeugen gar viele Denkmäler, daß lange vor der Kenntniß von Helvetien — so hieß vor Alters unsere heutige Schweiz — durch die welterobernden Römer, ein thätiges, dem Landbau ergebenes Volk, rüstig im Kriege und daher von seinen Nachbarn gefürchtet, im Lande wohnte. Diese ältesten Einwohner der Schweiz gehörten zu dem nicht nur über Europa, sondern über die ganze Erde weit verbreiteten Stamme der Kelten oder Galen. Neben dem Ackerbau gruben sie die Metalle aus dem Schooße der Erde, trieben sie Handwerke und Künste und hatten eine altehrwürdige Religion, voll tiefsinniger Geheimnisse, welche von einem eigenen Priesterstande, den Druiden gepflegt wurde. Aus vielen Gräbern, die man in den verschiedensten Gegenden der Erde geöffnet hat, hat die wissenschaftliche Forschung dieses längst untergangene Volk zu neuem Leben hervor gerufen, und viele unserer Ortsnamen sprechen noch heutzutage zu uns

in der Sprache des längst dahingestorbenen Geschlechts. Wie schon bemerkt, haben wir die erste sichere Kunde von diesen höchst merkwürdigen alten Helvetiern durch die Römer erhalten, mit denen sie zweimal blutig zusammenstießen.

Etwa hundert Jahre vor Christi Geburt brachen in Deutschland, entweder von Noth getrieben, oder der Heimat überdrüssig und nach schönern Wohnsitzen lüstern, die beiden mächtigen Volksstämme der Cimbern und Teutonen auf, und zogen nach Süden, Alles vor sich niederwerfend, was sich ihnen entgegenstellte. So gelangten sie an den eisigen Wall der Alpen, die das schöne und fruchtbare Italien im Norden beschützen, und nachdem sie ein Römerheer, welches ihnen den Uebergang über das Gebirge streitig machen wollte, durch ihre Tapferkeit und Uebermacht zermalmt hatten, machten sie Bekanntschaft mit den ihnen stammverwandten helvetischen Stämmen der Toygener, und Tiguriner. Beide schlossen sich dem Unternehmen an und zogen erobernd mit nach Gallien (Frankreich). Als aber römische Heere hier vordrangen, die zwar alle von den starken Keltenvölkern besiegt wurden, zogen sich die Tiguriner unter ihrem jungen, aber kriegskundigen Feldherrn, Divico, längs der Rhone zurück. Ein römisches Heer unter dem Consul Lucius Cassius Longinus folgte ihnen, und als man in eine Gegend am lemanischen (Genfer-) See gekommen war, die den Helvetiern zur Schlacht vortheilhaft schien, fielen sie über die Römerschaar her und vernichteten sie so, daß nur wenige Ueberbleibsel*), entehrt, sich aus der Niederlage retten konnten. Groß war Divico's Name unter seinem Volke durch diesen Sieg, und gefürchtet von den Römern die helvetische Tapferkeit. Der glänzende Sieg hatte jedoch keine weitere Folge, da die Teutonen bei Aix und die Cimbern bei Vercelli vom römischen Consul Marius besiegt wurden.

Seit diesem Ereignisse lebten die alten Helvetier fünfzig Jahre lang nach hergebrachter Weise, still ihren Geschäften hingegeben. Jeder freie Mann, d. h. der ein Grundeigenthum besaß, nahm Antheil an der Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten und gehorchte dem Beschlusse der Mehrheit seiner Mitbürger. Nur im Kriege war man gewohnt, dem Befehle eines Einzelnen zu gehorchen; aber im Frieden

---

*) Sie mußten nämlich die Waffen ablegen und unter dem Jochgalgen, den man aus drei Spießen machte, durchgehen.

wachte man mit Eifersucht darüber, daß der Einzelne nicht in Besitz eines allzugroßen Einflusses gelangte. Ein Gesetz bedrohte Jeden sogar mit dem Feuertode, der es versuchte, sich zum Alleinherrscher über seine Mitbürger emporzuschwingen; und doch versuchte Orgetorix, ein Mann von großen Reichthümern und ungemessenem Ehrgeize, das gefahrvolle Unternehmen. Er hatte sich zu diesem Endzwecke durch sein Geld einen nicht unbedeutenden Einfluß in seinem Volke verschafft, sich mit einer zahlreichen Schaar von treuergebenen Anhängern und Sklaven umgeben und durch andere Mittel sich die Unterstützung auswärtiger Großen gesichert. So gerüstet trat er vor sein versammeltes Volk. In einer feurigen Rede pries er die Tapferkeit der Helvetier, welcher kein Volk widerstehen könne, und tadelte mit stolzer Wegwerfung die unbedeutende Ausdehnung und die Unfruchtbarkeit der vaterländischen Gauen; zuletzt schilderte er die herrliche Lage und die üppige Fruchtbarkeit großer Länderstrecken in dem benachbarten Gallien. Es gelang ihm, den Sinn seines Volkes zu bethören, daß es, die Heimat verachtend, welche seine Väter stark und groß gemacht hatte, in eitler Verblendung beschloß, das Land zu verlassen, zuvor aber die Wohnungen zu verbrennen, damit Keiner Lust zur Rückkehr bekäme, und nach des Orgetorix Plan sich eine neue schönere Heimat in Gallien zu erobern. Das Alles that der schlaue Orgetorix in der Absicht, sein Volk in einen Krieg zu verwickeln, in welchem er sich an die Spitze zu stellen und durch welchen er sich zum Oberherrn seiner Mitbürger zu machen hoffte. Doch sein Vorhaben wurde entdeckt, und um der strengen Strafe zu entgehen, soll er sich selbst ums Leben gebracht haben. Nichts desto weniger hielt das Volk fest an dem gefaßten Beschlusse, nach zwei Jahren, welche man zur Sammlung von Getreidevorräthen für die Reise verwenden wollte, nach Gallien auszuwandern. Divico, der Besieger der Römer am lemanischen See, jetzt ein Greis, trat an die Spitze seines tapfern, aber irregeleiteten Volkes.

Der zum Auszuge festgesetzte Tag erschien; überall loderten die Flammen der Hütten, Dörfer und Städte (die Helvetier hatten in 400 Dörfern und 12 Städten gewohnt) zum Himmel empor, und von allen Seiten strömte das Volk, Männer und Greise, Weiber und Kinder, gefolgt von vielen Saumthieren und Karren, ein großer Heereszug von 368,000 Köpfen, bei der Rhone zusammen, um bei Genf durch den engen Paß zwischen dem Jura und den Alpen in Gallien einzubrechen.

Die Römer hatten von dem Herannahen des gefürchteten Volkes gehört und, bekümmert um ihre Provinz, welche dem Andrange zuerst ausgesetzt war, stellten sie den Helvetiern unter Julius Cäsar ein nicht sehr starkes Heer entgegen. Der kluge römische Feldherr wußte die schlichten Helvetier, als sie freien Durchmarsch verlangten, mit einer entscheidenden Antwort so lange hinzuhalten, bis er größere Streitkräfte an sich gezogen und den Paß durch einen hohen Wall und tiefen Graben geschlossen hatte. Als endlich die Helvetier kamen, ihre Antwort zu holen, schlug ihnen Cäsar den Durchzug rund ab, und nachdem sie vergeblich versucht hatten, sich denselben mit Gewalt zu erzwingen, zogen sie sich zurück, um nördlicher durch einen Jurapaß nach Gallien zu gelangen. Glücklich kamen sie durch das Gebirge, aber Cäsar, der damals schon die Absicht hatte, den Römern ganz Gallien zu unterwerfen, benutzte die Parteistreitigkeiten der Völker, durch deren Gebiet die Helvetier ziehen mußten, um sie an sich zu fesseln und sie zur Bezwingung des ihnen verwandten Stammes zu mißbrauchen. Durch sie verstärkt, griff er nun die Helvetier bei dem Flusse Arar (Saone) in dem Augenblicke an, wo ein großer Theil derselben schon über den Fluß gegangen war und nur noch die Tiguriner auf dem dießseitigen Ufer standen. Eine Niederlage des Stammes, der einst die Römer am Lemaner-See gedemüthigt hatte, war das Ende des Kampfes. Nach demselben erschien Divico bei Cäsar und bat in männlicher Haltung um Frieden, den Römer an jene schmachvolle Niederlage vom Lemaner-See erinnernd, die sich leicht wiederholen könnte, wenn die Helvetier, immer noch so tapfer wie ihre Vorfahren, zum Aeußersten getrieben würden. Als Cäsar hierauf Frieden schließen wollte, aber Geiseln für die Erfüllung der Zusagen von den Helvetiern verlangte, sprach Divico in edelm Stolze: „Von ihren Vorfahren her sind die Helvetier gewöhnt, Geiseln zu nehmen, nicht solche zu geben; deß ist das römische Volk selbst der beste Zeuge.“ Nach dieser Erwiederung ging er weg.

Der römische Feldherr ergriff nun seine Maßregeln; vor Allem suchte er sich der Treue der gallischen Völker zu versichern, um mit ihrer Hülfe die Feinde zu besiegen. Nachdem ihm das gelungen, folgte er den weiter westlich ziehenden Helvetiern und wußte sie in eine Gegend zu locken, welche der Aufstellung seines Heeres günstig war. Hier bei Bibracte (Autun) kam es zur Schlacht, in welcher römische Kriegs-

kunst über helvetische Tapferkeit siegte. Nachdem die Helvetier von Nachmittag 1 Uhr bis zum Abend mit ungeheurer Anstrengung gestritten, zogen sie sich in ihre Wagenburg zurück und setzten hier den Kampf noch bis in die dunkle Nacht fort; aber endlich erstürmten die Römer nicht ohne bedeutenden Verlust die Verschanzung und der helvetische Schlachthaufe ergoß sich in eilige Flucht. Gebeugt vom Unglücke des Krieges und alles Nothwendigen beraubt, schickten sie, nachdem sie vier Tage ungestört heimwärts geflohen waren, Gesandte an Cäsar mit der Bitte um Frieden. Dieser wurde ihnen unter der Bedingung gewährt, daß sie in die Heimat zurückkehren, ihre verbrannten Wohnungen wieder aufbauen und Rom als ihren Oberherrn anerkennen sollten. Sie erfüllten dieses Machtgebot Cäsars und gelangten dadurch wieder in den Besitz ihrer Heimat; doch hatten sie den Verlust vieler Mitbürger (von den 368,000 Ausgezogenen sahen nur 110,000 das Vaterland wieder) und den noch weit schmerzlicheren ihrer Freiheit zu beklagen.

Der Aufstand gegen die Römer.
Julius Alpinus.

Der römische Staat war bald nach Cäsars gewaltsamem Tode in ein Kaiserreich verwandelt worden, zu welchem dann auch Helvetien gehörte. Der Zustand des Landes schien blühend, denn überall erhoben sich römische Städte und trefflich angelegte Straßen durchzogen das Land;*) doch unter dem Scheine äußern Glückes lastete harter Druck auf dem Lande und lasterhafte Sitten, die mit den Unterdrückern eingewandert waren, verdarben nach und nach den kräftigen, helvetischen

*) Unter den römischen Städten sind u. A. zu bemerken: Curia (Chur), Vindonissa (Windisch), Arbor felix (Arbon), ad fines (Pfyn), Vitodurum (Oberwinterthur), Turicum (Zürich), Ultinum (Olten), Confluentia (Koblenz), Ebredunum (Yverdon), Claudia (Kloten), Octodurus (Martinach), Augusta Rauracorum (Aeugst bei Basel), u. s. w.

Eine Römerstraße führte z. B. über den großen St. Bernhard nach Aeugst von hier nach Windisch, Oberwinterthur, Pfyn und Arbon; Spuren derselben finden sich noch jetzt; eine andere führte über den Splügen.

Volksstamm, welchem man zum Scheine einiger Freiheit, anfangs eine eigene Hauptstadt Aventicum (Avenche, Wifflisburg), selbständige Leitung ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten und einige feste Plätze zu alleiniger Bewachung überlassen hatte. Sonst schützten römische Heere das Land gegen äußere Feinde und so kam es denn, daß die einst so freiheitsliebenden und tapfern Helvetier nach und nach sich an die sorgenlose Knechtschaft gewöhnten und die Handhabung der Waffen verlernten.

Unter den ersten römischen Kaisern, verworfenen Tyrannen, wurde das Loos des Landes immer trauriger, besonders da die römischen Soldaten, welche sich als die Stützen des Kaiserthrones betrachteten, gegen das arme Land jede Gewaltthat sich erlaubten. Endlich, als Nero auf dem römischen Throne saß, waren diese Bedrückungen fast unerträglich geworden; doch fing man an, wieder neue Hoffnung zu schöpfen, als Nero, das Scheusal der Menschheit, entsetzt wurde, sich in Verzweiflung selbst tödtete und der ehrwürdige Galba den Thron bestieg. Auf ihn setzten die Helvetier ihre Hoffnung einer bessern Zukunft; doch sie ging nicht in Erfüllung, denn Galba wurde bald von den Soldaten ermordet und Vitellius zum Kaiser ausgerufen. Die römische Legion, welche in der Schweiz stand und welche man ihrer Plünderungssucht wegen die „räuberische“ nannte, erklärte sich für den neuen Kaiser und raubte den Helvetiern den Sold, welchen sie an ihre Besatzung in Baden geschickt hatten. Im Vertrauen auf die Gerechtigkeit Galba's, dem die Helvetier treu ergeben waren und dessen Tod ihnen unbekannt war, ermunterte Julius Alpinus, ein in seinem Volke angesehener Greis, welcher in einer schönern Zeit zu leben würdig war, seine Landsleute, diesen Frevel nicht ungestraft zu lassen. Wirklich nahmen sie einen römischen Hauptmann und einige Soldaten gefangen, aber da nahete sich Cäcinna, ein Freund des neuen Kaisers Vitellius, mit neuen Legionen, und als ihm die Selbstrache der Helvetier geklagt worden war, beschloß er, sie, die er schon wegen ihrer Anhänglichkeit an Galba haßte, schwer zu züchtigen. Er belagerte die Stadt Baden, wo eine helvetische Besatzung lag. Die Stadt wurde nach kurzer Belagerung erobert, denn im Vertrauen auf den Frieden hatte man unterlassen, die Befestigungen in gutem Stande zu erhalten.

Jetzt erwachte im ganzen Volke die Sehnsucht nach der Freiheit der Väter; es erhob sich in großer Menge gegen seine Bedrücker; aber

es unterlag, denn es besaß nicht mehr die Kraft und die Tapferkeit der Väter. Am Bözberge (69 v. Chr.) geschah die Schlacht, in welcher die Helvetier, von vorn und hinten angegriffen, größtentheils niedergehauen wurden. Die Wenigen, welche in die Gefangenschaft des Feindes fielen, wurden als Sklaven verkauft. Plündernd und verwüstend zog alsdann Cäcinna durch das Land nach der helvetischen Hauptstadt Aventicum, die er fast gänzlich zerstörte. Auch Julius Alpinus mußte die Rache des grausamen Siegers erfahren, er wurde trotz der rührenden Bitten seiner Tochter Julia Alpinula auf's Schaffot geschleppt und erlitt den Tod durch Henkershand. Ueber diesen unglücklichen Ausgang ihres Vaters grämte sich Julia so, daß sie bald darauf starb.*)

Um noch größeres Unglück von dem Lande abzuwenden, schickten die Helvetier eine Gesandtschaft nach Rom an den Kaiser Vitellius; Haupt derselben war Claudius Cossus. Da die Gesandten vor den Kaiser traten, wurden sie vor den Kriegern, die den Kaiser umgaben und denen der helvetische Aufstand ein unsühnbares Verbrechen schien, hart angefahren und der Kaiser selbst zeigte sich höchst aufgebracht. Das schreckte den Claudius Cossus nicht ab: er schilderte die traurige Lage seines Landes in den ergreifendsten Worten, er flehte um Gnade und klagte und weinte, daß endlich selbst die rauhen Krieger gerührt, ihre Bitten mit den seinigen vereinten. Der Kaiser gewährte Gnade; aber er entriß dem Lande den letzten Schein von Freiheit und Selbstständigkeit und machte es völlig zur römischen Provinz. Obgleich durch dieses Verdienst des Cossus das gänzliche Verderben vom helvetischen Lande abgewendet wurde, so lag doch noch lange Elend und Noth auf dem unglücklichen Lande, und selbst die Bemühungen des Kaisers Vespasian, welcher seine Jugendzeit in Helvetien verlebt hatte und deßhalb das Land liebte, konnten die Spuren grauser Verwüstung nicht ganz vertilgen. Unter seinen nächsten Nachfolgern, größtentheils guten Regenten,

---

*) Unter den Trümmern von Aventicum wurde anderthalb tausend Jahre später ein Stein mit folgender Inschrift gefunden:

„Hier bin ich Julia Alpinula begraben, eines unglücklichen Vaters unglückliche Tochter, Priesterin der Göttin Aventia, meine Bitten konnten die Hinrichtung des Vaters nicht abwenden; ihm war vom Schicksale ein trauriger Tod bestimmt. Ich habe dreiundzwanzig Jahre gelebt."

Dieser Stein wurde in neuerer Zeit als unächt erkannt.

blühte Helvetien wieder allmälig empor; als aber durch die Herrschaft der Soldaten eine Reihe von schlechten Kaisern auf den Thron kam, so theilte Helvetien das harte Loos der übrigen Provinzen des römischen Reiches: Willkür der römischen Beamten, grausame Hinrichtungen Widerstrebender und unerschwingliche Abgaben entvölkerten das Land, so daß viele Gegenden öde und wüst lagen, bis sie von neuen Einwanderern in Besitz genommen wurden. —

Sankt Beatus.

In der Zeit, wo die Römer vor Kurzem Britannien erobert hatten (etwa 80 v. Chr.) und sich bemühten die rohe Bevölkerung des Landes der Gesittung entgegenzuführen, lebte hier Suetonius, welcher nach seiner Bekehrung den Namen Beatus führte, ein Mann aus einem der edelsten Geschlechter. In seiner Jugend entsagte er dem blutigen Gottesdienst der Druiden und beschloß nach Rom zu wandern, dort mildere Sitten und eine Religion kennen zu lernen, welche seinem sanften Charakter mehr entspreche. Darum vertheilte er Alles, was er besaß, unter die Armen und verließ die Heimat als Pilger.

Nach mühevoller Reise und nach vielen glücklich überstandenen Gefahren gelangte er nach Rom, wo er die begeisterte Predigt des Apostel Petrus vernommen haben soll. Unter seine Schüler aufgenommen, wurde er im vierzigsten Lebensjahre getauft und zwar vom Apostel selbst, dessen Liebling er wurde und der ihm den Namen Beatus gab und ihn beauftragte, zu den Helvetiern zu ziehen und sie zum Christenthume zu bekehren. Mit Achates, einem seiner Landsleute, welcher sein Schüler geworden war, zog er in das heidnische Land.

Die Bewohner von Windisch erbauten gerade zur Zeit seiner Ankunft einen Tempel dem Mars und Herkules. Da trat Beatus vor sie und verkündete ihnen die Ankunft des Messias; er schilderte ihnen die Zerstörung der Städte Sodom und Gomorrha und die Sündfluth, welche das abgefallene Menschengeschlecht vertilgte, in so eindringlicher Weise; er drohte ihnen so lebendig mit dem Feuer und den Qualen der Hölle, daß sie tief erschreckt durch die Worte des gottbegeisterten

Predigers, die Tempel ihrer Götzen zerstörten und den Gott anbeteten, welchen sie jetzt kennen gelernt hatten.

Der römische Statthalter in Solothurn erhielt bald Kunde von der Ankunft beider Apostel und von den Schmähungen, welche sie über die Götter ausgesprochen hatten. Beatus und sein Schüler entgingen der Todesstrafe nur durch schleunige Flucht in das Gebirge, wohin die römische Herrschaft noch nicht gedrungen war. Nach einer Wanderung von mehreren Tagen gelangten sie in ein Thal, welches den Namen Unterseen trägt. Der Reichthum an Pflanzen hatte einige Bewohner hieher gelockt, und die Lage der Gegend zwischen dem Thuner- und Brienzer-See bot ihnen Gelegenheit zur Fischerei, während in den Bergen Wildpret in Menge vorhanden war. Sie kannten den Ackerbau noch nicht; sie wußten nur breite und tiefe Gräben durchs Land zu ziehen, um die wilden Ure zu fangen, welche im Gebirge herumstreiften und manchmal ihre Wohnungen verheerten, oder sie jagten, mit Spießen bewaffnet, den wüthenden Eber und vertrieben die Wölfe, die ihre Heerden bedrohten. Sie beteten zur Sonne und dem Monde, als guten und schaffenden Wesen, und verehrten plumpe Götzenbilder, von denen sie Schutz gegen böse Geister hofften.

Eine Zeit lang irrten Beatus und Achates in dem schönen Thale umher, bis sie endlich zu einer Menge elender Hütten kamen, die aus geflochtenen Baumästen erbaut und mit Lehm verkittet waren. Sie gingen durch die schmale Thüre in eine dieser Wohnungen und fielen erschöpft zu Boden. In der Dunkelheit, welche der Mangel an Fenstern und ein dichter Rauch in der Hütte verbreiteten, konnten sie lange nichts unterscheiden; endlich bemerkten sie einige Bewohner, die sie mit starrem Blicke ansahen. Beatus näherte sich ihnen und schilderte die Verfolgungen, die er erduldet, weil er jenen Menschen einen einzigen Gott gepredigt, der mächtiger sei, als alle ihre Götzen; dann sagte er, wie er gekommen, bei ihnen eine Zufluchtsstätte gegen seine Dränger zu suchen. Die Bewohner der Hütte erwiederten dem Beatus und seinem Gefährten, daß der Gott, den sie anbeteten, sie nicht in dieses Land geführt hätte, wenn er ihr Leben hätte erhalten wollen; denn ein furchtbarer Drache verheere die ganze Gegend und zerreiße jedes lebendige Wesen, das sich ihm nahe; schon seien mehrere kühne Männer die Opfer dieses Wagnisses geworden, da sie das Land von dem Ungeheuer zu befreien suchten. Beatus richtete seine Augen, mit Thrä-

nen benetzt, gen Himmel und rief: „Großer Gott! würdige mich, deinen armen Knecht, deinen Namen zu verherrlichen, oder laß hier meine letzte Stunde sein!" Mit diesen Worten eilte er aus der Hütte und ließ sich den Aufenthaltsort des Drachen zeigen. Man bezeichnete ihm einen Berg, welcher mit dichtem Walde bedeckt war und dessen Felsspitzen sich im Thuner-See abspiegelten. Das Rauschen eines Wasserfalles sollte ihm zum Wegweiser dienen; wo er ihn tosen hörte, dahin sollte er seine Schritte lenken.

Durchdrungen von heiligem Schauer, stieg Beatus sogleich den steilen Berg hinan, welcher dem Drachen einen Schlupfwinkel darbot. Das Getöse des Wasserfalles ließ sich bald deutlich vernehmen und plötzlich sah er vor sich eine tiefe Höhle, aus welcher der Waldstrom schäumend hervorstürzte. Ohne Zaudern trat er hinein und war bald so weit vorgedrungen, daß er hinter sich kaum mehr die Oeffnung der Höhle erblickte, daß dichte Finsterniß um ihn her lag. Die Dunkelheit erschreckte ihn nicht, auf dem schmalen Steige, den ihm der brüllende Bach gestattete, ging er weiter über das spitzige Felsgestein, das oft seine Schritte hemmte. Am Ende der Höhle lag, im Felsen eingesenkt, ein See und der Hintergrund verschwand in undurchdringlichem Dunkel.

Beatus spähte um sich her, das Ungeheuer zu entdecken; da hörte er plötzlich außerhalb der Höhle Etwas, wie das Wehen eines gewaltigen Sturmes, unter welchem die Tannen des Waldes brächen. Bald darauf erschien der Drache; sein Rachen troff von Blut und rings um sich her verbreitete er einen erstickenden Qualm. Beatus, durchdrungen von Gottes Allmacht, geht dem Ungeheuer entgegen, und als dieses ihn erblickt, richtet es sich auf, schlägt seine Flügel, öffnet den furchtbaren Rachen und droht ihn zu verschlingen. Der Heilige fällt auf die Kniee und betet laut zum allmächtigen Gotte; da steht der Wurm festgebannt und zittert; und kaum hat Beatus das Zeichen des Kreuzes gemacht, so stürzt der Drache aus der Höhle, schwingt sich mit seinen breiten Flügeln in die Höhe und peitscht mit solcher Macht die Luft, daß der ganze Wald erzittert. Von da an war das Ungeheuer für immer verschwunden.

Die Bewohner des Thales, welche die Flucht des Ungeheuers gesehen, eilten in Schaaren ihrem Erretter entgegen; sie fanden ihn vor der Grotte in frommer Andacht auf den Knieen. Von Bewunderung

ergriffen, wollten sie ihm zu Füßen fallen und ihn wie einen Gott verehren, doch der heilige Mann erklärte ihnen, daß er nur das schwache Werkzeug sei, dessen sich der allmächtige Gott bedient habe, dieses Wunder zu verrichten. Er bat sie nur, sie möchten ihm die Grotte als Wohnstätte überlassen. Hier brachte er denn auch in Fasten und Gebet seine noch übrigen Lebenstage zu. Am Abend saß er auf dem schönen Rasen, von wo sein Auge von der Spiegelfläche des See's hinschweifte auf die eisigen Firnen der Alpen, und um ihn her die Hirten, welche herbeieilten, die lehrreichen Worte des frommen Mannes zu hören. Er erzählte ihnen von der Erschaffung der ersten Menschen, vom Sündenfall, von der Vertreibung aus dem Paradiese und der Erscheinung des Heilandes auf Erden. Es gelang ihm, die Sitten der Bewohner zu mildern; er lehrte sie den Acker bebauen und Netze für den Fischfang stricken.

Als er sein Ende herannahen fühlte, befahl Beatus seinem Schüler, seine sterbliche Hülle am Eingang der Grotte zu begraben und dann an diesem Orte zu wohnen. Nachdem er Gott für alle Lebenden und Todten gebeten, gab er in den Armen seines treuen Achates seinen Geist auf am 9. Mai 112, 90 Jahre alt.

Die Thalbewohner beweinten ihn und ehrten lange das Andenken an den gottesfürchtigen Mann. Achates vollzog pünktlich den letzten Willen seines theuren Lehrers, begrub seine Leiche an bem bezeichneten Orte und wohnte fortan in der Grotte, welche seit dieser Zeit die Beatushöhle genannt wird.

Die Völkerwanderung.

Etwa 400 Jahre nach der Geburt Christi fand eine große Wanderung der europäischen Völker statt, welche auch auf Helvetien eine verändernde Wirkung hatte, indem die aus Römern und Helvetiern bestehende Bevölkerung theils mit neuen Volksstämmen sich mischte, theils ganz verdrängt wurde.

Die Burgunder, ein deutscher Volksstamm, welcher auf dem rechten Ufer der Oder nördlich von der Warthe seine früheren Wohnsitze hatte, drangen über den Rhein in Stellen ein, welche durch Kriege verheert und vieler ihrer Bewohner beraubt waren, so daß es

ihnen ohne große Mühe gelang, sich in Besitz des Landes zu setzen. Sie waren ein kräftiges Naturvolk, empfänglich für das Gute und Wahre und von friedlicher Gesinnung. Nachdem sie eine Zeit lang am Rheine, in der Gegend von Worms, geherrscht hatten und zum Christenthum bekehrt worden waren, erhielten sie von dem römischen Kaiser durch einen Vertrag die Landschaften östlich und westlich vom Jura; also auch den westlichen Theil von Helvetien und den südöstlichen von Frankreich (436). Sie ließen die Bewohner des gewonnenen Landes im Besitze eines großen Theiles ihres Gutes, wohnten unter ihnen und behandelten sie nicht als Besiegte, sondern gaben ihnen ganz die gleichen Rechte, die sie unter sich hatten; ja sie nahmen sogar die Sprache von ihnen an. So verschmolzen nach und nach die alten Einwohner mit den Burgundern zu Einem Volke und aus diesem Grunde sprechen die Bewohner der westlichen Schweiz zum großen Theile heute die französische Sprache, welche sich im Laufe der Zeit aus der römischen gebildet hat.

Ein anderes Schicksal hatte die nordöstliche Schweiz, deren Nachbarn die rohen, kriegerischen Alemannen waren. Diese hatten schon im zweiten und den folgenden Jahrhunderten häufige Angriffe auf das römische Land gemacht, waren aber immer wieder zurückgeschlagen worden. Jede Niederlage steigerte ihre Eroberungslust und ihren Zorn gegen Alles, was römisch war. Endlich als die römischen Heere an andern Orten dem Eindringen anderer Volksstämme zu wehren hatten, gelang es ihnen, das Land zu erobern (etwa 450). Sie zerstörten und verwüsteten Alles, was ihnen Widerstand leistete, besonders alle Städte, welche sie ohne Ausnahme haßten; so auch Zürich. Der größte Theil der Einwohner wurde niedergehauen, ein anderer Theil flüchtete sich vor dem grimmigen Feinde in die Gebirge und die, welche übrig geblieben, wurden leibeigene Knechte der heidnischen Sieger. Ihre Sprache, eine deutsche Mundart, trat als Landessprache statt der bisherigen römischen auf und selbst der Name des Landes verschwand. Auch der äußere Anblick des Bodens veränderte sich wieder gewaltig; denn die Alemannen kannten kein Eigenthum, sie benutzten das Land unvertheilt als gemeinsame Viehweide (Allmend), und an der Stelle der unter Roms Herrschaft mit Sorgfalt angebauten Länderstrecken wucherten wieder dichte Waldungen empor, breiteten sich Sümpfe und Moräste aus und wilde Thiere, wie man sie nur noch in Einöden des

Nordens zu finden gewohnt war, fanden wieder einen willkommenen Tummelplatz. Was dem wilden Volke der Ertrag seiner Heerden nicht gewährte, das suchte es mit dem Schwerte in der starken Faust in fremdem Kriege oder auf Raubzügen zu gewinnen.

Ein anderes germanisches Volk, die Ostgothen, hatten etwa um das Jahr 500 unter ihrem trefflichen Könige Theodorich in Italien, dem südöstlichen Deutschland und der nordwestlichen Türkei ein Reich gegründet. Zu diesem Reiche gehörte auch der östliche Theil der heutigen Schweiz, damals Rhätien (Graubünden) genannt. Auch Genf und ein Theil des angrenzenden Frankreichs und Savoyens gehörten eine Zeit lang zu Theodorichs Reich, welches jedoch kaum ein halbes Jahrhundert bestand.

Die Franken, ein anderer deutscher Stamm, welcher am untern Rheine gewohnt hatte, drangen in das nördliche Gallien und eroberten es unter ihrem Könige Chlodewig. Sie kamen bald mit ihren Nachbarn, den Alemannen, in Streit und die Schlacht von Zülpich (in der Nähe von Cöln) brachte den Sieg auf die Seite Chlodewigs, der das Land der Alemannen wohl in Besitz genommen, wenn nicht Theodorich dem besiegten Volke seinen Schutz gewährt hätte. Vor der Schlacht hatte der heidnische Chlodewig gelobt, sich sammt seinem Volke taufen zu lassen, wenn der Gott seiner christlichen Gemahlin Clotilde, einer burgundischen Königstochter, ihm den Sieg verleihe. Als nun der Sieg errungen war, nahmen die Franken das Christenthum an. Chlodewigs Söhne eroberten auch das Land der Burgunder, sie unterjochten die Alemannen und entrissen den Ostgothen Rhätien und Genf, wodurch dann das ganze ehemalige Helvetien unter die Herrschaft der Franken kam.

Die Herrschaft der Merowinger.

Die Nachkommen Chlodwigs, nach einem ihrer Vorfahren Merowinger genannt, beherrschten ein weites Reich, welches, da noch keine Gesetze die Thronfolge bestimmten, bald von Einem Regenten regiert, bald in mehrere Theile getheilt wurde. Im Falle einer solchen Theilung fiel dann der östliche Theil von Helvetien an das Reich Austrasien,

und der westliche Theil des Landes an Burgund*) Schrecklich waren die Kämpfe, welche zwischen den einzelnen Reichen, zwischen den Gliedern derselben Familie losbrachen, Graus und Verwüstung verbreiteten sich im Gefolge dieser blutigen Kriege über alle Lande. Am fürchterlichsten tobten die Schrecken des Krieges, als die zwei Königinnen Brunhilde und Fredegunde in blinder Leidenschaft einander verfolgten. Brunhilde war die Gattin Siegberts von Austrasien, Fredegunde war seinem Bruder Chilperich von Neustrien vermählt. Jener benutzte die Abwesenheit seines Bruders, welcher gegen einen äußern Feind gezogen war, um sich in Besitz seines Reiches zu setzen, dafür aber ließ ihn Fredegunde während der Krönungsfeierlichkeiten meuchlings tödten und verfolgte seine Wittwe Brunhilde in unversöhnlichem Hasse. Viele, welche der verfolgten Frau sich annahmen, sanken unter dem Mordstahle ausgesandter Mörder; ja selbst ihren Stiefsohn Merowich, der ihren eigenen Kindern im Wege stand, verschonte die nach Herrschaft gierige Fredegunde nicht. Bald darauf war auch Chilperich, als er von einer Jagd zurückkehrte, ermordet, höchst wahrscheinlich auf Anstiften seiner Gattin, welche nach seinem Tode mit bluttriefender Hand als Vormünderin ihres viermonatlichen Sohnes Chlotar II. die Zügel der Regierung über Neustrien ergriff.

Beide Königswittwen boten nun alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel auf, sich einander zu verderben. Zweimal sandte Fredegunde je zwei Mörder mit Gift und Dolch gegen Brunhilde und deren Sohn Childebert aus; beide Mal jedoch wurde ihr Anschlag vereitelt. Zweimal suchte sie auf gleiche Weise den König Guntram von Burgund ums Leben zu bringen; jedoch ebenfalls vergebens. Nicht minder wüthete sie in ihrem eigenen Reiche, ja in ihrer eigenen Familie. Alle, welche ihr im Wege standen, ließ sie martern, blenden, hinrichten; sie wollte sogar ihre eigene Stieftochter Riguntbis, mit der sie in beständigem Streite lebte, dadurch tödten, daß sie ihr den schweren Deckel einer Truhe, aus welcher sie etwas herauszunehmen befohlen, auf den Kopf fallen ließ; doch auch das Gelingen dieser bösen That wurde durch zu Hülfe eilendes Gesinde vereitelt.

Brunhilde herrschte in Austrasien für ihren Sohn Childebert und

---

*) Nicht selten waren vier Reiche: Metz (Austrasien), Soissons, Orléans, Paris (Neustrien).

konnte nach dem Tode des burgundischen Königs Guntram sein Land für ihren Sohn gewinnen, welcher jedoch nicht lange dieser neuen Herrschaft genießen konnte, indem er in seinem 25. Jahre mit Hinterlassung zweier Söhne sein Leben beschloß. Theodebert, der eine dieser Söhne, erhielt Austrasien, der andere, Dietrich II., Orleans und Burgund. Von dieser Theilung ergriff Fredegunde den Anlaß zu einem Kriege gegen Brunhilde, in welchem sie zwar siegte, nach welchem sie aber bald starb, ohne für ihre Frevel gebüßt zu haben.

Durch ihre Herrschsucht hatte sich Brunhilde bald den Haß ihres Enkels Theodebert und seiner Edeln zugezogen und war genöthigt worden, bei ihrem jüngeren Enkel Dietrich von Burgund eine Zufluchtsstätte zu suchen. Um ihre Rache an ihren Feinden zu kühlen, stiftete sie diesen zum Kriege wider Austrasien auf. Theodebert wurde besiegt und gefangen und Brunhilde ließ den eigenen Enkel sammt seinen beiden Söhnen hinrichten. Schon dachte sie darauf, Fredegundens ganzes Geschlecht auszurotten, als Dietrich plötzlich starb und sie, eine achtzigjährige Frau, mit vier unmündigen Urenkeln allein in der Welt stand, entschlossen, noch einmal die Regierung des Reiches zu übernehmen. Allein die Franken waren der Regierung eines Weibes überdrüssig und ernannten (613) Chlothar II. von Neustrien zu ihrem Könige. Dieser zog herbei, besiegte die Brunhilde und nahm sie auf der Flucht gefangen. So war sie der ganzen Rache des Fredegundensohnes preisgegeben. Zwei ihrer Urenkel tödete Chlothar mit eigener Hand, den dritten schonte er, weil er ihn aus der Taufe gehoben, der vierte entkam durch die Flucht. Eine Versammlung der Franken saß über Brunhilde zu Gericht; sie ward zum Tode verurtheilt und Chlothar ließ die greise Königin drei Tage lang foltern, dann auf einem Kameel zur Schau im Lager herumführen und sie zuletzt, mit einem Arm und einem Bein an den Schweif eines wilden Pferdes gebunden, zu Tode schleifen und den Leichnam verbrennen.

Durch solche Gräuel und die verheerenden Kriege sank das Ansehen des Königshauses immer mehr, und als auch Muth und Tapferkeit unter seinen Gliedern seltner wurden, so daß sie das Reich gegen äußere Feinde nicht mehr zu schützen vermochten, ging ihre Macht bald an die obersten Beamten des Reiches, die sogenannten Hausmeyer über. Schon Pipin von Heristall hatte sich eine große Macht beigelegt, welche sein Sohn Karl Martell noch vergrößerte, bis es endlich Pipin, dem

Kleinen, gelang, den letzten Merowinger Childerich III. vom Throne zu stoßen, und sich mit der Zustimmung des Papstes zum Könige der Franken zu machen (752).

Karl der Große.

Pipin hatte mit starker Hand über die Franken geherrscht und nachdem er die Herrschaft seiner Familie gesichert und seine beiden Söhne, Karl und Karlmann, zu seinen Erben eingesetzt hatte, starb er. Nach seinem Tode wurde seiner Verordnung gemäß das Reich getheilt, Karl erhielt den nördlichen, Karlmann den südlichen Theil desselben. Dieser starb jedoch bald, und mit Hintansetzung seiner Söhne wählten die Großen seines Reiches Karl'n zu ihrem Könige, so daß dieser nun das ganze fränkische Reich allein beherrschte.

Karl war von hohem Wuchse; seine großen lebhaften Augen blickten wohlwollend umher, brannten aber wie flammendes Feuer, wenn er zürnte. Seine Nase, etwas groß und gebogen, sein schwarzes, wallendes Haar gaben seinem Gesichte einen Ehrfurcht gebietenden Ausdruck. Er war mäßig in Speise und Trank und verabscheute die Trunkenheit an Jedermann aufs Aeußerste. Sich der Speise zu gewissen Zeiten gänzlich zu enthalten, kam ihm jedoch schwer an; denn, so klagte er oft, Fasten sei dem Körper schädlich. Gastmähler fanden an seinem Hofe selten statt, nur an Festtagen, dann aber mochte er recht viele Menschen um sich sehen. Sein tägliches Mahl bestand nur aus vier Gerichten mit Ausnahme des Bratens, den die Jäger an den Bratspießen aufzutragen pflegten, und den er lieber aß, als jede andere Speise. Während des Mahles hörte er gern Saitenspiel und Gesang, oder einen Vorleser von Geschichten und Thaten alter Helden. Wein trank er wenig, über Tisch nur dreimal. Im Sommer pflegte er nach dem Mittagessen Obst zu genießen und einmal zu trinken, sodann Kleider und Schuhe abzulegen, wie er des Nachts zu thun gewohnt war, und zwei oder drei Stunden zu ruhen. Dagegen war sein Nachtschlaf unruhig, daß er vier bis fünfmal nicht allein erwachte, sondern sogar aufstand und den Schlaf unterbrach. Während des Ankleidens unterhielt er sich nicht nur mit Freunden, sondern er ließ auch Streitende vor sich kommen und fällte sogleich das Urtheil.

Seine Kleidung war die vaterländisch-fränkische Tracht und wenig von der des gemeinen Volkes verschieden. Auf dem Leibe trug er ein leinenes Hemd, von seinen Töchtern gesponnen und gewebt, darüber ein Wamß, von einer seidenen Leibbinde zusammengehalten, und lange Beinkleider, an den Füßen Strümpfe und Schnürschuhe; im Winter verwahrte er Schultern und Brust noch durch eine Weste aus Otterfellen. Stets war er mit dem Schwerte umgürtet, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber war. Nur bei großen Festlichkeiten zeigte er sich in königlicher Pracht, in einem mit Gold durchwirkten Kleide, in einem mit einer Goldspange zusammengehaltenen Mantel, in prächtigen Schuhen und mit einem mit Gold und Edelstein geschmückten Diadem. Er war ein Feind aller Kleiderpracht, und als einst seine Hofleute anfingen, sich in Seide zu kleiden, stellte er sogleich beim schlimmsten Wetter eine Jagd an, auf welcher die schönen Kleider ganz verdorben wurden.

Karl hegte eine tiefe Verehrung vor der Wissenschaft und hatte sich mit einem Kreise ausgezeichneter Gelehrter umgeben, mit welchen er einen traulichen Umgang pflegte. Er selbst lernte fertig lateinisch sprechen und brachte es im Griechischen dahin, daß er ein Buch verstehen konnte. Besonders fleißig las er die Schriften der Kirchenväter Hieronymus und Augustinus, deren beredter Ausdruck ihn zum Ausrufe vermochte: „Ach, daß ich nur zwölf solcher Männer in meinem Reiche hätte!" worauf Alkuin, einer seiner gelehrten Freunde, antwortete: „Der Schöpfer des Himmels und der Erden hat deren nur zwei gehabt, und du verlangst zwölfe!" — Eine besondere Sorgfalt widmete Karl der Ausbildung der deutschen Sprache, für die er eine Grammatik herausgeben ließ; auch ließ er deutsche Heldenlieder sammeln und die deutschen Namen unserer Monate rühren von ihm her. Sie hießen ursprünglich: Wintarmanoth, Hornung, Lenzinmanoth, Ostar-, Winne-, Brach-, Heuvi-, Aran-, Witu-, Windume-, Herbist-, Heilagmanoth. Und wie er selbst die Bildung liebte, so suchte er sie auch in seinem weiten Reiche zu verbreiten; überall gründete er Schulen und verbesserte die bestehenden, eine Wohlthat, welche auch ein Theil der zürcherischen Schulen ihm zu danken hat. Er besuchte selbst die neu eingerichteten Anstalten, um durch seine Gegenwart den Eifer der Lehrer und Schüler anzuspornen, und belobte die Fleißigen und tadelte die Trägen. Selbst im vorgerückten Alter bemühte er sich, das

Schreiben zu erlernen und hatte überall eine Schreibtafel unter seinem Kopfkissen, um in müßigen Stunden seine Hand zu üben; aber die zu spät angefangene Uebung wollte nicht recht gelingen.

Die Religion war ihm Herzenssache; die Kirche besuchte er unverdrossen Morgens und Abends, oft auch, wenn er gesund war, in nächtlicher Stunde. Was er als Wahrheit in dem Christenthume erkannt hatte, suchte er von den im Laufe der Zeit hinzu getretenen Verunstaltungen zu reinigen; so ließ er auf einer Synode zu Frankfurt erklären, daß die Bilder ein bloßer Schmuck der Kirche, daß aber ihre Verehrung überall in seinem Reiche zu verbieten sei. Seine Wohlthätigkeit erstreckte sich nicht bloß auf seine Unterthanen, sondern seine Almosen gingen weit übers Meer nach fernen Ländern überall hin, wo er von nothleidenden Christen hörte. Mit heiligem Eifer sorgte er für die Verbreitung des Christenthums und sicherte durch Errichtung vieler Bisthümer und Klöster demselben eine bleibende Stätte mitten unter Völkern, welche er kaum mit den Waffen in der Hand bezwungen hatte, und die noch kurz vorher im finstersten Heidenthum befangen waren. Er besiegte die Sachsen, ein kräftiges deutsches Volk, welches oft die Grenzen seines Reiches beunruhigte, und stiftete in ihrem Lande eine Menge von Kirchen und Klöstern, von welchen Christenthum und Gesittung über das Land sich verbreiteten. Mit Ruhm kämpfte er in Spanien gegen die Mauren und es gelang ihm, die Grenze seines Reiches bis an den Ebro zu erweitern, und nachdem er noch andere Feinde bezwungen, beherrschte er einen Theil von Spanien, ganz Frankreich, die Niederlande, Deutschland, die Schweiz, halb Italien und einen Theil von Ungarn. Sein mächtiges Frankenreich erstreckte sich vom Ebro im Westen bis zur Theiß und der Oder im Osten, von dem Kanal, der Nordsee, der Eider und der Ostsee im Norden bis zum Mittelmeer und der Tiber im Süden. Dieses weite Reich wurde nach alt-fränkischer Weise in Gaue*) getheilt und über jeden derselben ein Graf (Gaugraf) gesetzt, welcher Recht und Gerechtigkeit handhaben, Ruhe und Ordnung halten, Steuern erheben, und wenn es der König befahl, die bewaffnete Mannschaft anführen mußte. An den stets noch

---

*) Die Schweiz enthielt den Thurgau, von welchem sich später der Zürichgau lostrennte, den rhätischen Gau, den Aargau, den Waadtgau und später noch den Wallisergau und andere.

bedrohten Grenzen war Karl genöthigt, mehrere Gaue in eine Mark zu vereinigen, über welche je ein mit größerer Macht ausgestatteter Grenz- oder Markgraf gesetzt wurde. Um diese Grafen zu beaufsichtigen, kamen jährlich viermal königliche Sendboten in jeden Gau, welche die Handlungen derselben prüften und dem Könige darüber Bericht zu erstatten hatten. Jeder Gau zerfiel wieder in Cente, deren jeder die Güter von hundert Freien umfaßte und unter einem eigenen Centgrafen stand. Die Würde der Herzoge wurde abgeschafft, weil sie sich oft dem königlichen Willen widersetzten, und die Gaugrafen ernannte Karl aus seinen Getreuen.

Ueberall in seinem großen Reiche war der große Frankenkönig bemüht, Wohlstand zu verbreiten. Durch Hebung des Ackerbaues und der Gewerbe ist ihm auch in Helvetien manch neue Einrichtung in dieser Hinsicht zu verdanken; so war er es, der in diesem Lande die Anpflanzung des Weines versuchte*) und mehrere Gegenden durch Versetzung der von ihm überwundenen Sachsen bevölkerte.

Nachdem Karl den Titel eines römischen Kaisers durch die Krönung des Papstes in Rom angenommen, regierte er noch vierzehn Jahre. Sein liebster Aufenthalt war zu Ingelheim und Aachen, und nachdem er mehrere seiner Söhne durch den Tod verloren hatte, blieb ihm sein Sohn Ludwig als einziger Erbe. Als Karl seine Kräfte abnehmen und sein Ende herannahen fühlte, berief er die Großen seines Reiches nach Aachen, und nachdem er sie ermahnt, seinem Sohne treu zu bleiben, ging er im kaiserlichen Schmucke in die Kirche, wo er eine goldene Krone hatte auf den Altar legen lassen. Mit tiefer Andacht verrichtete er sein Gebet; dann ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volke, Gott zu fürchten und zu lieben, die Kirche zu beschützen, gegen seine Geschwister ein liebender Bruder zu sein, sein Volk wie seine Kinder zu lieben, den Armen Trost und Hülfe zu gewähren, getreue und gottesfürchtige Beamte anzustellen, keinen Menschen ungerecht zu bestrafen, sich überhaupt vor Gott und Menschen unsträflich zu erhalten. „Willst du dieß Alles erfüllen, mein lieber Sohn?" fragte zuletzt der tief ergriffene Greis. Ludwig versprach es in Thränen. — „Nun, so setze dir die Krone selber auf und erinnere dich stets deines

*) Wein war schon zu den Zeiten der Römer an verschiedenen Orten der Schweiz, bestimmt am Genfersee angepflanzt worden.

Versprechens!" — Ludwig that wie der Vater befahl und alles Volk brach in den Jubelruf aus: „Das ist Gottes Wille."

Nach einem halben Jahre, welches der greise Kaiser trotz seiner Altersbeschwerden in voller Thätigkeit verbrachte, wurde er von einem hitzigen Fieber überfallen, und als er am siebenten Tage seiner Krankheit das heilige Abendmahl genossen hatte, und am Morgen des achten Tages die Nähe des Todes fühlte, hob er seine rechte Hand empor und machte über Stirne, Brust und Füße das Zeichen des Kreuzes. Dann streckte er beide Hände aus, faltete sie über der Brust und sang, die Augen schließend, mit leiser Stimme: „In deine Hände befehle ich Vater meinen Geist." — Also starb Karl der Große im 72. Jahre seines thatenreichen Lebens, im 47. seiner ruhmvollen Regierung 814.

Eine Sage von Karl führt uns nach Zürich, wo er sich oft aufgehalten haben soll und wo, wenn auch aus späterer Zeit, sein Bild an dem großen Münster seine Verdienste um die Stadt und das ganze Land den spätesten Geschlechtern verkündet.

Im Jahre 800 befand sich Karl in seinem prächtigen Palaste auf dem Lindenhof. In der Nähe der Limmat ließ er eine Säule errichten und mit einer Glocke versehen, damit ein Jeder, welcher seinen richterlichen Entscheid in irgend einer Sache begehre, dieselbe anziehen möge. Zwei Wächter waren dabei aufgestellt. Eines Tages vernahm der Kaiser den Klang der Glocke, und da Niemand angemeldet wurde, fragte er, wer die Glocke geläutet habe. Die Wächter hatten auch das Läuten gehört, aber keinen Menschen die Schnur anziehen sehen. Die Glocke ertönte zum zweitenmale und abermals fragte der Kaiser, wer geläutet habe, und als man ihm dieselbe Antwort gab, wie vorher, wurde er unwillig und befahl, daß die Wächter von heimlicher Stätte den frechen Läuter erlauern sollten. Die Glocke erscholl zum drittenmale und noch ungestümer, wie früher. Da erblickten die Diener eine Schlange, welche sich zur Glocke emporwand und dieselbe läutete. Sie berichteten das, was sie gesehen, dem Kaiser, welcher erstaunt auf den Platz eilt, und hier am Fuße der Säule eine mächtige Schlange erblickt. Kaum hat sie den Kaiser erblickt, so richtet sie sich auf, neigt sich demüthig vor ihm und eilt zum Limmatstrome. Karl folgt ihr bis zum schilfigen Gestein am Ufer des Flusses und findet da über

ihrem Neste mit Eiern eine große giftige Kröte ausgebreitet, auf welche die Schlange jetzt ihr flammendes Auge richtet. Schnell befiehlt Karl das giftige Thier zu fangen und zu tödten, worauf die Schlange von ihrem Eigenthume wieder freudig Besitz nimmt. Des andern Tages, als Karl, umgeben von seinem glänzenden Gefolge, beim Mittagsmahle sitzt, springen plötzlich die Flügelthüren auf und herein windet sich zum Erstaunen und Schrecken aller Anwesenden die große Schlange, schwingt sich empor, löst den Deckel eines goldenen Pokals auf der Tafel und senkt einen funkelnden Edelstein in denselben. Dann neigt sie nochmals das Haupt dankbar gegen den Fürsten und eilt durch die Thüre des Saales wieder von dannen. Karl hebt seine Hände voll Dankes gegen Gott empor, der durch dieses gefürchtete Thier ihn an sein hohes Richteramt gemahnt, und zur Erinnerung an diese Begebenheit soll auf sein Geheiß an der Limmat die prachtvolle Kirche des Großmünsters gebaut worden sein.

Die Verbreitung des Christenthums in Helvetien.

Die größte Wohlthat, welche Helvetien während der fränkischen Herrschaft erfuhr, war die Verbreitung des Christenthums, die von gottbegeisterten Männern aus fernen Ländern ausgeführt wurde. Die Insel Irland war von den Stürmen der großen Völkerwanderung verschont geblieben und hier bildeten sich in klösterlicher Zurückgezogenheit die Männer, welche, tief ergriffen von ihrem göttlichen Berufe, hineilten zu den heidnischen Völkern, ihnen das Evangelium des Welterlösers zu bringen. Solche Glaubensboten kamen auch nach Helvetien zu den heidnischen Alemannen, und ihren Bemühungen gelang es, das Licht des Christenthums unter ihnen zu entzünden und dadurch den Grund zu einem neuen Leben zu legen. Fridolin, Kolumban und Gallus waren die bedeutendsten unter diesen Aposteln und die Geschichte überliefert uns von ihnen folgende fromme Sagen.

1. Fridolin.

Fridolin, der Sohn eines Königs in Irland, verließ die Heimat und ging über das Meer nach Frankreich, Burgund und andern Ge-

genden, das Christenthum zu predigen. Er kam zuerst zu dem frommen Bischofe Hilarius von Poitiers, errichtete hier mit der Einwilligung des Frankenkönigs ein Kloster, und, nachdem er wieder weiter gezogen, veranlaßte er den Bau vieler Kirchen in Lothringen, Straßburg und Chur. Endlich gelangte er an den Rhein, da wo heutzutage Seckingen anmuthig am Fuße des Schwarzwaldes liegt, und wollte sich ansiedeln; aber die Einwohner wehrten ihm dieß, und als Fridolin sich deßhalb an den König der Franken wandte, schenkte ihm dieser die Gegend um Seckingen zum Eigenthum. Nun errichtete er ein Kloster für Frauen und predigte und lehrte in demselben bis an das Ende seines Lebens.

Das Kloster Seckingen vermehrte seine Besitzthümer durch Schenkungen frommer Leute, und unter diesen waren auch zwei Brüder, die edeln Herren Urso und Landulph. Beide waren kinderlos und Urso schenkte dem frommen Fridolin mit Zustimmung seines Bruders seinen Antheil an dem hohen Alpenthale Glaris. Urso starb bald nachher. Nun wollte der überlebende Landulph jenes dem Kloster geschenkte Land an sich ziehen und da Fridolin seine Ansprüche darauf behauptete, so verklagte ihn jener bei dem Grafen Baldebert. Fridolin erschien vor dem Richter und da er keine Zeugen für die Richtigkeit seiner Ansprüche hatte, so wurde ihm auferlegt, solche beizubringen. „Ich will sie bringen,“ sprach der fromme Mann und ging an das Grab des Urso und rief laut vor der versammelten Menge: „Im Namen des Gottes, der über Todte und Lebendige herrschet, stehe auf, Urso, und zeuge für deine Schenkung!“ Und siehe, das Todtengerippe stand auf und folgte ihm vor das Gericht nach Rankwyl, welches aus 15 Grafen bestand. Da trat es vor seinen Bruder Landulph und sagte: „Warum störst du mich in meiner seligen Ruh und beraubest mich des Gnadenlohnes für meine Schenkung, die ich zur Ehre Gottes gemacht?“ Da erschrak Landulph und ließ nicht nur des Bruders Erbtheil dem Gotteshause, sondern fügte auch noch das seinige hinzu. Darum führen die Glarner in ihrem Landeswappen das Bild Sankt Fridolins.

2. Columban und Gallus.

Diese beiden eifrigen Verbreiter des Evangeliums kamen auch aus Irland, wo zu Bankor Abt Kamogell gegen 3000 Mönche in vielen Klöstern vereinigt hatte, um dem Gebete, der Bibelforschung, dem

Feldbau und den Wissenschaften obzuliegen. Viele von diesen frommen Männern zogen in fremde Länder als Glaubensboten und unter ihnen Kolumban mit zwölf Jüngern, von denen der vorzüglichste Gallus war. Sie kamen nach Frankreich und das Haupt der Apostel gründete auf der Höhe, welche Lothringen von Burgund trennt, drei Klöster, welche er mit Burgundern und Franken bevölkerte. Diese mußten nach einer festgesetzten Regel leben und sollten dermaleinst als Lehrer und Priester bei ihren Völkern auftreten. Nachdem Kolumban hier zwanzig Jahre zum Segen des Volkes gewirkt hatte, vertrieb ihn die grausame Königin Brunhilde, deren zügelloses Leben er scharf getadelt hatte, und zwang ihn, sich in Nantes auf ein Schiff zu begeben, das ihn in seine Heimat bringen sollte. Ein widriger Wind hielt das Schiff ab, auszulaufen und Kolumban entschloß sich, nach Oberitalien zu ziehen, um dort sein heiliges Werk fortzusetzen. Er ging mit seinen Gefährten nach Mainz und von da den Rhein hinauf an die Limmat, da wo dieser Fluß sich in den Zürchersee ergießt. Hier lag Wangen in der Nähe von Tuggen, und da die Gegend anmuthig und noch von Heiden bewohnt war, beschloß Kolumban hier sein Werk der Bekehrung zu beginnen. Allzugroßer Eifer trieb den feurigen Prediger an, daß er und seine Jünger die Opfer, welche die Bewohner ihrem Götzen darbrachten, in den See warfen und den Brand in den Tempel schleuderten. Dieß erregte den Zorn der Leute von Tuggen, sie verjagten den Kolumban und wollten den Gallus ermorden, denn sie sagten: „Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter bis dahin mit Regen und Wärme reichlich versehen, wir wollen sie nicht verlassen, sie regieren wohl.“ So flohen die Glaubensboten aus dem Lande und kamen nach Arbon, wo ein christlicher Lehrer ihnen in der Nähe der von den Alemannen zerstörten Stadt Bregenz einen Ort zur Niederlassung anwies. Sie fingen an, das Land urbar zu machen, Bäume zu pflanzen und Gärten anzulegen, und predigten den heidnischen Bewohnern der Umgegend das Evangelium. Ihre Predigten fanden bei Vielen aus dem Volke geneigte Aufnahme, so daß sie es endlich wagten, auch hier die Götzenbilder zu zerschlagen und die Opfer in den See zu werfen. Durch diese That beleidigt, verklagten diejenigen, welche den alten Götzen anhingen, den Kolumban bei dem Herzoge des Landes, welcher denselben aus jenen Gegenden wegziehen hieß. Um so eher befolgte der Verwiesene diesen Befehl, da ihm zwei

seiner Begleiter von den Unbekehrten erschlagen worden waren. Er nahm nun seinen Weg ins Gebirge, wo er seinen Gefährten Sigisbert, der unweit von den Quellen des Rheins das Kloster Dissentis stiftete, zurückließ, und zog weiter nach Italien. Hier gründete er selbst bei den Longobarden ein Kloster, in welchem er nach Verfluß eines Jahres starb. Der ehrwürdige Greis hatte 90 Jahre gelebt und wurde nach seinem Tode als Heiliger verehrt; so sehr bewunderte man den rastlosen Eifer für seinen hohen Beruf und die Selbstverläugnung, welche ihn sein langes, segensreiches Leben hindurch erfüllt hatten.

Als Kolumban abreiste, mußte Gallus, von heftigem Fieber überfallen, in Arbon zurückbleiben; ihm zur Pflege blieb sein Freund Mang bei ihm. Kaum genesen, sehnte er sich nach der gewohnten Lebensweise und Beschäftigung, und suchte eine Stätte, wo er sich derselben ganz hingeben konnte. Er kam in die Gegend, wo das Flüßchen Steinach von einem Felsen stürzt, und da er hier in die Dornen fiel, so hielt er dieß für einen Wink des Himmels, daß er hier bleiben solle. Mang und Theodor folgten ihm in die Wildniß, und ohne auf die Gefahren zu achten, welche ihnen von den reißenden Wölfen und Bären jener Gegend drohten, reuteten sie den Wald aus, und bauten eine Hütte, um die sie einen Garten anlegten. In stiller Zurückgezogenheit lebten hier die Freunde in frommer Betrachtung des Göttlichen und nährten sich von einer kleinen Heerde, den Fischen des Flüßchens und dem Wilde des Waldes, der noch dicht über jener Gegend sich ausbreitete. Zu derselben Zeit nun erkrankte die Tochter des Herzogs, welcher über jene Lande herrschte, und da man die Krämpfe, an denen sie litt, einem bösen Geiste zuschrieb, so wollte man den Gallus holen, auf daß er denselben beschwöre. Der fromme Mann aber wollte so wenig das Ansehen eines Wunderthäters sich erwerben, daß er aus seiner Zelle tief ins Gebirge floh. Vergebens suchte er sich hier zu verbergen; sein Aufenthalt wurde entdeckt, und er beredet, die Bitte des bekümmerten Vaters zu erhören. Seine Gebete trösteten die Kranke und sie genas. Aus Dankbarkeit wollte der Herzog den Retter seiner Tochter zum Bischof von Konstanz erheben und ihm große Geschenke machen. Gallus schlug jedoch jene ihm zugedachte Würde aus und nahm von den Geschenken nur ein Almosen für die Armen. Kurz darauf schenkte der König selbst den frommen Einsiedlern die Wildniß, welche sie urbar gemacht, als Eigenthum, und bald erhoben sich da,

wo wilde Thiere auf den friedlichen Wanderer gelauert hatten, ein Bethaus und mehrere Hütten, und ein blühender Acker deckte die Fläche, wo einst dicht verschlungener Wald den wärmenden Strahlen der Sonne den Eingang gewehrt hatte. Diese seine Schöpfung gewann Gallus so lieb, daß er abermals eine hohe Würde ausschlug, zu der er berufen werden sollte. Er betrieb nun mit vollem Eifer das Bekehrungswerk an den Einwohnern des Landes, und so groß war die Achtung vor seiner Tugend, so groß der Eindruck seiner begeisterten Predigt, daß es ihm gelang, die Götzenbilder zu zertrümmern und der wahre Apostel unter den Alemannen zu werden.

Außer diesem hohen Verdienste, welches Gallus sich erwarb, legte er auch den Grund zum unvergänglichen Ruhme des späteren Klosters St. Gallen, indem er eine Schule gründete, aus welcher begeisterte Glaubensboten und Lehrer hervorgingen. Seine Jünger wohnten klösterlich beisammen und hielten fest an der Lebensregel: Bete und arbeite. Gottesdienst und Gebet wechselten ab mit Handarbeit und Unterricht. Sichtlich gedieh das segensreiche Werk, dem Gallus 26 Jahre seine Kraft und Sorgfalt weihte. Mitten in seinem heiligen Berufe starb er, 95 Jahre alt (etwa 650) zu Arbon, wo er während einer Predigt von einem heftigen Fieber überfallen worden war. Seine Jünger brachten die theure Leiche nach seiner Zelle und begruben sie hier in Gegenwart einer zahllosen Menge herbeigeströmten Volkes. Das Grab des frommen Mannes wurde eine Wallfahrtsstätte für die gläubige Menge, welche einen Mann von einem so heiligen Wandel für einen Heiligen, für den besten Fürsprecher bei Gott hielt. Sein Andenken zu verewigen, gaben seine Jünger dem Wohnsitze den Namen St. Gallen und wählten Mang zu ihrem Vorsteher. Dieser aber ging bald als Glaubensbote nach Schwaben, nachdem sein Freund Theodor das Kloster zu Kempten gegründet hatte.

St. Gallen blühte durch zahlreiche Vergabungen herrlich empor, und blieb lange Zeit der Wohnsitz christlicher Gesinnung und Tugend; seine Schule wurde der Mittelpunkt, von welchem Gesittung und Bildung sich über einen großen Theil von Europa verbreitete. Unter den spätern Vorstehern und Bewohnern des Klosters zeichneten sich besonders aus Ratger, Werinbert, Hartmut, Iso, Rapert, Notker von Elgg, Tutilo, Notker Labeo ꝛc. ꝛc.

Zürich.

Da, wo die Limmat aus dem schönen klaren See fließt und das wilde Waldwasser der Sihl aufnimmt, soll zu den Zeiten der Römer im Gaue der Tiguriner eine Stadt Turegum oder Turicum gestanden haben. Auf der Anhöhe am linken Ufer des Flusses, wo jetzt der Lindenhof ist, erhob sich die Burg des römischen Befehlshabers, von welcher herab er die Stadt und den Gau beherrschte. Unter der Herrschaft des römischen Kaisers Diocletian erging (298 n. Chr.) der Befehl, daß im ganzen Reiche nur die alten Götter verehrt und Alle, welche andere Götter anbeten, strenge bestraft werden sollten. Um nun die Anhänger anderer Religionen, besonders des Christenthums, zu entdecken, errichtete man Altäre, an denen man den heidnischen Göttern opfern sollte. Deß weigerte sich ein Theil einer römischen Legion, welche in Helvetien stand und welche man ihres vorigen Standplatzes*) wegen die thebäische nannte. Alsbald wurde der Befehl gegeben, Alle niederzuhauen; und Alle, den Anführer an der Spitze, gingen freudig in den Tod für ihren Glauben. Das gleiche Schicksal theilten ihre Genossen Ursus, Victor und Vinzentius in Solothurn, und auf dem Lindenhof in Zürich wurden die zwei Geschwister Felix und Regula sammt ihrem Freunde Exuperantius hingerichtet, weil sie ungeachtet des römischen Befehls fortfuhren, das Christenthum zu bekennen und zu verbreiten. Nach der Hinrichtung sollen sie, wie die heilige Sage erzählt, ihre Häupter bis auf den Hügel getragen haben, wo heutzutage auf dem rechten Ufer des Flusses die Großmünsterkirche steht; wahrscheinlich ist es, daß ihre heimlichen Freunde und Mitchristen sie hier begruben. Sie wurden später die Schutzheiligen der wiedererstandenen Stadt, welche von den eingedrungenen Alemannen, wie wir oben gehört, in einen Schutthaufen verwandelt worden war.

Zuerst erhob sich wieder eine Burg, welche den Hügel des Lindenhofs und einen Theil der heutigen Stadt auf dem rechten Ufer der Limmat in sich schloß, und wo ein alemannischer Gaugraf wohnte, der über die beiden auch auf dem rechten Ufer des Flusses neu entstan-

*) Thebais ist der Name für Oberägypten.

denen Dörfer, das Ober- und Niederdorf, sowie über die ganze Umgegend herrschte. Als dann das Christenthum Eingang gefunden hatte, da hielten es viele reiche Männer für die schönste That, welche ihnen Gottes Wohlgefallen erwerben könne, wenn sie Kirchen oder Klöster baueten und dieselben mit ihren Gütern beschenkten. Ein solcher Mann war auch der fränkische Herzog Rupprecht, welcher in der Umgegend von Zürich große Ländereien besaß. Er faßte den Entschluß, in der Stadt oder nahe bei derselben eine neue Kirche zu bauen. Welcher Ort konnte sich nun zur Ausführung seines Entschlusses besser eignen, als die Stelle, wo jene ersten Bekenner des Christenthums, die Märtyrer Felix und Regula begraben lagen? Ueber dem Grabe derselben erhob sich bald eine Kirche, in welcher Chorbrüder zu bestimmten Zeiten des Tages und der Nacht zu beten und zu singen verpflichtet waren. Diese Kirche war der erste Schritt zur Gründung der nachher so berühmt gewordenen Stadt Zürich und der Mittelpunkt, von welchem Gesittung und religiöser Trost über die Umgegend ausging. Was Herzog Rupprecht begonnen hatte, das wurde von Karl dem Großen vollendet, welcher oft sich zu Zürich am schönen See aufgehalten haben soll. Er erweiterte und verschönerte die Felix- und Regula-Kirche, den heutigen Großmünster, und beschenkte sie reichlich mit Weinbergen, Fischereien, Mühlen und Zehnten, auf daß die Chorherren, frei von Nahrungssorgen, um so eifriger ihrem hohen Berufe sich hingeben konnten. So ward Karl der Wohlthäter Zürichs, dessen Dank er sich in so hohem Grade erwarb, daß zu seinem Andenken die Stiftsschule den Namen Carolinum erhielt und der Karlstag noch lange als ein ausgezeichneter Festtag gefeiert wurde. Später wurde auch an einem Thurme das Bild Kaiser Karls angebracht, wie er auf dem Throne sitzt, das Schwert auf dem Schooße, die Krone auf dem Haupte.

Karls Enkel, Ludwig der Deutsche, liebte wie sein Großvater die schöne Gegend von Zürich und da seine Töchter Hildegarde und Bertha sich für ein frommes Klosterleben bestimmt fühlten, so erbaute er auf dem linken Ufer der Limmat, dem Großmünster gegenüber, den Frauenmünster sammt einem Kloster zu Ehren der ehrwürdigen Märtyrer Felix und Regula. Alles Eigenthum, welches der König in Zürich besaß, wurde dem neuen Frauenstift geschenkt, zudem noch seine Güter im Lande Uri und der Hof Cham im Lande Zug; so daß weit und breit kein reicheres Frauenkloster anzutreffen war, als die Fraumünster-

abtei in Zürich. — Hildegarde war die erste Aebtissin, ihr folgte ihre Schwester Bertha und auf diese gelangte manch edle Frau zu dieser hohen Würde, deren Besitz von hohen Rechten begleitet war. Die Aebtissin des Fraumünsters regierte Land und Leute*) nah und fern, und erkannte nur den König als ihren weltlichen Herrn. Die Regierung wurde durch einen eigenen Vogt, alle Schuldsachen durch einen Schultheißen, welche die Aebtissin ernannte, verwaltet. Das Recht, Münzen zu schlagen, Maß und Gewicht zu bestimmen, lag auch für einen weitern Kreis, als den der Stadt, in den Händen der Aebtissin, die außerdem von vielen nach Zürich gebrachten Waaren Zölle beziehen ließ und der Stadt das Marktrecht verschaffte.

So bestand die Stadt Zürich aus drei Theilen: aus der Burg, welche die eigentliche Stadt genannt werden konnte, aus dem Theile, welchen der Großmünster und endlich aus demjenigen, welchen der Fraumünster regierte.

Als gegen das Ende der Herrschaft der Karolinger die wilden heidnischen Magyaren aus Ungarn Raubzüge durch das deutsche Reich unternahmen, wurde auch Helvetien manchmal der Schauplatz wilder Plünderung und Verwüstung, ohne daß der deutsche Kaiser die Kraft gehabt hätte, für die Zukunft solche Heimsuchungen unmöglich zu machen. Da gelangte Heinrich, der Finkler, Herzog der Sachsen, auf den Thron (919) und trat mit Klugheit und Kraft dem wilden Räubervolke entgegen. Die Dauer eines geschlossenen Waffenstillstandes benutzte er, nicht nur ein tapferes, in den Waffen geübtes Heer zu schaffen, sondern auch viele feste Burgen im ganzen Reiche anzulegen. Er hatte nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Ungarn nur das flache Land verheerten, an den festern Schlössern aber aus Mangel an Kenntniß der Belagerungskunst vorüberzogen. Deßhalb umgab er die größeren Ortschaften mit Mauern und Gräben und suchte sie mit tapferen Leuten zu bevölkern; hinter den Mauern sollten dann die Bewohner des Landes in Zeiten der Gefahr eine sichere Zufluchtsstätte finden. Aber die Deutschen waren so sehr an das Leben auf dem freien Lande gewohnt, daß Heinrich seinen Zweck theils durch Zwang, theils nur dadurch erreichen konnte, daß er den Bevölkerungen der

*) Die der Abtei unterthanen hörigen Leute führten von der heiligen Regula, der besonderen Patronin des Fraumünsters, den Namen Regler.

neuen Burgen oder Städte große Rechte und Freiheiten zugestand. Auf diese Grundlage bildete sich im Laufe der Zeit allmälich ein neuer Stand im Reiche, der freie Bürgerstand. Der große Kaiser, welcher sich durch diese Einrichtung den ehrenvollen Namen des Städtegründers erwarb, erreichte seinen Zweck; ja es gelang ihm sogar nach abgelaufenem Waffenstillstande die Magyaren bei Merseburg fast bis zur Vernichtung zu schlagen. — Nicht unwahrscheinlich ist es, daß auch Zürich unter diesem Herrscher oder seinen nächsten Nachfolgern mit Mauern umgeben wurde, welche die wichtigsten Theile der heutigen Stadt einschlossen, und daß dadurch der Name der Stadt eine umfangsreichere Bedeutung erhielt; der Anfang städtischer Einrichtung liegt aber weit vor dieser Zeit.

Luzern.

Am Fuße des Pilatus, dem Rigiberge gegenüber, wo die Reuß den Vierwaldstättersee verläßt, lag ein alter Ort Luzern. Wann die erste Gründung menschlicher Wohnungen hier geschah, ist unbekannt, wahrscheinlich aber, daß bald, nachdem die Römer den Paß über den Gotthard gefunden, hier am Eingange der wichtigen Straße eine Niederlassung gegründet wurde. Manche glauben auch, daß Luzern schon eine der Ortschaften gewesen sei, welche von den alten Helvetiern vor ihrem Auszuge nach Gallien zerstört wurde. Zuverläßiges läßt sich weder über die Zeit der Entstehung, noch über den Umfang der ersten Wohnsitze berichten, vermuthlich hat der Ort von einem alten Leuchtthurme (lucerna), durch welchen den Schiffern die sichere Landungsstätte angezeigt wurde, seinen Namen erhalten. Soviel ist aber gewiß, daß die heutige Stadt erst nach Verbreitung des Christenthums entstand. Sie lag im Aargau und erhob sich um den Leodegarmünster welchen Wickard (der Bruder jenes Herzogs Rupprecht, der in Zürich den Großmünster gebaut), an der Stelle gründete, wo eine Kapelle des heiligen Nikolaus, des Beschützers der Schiffer, gestanden haben soll. All sein Besitzthum vergabte Wickard nach dem Beispiele seines Bruders an die neue Kirche und lebte selbst in dem bei derselben gegründeten Kloster als erster Abt. Ihm schenkte der Frankenkönig den alten Ort Luzern, und so kam es, daß der Abt, gleich andern hohen Geist-

lichen über Land und Leute regierte. Doch dauerte diese Herrschaft der Luzerner Aebte nicht lange, denn ein nachfolgender Frankenkönig, Pipin der Kleine, schenkte das Kloster und den Ort Luzern dem Kloster Murbach im Elsaß, welches von nun an in die Rechte der Luzerner Aebte trat.

Die Gründung des Klosters Einsiedeln.

Etwa um die Zeit Kaiser Karls des Großen lebte auf Hohenzollern ein Graf, welcher einen Sohn hatte, genannt Meinrad. Dieser war von Jugend auf gottesfürchtig und liebte die Einsamkeit, weßhalb ihn sein Vater für das Kloster bestimmte und ihn ins Kloster Reichenau brachte, wo er in Lehre und Zucht sich große Achtung und Liebe erwarb. Doch fühlte er einen innern Drang, noch in größerer Abgeschiedenheit von der Welt zu leben, und er zog, nachdem er das Kloster verlassen, hin über den Zürichsee auf den Ezel, im Lande Schwyz, um hier als Einsiedler seine Tage zu beschließen. Später ging er noch tiefer in den Wald hinein an die Stelle, wo heutzutage das Kloster Einsiedeln steht, und baute sich hier eine Zelle sammt einem Kirchlein, in welchem er Gott verehrte und lobete. Sein frommer Wandel und seine tröstenden Lehren erwarben ihm die Herzen des Landvolkes am Zürichsee. Selbst die Thiere des Waldes wurden zutraulich gegen den frommen Mann, in hohem Grade besonders zwei Raben, welche er zu füttern pflegte. Eines Tages trug es sich zu, daß zwei Landstreicher des Weges kamen, die große Schätze bei ihm vermutheten. Sie überfielen ihn in seiner Kapelle, erschlugen ihn und flohen mit den kostbaren Geräthen der kleinen Kirche. Jene Raben, welche den Mord entdeckt, verfolgten aber die Mörder mit lautem Geschrei, so daß die Bewohner auf die Fliehenden aufmerksam gemacht, herbeieilten und dieselben festnahmen. Bald war ihr Verbrechen am Tage, und in Zürich erlitten sie zur Strafe den Tod von Henkershand.

Etwa 50 Jahre nach dem Tode des frommen Meinrad zog ein Domherr Benno von Straßburg aus königlichem Geschlechte, welcher ein einsames Leben dem geräuschvollen Treiben am Hofe vorzog, nach Meinrads Zelle, mit dem Vorsatze, dieselbe zu erweitern und den Wald in der Nähe ausreuten zu lassen. Dann erhielt er vom deutschen Kai-

ser, dem jenes Land gehörte, eine große Strecke der waldigen Gegend, das Kloster Seckingen übergab ihm die Insel Ufnau, und viele reiche Edelleute beschenkten ihn mit großen Gütern. Der Ruf von Benno's Frömmigkeit bewirkte, daß er zum Bischofe von Metz erwählt wurde und seine Zelle wieder verließ. Da er aber in diesem hohen Amte die Strenge, welche er gegen sich selbst übte, auch gegen seine in Laster und Schwelgerei versunkenen Untergebenen anwandte, wurden diese ihm feind; ja Einige legten Hand an ihn und stachen ihm die Augen aus, höhnend: „Jetzt wird er nicht mehr sehen, was wir thun." Ihre Gräuelthat wurde entdeckt, sie starben unter dem Schwerte der Gerechtigkeit und der blinde Benno begab sich wieder in Meinrads Zelle im finstern Walde. Ihm zur Pflege kam einer seiner Verwandten, der Domherr Eberhard von Straßburg zu ihm, für immer bei ihm zu wohnen und von diesen beiden Einsiedlern erhielt der Ort, welcher bisher Meinradszell geheißen, den Namen „bei den Einsiedeln".

Nach Benno's Tode lud Eberhard viele Männer zu sich ein, welche in der Einsamkeit mit ihm ihre Tage zu verleben gesonnen waren, und mit ihrer Hülfe gründete er das Kloster Einsiedeln, welches er nach den Regeln des heiligen Benedikts einrichtete, weil Meinrad aus einem Benediktinerkloster auf der Reichenau hervorgegangen war. Sie bauten auch die große Kirche und in derselben der heiligen Jungfrau Maria zu Ehren eine Kapelle, von welcher man erzählt, daß sie von Gott und den Engeln selbst eingeweiht worden sei. Der Papst Leo VIII. war nämlich, so wird berichtet, hin gen Einsiedeln berufen worden, die Kapelle zu weihen. In der Nacht vor der Feierlichkeit hörte er einen Lobgesang von Engeln, welche alle die Gesänge absangen, die man bei Weihungen von Heiligthümern zu singen pflegte. Als man ihn nun am folgenden Morgen aufforderte, die heilige Handlung vorzunehmen, weigerte er sich deß und erzählte, was er in der Nacht gehört und gesehen habe, und als man trotzdem die Weihe vorgenommen haben wollte, soll dreimal eine Stimme vom Himmel gerufen haben: „Höre auf, sie ist von Gott geweiht!" — Darauf befahl der Papst, daß die Kapelle nicht ferner eingeweiht werde, da sie von Gott und seinen Engelschaaren selbst geweiht worden sei. — Diese fromme Sage gab Veranlassung zu dem Feste der Engelweihe, welches jährlich im September unter einem großen Zudrange des Volkes bis auf den heutigen Tag gefeiert wird (948).

Die Theilung und Wiedervereinigung des Landes Helvetien.

Schon unter dem Sohne Karls des Großen theilte sich das große Frankenreich in drei Theile, Frankreich, Lotharingen und Deutschland, und Helvetien kam in zwei Theilen an die beiden letzteren; doch als die Könige von Lotharingen ausstarben, wurde dieses Land wieder mit den noch übrigen zwei Reichen vereinigt, so daß das südwestliche Helvetien an Frankreich fiel. Die Nachkommen Karls, die Karolinger, glichen ihrem großen Vorfahren weder an Einsicht und Tugend, noch an Herrschergabe und Kraft; und daher kam es, daß sie die ererbten Reiche nicht erhalten konnten. Nahe Verwandte des Herrscherhauses suchten die Schwäche der Könige und die allgemeine Verwirrung des Reiches zu benutzen, um einzelne Gebietstheile loszureißen und als eigene Königreiche zu beherrschen. Graf Boso riß das Land an der unteren Rhone an sich und beherrschte es als ein eigenes Königreich, welches den Namen Großburgund (und von der Stadt Arles das Arelat) führte, und zu welchem ein Theil des heutigen Waadtlandes gehörte. Ein anderer naher Verwandte der Karolinger, der fränkische Graf Rudolf, welcher gewöhnlich von Strättlingen zubenannt wird, bemächtigte sich des Landes dießseits des Jura bis zur Reuß und nannte sein auf diese Weise erlangtes Reich das hoch- oder kleinburgundische. So war Helvetien in zwei Theile geschieden; das westliche Land gehörte zu Burgund, das östliche war ein Theil des zu Deutschland gehörigen Herzogthums Alemannien.

Fast anderthalb Jahrhunderte blieb das Land in dieser Trennung; da starben die kleinburgundischen Könige aus, und da der letzte derselben den deutschen Kaiser Konrad II. zum Erben eingesetzt hatte, so vereinigte dieser wieder beide Theile mit einander und mit dem deutschen Reiche. Dieß konnte jedoch nur nach einem Kampfe gegen Herzog Ernst von Schwaben geschehen, welcher, ein Stiefsohn des Kaisers, nähere Ansprüche auf Burgund machen zu können vermeinte. Unterstützt von seinem treuen Freunde, dem Grafen Werner von Kyburg, zog er wider seinen Stiefvater zu Felde, wurde aber besiegt und gefangen genommen. Werner konnte sich auf dem Schlosse Kyburg eine Zeit lang gegen seine Feinde, die ihn belagerten, vertheidigen, und

als die Burg endlich fiel, sich zu seinen Genossen in den nahen Wald flüchten. Er wurde geächtet*) und irrte im Lande umher, während fern von ihm Herzog Ernst im Gefängnisse schmachtete. Schon drei Jahre hatte dieser Unglückliche das traurige Geschick getragen, als es den Fürbitten seiner Mutter gelang, vom Kaiser seine Freilassung auszuwirken. Sie wurde ihm nicht nur gewährt, sondern Konrad versprach ihm sogar, ihn wieder in den Besitz des Herzogthums Schwaben einsetzen zu wollen, wenn er seinen dem Kaiser immer noch trotzenden Freund Werner würde bekämpfen helfen. Doch um ein Königreich hätte Herzog Ernst keine solche Treulosigkeit an seinem Freunde begangen! Er schlug das Anerbieten ab, floh, nachdem er in Acht und Bann erklärt und Schwaben seinem jüngern Bruder verliehen worden war, zu seinem Werner und beide begannen alsbald wieder den Kampf gegen den Kaiser. In den Schluchten des Schwarzwaldes konnten sie sich eine Zeit lang halten, bis der Kaiser ein großes Heer gegen sie aussandte, welchem sie erlagen. Heldenmüthig hatten beide Freunde gekämpft und, ihre Freundschaft bis in den Tod bewahrend, fand man beide mitten unter Leichen aller der Ihrigen erschlagen auf der Wahlstatt.

Die Herzoge von Zähringen.

In dem Gebirge bei Freiburg im Breisgau wohnte einst ein armer Kohlenbrenner, der sein Brod durch harte und mühevolle Arbeit kärglich verdiente. Den Tag über fällte er Holz und am Abend bedeckte er es mit einer Schichte Erde, zündete es an und brannte so seine Kohlen, welche er dann im Thale verkaufte. Oft wenn er von solchen Märschen heimkehrte und sich ermüdet auf sein Strohlager warf, verwünschte er sein trauriges Schicksal und sprach zu sich selbst: „Mit allen meinen Anstrengungen, mit all meiner schweren Arbeit bringe ich es höchstens dahin, daß ich wie eine wilde Katze hier in

---

*) Der Geächtete war seines Eigenthumes für verlustig erklärt, Niemand durfte ihm Schutz und Obdach, Nahrung und Kleidung gewähren, Jedermann war vielmehr gehalten, ihn zu fangen und der Obrigkeit zur Strafe zu überliefern. Durch den Bann wurde der Gebannte von der kirchlichen Gemeinschaft, von allen Tröstungen der Religion ausgeschlossen.

dieser mit Rauch erfüllten Höhle meine elende Kost verzehren kann. Wie fangen es doch die großen Herren an, daß sie so große Schätze aufhäufen und so prächtige Schlösser bauen können?" Schon hundertmal hatte er sich diese Frage vorgelegt, und schon hundertmal war er eingeschlafen, ohne sich dieselbe beantworten zu können. Eines Morgens nun stand er, von innerem Drange getrieben, lange vor Sonnenaufgang auf und ging zu seinem Meiler. Als er seine Kohlen hervorgezogen hatte, wie groß war da sein Erstaunen, als ihm aus der schwarzen Erde eine Silberbarre entgegenglänzte, welche das Feuer geschmolzen hatte. Voll Freude und mit einem tiefen Dankgefühl gegen den guten Geist, der ihn so reichlich beschenkt hatte, trug der gute Mann seinen Schatz in seine Hütte. Von nun an lieferte ihm jeden Tag ein neues Feuer einen neuen Schatz und so wuchs sein Reichthum immer mehr und mehr.

Eines Tages, wo er wieder einmal durch das Thal gewandert war, gerade als er sich anschickte, wieder auf seinen Berg zu steigen, hörte er ausrufen, daß ein benachbarter König, welcher von seinen Unterthanen vertrieben worden und sich zum Herrn des Landes geflüchtet habe, seine Tochter und ein Herzogthum dem verspreche, welcher ihm die Mittel liefere, sein Königreich wieder zu erobern.

Das ist Etwas für Dich, sagte der Köhler zu sich selbst und kehrte heim in seine Hütte. Am frühen Morgen nahm er seinen Schatz auf die Schultern, stieg in das Thal hinab und trat vor den flüchtigen König mit den Worten: „Ich will Dir dein Königreich erobern helfen, gieb mir nur deine Tochter und das Herzogthum."

Der König gerieth in heftigen Zorn, als er hörte, wie ein so schmutziger und zerlumpter Mann ihm seine Hülfe anbot und so gebieterisch die Hand seiner Tochter verlangte. Der Kohlenbrenner blickte ihn jedoch fest an, als ob er eine Antwort erwartete, und als der König immer noch zögerte, warf er seine ungeheure Last auf den Boden, daß der Palast erbebte und alle Anwesenden vor Schrecken zitterten. Dann nahm er die Tannenzweige weg, in welche der Schatz eingehüllt war und verlangte abermals eine Antwort. Beim Anblick der großen Reichthümer änderte sich plötzlich des Königs Benehmen, er gab ihm die Hand seiner Tochter und sicherte ihm das Herzogthum zu.

Bald war das Königreich erobert; der Köhler aber hatte fleißig seine Arbeiten fortgesetzt und in kurzer Zeit wieder ungeheure Reich-

thümer gewonnen. Nun verließ er das Gebirge und baute sich in der Nähe des Dorfes Zähringen ein prächtiges Schloß, und da ihm der König die Umgegend, weit und breit, als Herzogthum schenkte, fing er an unter dem Namen Berchthold der Bärtige, Herzog von Zähringen, Land und Leute zu regieren.

Bald aber wurde Berchthold der Bärtige aller der Freuden überdrüssig, welche das Glück so reichlich über ihn ausgeschüttet hatte; eine tiefe Sehnsucht nach seinem frühern friedlichen und thätigen Leben ergriff sein Herz. Diesen inneren Zug unterdrückend, eilte er von Vergnügen zu Vergnügen, und die wilde Lust und der Müssiggang verhärteten sein Gemüth so, daß er eines Tages seinem Koche befahl, ihm zur Mahlzeit einen jungen Knaben zuzurichten. Als er aber das arme Kind gebraten vor sich auf dem Tische stehen sah, wurde Berchthold von tiefer Reue ergriffen, welche ihn antrieb, durch irgend ein Gott wohlgefälliges Werk den himmlischen Zorn zu begütigen. Daher bauete er die Stadt Freiburg im Breisgau und gab ihren Bürgern viele Freiheiten, wie sie die Bürger der alten freien Stadt Cöln am Rheine besaßen. Einige Jahre später ließ er im Schwarzwalde noch zwei Klöster bauen, welche er reichlich beschenkte. Aber alle diese wohlthätigen Stiftungen konnten ihn nicht von den strafenden Gewissensbissen befreien, welche ihm stets jene fürchterliche That vor Augen führten, und so starb er mit einem Fluche auf die Schätze, die sein Ansehen und seine Macht begründet, aber sein Herz verderbt hatten.

So soll, wie die Sage erzählt, das Haus der mächtigen Herzoge von Zähringen entstanden sein, welche späterhin über Helvetien herrschten. —

Kaiser Heinrich IV. und der Papst Gregor VII.

In der zweiten Hälfte des eilften Jahrhunderts entspann sich ein höchst merkwürdiger Kampf zwischen der höchsten weltlichen und der höchsten geistlichen Gewalt, welche sich damals in die Regierung der westeuropäischen Christenheit theilten, zwischen dem römisch-deutschen Kaiser Heinrich IV. und dem Papste Gregor VII. Kaiser Heinrich, ohne Zucht und ohne Liebe erzogen, gelangte in einem Alter auf den

Thron, welches noch keineswegs dem Ernste der Zeit und der Verhältnisse gewachsen war, und wurde deßhalb von Rathgebern abhängig, die ihren eigenen Vortheil über das Wohl des Reiches und des Kaisers setzten. Diese drängten den jungen, zur Willkürherrschaft geneigten Regenten zu Handlungen gegen Fürsten und Völker, welche sich zuletzt in einem furchtbaren Ungewitter über seinem Haupte entluden. Fürsten, deren Ergebenheit seine Mutter durch die Verleihung von Herzogthümern erkauft hatte, wurden von ihm ihrer Besitzungen beraubt, wie Otto von Nordheim, welchem Bayern, und Berchthold von Zähringen, welchem Kärnthen verliehen worden war; Rudolf von Schwaben entging mit Mühe dem gleichen Schicksale. Durch diese Maßregeln hatte er die Fürsten, welche sich von der Kaisermacht unabhängig und ihre Fürstenthümer erblich zu machen strebten, zum großen Theile wider sich aufgebracht und so eine Spaltung im ganzen Reiche hervorgerufen, eine Parteiung für und wider den Kaiser, welche für seine Regierung wenig Heil vorhersehen ließ. Noch mehr stieg die Erbitterung, als Heinrich das Volk der Sachsen, deren Land er zu seinem Eigen machen wollte, in ungerechtem Kriege quälte und mit arger Treulosigkeit behandelte. Die Sachsen, welche gegen den ungerechten Druck keine Hülfe mehr wußten, riefen den Papst Gregor VII. zum Schiedsrichter an.

Gregor, welcher schon als Kardinal Hildebrand seine ungewöhnlichen Talente für die Hebung des Papstthums und der Kirche eingesetzt hatte, war kaum im Besitze des päpstlichen Stuhles, als er auch schon anfing, mit noch größerer Anstrengung nach der Verwirklichung seines Vorhabens zu streben. Um die gesammte Geistlichkeit von den übrigen Verhältnissen unabhängig und zu stets bereitwilligen Dienern des päpstlichen Willens zu machen, führte er den ehelosen Stand aller Geistlichen (Cölibat), welcher für Klostermönche und Bischöfe schon längst zur Geltung gekommen war, als allgemeines Gesetz der Kirche durch. Er erließ zweckmäßige Verordnungen gegen die Simonie, d. h. gegen den Verkauf geistlicher Würden und Aemter um Geld, durch welchen Viele, die sich weder durch Religiosität, noch Sittlichkeit und Bildung dazu eigneten, in den Dienst der Kirche gekommen waren. Zugleich beanspruchte er für den Papst das ausschließliche Recht, Bischöfe und Geistliche in ihr Amt einzusetzen und ihnen die Zeichen ihrer Würde zu verabreichen, Ring und Stab (Investitur). Schon

durch das Verbot der Simonie hatte Gregor den Kaiser, der oft zu diesem Mittel griff, um sich Geld zu verschaffen, gegen sich aufgebracht; noch mehr aber erbitterte er ihn durch seine Ansprüche auf die Investitur, durch welche er auch das weltliche Besitzthum der Kirche vom Reiche losreißen und unter seine Herrschaft stellen wollte. Es galt überhaupt dem Papste um nichts Geringeres, als seine Macht zur höchsten in der Christenheit zu erheben; der Papst sollte nach seiner Meinung das Recht haben, Kaiserthümer, Königreiche, Fürstenthümer, Grafschaften und eines Jeden Güter geben und nehmen zu können nach Verdienst. Von diesem Geiste erfüllt, lud Gregor auf die Klagen der Sachsen den Kaiser Heinrich vor seinen Richterstuhl. Heinrich erwiederte diese Ladung auf die leidenschaftlichste Weise und ließ den Papst durch eine ihm ergebene Kirchenversammlung absetzen. Da sprach Gregor über Heinrich den Bannfluch aus, entband alle Christen ihres ihm geleisteten Eides und untersagte ihm feierlich die Regierung über das deutsche und italienische Land. Das machten sich alsbald die unzufriedenen Fürsten des Reichs zu Nutz; sie erklärten dem Kaiser, sie könnten ihn nicht mehr als ihr Oberhaupt anerkennen und würden, wenn er sich nicht binnen Jahresfrist vom Banne löse, einen neuen Kaiser wählen. So übermüthig Heinrich Anfangs getrotzt hatte, so kleinmüthig wurde er jetzt. In der strengsten Winterkälte eilte er über die Alpen und traf den Papst, welcher sich persönlich nach Deutschland begeben wollte, auf dem Schlosse Canossa in Oberitalien. Hier mußte er drei Tage und drei Nächte im wollenen Hemde barhaupt und barfuß im Schloßhofe stehen, bis endlich Gregor am vierten Tage ihn vor sich erscheinen ließ und den Bannfluch von ihm nahm mit der Ermahnung, ruhig nach Deutschland zurückzukehren, sich aller königlichen Gewalt zu enthalten und abzuwarten, bis ein Reichstag entschieden habe, ob er länger noch auf dem Throne sitzen könne, oder nicht. Die Fürsten hatten schon in der Person Rudolfs von Schwaben einen Gegenkaiser gewählt, als Heinrich nach Deutschland kam; und sogleich entbrannte der Bürgerkrieg, denn Heinrich, welcher von seinen frühern Anhängern starke Zuzüge erhalten, hatte den männlichen Entschluß gefaßt, Leib und Leben an die Erhaltung seiner Krone zu setzen. In zwei blutigen Schlachten, die jedoch zu keinem Entscheide führten, maßen sich die Kräfte der Parteien; endlich in der dritten bei Merseburg, wo Rudolf fiel, behauptete Heinrich Schlacht-

feld und Thron. Dieser Sieg gab dem Sieger die Macht, an Gregor Vergeltung zu üben. Nachdem er die Führung seiner Sache in Deutschland seinem Verwandten, Friedrich von Hohenstaufen, dem er das Herzogthum Schwaben verliehen, übertragen hatte, eilte er an der Spitze eines Heeres nach Rom. Gregor floh nach Unteritalien, wo er 1085 starb. An seine Stelle setzte Heinrich den Papst Clemens III. ein, von dem er zwar die Kaiserkrone, aber nicht die Beilegung des Streites erhielt. Da nun Heinrich durch so viel Leiden belehrt, besonnener auftrat und viele seiner Gegner durch Verleihung von Würden und Ländern versöhnte, so wurde er bald in ganz Deutschland wieder als Reichsoberhaupt anerkannt. Unter den auf diese Weise versöhnten Gegnern befand sich auch Berchthold II. von Zähringen, welchem der Kaiser die Reichsvogtei über den Thurgau und über die Stadt, und die beiden Stifte zu Zürich übertrug, während er einige Theile von burgundisch Helvetien ererbt hatte. Dieß war der Anfang der Zähringischen Macht in Helvetien, welche sich allmälig zur Herzogswürde in Alemannien und zum Rectorate in Burgund erhob. Trotz solcher versöhnlicher Mittel hatte Heinrich dennoch immer mit inneren Feinden in Deutschland zu kämpfen; besonders da der Pabst abermals den Bann über ihn ausgesprochen hatte. Zwei seiner Söhne sogar, von der päpstlichen Partei aufgestachelt, empörten sich wider ihn, und tiefgebeugt von Gram und verlassen von den Meisten seiner Freunde, starb Heinrich im Jahre 1106. —

Die Zeit dieser Kämpfe war auch für die helvetischen Lande eine Zeit schweren Unglückes; denn auch hier parteiete man sich, wie im übrigen Reiche, für und wider den Kaiser, so daß oft Vater und Sohn, Bruder und Bruder sich aufs härteste bekämpften. Schreckliche Verwüstungen und unerhörte Grausamkeiten fielen vor; weder die Kirchen, noch Klöster, weder Greise, noch Weiber und Kinder wurden von den wilden Kriegsheerden verschont. Westhelvetien hielt es mit Kaiser Heinrich, während der größere Theil des Ostens es mit seinen Gegnern, Rudolf und Gregor, hielt. Damals aber war unser Vaterland noch größtentheils im Besitze einzelner Adelsherren und Fürsten. Im Südwesten herrschten die Grafen von Savoyen, die Bischöfe von Genf und Lausanne und die Grafen von Greierz. Das Land um den Neuenburger See gehorchte den Grafen von Welsch-Neuenburg, welche sich in die beiden Linien Nydau und Aarberg schieden. Die Bischöfe

von Basel und Sitten regierten ausgedehnte Gebiete und im bernerischen Oberlande standen die Burgen vieler Freiherren, unter deren Herrschaft kleinere oder größere Gebiete standen. Im Aargau geboten die mächtigen Grafen von Lenzburg und die von Habsburg. Ein Theil des heutigen Kantons Zürich stand unter den Freiherrn von Regensberg, ein anderer gehorchte den Grafen von Kyburg. Das Grafenhaus von Rappersweil besaß große Güter und im Thurgau gebot der Bischof von Constanz, dessen Land an die Gebiete des Abtes von St. Gallen und des Grafen von Toggenburg grenzte. Ein großer Theil des Rheinthales stand unter den Montfortischen Grafen von Werdenberg und in Graubünden herrschte der Bischof von Chur neben einzelnen mächtigen Adelsherren. Zwischen diesen einzelnen Besitzungen lagen noch die Gebiete anderer geistlicher und weltlicher Herren, einige Reichsstädte und einige freie Gemeinden.

Die Gründung der Stadt Bern.

Um die Gewalt des Adels zu brechen und ihre Macht immer mehr zu befestigen, ergriffen die Herzoge von Zähringen das Mittel, neue Städte zu gründen, dieselben mit tapferen Bürgern zu bevölkern und diese sich durch Freiheiten und Rechte geneigt und zugethan zu machen. So war Freiburg in Breisgau entstanden, so hatte Berchthold IV. Freiburg im Uechtlande gegründet, und Berchthold V. gedachte wie seine Vorfahren auch seine Herrschaft durch die Gründung einiger neuen Städte zu verewigen. Er umgab Burgdorf und Milden mit Mauern und um eine ganze Reihe solcher fester Orte bis in's Aargau hinunter zu erhalten, welche nur wenige Meilen von einander entfernt seien, auf daß die Bürgerschaften in Zeiten der Noth leicht einander beispringen könnten, beschloß er, zwischen Freiburg und Burgdorf eine neue Stadt anzulegen. Mit diesem Plane beschäftigt, versammelte er seine Vasallen, und nachdem diese denselben genehmigt hatten, sandte er seine Jäger aus, um eine Stätte aufzusuchen, auf welcher sich leicht eine Stadt gründen und befestigen lasse.

Wenn die Aare den Thunersee verläßt, bespült sie die Mauern der

alten Kirche von Scherzlingen und fließt dann durch die Stadt Thun, welche den Zähringern als Schutzwehr gegen die mächtigen Freiherrn des Oberlandes diente. Dann strömt sie unter vielen und großen Krümmungen durch einsame und mit dichten Tannenwäldern bedeckte Gegenden, aus denen der Berg Gurten, mit dem stattlichen Schlosse der Herren von Bubenberg geschmückt, hervorragt. Weiter unten stürzt sie sich, gleichsam um in Eile dieser Wildniß zu entrinnen, schäumend in die fetten Wiesen, die Matte genannt; hier schweigt plötzlich das Gebrause ihrer Wogen und man vernimmt das eintönige Geklapper einiger Mühlen, welche dem Herrn von Bubenberg gehören. Weiter unten verengt sich das Bett des Flusses zwischen zwei Hügeln, auf deren einem sich, umgeben von einem dichten Eichwalde, das Jagdschloß des Herzogs, Nydeck erhebt. Dieser Wald reicht weit bis zum Jura und steigt hinab bis an das Ufer des Flusses an eine kleine Bucht, genannt im Sack, wo er durch einen mit Schilf bewachsenen Sumpf begrenzt wird. Eine hölzerne Brücke, mit einem Thurme beschützt, stellt die Verbindung mit dem jenseitigen Ufer her, welches, eine nackte Felswand, steil in die Fluthen der Aare abfällt. Diese Stelle wurde von den ausgeschickten Jägern als die zur Gründung einer Stadt am besten geeignete bezeichnet, und der Herzog, welcher sammt seinen Räthen sich auf den Ort begeben und ihn zu seinem Vorhaben wohl gelegen gefunden hatte, entschloß sich, hier die neue Stadt zu bauen. Bevor aber der prächtige Eichwald umgehauen wurde, wollte er noch einmal darin jagen und nach dem ersten Wilde, das man auftreiben oder fangen würde, sollte die neue Stadt benannt werden. Der zur Jagd festgesetzte Tag brach an und am frühen Morgen zog Berchthold, begleitet von Egerton, von Bubenberg, von Burkhardt und andern Edelleuten, mit zahlreichen Jägern und kräftigen Hunden hinaus in den Wald. Bald ertönten die Jagdhörner und das Gebell der beutegierigen Meute und das Hurrah der unermüdlichen Jäger. Plötzlich bricht ein Bär aus dem Dickicht hervor; er stutzt und scheint über den Fluß entrinnen zu wollen; aber schon ist er auf allen Seiten umzingelt. Mit zornerglühendem Auge und gesträubtem Haare wirft er sich seinen Verfolgern entgegen. Ein fürchterlicher Kampf entspinnt sich; endlich sinkt das gehetzte Thier, zerfleischt von den Zähnen der Hunde und vielfach verwundet von den Speeren der Jäger, todt zu Boden. Gerade als der Bär sein Leben endete, erschien auch der Herzog auf dem Platze

und rief: „Bern sei der Name der neuen Stadt; vielleicht wird sie dermal einst so mächtig, von ihren Feinden so gefürchtet werden, wie dieser Bär es unter den Thieren des Waldes war. Zum Gedenkzeichen an ihren Ursprung soll sie einen schwarzen Bären in weißer Straße auf grünem Rasen in ihrem Wappen führen."

Nach Nydeck zurückgekehrt, hielt der Herzog Rath, wem er die Leitung der Erbauung der neuen Stadt übertragen sollte. Der Freiherr von Bubenberg wurde damit beauftragt, denn sein Schloß lag ganz in der Nähe, so daß er am besten die Arbeiter überwachen und nöthigenfalls mit den Waffen in der Hand beschützen konnte. Und wirklich war diese Fürsorge keine überflüssige; denn die mächtigen Freiherren, welche in der neuen Stadt eine neue Stütze der Herrschaft des ihnen verhaßten Herzogs sahen, wollten mit gewaffneter Hand mehr als einmal den Bau hindern, wurden jedoch immer von dem tapferen Bubenberg und seinen Getreuen besiegt. So schritt unter beständigen Kämpfen das Werk langsam seiner Vollendung entgegen.

Eines Tages kam Herzog Berchthold, um zu sehen, wie weit sein neues Werk gediehen sei. Schon von ferne hörte er das Rufen der Arbeiter und die Schläge der Aexte und Hämmer. Der Wald war gefällt und die Straßen ausgesteckt bis zur Stelle, wo heutzutage der Zeitglockenthurm steht. Der Herzog, welcher die neue Stadt von kleinem Umfange haben wollte, erstaunte über die große Ausdehnung, welche Bubenberg derselben wider seinen Auftrag zu geben gedachte: und ritt rasch auf eine Gruppe Arbeiter zu, unter welcher er den Freiherrn erblickte. Als dieser den Herzog kommen sah, ging er ihm ehrfurchtsvoll entgegen; doch Berchthold rief mit zorniger Miene ihm zu: „Welche Vollmachten habe ich Euch für die Ausdehnung der Stadt gegeben? Leset sie mir!" Bubenberg zog eine Pergamentrolle, von welcher das Siegel seines Herrn herabhing, aus seinem Gürtel und las:

„Wir Berchthold V., Herzog von Zähringen und Rector von Bur-
„gund, übertragen hiermit unserm vielgetreuen Freiherrn Cuno von
„Bubenberg die Oberaufsicht über die Erbauung unserer Stadt
„Bern und schreiben ihm ausdrücklich vor:

„Die Häuser der neuen Stadt sollen von Holz erbaut wer-
„den, und auf steinernen Arkaden ruhen.

„Sie sollen nur acht Fuß breit sein.

„Die Dächer sollen mit Schindeln gedeckt werden.

„Ein Gemeindehaus zur Versammlung der Bürger soll am „Eingange der Stadt erbaut werden.

„Das Schloß Nydeck soll in Stand gesetzt, erweitert und mit „einem Graben umgeben werden.

„Die Stadt soll sich von der Aare bis auf den Hügel (an „der Kreuzgasse) erstrecken."

„Nun unterbrach hier der Herzog, es will mich denn doch bedünken, „daß Ihr unseren Befehl überschritten habt. Glaubt Ihr denn, daß „es uns nicht schwer fallen möchte, eine so ausgedehnte Stadt zu bevölkern?"

Bubenberg machte seinen Herrn nun aufmerksam, daß bei der von ihm angenommenen Größe die Stadt weit fester werden würde, da der Hügel, auf welchem die Stadt stehe, bei dem Zeitglockenthurme zwischen zwei Gräben nur einen engen Hals habe, den man im Falle der Noth leicht durchstechen und so die ganze Stadt mit Wasser umgeben könne. „Uebrigens, fuhr Bubenberg fort, kenne ich viele wackere Leute, welche nicht abgeneigt sind, sich in Bern niederzulassen, und wenn mir mein gnädiger Herzog es erlaubt, so werde ich das, was leer stehen bleibt, mit meinen eigenen Leuten besetzen."

Der Herzog begnügte sich mit dieser Auskunft und Bern wurde dann nach dem Plane Bubenbergs weiter gebaut.

Während des Herzogs Abwesenheit herrschte unter den Bewohnern seines Schlosses eine düstere Bestürzung. Die beiden jungen Prinzen hatten unter allen Anzeichen einer Vergiftung den Geist aufgegeben und mit Zittern sah man der Rückkunft des Herzogs entgegen, von dessen heftiger Gemüthsart man fürchten mußte, er werde in der ersten Aufwallung seines ungeheueren Schmerzes den Unschuldigen mit dem Schuldigen bestrafen.

Endlich erschien er; aber Niemand wollte durch die Mittheilung der Trauerbotschaft den ersten Ausbruch seines Zornes auf sich laden. Aller Augen folgten dem unglücklichen Vater, als er seine Schritte nach den Gemächern lenkte, welche die Prinzen zu bewohnen pflegten. Da warf sich plötzlich seine Gattin ihm entgegen, umklammerte seine Kniee und verkündete ihm laut weinend und jammernd den Tod seiner Kinder.

Berchthold stand eine Zeit lang starr und stumm; aber da sein Auge auf seine Gattin fiel, welche wie eine Verbrecherin immer noch

vor seinen Füßen lag, da durchzuckte ein fürchterlicher Verdacht seine Seele; er stieß die unglückliche Frau wild von sich weg und befahl die Aerzte zu rufen. Diese erklärten, nachdem sie die Leichen der Kinder untersucht hatten, daß sie an erhaltenem Gifte gestorben seien. Vergebens flehete die edle Frau von Zähringen, er möchte ihres Todes halber Niemanden bestrafen; Berchthold, ein strenger und jähzörniger Herr, befahl, alle seine Diener auf die Folter zu spannen. Da klagte Einer von ihnen seine Gebieterin an, sie habe den Prinzen einen vergifteten Trank eingegeben. Des Herzogs Schmerz und Zorn brach nun in wilde Verzweiflung aus und er rief: „Dieses Weib hat meinen Namen entehrt und mein Geschlecht, dem sie unwürdig war anzugehören, zu Grunde gerichtet; man führe sie zum Tode der Verbrecher!"

Die unglückliche Fürstin wurde hingerichtet; ihre Leiche am Galgen den Raubvögeln zur Beute überlassen; ihr Haupt aber in dem Sarge, welcher die Leichen ihrer beiden Söhne umschloß, in der Kirche des heiligen Urs zu Solothurn beigesetzt.

Nicht lange nachher entdeckte der Herzog die Unschuld seiner Gattin; er erfuhr, daß der Tod seiner beiden Söhne die That seiner Feinde, der mächtigen Freiherrn, sei, welche sich verschworen hatten, das ihnen verhaßte Geschlecht auszurotten. Schwere Gewissensbisse über die allzu schnelle Verurtheilung der Unschuldigen verdüsterten seine letzten Lebenstage, welche er zu Freiburg im Breisgau, fern vom Schauplatze seines Unglücks, verlebte, tief im Herzen den Wunsch hegend, daß seine liebe Stadt Bern dereinst am Adel rächen möchte, was dieser an ihm verbrochen.

Bern war vollendet und in kurzer Zeit mit tapferen Bewohnern bevölkert; denn der niedere Adel, welcher sich auf seinen Burgen beständig von den Freiherrn bedroht sah und schon deßhalb sich an den mächtigen Herzog angeschlossen hatte, fand kein besseres Mittel für seine Sicherheit, als sich in der neuen wohlbefestigten Stadt niederzulassen. Diesen ersten Bewohnern gesellten sich auch bald Landleute bei, welche aus einst freien Männern nach und nach zu Leibeigenen hochmüthiger Edelleute geworden waren und welche mit Freuden ihre Knechtschaft gegen die Freiheit der Bürger des neuen Gemeinwesens vertauschten. Auch konnte der Herzog viele vornehme Geschlechter anderer Städte bewegen, hin nach Bern zu ziehen, und die Zahl und Macht seiner Bürger zu vermehren, auf daß die Stadt gleich bei ihrem Anfang stark

genug sei, ihren immer drohenden Feinden mit Erfolg entgegen zu treten und ihre Freiheiten und Rechte zu schützen, welche ihnen nach dem Muster von Freiburg in Breisgau und Cöln am Rhein zugestanden worden waren. Damit aber die Stadt nach seinem Tode eines mächtigen Beschützers nicht entbehre, ließ der Herzog sie durch den Kaiser Heinrich VI. als eine freie Reichsstadt erklären, was auch Kaiser Friedrich II. bestätigte.

Berchthold V. starb im gleichen Jahre, als Rudolf von Habsburg das Licht der Welt erblickte, und mit ihm sank der letzte Sprößling des glorreichen Zähringer Hauses ins Grab; aber seine Stadt Bern erblühte immer mehr und triumphirte bald siegreich über alle ihre Feinde:

„Der Bär von Bern, welcher anfangs schüchtern in seiner Höhle „blieb, wurde nach und nach kräftiger; seine Tatzen waffneten sich mit „starken und scharfen Krallen, sein Maul zeigte zwei Reihen furchtbarer „Zähne und seine Augen und Ohren wurden wachsam. Er ging aus „seiner Höhle hervor, um seine Nachbarn zu bekriegen und zu ver„schlingen; der Bär von Bern hat den Adler von Oesterreich zurück„gescheucht und den Stier von Burgund zu Boden geworfen."

Die Kreuzzüge.

Vom Ende des eilften Jahrhunderts bis in die Mitte des dreizehnten strömten große Schaaren aus den westlichen Ländern Europa's, aus Frankreich, Deutschland, England u. s. w., Edle und Leibeigene nach dem Osten, um Jerusalem den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Die gewaltigen Züge, durch welche dieser Zweck erreicht werden sollte, führten von dem Kreuze, das jeder Theilnehmer sich auf die linke Schulter heften ließ, den Namen der Kreuzzüge.

Durch den ersten dieser Züge (man zählt im Ganzen sieben größere Unternehmungen von 1096—1273) gelangten zwar Jerusalem und die heiligen Orte, wo der Heiland der Welt gewirkt und gelitten hatte, in den Besitz der Christen; doch wegen ihrer Härte und Grausamkeit, mit der sie über das eroberte Land herrschten, und wegen ihrer Uneinigkeit gelang es den stets wachsamen, kriegsgewohnten muhame-

danischen Völkern, das Land wieder an sich zu reißen. Züge wurden auf Züge unternommen, ohne daß es einem gelungen wäre, die heilige Stadt in dauernden Besitz der Christen zu bringen. Unzählige Menschen verloren fern von der Heimat, in den heißen Wüsten oder im Gefechte mit den Heiden das Leben; aber dennoch blieben diese Unternehmungen für Europa von unberechenbarem Nutzen. Viele Adeliche von Helvetien, viele Bürger der Städte, viele Leibeigene hatten sich, ergriffen von der allgemeinen Begeisterung, den Kreuzzügen angeschlossen, so daß auch unser Heimatland aller Vortheile theilhaftig wurde, welche im Gefolge derselben nach Europa einwanderten.

Italien war das Land, von welchem hauptsächlich während der Kreuzzüge ein steter Verkehr mit dem Morgenlande unterhalten wurde. Die Städte Venedig, Genua und Pisa unterstützten die Kreuzfahrer auf ihren Zügen durch Lieferung von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen und benutzten diese Gelegenheit, sich neue Handelszweige zu verschaffen. Mit den kostbaren Waaren des Morgenlandes beladen, kehrten ihre Schiffe zurück, und durch ganz Europa belebte sich der Handel der Städte. Zürich, in beständigem Verkehre mit Italien, blühte mächtig auf, wie so manche Stadt des benachbarten Deutschlands. Neue Erzeugnisse, wie z. B. Safran, Indigo, Alaun und Zuckerrohr kamen nach Europa, die Seidenzucht und die Verfertigung seidener Zeuge kamen hierher, und viele neuen Gemüse-, Getreide- und Obstarten fing man an zu pflanzen; manch herrliche Blume, die man bisher nicht gekannt, schmückt seit dieser Zeit den Garten des Abendländers.

Durch den großen Aufwand, welchen die Ausrüstung zu einem solchen Kreuzzuge erforderte, sank manche angesehene Familie in Armuth, und sah sich genöthigt, ihre Güter an die reichen Städte und Klöster zu verkaufen; die große Klasse der unglücklichen Leibeigenen verdankte nicht minder den Kreuzzügen die Verbesserung ihrer traurigen Lage. Um viele Theilnehmer zu solchen Zügen zu erhalten, versprach man Jedem, der nach Jerusalem in den Kampf ziehe, die Freiheit. Wenn nun die Herren nicht sehen wollten, wie ihre Güter sich nach und nach von allen arbeitenden Menschen entblößten, so mußten sie ihnen eine bessere Lage verschaffen. Sie gaben ihnen daher ein größeres oder kleineres Stück Land als Eigenthum und ließen sich dafür entweder einen alljährlich gleichen Grundzins oder alljährlich den zehnten Theil der Ernte bezahlen. Hierdurch wurde der Anbau des Landes bis

in die entferntesten Thäler getragen und der Grund zu dem Stande der freien Bauern gelegt.

Und wie viel wurde nicht für die Bildung und Veredlung der europäischen Menschheit gewonnen? Der Anblick der blühenden Städte, das heitere Leben in Künsten und Wissenschaften, in welchem die Morgenländer den Abendländern weit vorangeeilt waren, regte wunderbar den Geist auf und reizte zur Nachahmung. Mit neuen Gedanken, neuen Entwürfen in der Seele kehrten die Kreuzfahrer in ihre Heimat zurück; was sie in der Fremde Schönes und Vortreffliches gesehen hatten, suchten sie auch hier einzuführen. —

Die Abkunft derer von Schwyz.

Im Lande Schweden entstand einst eine unmäßige Theurung, so daß viel Volk schwer vom Hunger litt. In dieser Noth beschloß man, daß ein Theil der Bewohner das Land verlassen und sich eine neue Heimat suchen solle. So kam es denn, daß 5000 Männer mit Weib und Kind, reich und arm, auszogen, nachdem sie ein Bündniß zusammen geschworen hatten, daß sie bei einander leben und sterben wollten. Sie gedachten hin nach Rom zu ziehen. Unterwegs nährten sie sich vom Raube und von Plünderung, und Angst und Schrecken verbreitete sich vor ihrem Zuge, als endlich etliche Fürsten mit ihrem Volke sich ihnen entgegen warfen, ihren Marsch aufzuhalten und sie zu strafen für die begangene Verwüstung so vieler Höfe und Dörfer. Es entstand ein großer Kampf, in welchem auf beiden Seiten viel Volk erschlagen wurde; doch blieben die Schwedier Sieger und gewannen reiche Beute, die sie treulich gleich unter einander theilten. Ohne weiteren Widerstand zu finden, zogen sie weiter gen Süden und kamen endlich im deutschen Lande in die Gegend nicht ferne von einem dunklen Walde, wo heutzutage Einsiedeln liegt. Da ließen sie sich nieder in einem öden Thale, das Brunnen heißt, und nirgends eine menschliche Wohnung zeigte; nur am Ufer des wild tobenden Sees stand eine kleine Hütte, deren Bewohner der Fähre wartete; denn schon damals war eine Straße über den See und den St. Gotthard. Sie wollten

selbst über den See und dann über das Gebirge nach Rom; aber in der Nacht brach ein solcher Sturm aus dem engen Thale des Gotthard hervor, daß ihnen der Muth zur gefahrvollen Fahrt entfiel. Da gingen sie in der Wildniß umher, besahen die Landschaft und fanden schönes Holz, frische gute Brunnen, überhaupt so viele Aehnlichkeit mit ihrer ehemaligen Heimat, daß sie beschlossen zu bleiben und sich anzusiedeln. Deßhalb schickten sie Boten an den deutschen Kaiser, welche ihnen diese Gegend als Wohnsitz und Eigenthum erbitten sollten. Ihre Bitte wurde nicht nur gewährt, sondern sie wurden auch zu freien Angehörigen des Reiches gemacht, welche nur den Kaisern Gehorsam zu leisten hätten. Als nun diese Botschaft gekommen war, theilten sie das Land unter sich und Jeder fing an, in seinem Theile zu reuten und zu bauen, wie er es für sein Fortkommen am zuträglichsten hielt. Während dieß geschah, entstand unter zwei Brüdern, starken Männern und Führern ihres Volkes, Streit über den Namen des Landes; denn Jeglicher meinte, es sollte nach ihm benannt werden; der Eine von ihnen hieß Schwit, der Andere Scheig. Keiner wollte dem Andern nachgeben; weßhalb sie einig wurden, daß sie mit einander kämpfen wollten und wer obsiege, nach dem sollte das Land benannt werden. Schwit besiegte seinen Bruder und daher ward das Land Schwyz genannt. So sind die frommen und weit berühmten Leute von Schwyz hierher gekommen, haben später dem römischen Reiche und dem päpstlichen Stuhle zu Rom große Dienste geleistet wider die Türken und haben dafür die Erlaubniß erhalten, in ihrem Banner auf ewige Zeiten das Kreuz als Gedenkzeichen zu führen. Von Schwyz aus sollen sich dann die Länder Uri und Unterwalden, sowie auch das Hasli bevölkert haben.

Der Schwyzer Streit mit dem Abte von Einsiedeln.

Als noch wenige Leute im Lande wohnten und dichter Wald noch große Strecken bedeckte, da hatte man noch nicht nöthig, bestimmte Grenzlinien zwischen den einzelnen Besitzungen herzustellen. Es war des Waldes und der Weide in zu großem Ueberflusse vorhanden, als

daß man mit Aengstlichkeit darauf geachtet hätte, daß der Nachbar nur immer das benutze, worauf er ein wohlerworbenes Recht besaß. Ein solches Verhältniß hatte zwischen Schwyz und dem Kloster Einsiedeln bestanden, welches den ganzen Wald rings umher von einem alemannischen Herzoge zum Geschenke erhalten hatte. Immer weiter rückten die Schwyzer mit ihren Heerden gegen das Kloster vor, da keine Grenze sie hemmte, bis endlich Abt Gero verlangte, daß die Gebiete des Klosters und der Schwyzer von einander abgegrenzt werden sollten, und da er bemerkt haben wollte, daß die Schwyzer auch solche Alpen benutzten, welche dem Gotteshause ganz bestimmt gehörten, so befahl er, daß sie künftighin dieselben nicht mehr befahren dürften. Doch die Schwyzer, welche von Alters her die Alpen beweidet hatten, glaubten ein Recht darauf zu haben, hielten sich für die ersten Besitzer derselben und achteten den Befehl des Abtes nicht. Dieser lud sie vor Gericht; aber die von Schwyz erklärten, daß sie nur den Kaiser als ihren obersten Richter anerkennen müßten, und so wurde der Streit vor den Kaiser Heinrich V. (1114) gebracht, welcher damals gerade in Basel war. Der Abt suchte durch Briefe und Urkunden zu beweisen, daß seine Klage gerecht, daß selbst Kaiser Heinrich II. dem Gotteshause jene Güter geschenkt, und daß die Schwyzer schon lange wider Gesetz und Recht des Klosters Eigenthum geschädigt hätten. Doch die Schwyzer behaupteten, daß ihre Altvordern schon seit undenklichen Zeiten das streitige Land besessen und benutzt hätten, und daß der Brief Kaiser Heinrichs hinterlistig erschlichen sei, indem man ihm den Wald als herrenloses Gut geschildert und verhehlt habe, daß er ihr Besitzthum sei. Niemand, selbst der Kaiser nicht, dürfe des Andern Eigenthum verschenken, riefen die starken Männer aus dem Gebirge. Doch gelang es dem Abte und seinen Fürsprechern, den Kaiser für sich zu gewinnen. Der Urtheilsspruch erging, daß der Abt rechtmäßiger Eigenthümer der streitigen Güter sei und daß die Schwyzer abstehen sollten, dieselben künftighin zu benutzen. Obgleich nun der Schirmvogt der Schwyzer dem kaiserlichen Spruche nachkam, so beschlossen sie doch selbst, im Gefühle ihres Rechtes, demselben nicht zu gehorchen, keinen Schritt von ihren bisherigen Grenzen zurück zu weichen, sondern sie vielmehr mit Gut und Blut, mit Leib und Leben zu vertheidigen. Der Kaiser forderte drohend Gehorsam, aber vergebens; die freien Gebirgsleute erklärten, sie wollten ihm in Allem gehorchen, was er mit Recht von ihnen fordern

könnte; nur sollte er Nichts von ihnen verlangen, was wider ihr wohlerworbenes Recht sei und was auf ihre Voreltern den schmachvollen Vorwurf unredlicher Besitznahme wälze. Da sie aber einsahen, daß sie sich gerüstet halten müßten, um, wenn der Kaiser Gewalt brauchen sollte, Gewalt mit Gewalt abzutreiben, so erneuerten sie ihr uraltes Bündniß mit Uri und Unterwalden, welches gewöhnlich alle zehn Jahre neu geschlossen wurde. Freudig erklärten ihre Bundesbrüder, auf Leben und Tod ihnen beistehen zu wollen. —

So blieb der Streit unentschieden, und mehrmals sollen die Aebte von Einsiedeln, die Nachfolger Gero's, vergebens gesucht haben, mit den Waffen die Schwyzer zur Erfüllung des kaiserlichen Urtheilsspruches zu zwingen, bis endlich der Kaiser Konrad III. abermals 1144 durch einen Urtheilsspruch dem Kloster die streitigen Güter zusprach. Doch auch diesen Spruch erkannten die Schwyzer nicht an, und als ein Heer gegen die Ungehorsamen aufgeboten werden sollte, da riefen sie ihre Verbündeten über den See; aber der Krieg unterblieb, besonders weil Kaiser Konrad auf einem Kreuzzuge begriffen war. Als er aber wieder zurückgekommen war, that er die Schwyzer in die Acht und ließ durch den Bischof von Constanz den Bann über sie aussprechen. Auch diese harte Strafe konnte die Schwyzer nicht bewegen, von dem zu lassen, was sie als ihr Recht erkannt hatten; noch viel weniger konnte sie ihre treuen Bundesbrüder von ihnen trennen. Selbst die umliegenden Städte Zürich und Luzern, welche der Kaiser zu feindseligen Schritten gegen Schwyz reizen wollte, waren so sehr von dem Rechte der freien Männer überzeugt, daß sie ihnen auch ferner die althergebrachte Freundschaft hielten.

Die Gefahr eines blutigen Krieges lagerte sich über dem Lande Schwyz, gleich einer schwarzen Gewitterwolke, welche jeden Augenblick Zerstörung und Verwüstung herabzuschicken droht, als mit einem Male ein lieblicher Sonnenstrahl den Blick in die Zukunft erhellte. Der Hohenstaufe, Friedrich Barbarossa, hatte den Kaiserthron bestiegen, und sah sich um nach starken Freunden, welche ihm hülfen in den großen Kämpfen, die er in Italien, wo man seine Oberhoheit nicht anerkennen wollte, zu bestehen hatte. Sein Augenmerk wurde auf die Leute von Schwyz gelenkt, und alsbald sorgte er, daß Acht und Bann von ihnen genommen wurden. Für diese Wohlthat schlossen sich die Schwyzer mit unwandelbarer Treue an den großen Kaiser an,

und nicht minder ehrten die von Uri und Unterwalden den Wohlthäter ihrer Bundesgenossen, welcher zwischen dem Kloster Einsiedeln und den Schwyzern einen Frieden schloß und den Streit einem späteren Entscheide vorbehielt. Von Dank erfüllt, zogen die aus den drei Waldstätten, je 200 wohlgerüstete Männer aus jedem Lande, mehrmals mit ihrem Kaiser in seinen Krieg nach Italien, und sogar auf seinem Kreuzzuge, auf dem der heldenmüthige Greis ertrank, sollen die getreuen Männer aus dem Gebirge ihn begleitet haben. —

Die Ritter.

Die Heere der Deutschen bestanden anfänglich, wie diejenigen der meisten übrigen Völker Europa's, größtentheils aus Fußvolk. Die wenigen Reiter waren schwer gerüstet und trugen Helme und Panzer und Schilde, und ihre Waffen waren lange Lanzen und furchtbare Schwerter. Eine solche Rüstung kostete aber sehr viel und deßhalb konnten nur die Reicheren und Vornehmen den Dienst zu Pferde thun. So wurde der Reiterdienst eine Auszeichnung für die Reichen und verlieh ihnen größeres Ansehen und Adel, weßhalb sie sich dann immer mehr von den anderen Ständen absonderten, denen der Dienst zu Fuße überlassen blieb. Hierdurch entstand der Stand der Ritter, welche, um ihr Ansehen noch zu vermehren, von Jugend auf ein kriegerisches Leben führten; körperliche Kraft und Gewandtheit war das höchste Ziel, nach dem sie strebten, Ausbildung des Geistes wurde nicht selten ganz vernachlässigt. Von Jugend auf lernte der junge Adelige ein Roß tummeln und Schwert und Lanze mit Gewandtheit führen; darum mußte er auch wohl der ausgezeichneteste Krieger werden, besonders in einer Zeit, wo man das Pulver noch nicht kannte, wo also Kraft und Gewandtheit allein die Schlacht entschied.

Die Ritter bildeten also einen eigenen Stand, dessen Glieder die Religion, die Ehre, die Tapferkeit und die Hochachtung gegen das weibliche Geschlecht als die höchsten Tugenden anerkannten. Die Aufnahme in diesen Stand erforderte eine vieljährige Vorbereitung und war mit großen kirchlichen Feierlichkeiten verbunden. Schon im siebenten

Jahre wurde der Knabe von edler Herkunft auf das Schloß eines andern Ritters gebracht. Hier lernte er als Bube im Dienste seines Herrn und im ehrfurchtsvollen Umgange mit Edelfrauen die Anfangsgründe der Rittertugenden. Er wartete bei Tafel auf, säuberte die Waffen, hielt seinem Herrn beim Aufsteigen den Bügel und übte sich im Fechten, Schießen und Reiten, um seinen Körper gewandt und stark zu machen. Im vierzehnten Jahre wurde er durch Umgürtung eines Schwertes wehrhaft und hieß nun Knappe. Von nun an begleitete er seinen Herrn zu jeder Stunde und zu jedem Geschäfte, zu der Lust der Jagd, der Feste und Waffenspiele, wie in den Ernst der Schlacht. Treue Anhänglichkeit an seinen Herrn war die erste Pflicht und hatte er im Getümmel der Schlacht mit Schild und Schwert seinem Herrn des Leben gerettet, so trug er den höchsten Ruhm davon, den ein edler Jüngling erwerben konnte.

Hatte der Knappe unter diesen ritterlichen Uebungen das einundzwanzigste Jahr erreicht, so konnte er zum Ritter geschlagen werden. Zu dieser wichtigen Handlung mußte er sich durch den Empfang der heiligen Sakramente, durch Fasten und Beten vorbereiten; auch mußte er sich zuvor baden und eine Nacht in voller Rüstung in einer Kapelle zubringen. Und kam dann endlich nach langem Sehnen der Morgen des schönsten und glorreichsten Tages im Leben des Jünglings, so wurde er in feierlichem Zuge in die Kirche geführt. Knappen trugen die Rüstung, den Streitkolben, den Schild und das Schwert; Edelfrauen den Helm, die Sporen und das Wehrgehenk. Ehrfurchtsvoll kniete der Knappe am Altare nieder und beschwor mit feierlichem Eide das Gelübde: die Wahrheit zu reden, das Recht zu behaupten, die Religion sammt ihren Häusern und Dienern, alle Schwachen und Unvermögenden, alle Wittwen und Waisen zu beschirmen, keinen Schimpf gegen Edelfrauen zu dulden und alle Ungläubigen zu verfolgen. Hierauf empfing er aus der Hand eines Ritters oder einer Edelfrau Sporen, Handschuh und Panzer. Nun kniete er vor dem Ritter nieder, der ihn dreimal mit flacher Klinge sanft auf Hals und Schulter schlug. Das war der Ritterschlag. Dann schmückte man den jungen Ritter auch mit Helm, Schild und Lanze und führte ihm ein Pferd vor, auf welches er sich sogleich schwang und es fröhlich durch die Menge der Zuschauer tummelte. Große Feste beschlossen die Feierlichkeiten des Tages. Von nun an durfte er selbst die geringste Beleidigung nicht

ungerächt lassen; der Zweikampf entschied alle Streitigkeiten der Ritter. Warf Einer dem Andern seinen Handschuh vor die Füße, so war dieß ein Zeichen der Herausforderung, sowie das Aufnehmen desselben ein Zeichen des angenommenen Zweikampfes.

Das Wappen auf dem Schilde, welches gewöhnlich im Bilde eines Bären, eines Löwen, eines Hirsches, oder, wie nach den Kreuzzügen, in einem Kreuze bestand, diente dazu, den völlig geharnischten Ritter, wenn das Visir sogar sein Gesicht bedeckte, zu erkennen. Ihre Namen gaben sie sich von ihrem Stammschlosse, wie z. B. Rudolf von Habsburg.

Die Turniere.

Zu den vorzüglichsten Waffenübungen der Ritter im Mittelalter gehörten die Turniere, d. h. feierliche Kampfspiele, welche den einzelnen Rittern Gelegenheit gaben, Proben ihrer Tapferkeit und Gewandtheit abzulegen und so Ruhm und Beifall von einer schaulustigen Menge öffentlich einzuernten. Feierliche Veranlassungen, wie z. B. die Königskrönung, die Vermählung oder die Geburt eines Prinzen u. s. w. wurden durch Turniere verherrlicht. Fürsten, Grafen und Städte suchten sich dabei an Pracht und Aufwand zu übertreffen. Lange Zeit vorher wurden sie durch einen eigenen Herold angesagt. Jeder Ritter, welcher Antheil nehmen wollte, mußte sich alsdann bei den bestellten Turniervögten einschreiben lassen, und Keiner wurde zugelassen, der nicht vom Adel war, oder der sich eines entehrenden Verbrechens schuldig gemacht hatte. Daher wurden mehrere Tage vorher die Wappen und Helme derer, die turnieren wollten, zur Schau gestellt. Ritter und Damen vollzogen die Prüfung, welche sich auch auf die Rosse, Streitkolben, Schwerter und Rüstungen erstreckte.

In Deutschland wurden diese Waffenspiele gewöhnlich auf einem freien Platze in der Stadt gehalten (zu Zürich im Rennweg), aber in Frankreich vor den Thoren auf freiem Felde. Der Platz war rings mit Schranken umgeben, außerhalb welcher sich die Sitze der Zuschauer erhoben. Für Fürsten, Edelfrauen und andere angesehene Personen waren Ehrensitze errichtet, welche mit besonderem Aufwande ausgeschmückt waren.

Am festgesetzten Tage in aller Frühe füllten sich schon alle Plätze mit neugierigen Zuschauern, die in Kleidung und Schmuck einander zu überbieten suchten. Bald verkündete das Schmettern der Trompeten und das Wirbeln der Pauken die Ankunft der Ritter, welche auf schnaubenden Rossen, in strahlender Rüstung, mit flatternden Helmbüschen, in stattlichem Zuge stolz in die Schranken ritten. Hier hielten sie; da verkündigte ein Herold das Lanzenstechen und rief laut die Namen derjenigen, welche sich zuerst versuchen wollten; doch kam zuweilen auch der Fall vor, daß ein Ritter mit geschlossenem Visir auftrat, der bis ans Ende des Festes unerkannt bleiben wollte. Dieser mußte zuvor unter dem Siegel der Verschwiegenheit den Kampfrichtern seinen Namen nennen, auf daß kein unwürdiger Mann Theil nehme am feierlichen Ritterspiele, und wurde dann nach seinem Wappenschilde z. B. Löwenritter, Drachenritter ꝛc. ꝛc. aufgerufen. Ungeduld und Erwartung herrschte unter den Zuschauern; da schmetterten plötzlich die Trompeten und die beiden Gegner sprengten im vollen Galopp gegen einander los. Die eingelegte Lanze ragte mit ihrer Spitze weit über das linke Ohr des Pferdes hervor, der Schaft wurde fest unter dem Arme gehalten. Wer gut traf und selbst fest im Bügel saß, warf durch den gewaltigen Stoß seiner Lanze den Gegner entweder aus dem Sattel, oder er zersplitterte seine Lanze an dem stählernen Brustharnische. Beides galt als Sieg; denn blieb die Lanze eines Gegners unversehrt, so war dieß ein Beweis, daß er gar nicht oder doch nur schlecht getroffen hatte. Oft vertauschte der Ritter seine gebrochene Lanze mit einer andern; mancher brach sogar fünfzig Lanzen an einem Tage. Nach dem ersten Kämpferpaare wurde das zweite aufgerufen, dann das dritte u. s. f. und so ging es gewöhnlich drei Tage, oft aber auch Wochen lang. Manchmal traten die Ritter auch schaarenweise gegen einander auf; und nicht nur im Lanzenstechen, sondern auch im Schwertkampfe, nicht nur zu Pferde, sondern auch zu Fuß wurde um den Preis gekämpft.

Am Schlusse des Ritterspieles wurde der Siegespreis (Dank) vertheilt, nachdem die Kampfrichter denjenigen unter den Kämpfenden bezeichnet, welcher sich am meisten hervorgethan hatte. Unter dem Schalle der Pauken und Trompeten wurde der Name des Siegers laut ausgerufen; dann nahete er ehrerbietig der Dame, welche den Dank vertheilte, und empfing knieend aus ihren Händen einen Helm, oder ein Schwert,

oder eine goldene Kette u. dgl. als Zeichen seines Sieges. Der Ruhm, der dieser Auszeichnung folgte, kam dem einer großen Heldenthat auf dem Schlachtfelde gleich. Den letzten Abend eines solchen Festes schloß gewöhnlich ein kostbarer Schmaus und ein Tanz, bei welchem dem Sieger wieder große Ehre bewiesen wurde.

Die Grafen von Toggenburg.

Diethelm und Friedrich.

Die Grafen von Toggenburg waren große und mächtige Herren, welche durch die große Ausdehnung ihres Gebietes und durch den weitverbreiteten Ruf heldenmüthiger Tapferkeit seit dem Anfange des eilften Jahrhunderts den ersten schweizerischen Herrscherhäusern beigezählt wurden.

Diethelm von Toggenburg hatte von seinen Vorvätern den kriegerischen Sinn nicht geerbt. Sein schwächlicher Körper hatte ihn fern gehalten von dem Getümmel der Feldlager, und gegen das Ende seines Lebens wohnte er in stiller Zurückgezogenheit mit seiner Gattin Jutta auf dem Schlosse Lütisburg. Beide, auf das Heil ihrer Seele bedacht, suchten sich durch Werke der Frömmigkeit und Menschenliebe Gottes Wohlgefallen zu erwerben, und doch erzählte man sich in den Landen, daß sie trotz ihres unermeßlichen Reichthums, trotz ihrer guten Werke nicht glücklich seien, und daß man die greise Frau Jutta schon oft reichliche Thränen vergießen gesehen habe.

Sie hatten zwei Söhne, welche sie mit gleicher Liebe erzogen, und schon hatten sie sich der süßen Elternhoffnung hingegeben, in ihnen einst Stütze und Trost im Alter zu haben. Aber als Diethelm ins reifere Alter gelangt war, zeigte sich in ihm ein harter widerstrebender Sinn: er fing an, die frommen Bitten seiner Eltern zu verachten, weigerte sich, einen Kreuzzug zu machen, und stürmte in wilder Kampflust von Turnier zu Turnier. Der Zufall führte ihn einst an den Hof des Grafen Ulrich von Welsch-Neuenburg; dieser hatte eine wegen ihrer Schönheit im ganzen Lande berühmte Tochter, Jolanta, welche dem Jüngling so wohl gefiel, daß er sich wider den Willen seines Vaters

mit derselben vermählte und seinen Sitz auf dem Schlosse Renggersweil nahm.

Indeß er seine Gewandtheit auf Turnieren und Lanzenbrechen glänzen ließ, kämpfte sein jüngerer Bruder Friedrich, den elterlichen Wünschen folgsamer, im fernen Morgenlande gegen die Ungläubigen. Nach einigen Jahren kam er auf der Heimreise durch Italien, und der Kaiser, zu welchem die Kunde von der Tapferkeit des jungen Grafen von Toggenburg gelangt war, zeichnete ihn so aus, daß er ihn mit eigner Hand zum Ritter schlug. Voll Freude eilte er heim zu seinen greisen Eltern, die den gehorsamen jungen Sohn mit inniger Liebe empfingen und ihn tagtäglich mit neuen Beweisen ihrer Zärtlichkeit und ihres Wohlgefallens überhäuften. Dieß kränkte den ältern Diethelm, er fühlte sich zurückgesetzt und fing an, die Gegenwart der Eltern zu fliehen; daher sah man ihn nie mehr auf das Schloß Lütisburg kommen. Der alte Graf überließ ihn seinem Grolle und behandelte ihn als ungehorsamen Sohn; aber Mutter Jutta klagte still im Herzen sich selber der Ungerechtigkeit gegen ihren Sohn an, und flehte inbrünstig zum Himmel, er möchte ihr Kind, das sie immer noch liebte, wieder in ihre Arme führen.

Friedrich besuchte seinen Bruder oft auf dem Schlosse Renggersweil, als ob Nichts vorgefallen wäre, und jedesmal wenn kam er, rieth ihm Jolanta, den Gedanken an fernere Kämpfe im gelobten Lande aufzugeben und sich zu vermählen; freundlich empfahl sie ihm dann ihre Schwester zur Gattin. Auf solche Reden pflegte Friedrich nicht zu antworten; doch versprach er sich im Innern, niemals eine Hausfrau aus einem so hochfahrenden Geschlechte heimzuführen.

Als der Schloßherr von Renggersweil eines Abends von der Jagd heimkehrte, fand er seine Jolanta in Thränen. „Ei, rief er aus, woher kommt Euch diese Betrübniß, meine Geliebte, welch Unglück ist Euch denn zugestoßen?“

„Ach, lieber Herr, erwiederte Jolanta, ich weine daß Euere Vermählung mit mir Euch den Haß Euerer Eltern zugezogen hat, und daß sie Euch in's Verderben stürzen wird. Sehet da, fuhr sie fort, indem sie ein Fenster öffnete und mit dem Finger auf eine Schaar Reiter zeigte, die in der Ebene langsam dahinzogen, sehet, da kehrt Euer Vater heim gen Lütisburg; während Euerer Abwesenheit war er

hier und gab mir einen neuen Beweis der Verachtung, die er gegen mich hegt."

Hier hielt Jolanta inne, um in den Gesichtszügen ihres Gatten die Wirkung ihrer Worte zu lesen; doch dieser stand düster und unbeweglich bei ihrem Stuhle und starrte in das Thal, als ob er nicht bemerkt hätte, daß sie nicht mehr spreche. „Euer Vater, fügte sie hinzu, hat mir bittere Vorwürfe gemacht, daß durch mich Zwist und Uneinigkeit in seine Familie gekommen sei: Ist es nicht genug an Einem ungehorsamen Sohn? rief er mir zu, warum wollt Ihr mir auch meinen Friedrich zum Ungehorsam verleiten? Wisset, Ihr mühet Euch vergeblich, ihn zur Heirath mit Euerer Schwester zu beschwatzen, er willigt in meinen Wunsch und vermählt sich mit der Erbtochter von Montfort. Der Himmel möge seinen Gehorsam segnen; wenigstens habe ich dann Einen Sohn, der würdig ist meines Namens!" — „Ach! muß ich denn auf immer so geringschätzt werden, wie eine Frau von gemeinem Stande!" Bei diesen Worten faßte sie Diethelms Hand und benetzte sie mit ihren Thränen.

Das Antlitz des Grafen blieb düster, endlich brach er das Schweigen; doch seine Stimme war zitternd, daß selbst Jolanta erbebte.

„Seid ruhig, sprach er, noch habe ich die Kraft, Euch vor künftigen Unbilden zu schützen. Der gestrenge Herr Ritter hat, wie es scheint, im Kriege gegen die Ungläubigen nicht vergessen, wie vortheilhaft es ist, einem schwachen Greise zu schmeicheln, um ihm das Erbe seines ältern Bruders abzulocken; aber ich werde ihm beweisen, daß dieß nicht so leicht geht, als er vielleicht glaubt."

Während Jolanta auf diese Weise im Herzen ihres Gatten die Leidenschaften des Hasses und der Rache zu immer größerer Flamme anfachte, saß der alte Graf von Toggenburg in einem hohen Saale seines Schlosses beim einfachen Mahle und erzählte seiner Jutta seinen Besuch auf Renggersweil folgendermaßen:

„Ich habe Jolanten die baldige Vermählung unseres lieben Sohnes angekündigt und sie gebeten, jeden Groll gegen uns aus ihrem Herzen zu verbannen, und die Tochter des Herrn von Montfort bei ihrem nächsten Besuche in Liebe und Freundschaft bei sich aufzunehmen."

Jolanta konnte jedoch die Abneigung nicht vergessen, welche die Eltern Diethelms anfänglich gegen sie gehegt hatten; die Vermählung

Friedrichs schien ihr wieder eine neue Kränkung gegen sie und ihre Familie; darum sann sie auf furchtbare Rache.

Die Vermählung.

Kaum nahte der Anbruch des Tages, so tummelte sich schon Alles auf dem Schlosse Toggenburg in regem Leben; denn es wurden große Anstalten getroffen zum Hochzeitfeste des Ritters Friedrich.

Gegen Mittag bedeckten sich alle Wege mit Schwärmen von Dienstleuten, welche auf die Burg kamen, um ihren Antheil an den Lebensmitteln zu holen, die man bei solchen Anläßen unter sie vertheilte. Von Zeit zu Zeit sah man einen edeln Herrn in funkelnder Rüstung glänzen, vor welchem eine Schaar Reisiger einhertrabten, um ihm durch die herbeiströmende Menge einen Weg zu bahnen. Jeden Augenblick kamen auch Gäste aus hohen Geschlechtern im Schloßhofe an; da sah man den Grafen von Montfort, den Grafen Ulrich von Kyburg, Landgrafen im Thurgau, Herrn von Thun, Lenzburg, Baden und Sempach, sammt seiner Gattin, Anna von Zähringen, den Freiherrn von Rappersweil, wegen seiner häufigen Pilgerfahrten nach dem gelobten Lande zubenannt der Läufer, nach ihnen langte auch Conrad von Bußnang an, der Fürst-Abt von St. Gallen. An seinem heiteren und fröhlichen Gesichte, an der Gewandtheit, sein Roß zu tummeln, hätte ihn Jedermann eher für einen wackern Ritter, als für einen ehrwürdigen Diener der Kirche gehalten. Es erschienen noch die Edeln von Gantersweil und von Wengi, die Castellane von Uznaberg, Grinau und Eppenberg. Der Herr von Renggersweil kam zuletzt; er schwang sich von seinem Rosse, wies barsch alle Diener zurück und reichte seiner Hausfrau selbst die Hand, um ihr von ihrem Renner zu helfen.

Beim Mahle herrschte düsteres Schweigen, als ob irgend ein schreckliches Unglück im Anzug wäre. Einzig der Graf von Kyburg und der Abt von St. Gallen suchten die Gäste durch manchen heitern Scherz in fröhlichere Laune zu bringen; vergebens. Diethelm saß nachdenkend und finster neben dem Edeln von Wengi und vermied ängstlich, den Blicken seines Bruders zu begegnen. Die Nacht war herbeigekommen; man brachte Fackeln. Da erhob sich der alte Graf von Toggenburg, ergriff mit zitternder Hand einen Becher voll perlenden

Weines und sprach: „Grafen, Freiherrn und Ritter, so seid denn Ihr alle Zeugen, daß ich, Herr und Graf zu Toggenburg, hiermit meinem Sohne Friedrich mein Schloß zu Wyl und unser Stammschloß Toggenburg schenke als Lohn für die vielen Zeichen treuergebener Kindesliebe, welche er mir bewiesen, und für die hohen Dienste, die er der heiligen Religion geleistet hat. Ich lade Euch ein, mit mir auf das Wohlergehen des neuen Herrn dieser Burg zu trinken."

Bei diesen Worten erhoben Alle ihre Becher und freudiger Jubelruf erscholl im Saale, denn Alle liebten den Ritter wegen seines sanften und freundlichen Wesens.

Mitten in dem Getöse hatte dieser einen verstohlenen Blick auf Diethelm geworfen, und wie erschrack er, als er die Blässe auf seinem Gesichte und die schreckliche Verzerrung seiner Züge bemerkte.

Indessen hatte sich unter mehreren alten Rittern ein lebhaftes Gespräch über den Krieg im heiligen Lande erhoben, und nach und nach nahmen Alle daran Theil, denn diese Angelegenheit übte in der damaligen Zeit einen gewaltigen Reiz auf alle Gemüther.

„Zu meiner Zeit, erzählte der alte Diethelm, nahm man das Kreuz, wie man sich heutzutage zu einem Feste schmückt; meine körperliche Schwächlichkeit hat mir nicht gestattet, mich den heiligen Zügen anzuschließen, aber ich habe das Möglichste gethan, sie zu unterstützen; ich habe die Johanniter reichlich beschenkt und habe das Kloster Rüti gestiftet, um von Gott Verzeihung und Gnade zu erhalten. Wie oft hatte ich mir gelobt, daß meine Söhne ausführen sollten, was der Vater unterlassen; aber nur Einer hat mir gehorcht, denn oft zieht man das Vergnügen den hohen Interessen der Religion vor." Und eine Thräne stahl sich dem Greise durch die Wimper.

Kaum hatte der Vater geendet, so sprang der junge Diethelm, knirschend vor Wuth, von seinem Sitze auf und rief: „Graf! das ist zu viel, habt Ihr mich hieher berufen, um mich öffentlich mit Eueren Beschimpfungen zu besudeln. Die Kränkung ist schmachvoll, ich bedarf einer fürchterlichen Rache. Nicht gegen Euch, Graf von Toggenburg, werde ich sie wenden, aber den Schurken soll sie treffen, der mir Euer Herz gestohlen hat, um Euch nach seinem Vortheile auszubeuten. Dem will ich vor Euch Allen ins Gesicht schlagen und ihm zurufen, daß entweder sein oder mein Blut fließen muß. Seine Augen funkelten vor Zorn; er schleuderte seinen Handschuh, der dem Ritter Friedrich

vor die Füße fiel. „Man führe mein Pferd vor", rief er den herbeigeeilten Knechten zu, dann reichte er seiner Gattin den Arm und verließ mit ihr den Saal. Als sie die letzte Ringmauer der Burg im Rücken hatten, brach Jolanta das Schweigen und sagte: „Also nicht nur mich überhäuft man mit Kränkungen, man wagt es sogar, Euch vor den versammelten Edeln zu beschimpfen; Euer Name wird zum Spotte des ganzen Landes und unsere Kinder sind verdammt, in der Schmach und dem Elende zu leben. O der armen Kinder, müssen sie nicht ihren Eltern fluchen!"

„Ich werde mich rächen", murmelte Diethelm dumpf, indem er noch einen schmerzlichen Blick hinsandte nach dem Stammschlosse seiner Väter, das man ihm entrissen hatte.

Das Zeichen.

Der Auftritt, welcher auf der Toggenburg Statt gehabt hatte, erfüllte alle Gäste mit Entsetzen; man sprach nur noch leise und der alte Graf saß lange in trübes Sinnen versunken, als er plötzlich wehmüthig rief: „Diethelm, Diethelm, Dich beherrscht wilde Leidenschaft, wie alle deine Ahnen. — Dieß Schloß ist uns verderblich, ich hätte es verlassen und nie mehr seine Schwelle betreten sollen, denn hier im Saale....." und er verhüllte sein Angesicht in beide Hände.

„Ach, mein Vater, warum diese tiefe Bekümmerniß? fragte Friedrich, welche trübe Erinnerungen umdüstern Euer Gemüth?"

„Sehr traurige, mein Sohn, erwiederte der Greis, und wenn ich nicht befürchten müßte, unsere Gäste in eine allzutrübe Stimmung zu versetzen, so würde ich sie Dir keinen Augenblick vorenthalten."

„Sprecht, sprecht", riefen alle Gäste. Der Graf nahm wieder das Wort und erzählte mit einer vom Alter und Kummer schwankenden Stimme:

„Mein Vater war ein tapferer, biederer Ritter, und wurde von Allen geliebt, die ihn kannten, obgleich sein heftiges Wesen ihn oft zu Handlungen des Zornes hinriß, welche er bald nachher tief bereute. Auf einem Turniere zu Köln lernte er die schöne Gräfin Ida von Kirchberg kennen, und nachdem er ihre Hand erhalten, bewohnte er mit ihr diese Burg. Zwei Jahre waren vergangen, ohne daß auch nur der geringste Zwist das zärtliche Vernehmen der Ehegatten gestört hatte.

Eines Tages verlor meine Mutter nicht weit von dem Schloßbrunnen ihren Ring. Nachdem sie ihn lange vergebens gesucht, ging sie tief betrübt nach Hause. Ein Rabe, welcher den goldenen Reif in der Sonne glitzern sah, nahm ihn und trug ihn in sein Nest; hier fand ihn durch Zufall Einer von meines Vaters Jägern, und stolz auf seinen Fund steckte ihn der arme Mann eilig an seinen Finger. Mein Vater sah den Ring; da blendete der Satan die Augen seiner Seele und trieb ihn ein Verbrechen zu begehen, welches ein innerer Schauder nur kurz zu erzählen mir gestattet. Außer sich vor Zorn, taub gegen die Betheuerungen seiner unschuldigen Gattin, ergriff er sie hier im Saale, schleppte sie zum Fenster und stürzte sie in den schrecklichen Abgrund. Der junge Jäger wurde an den Schwanz eines unbändigen Pferdes gebunden, welches man dann in der Ebene herumjagte, bis der Leib des Unglücklichen nur noch eine ungestaltete, blutige Masse war.

Doch der Himmel hatte beschlossen, die Unschuld meiner Mutter ans helle Licht zu bringen: die heilige Jungfrau brachte ihr Hülfe; in ihrem Sturze wurde sie von einem dichten Dorngesträuche aufgehalten, und Engel brachten sie in eine einsame Grotte im Gebirge. Hier lebte sie lange Jahre in tiefster Verborgenheit, bis eines Tages mein Vater, welcher von schrecklichen Gewissensbissen gefoltert, im Lande umherirrte, sie knieend in ihrer Grotte fand. Kaum hatte er sie erkannt, so warf er sich ihr zu Füßen und sagte: „„Sieh her, wie der Kummer um Dich meine Wange gehöhlt; habe Mitleid mit mir und meinen Kindern, ich habe viel, unendlich viel gelitten, komme wieder auf mein Schloß.““

„Mein lieber Gemahl, erwiederte Ida mit schwermüthigem Lächeln ich verzeihe Dir, aber der Himmel hat mich gerettet und dem Himmel gehöre ich nun an. Gewähre mir als einzige und letzte Gnade einen Zufluchtsort an dieser Stätte, auf daß ich oft gen Fischingen eilen kann, um dort im Kloster für Dich und unsere Kinder zu beten.“

„Jedesmal wenn sich meine Mutter des Nachts an den Ort ihres Gebetes begab, ging ein Hirsch vor ihr her und jedes seiner Geweihe warf weithin einen wunderbaren Lichtschein.“

„Der alte Verwalter des Schlosses hat mir oft erzählt, daß jedesmal, wenn ein Glied unserer Familie seiner letzten Stunde entgegengehe, er gehört habe.....“

Bei diesen Worten hörte man leise Schritte im anstoßenden Gemache,

und Jedermann glaubte das Klagegestöhn eines mit dem Tode Ringenden zu hören.

Voll Entsetzen sprangen die Gäste auf und der alte Graf rief: „Vater, mein Vater, möge Gott deiner Seele gnädig sein!"

„Friede seiner Seele", setzte der Abt von St. Gallen gerührt hinzu.

„O, es war nur der Wind, welcher durch die Schießscharten streicht", sprach lachend der neue Herr von Toggenburg: „auf, meine Freunde, setzen wir uns wieder zu Tische."

Die heruntergebrannten Fackeln erleuchteten nur schwach den hohen Saal; Entsetzen hatte die Gäste ergriffen, sie nahmen Abschied von ihren Wirthen und schwangen sich auf ihre Rosse.

„Ich weiß nicht, was dieß zu bedeuten hat, sagte der Abt, den Kopf schüttelnd, ihr werdet sehen, daß sich in nächster Zukunft seltsame Dinge zutragen." — Hierauf verließ er seine Reisegefährten, um die noch übrige Nacht in einem nahen Kloster zuzubringen.

Der Mord.*)

Friedrich wohnte schon einige Wochen auf der Toggenburg, als ein Bote von seinem Bruder kam, der ihn zu einer Jagdparthie nach Renggersweil einlud. Vergeblich fiel ihm seine junge Gattin zu Füßen und beschwor ihn, sie nicht zu verlassen; der Ritter, ein Mann von hohem Muthe, blieb fest bei ihren Bitten und sprach, indem er sie in seine Arme schloß: „Meine theure Gattin, warum seid Ihr so besorgt? Mein Bruder will seine alte Freundschaft mit mir erneuern, und ich möchte deßhalb um keinen Preis lange zögern, in seine Arme zu eilen." Von zwei Knechten begleitet zog er hin zu seinem Bruder.

Das kriegerische Aussehen von Renggersweil setzte den Ritter in Erstaunen; auf dem freien Platze und in den Höfen des Schlosses lagen Kriegsleute, von denen einige sich behaglich an der Sonne streckten, während andere beschäftigt waren, ihre Bolze zu schleifen, und andere ihre Armbrüste in Stand stellten. „Beim Kreuze, sagte der Ritter zu Diethelm, der ihm, begleitet vom Edeln von Wengi, entgegengeeilt war, Du bist tüchtig mit Kriegsvolk versehen, Du hast wohl einen Fehdezug vor!"

---

*) 1226.

„Das gerade nicht, erwiederte Diethelm, diese Leute sind zu meinem eigenen Schutze da; denn bei den Zeitläuften, in denen wir leben, kann man nicht genug auf seiner Hut sein."

Der Ritter wußte nicht, was er von dieser Erklärung denken sollte. „Was liegt daran, sagte er bei sich selbst, komme was da wolle, ich bin bereit", und mit diesen Worten übergab er seinen Knechten sein Pferd und ging mit seinem Bruder und dem Herrn von Wengi in das Schloß. Jolanta brachte ihnen selbst einige Erfrischung; bald waren sie in heiterm Gespräche und es schien, als ob jener Auftritt auf der Toggenburg gänzlich vergessen wäre.

Nach dem Mittagsmahle erschienen die drei Herren, zur Jagd gerüstet, im Hofe; die Kriegsleute waren verschwunden, und der Ritter sah nur friedliche Falkoniere und Jagdknechte mit den zusammengekoppelten Hunden.

Aber während der Graf von Toggenburg emsig die Fährte eines Hirsches verfolgte, klagten seine zwei Knechte im Burgverließe von Renggersweil ihr hartes Mißgeschick an.

„Ich dachte mir's wohl, Meister Hartig, sagte der Eine, daß uns ein Unglück zustoßen werde, denn auf dem ganzen Wege hierher ließ mein Pferd beständig das linke Ohr hängen."

„Nicht meinetwegen, unterbrach ihn Hartig, bin ich in Sorge, denn, siehst Du, ich bin alt und habe doch nicht mehr lange zu leben, aber meinem Herrn so nahe zu sein, ohne ihn vor der Gefahr warnen zu können, welche ihm droht, das macht mich untröstlich."

„Das Leben meines Herrn in Gefahr zu wissen, betrübt mich nicht minder, erwiederte der andere Knecht, da wir ihm aber einmal nicht helfen können, Meister Hartig, so brauchen wir uns auch weiter keine großen Sorgen um ihn zu machen."

Längere Zeit saßen sie nach diesem Gespräche neben einander, in traurige Gedanken versunken, als ein dumpfer langanhaltender Lärm über ihren Häuptern entstand. „Horch!" sagte Hartig lebhaft und faßte seinen Leidensgefährten beim Arm, „was geht da oben vor?" Da tönte es wie Gläsergeklirr, wildes Jauchzen und Geschrei gelangte zu ihren Ohren im einsamen Kerker. Dann wurde Alles wieder still.

„Heilige Jungfrau beschütze unsern guten Herrn! rief der alte Reitknecht, jetzt bleibt uns Nichts mehr übrig, als unsere Seelen dem Schutze des Allmächtigen zu empfehlen." Und alsobald begann er alle

Gebete, die er auswendig wußte, leise vor sich herzusagen, während sein Gefährte, weniger auf einen traurigen Ausgang gefaßt, dumpf brütend im Gefängnisse auf- und abging. Der alte Hartig war durch das Gebet so beruhigt worden, daß er nach und nach eingeschlafen war. Da faßte ihn plötzlich eine starke Hand beim Arme und sein Gefährte rief: „Auf! wir sind gerettet."

Der Alte machte sich auf und folgte ihm, tastend in der Dunkelheit. Sie krochen durch einen engen unterirdischen Gang und kamen bald zu einer Thüre, welche der junge Reitknecht offen gefunden hatte. Nun waren sie im Freien, in einem Graben des Schlosses.

Die Nacht war stockfinster und da sie nicht fürchten mußten, bemerkt zu werden, so kletterten sie den Grabenrand hinauf bis an den Fuß der Mauer, welche den großen Schloßplatz umgab. Hier sahen sie durch eine Schießscharte im Schloßhofe eine große Menge Kriegsleute, welche stumm und unbeweglich auf Etwas zu warten schienen. Bald erschienen zwei Männer in voller Rüstung. Leicht erkannte man am hohen Wuchse den Herrn von Renggersweil, sein Begleiter war der Edle von Wengi. Ohne ein Wort zu verlieren, schwang sich jeder auf das Pferd, das ihm ein Reitknecht vorführte. Dann gaben sie den Bewaffneten ein Zeichen, ihnen zu folgen und bald war es im Hofe öde und still.

Nun konnten die Flüchtlinge ihren Versteck verlassen, entschlossen, um jeden Preis ins Schloß zu dringen, das Schicksal ihres Herrn zu erfahren.

Im Augenblicke, wo sie unter den Fenstern des Hauptthurmes dahin schlichen, um die Zugbrücke zu gewinnen, welche herabgelassen war, strauchelte Meister Hartig und fiel auf einen blutigen Leichnam.

„O, Diethelm, Du Ungeheuer, Du schurkischer Graf, Du hast meinen lieben Herrn ermordet, rief der alte Reitknecht und benetzte die starre Hand der Leiche mit seinen Thränen. Geh, Ruchloser, freue Dich über den Tod deines Bruders, bemächtige Dich seiner Schlösser."

„Das wird und soll er nicht, versetzte rasch der Andere, kommt, Meister Hartig, wir wollen unsere Pferde nehmen, wir kennen die kürzesten Wege nach Wyl und nach der Toggenburg, vielleicht können wir dem Grafen zuvorkommen und die Leute der Schlösser von seinem Anzuge benachrichtigen."

„Nein, laß mich, sagte Hartig, ich will die Leiche meines lieben

Herrn nicht verlassen; jetzt ist es gleichgültig, ob der Mörder noch seine Schlösser einnehme oder nicht.„

„Das darf nun und nimmer geschehen, rief der junge Knecht, weinend vor Wuth, der Himmel und alle Heiligen wollen uns gütig beistehen.“ Dann faßte er mit der nervigen Hand einen dicken Ast der gewaltigen Eiche neben ihm, knickte ihn ohne Mühe ab, und so bewaffnet zog er seinen Kameraden mit sich fort in den Hof. Alles war still und verlassen; die immer noch herabgelassene Zugbrücke bewies, daß der Herr von Renggersweil bei seinem schleunigen Auszug auf die Sicherheit seines eigenen Schlosses nur zu wenig bedacht war. Die Reitknechte des unglücklichen Friedrich liefen nach den Ställen, schwangen sich auf ihre Rosse und sprengten davon, der eine nach Wyl, der andere nach der Toggenburg.

Indeß näherte sich Diethelm an der Spitze seiner Kriegsleute dem Schlosse Toggenburg in der Hoffnung, sich mit leichter Mühe desselben bemächtigen zu können; aber als er die Wälle mit Kriegern wohl besetzt sah, hielt er an und schien sich mit dem von Wengi zu berathen, ob sie ihren Marsch fortsetzen sollten. Plötzlich hörte man den Hufschlag eines Pferdes, welches immer näher kam. Schon von ferne schrie plötzlich ein Reiter: „Gnädiger Herr, Alles ist verloren; die zwei Reitknechte des Herrn Friedrich sind von Renggersweil entwischt und sind vor uns auf der Toggenburg angekommen, eilet schnell heim, denn Euer Schloß ist ganz ohne allen Schutz.“

„Warum hast Du die Schufte nicht besser verwahrt?“ schrie Diethelm im Zorne.

„Ja, erwiederte der Mann, indem er mit scheußlichem Lachen auf eine breite Wunde deutete, aus welcher das Blut noch über seinen Arm herabfloß, der Herr Ritter hat mich allzu bös zugerichtet.“

„Was hast Du gethan?“ fragte der Graf mit bebender Stimme.

„Nachdem Ihr zusammen zu Nacht gespeist, erzählte Jener, nahm ich eine Fackel und führte den Herrn von Toggenburg in das Gemach, welches man für ihn in Bereitschaft gesetzt hatte; er folgte mir schwankenden Schrittes mit sich selber redend, denn der Wein, den Ihr ihm aufgenöthigt, hatte seine Sinne umnebelt. Ich blieb vor seiner Thüre stehen, bis Ihr das Schloß verlassen hattet; dann stürzte ich mit dreien meiner Leute über ihn her.“

„Und hast ihn auch entwischen lassen“, unterbrach ihn Diethelm.

„Bei Gott, nein, fuhr der Mörder mit frecher Miene fort, obgleich er sich wie der leibhaftige Teufel zur Wehre setzte, sind wir endlich seiner Herr geworden und nachdem er seinen Geist aufgegeben hatte, warfen wir ihn in den Schloßgraben.“

„Genug“, sagte der Graf, „zurück nach Renggersweil“.

Diethelm und Jutta.

Das Gerücht vom grausen Morde des Grafen von Toggenburg verbreitete sich bald im ganzen Lande, und gelangte auch zu den Ohren des Abtes von St. Gallen; er bestieg sogleich ein Maulthier und mit ernster, feierlicher Miene begab er sich auf den Weg gen Lütisburg. Bei seiner Ankunft fand er Diethelm und Jutta in die tiefste Trauer versunken. „Kommet näher, Herr von St. Gallen, sagte der alte Graf, ach, spendet mir und meiner Gattin die Tröstungen der heiligen Religion, wir haben sie beide nöthig, denn bitterer Kummer drückt unsere Herzen.“

„Edler Graf, erwiederte der Abt, Euer Unglück hat mich tief gerührt, und ich bin hiehergeeilt, um Euere Trübsal zu theilen, wie es unsere Religion gebietet.“

„Ach, rief Jutta aus, möge Gott die Seele unseres Friedrich gnädig aufnehmen und uns bald in sein Paradies zu unserm lieben Kinde kommen lassen.“

„Daran zweifelt nicht, versetzte der Abt, Euere Tugend und Euere frommen Schenkungen, welche Ihr an so viele Gotteshäuser gemacht habet, sichern Euch in Ewigkeit die himmlischen Freuden; aber die Religion, deren unwürdiger Diener ich bin, legt Euch die Pflicht auf, zu verhindern, daß Diethelm dermaleinst in den Besitz von Toggenburg gelange. Dieß hieße den Verbrecher auf dem Wege der Sünde bestärken, und Euere Vorfahren würden aus ihren Gräbern steigen, um Rache zu schreien.“

Im Augenblicke, wo er diese salbungsvolle Ermahnung hielt, hörte man den Hufschlag mehrerer Pferde und der Abt, welcher die Stimme des Bischofs von Konstanz erkannte, fügte schnell hinzu, die Augen gen Himmel gerichtet: „Aber eine fromme Schenkung, Seelenmessen für die Ruhe Euers unglücklichen Sohnes, dem Himmel dargebracht von treuen Dienern des Herrn, das sind die Mittel, durch welche Ihr

Euch die Pforten des Himmels öffnen und das verstockte Herz Diethelms vielleicht erleuchten könnet."

Da wurde der alte Graf tief ergriffen von diesen Worten, und als er Ulrichen von Kyburg und den Bischof von Konstanz eintreten sah, rief er ihnen zu: „Meine lieben Freunde, jetzt kann ich ruhig sterben, da ich versichert bin, daß das Erbtheil, welches ich unserm armen Sohne übergeben hatte, nicht in die Hände eines Verbrechers komme; da Diethelm unsern Namen mit einem Brudermord befleckt hat, sollen Wyl und Toggenburg weder ihm, noch seinen Nachkommen angehören. Beide Besitzungen übergebe ich Euch, Herr Abt, ich vermache sie hiemit feierlich dem Kloster von St. Gallen, und möge die Frömmigkeit der neuen Besitzer bald das Andenken an jenes grause Verbrechen tilgen. Bittet für unsere Vorväter, bittet für unseren armen, armen Sohn, für seine unglücklichen Eltern, bittet für eine untröstliche Mutter!"

Einige Tage nach dieser Schenkung unterlagen die beiden alten Leute der Last ihres Kummers.

Viele Jahre hindurch wüthete ein furchtbarer Kampf zwischen dem Bären von St. Gallen und dem schwarzen Doggen von Toggenburg*). Oft schon war der Dogge von seinem furchtbaren Gegner zu Boden geworfen worden, aber immer wieder erhob er sich, blutgierig und grimmig, um mit neuer Wuth den Kampf zu erneuern. Mächtige Herren, ehrwürdige Prälaten warfen sich mehr als einmal zwischen die Kämpfenden, um Frieden zu stiften; vergebens. Erst als der tapfere Abt Konrad gestorben war, gelangte sein Nachfolger in den Besitz der Schlösser Wyl und Toggenburg, welche seitdem immer zum Besitze des Klosters St. Gallen gehörten.

Der Grenzlauf.

Einst stritten die Urner mit ihren Nachbarn, den Glarnern, bitter um ihre Landesgrenze und beleidigten und schädigten einander täglich.

---

*) St. Gallen führte einen Bären und die Grafen von Toggenburg einen schwarzen Doggen im Wappen.

Da ward von den Biedermännern der Ausspruch gethan: zur Tag- und Nachtgleiche solle von jedem Theile früh Morgens, sobald der Hahn krähe, ein rüstiger, kundiger Felsgänger ausgesandt werden und jedweder nach dem jenseitigen Gebiete zulaufen und da, wo sich die beiden Männer begegneten, die Grenzscheide festgesetzt bleiben. Die Leute wurden gewählt und man dachte besonders darauf, einen solchen Hahn zu halten, der nicht verkrähte und die Morgenstunde auf das allerfrüheste ansagte. Die Urner nahmen einen Hahn, setzten ihn in einen Korb und gaben ihm sparsam zu fressen und zu saufen, weil sie glaubten, Hunger und Durst würden ihn früher wecken. Die Glarner dagegen fütterten und mästeten ihren Hahn, daß er freudig und hoffährtig den Morgen grüßen könnte, und dachten damit am besten zu fahren. Als nun der Herbst kam und der bestimmte Tag erschien, da geschah es, daß zu Altorf der schmachtende Hahn zuerst krähte, kaum wie es dämmerte, und froh brach der Urner Felsenklimmer auf, der Mark zulaufend. Allein im Linththal stand schon die volle Morgenröthe am Himmel, die Sterne waren verblichen und der fette Hahn schlief noch in guter Ruh. Traurig umgab ihn die ganze Gemeine, aber es galt die Redlichkeit und Keiner wagte es, ihn aufzuwecken; endlich schwang er die Flügel und krähte.

Aber dem Glarner Läufer wirds schwer sein, dem Urner den Vorsprung wieder abzugewinnen! Aengstlich sprang er und schaute gegen die Scheideck. Wehe! da sah er oben am Gipfel den Mann schreiten und schon bergabwärts kommen; aber der Glarner schwang die Fersen und wollte seinem Volke noch vom Lande retten, so viel als möglich. Und bald stießen die Männer auf einander, und der von Uri rief: „Hier ist die Grenze." — „Nachbar, sprach betrübt der von Glarus, sei gerecht und gib mir noch ein Stück vom Weidland, das Du errungen hast!" Doch der Urner wollte nicht; aber der Glarner ließ ihm nicht Ruhe, bis er barmherzig wurde und sagte: „Soviel will ich Dir noch gewähren, als Du, mich an deinem Halse tragend, bergan läufst!

Da faßte ihn der rechtschaffene Sennhirt von Glarus und klomm noch ein Stück Felsen hinauf und manche Tritte gelangen ihm noch; aber plötzlich versiegt ihm der Athem, und todt sank er zu Boden. Und noch heutigen Tages wird das Grenzbächlein gezeigt, bis zu welchem der einsinkende Glarner den siegreichen Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinnstes, aber auch die zu Glarus

gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre und bewahrten seine große Treue in steter Erinnerung.

Die Habsburger.

Gründung der Habsburg im Aargau.

Der Bischof Wernher von Straßburg befahl seinem Bruder, dem Grafen Radbod, auf dem Wülpelsberger Bühel in der Grafschaft Windisch ein stattliches Schloß zu erbauen, und gab ihm viel Geld, auf daß der Bau prächtig und mit starken Festungswerken versehen, ausgeführt werde. Als er die Veste vollendet glaubte, zog er von Straßburg herauf, dieselbe in Augenschein zu nehmen. Radbod hatte die Ankunft seines Bruders erfahren und versammelte alle seine Getreuen, denen er befahl, sich um den Schloßhügel zu lagern, auf daß er sie seinem Bruder, dem Bischofe, zeigen könne. Da nun derselbe mit seinem Bruder auf die neue Veste kam, fand er sie im Verhältniß zu den großen Kosten, welche ihr Bau erfordert, von kleinem Umfange und geringem Ansehen. Unwillig forderte er den Grafen auf, zu gestehen, wie er das viele Geld verwendet, das er ihm gegeben habe; doch dieser bat ihn, die Beantwortung dieser Frage auf den folgenden Tag verschieben zu dürfen. Sie blieben alsdann auf der Burg über die Nacht.

Als der Bischof am andern Morgen aufstund, sah er mit Erstaunen aus seinem Schlafgemache das zahlreiche Kriegsvolk, welches sich um den Hügel gelagert hatte. Er erschrack sehr, denn er glaubte, es seien Feinde, welche ihn und seinen Bruder verfolgen wollten. Da trat Radbod zu ihm und sprach: „Beruhigt Euch, mein Bruder, und seid außer Sorge; denn dieß sind unsere Freunde, Euere und meine Dienstleute, welche ich mit dem von Euch erhaltenen Gelde uns erworben hatte. Was sollten uns die festen Mauern nützen, wenn wir nicht treuergebene Freunde hätten, welche uns beistehen würden gegen unsere mächtigen Feinde?“ Hierauf rief er alles Volk auf die Burg, wo es ihn als seinen Herrn begrüßte und gelobte, in jeder Noth und Gefahr ihm und seinem Geschlechte allezeit zu dienen. Da nun der

Bischof so viele treuergebene Herren, Ritter und Knechte sah, freute er sich in der Seele und lobte seinen Bruder für die zweckmäßige Verwendung des ihm anvertrauten Gutes. Hernach wurden er und seine Kinder Grafen von Habsburg genannt.

Rudolf von Habsburg.

Rudolf von Habsburg wurde im Jahre 1218 auf seinem Stammschlosse im Aargau geboren; sein Vater war Albrecht von Habsburg, Landgraf vom oberen Elsaß, seine Mutter die Gräfin Heilwig von Kyburg. Seine Jugend fiel in eine Zeit, wo im ganzen deutschen Reiche ein wilder Krieg tobte, und schon als Knabe regte sich in ihm die Kriegslust, welche ihn später zu vielen tollkühnen Fehden, aber auch zu ruhmwürdigen Ritterthaten trieb. Als Jüngling von zweiundzwanzig Jahren trat er das Erbe seines Vaters an. Er war hoch und schlank von Wuchs, hatte eine stark gebogene Nase, ein kahles Haupt und blasses Angesicht; tiefer Ernst lag in seinen Zügen. Leutseliges Wesen und zuvorkommende Freundlichkeit erwarben ihm die Herzen Aller; selbst bei drohender Gefahr und drückenden Sorgen blieb er ruhig und munter. Aeußerst einfach in seiner Lebensweise, sah man ihn einst auf dem Marsche mit rohen Rüben seinen Hunger stillen, und als sein Heer auch über Hunger klagte, rieth er ihm, das Gleiche zu thun. Er hielt ebenso wenig auf äußere Kleiderpracht, als auf Leckerbissen, und seine Krieger sahen ihn einst, wie er mit derselben Hand, mit welcher er ihnen in so vielen Schlachten vorgekämpft hatte, das schlechte blaue Wams flickte, wie er und seine Kriegsgefährten es zu tragen pflegten.

Rudolf's Erbe hatte kleinen Umfang und entsprach keineswegs den hochstrebenden Planen des jungen Grafen, welcher sich zu Macht und Ansehen emporzuschwingen gedachte. Sein ungestümer Muth trieb ihn zu vielen Thaten der Unbesonnenheit, welche ihm viel Haß und Verfolgung zuzogen. So bekämpfte er, um sein Gebiet zu erweitern, seinen eignen Oheim, den Grafen von Habsburg-Laufenburg, jedoch mit so schlechtem Erfolge, daß die Fehde mit der Verwüstung seines eigenen Gebietes endigte. Seinen mütterlichen Oheim, den reichen, kinderlosen Grafen Hartmann von Kyburg, dessen Erbe er einmal geworden wäre, kränkte er so, daß derselbe alle kyburgischen Güter auf alle und ewige Zeiten dem Bischofe von Straßburg vergabte. Ja, das Eigenthum von Kirchen

und Klöstern griff er mehrmals an und wurde deßhalb von der Kirche in den Bann gethan. — Doch so viele Widerwärtigkeiten hatten ihn auf besonnenere Wege geführt; er löste sich vom Banne durch einen Kreuzzug, welchen er unter dem König Ottokar von Böhmen gegen die heidnischen Preußen machte und bezeugte fortan sich als ein frommer Verehrer der Religion und ihrer wahren Diener. So erzählt man sich folgende Thatsache: Auf einer Jagd traf er einstmal einen Geistlichen, welcher mit dem heiligen Abendmahle zu einem Sterbenden eilen wollte, am Ufer eines angeschwollenen Bergwassers. Der Priester schickte sich gerade an, den Bach zu durchwaten. Als dieß Rudolf sah, gab er ihm sein eignes Pferd, damit er seinen Weg ungehindert fortsetzen könne; und als der Priester des folgenden Tages das Pferd wieder zurückbrachte, rief der fromme Graf aus: „Da sei Gott vor, daß ich oder einer meiner Diener fürderhin das Pferd besteigen, welches meinen Herrn und Schöpfer getragen. Es sei fortan dem heiligen Dienste der Kirche geweiht, denn ich habe es Dem gegeben, von dem ich Seele und Leib, Ehre und Gut zu Lehen trage." Mit der Kirche ausgesöhnt, trachtete er sich auch mit seinen beiden Oheimen wieder zu versöhnen, was ihm auch gelang. Da forderte er dann vom Bischofe von Straßburg den Schenkungsbrief der kyburgischen Güter heraus, und als dieser sich weigerte, griff Rudolf zum Schwerte und von den ihm befreundeten Schwyzern und Zürchern unterstützt, zog er zu Felde und entriß dem Bischofe mit Gewalt, was dieser seiner gütlichen Bitte abgeschlagen hatte. Kurze Zeit nachher empörten sich die Bürger der kyburgischen Stadt Winterthur gegen den greisen Grafen Hartmann, und rissen einen Thurm nieder, den er in der Nähe ihrer Stadt errichtet hatte weil sie fürchteten, der Graf möchte von diesem Thurme aus ihre Freiheiten, die errungenen und die noch zu erringenden, gefährden. Deßhalb rief der altersschwache Herr seinen rüstigen Neffen von Habsburg zu Hülfe und als Rudolf bereitwillig herbeieilte, vernahm er unterwegs die Nachricht von Hartmanns Tode, durch welchen er Graf zu Kyburg, Landgraf im Thurgau, Herr von Baden und Gaster wurde. Der plötzlich reich Gewordene verzieh großmüthig der Stadt Winterthur und sah sich nun im Besitze einer Macht, durch welche er sich den mächtigsten Grafen des ganzen Landes an die Seite stellen konnte.

Zwar ist Rudolf's Streben, die einmal gewonnene Macht immer mehr auszudehnen, nicht zu verkennen; doch that er dieß nicht, ohne

dadurch zum Heile mancher Theile des Landes beizutragen. Damals war nämlich die furchtbare Zeit für das deutsche Reich hereingebrochen, wo kein kräftiger Kaiser auf dem Throne saß und in starker Hand die Zügel der Regierung hielt, die Zeit des Interregnums oder des Faustrechtes. Die Grafen und Ritter suchten diese Zeit der Unordnung und Verwirrung zu ihrem Vortheile zu benutzen, indem sie über schwächere Gegner herfielen, sie ihres Gebietes und ihrer Freiheit beraubten, und sogar als Raubritter das verächtliche Gewerbe von Straßenräubern übten. Eine Menge kleiner Kriege (Fehden) zerstörten den Wohlstand ganzer Gegenden und machten die Straßen und Handelswege unsicher. Rudolf, nun im Besitze einer starken Macht, suchte dieselbe zu Nutz und Frommen der Bedrängten anzuwenden, und als einmal der Erzbischof Werner von Mainz, der Erzkanzler des Reichs, durch die Schweiz nach Rom reisen wollte, gab ihm Rudolf von Habsburg mit großer Uneigennützigkeit und Treue sicheres Geleit durch das unsichere Land. Auf der Reise lernte der Erzbischof Rudolfs einfache und große Tugenden kennen und beim Abschiede sagte er, er wünsche nur noch so lange zu leben, bis er ihm diesen Ritterdienst vergolten habe. — Gefahr drohend war diese Zeit auch für die Waldstätten, Uri, Schwyz, Unterwalden, denn Kaiser Friedrich II. hatte die Schirmvogtei, die in frühern Zeiten das Haus Habsburg über ihre Länder besessen, auf ihre Bitten und weil sie ihm gute Dienste geleistet hatten, abgethan und sie zu freien Angehörigen des Reiches gemacht. Als nun während des Interregnums Jeder mit Gewalt und Raub an sich bringen konnte, wornach ihm gelüstete, fürchteten die drei Länder, sie könnten die errungene Freiheit gegen Angriffe mächtiger Großen nicht vertheidigen; daher baten sie den Grafen Rudolf, er möchte ihr Schirmvogt sein. Rudolf gewährte ihre Bitte und schützte sie mit starker Hand, ohne ihre Freiheiten im Geringsten zu verletzen.

Rudolf von Habsburg und die Züricher.

In der schweren Zeit des Interregnums hielt sich auch Zürich ohne mächtige Bundesgenossen nicht stark genug, etwaige Angriffe auf seine Freiheit mit Erfolg abwehren zu können. Deßhalb suchte die Stadt unter dem umwohnenden Adel einen Schirmherrn, welcher im Stande wäre, ihr in Zeiten der Noth kräftige Hülfe zu leisten. Nun hatte

der Freiherr Lüthold auf Regensberg das größte Gebiet rings um die Stadt; seine Burgen Wulp, Balderen, Uetliburg, Glanzenberg umgaben das städtische Gebiet von Zürich, dessen Handel durch ein feindseliges Auftreten des Freiherrn leicht hätte gestört werden können. Daher schickten die Züricher eine Gesandschaft an ihn mit der Bitte, er möchte die Stadt bei ihren Rechten und Freiheiten beschirmen. Doch Lüthold, ein stolzer und herrschsüchtiger Mann, lüstern nach dem Besitze der damals schon reichen Stadt und ihres kleinen Gebietes, gab die verächtliche Antwort: „Zürich ist von meinen Herrschaften umgeben, wie ein Fischlein vom Netze; Euer Schirmherr mag ich nicht sein; unterwerft Euch mir, ich will Euch gnädig regieren.“ Die Züricher erschracken ob dieser Rede und suchten den Grafen Rudolf von Habsburg zu bestimmen, ihr Schirmherr zu sein. Rudolf, welcher mit dem Regensberger im Streit war, weil dieser, als Verwandter des verstorbenen Grafen von Kyburg, Ansprüche auf sein Erbe machte, gewährte ihr Gesuch um so freudiger, da er in der tapferen Bürgerschaft von Zürich manch starken Arm fand, seinen Gegner zu demüthigen. Eilig kam er gen Zürich und nachdem die Bürger ihm in kriegerischen Dingen unbedingten Gehorsam geschworen, gelobte er mit feierlichem Eide, daß er die Stadt aus allen Kräften bei ihren Freiheiten schirmen wolle.

Als Lüthold die Verbindung der Züricher mit dem Grafen von Habsburg vernahm und seine Absichten so ganz mißlungen sah, wurde er der Stadt so gram, daß er ihr den Krieg ankündigte und alsbald auszog, ihr Gebiet zu verheeren. Es gelang ihm sogar, die Vorstädte Zürichs niederzubrennen, bevor Rudolf von Habsburg seinen Bundesgenossen zu Hülfe kommen konnte. Doch er kam, und da der Regensberger im Vertrauen auf seine große Uebermacht unvorsichtig war, gelang es ihm durch eine List, indem er sein Heer in zwei Theile theilte, dem Feinde in den Rücken zu fallen und ihn mit großem Verluste zu schlagen. Ohne für einmal recht Ernst zu machen, den besiegten, aber immer noch mächtigen Lüthold ganz zu demüthigen, fing Rudolf an, seine Burgen zu bedrohen, so daß der Freiherr genöthigt wurde, in alle seine Schlösser zahlreiche Besatzungen zu legen, deren Unterhalt ihn große Summen kosteten und ihn immer ärmer machten. Der schlaue Hauptmann der Züricher griff jedoch nirgends an; er wich vielmehr jedem Angriff Lütholds sorgfältig aus, und erzweckte dadurch, daß seine Feinde auf den Gedanken kamen, er habe keinen Muth, und

sich der größten Sorglosigkeit hingaben. Kaum hatte Rudolf dieß bemerkt, so überfiel er mit starker Mannschaft die Burg Wulp bei Küßnacht und zerstörte sie. Dieses Mißgeschick rief den Freiherrn zu neuer Wachsamkeit; er versah alle seine Burgen mit so gewaltigen Festungswerken, daß ihre Einnahme eine Unmöglichkeit schien; doch der List Rudolfs war keine Mauer zu hoch, kein Graben zu breit.

Oben am Zürichsee lag die Feste Utznaberg, ein Schloß der mit Lüthold verbündeten Grafen von Toggenburg. Von hier aus wurde der Handel der Züricher auf dem See vielfach gestört, so daß Rudolf beschloß, die Burg zu erobern. Mit großer Macht zog er herbei und belagerte das Schloß lange, aber vergeblich. Nicht einmal dahin konnte er es bringen, daß in der Burg auch nur der geringste Mangel an Lebensmitteln entstand, und schon war er im Begriffe abzuziehen, als ein muthiger Krieger mit höhnischen Worten lebendige Fische über die Mauer herunter warf. Dieser Umstand führte den Habsburger zur Meinung, daß das Schloß einen heimlichen Ausgang haben müsse, welcher dann auch durch die angestellten Nachforschungen entdeckt wurde. Nun stand ihm die Burg offen; durch jenen Gang drang er ein, und als die Besatzung sich überfallen sah, suchte sie in eiliger Flucht Rettung ihres Lebens. Utznaberg fiel in Trümmer.

Lütholds Burgen rings um Zürich standen jedoch noch alle, und tagtäglich erfuhren die Züricher Ueberfälle und Verheerungen ihres Gebietes, so daß es nothwendig wurde, wenigstens eine und, wenn es möglich wäre, alle diese festen Schlösser zu zerstören. Rudolfs unerschöpflicher Schatz von List und Schlauheit fand auch hier die rechten Mittel zum Gelingen des schwierigen Unternehmens. Zuerst sollte die Burg Balderen auf der Höhe des Albis fallen. Fünf und dreißig Reiter, von denen jeder einen Fußknecht hinter sich auf dem Pferde hatte, zogen eines Abends aus den Thoren der Stadt und versteckten sich auf Rudolfs Befehl unter dem Schutze der Nacht in dem Dickicht, womit die nächste Umgebung der Burg bedeckt war; die Fußknechte schlichen sich ganz in die Nähe der Burg und legten sich hier behutsam in einen Hinterhalt. Am andern Morgen erschienen die zürcherischen Reiter bei der Burg, umschweiften sie und nannten die Besatzung feige Memmen. Diese, welche sich der geringen Anzahl höhnender Feinde gewachsen hielt und nirgends eine größere Macht bemerkte, zog kampflustig aus. In der Meinung, bald als Sieger zurückzukehren, ließ man die Thore

offen, die Zugbrücke niedergelassen, und als die Zürcherischen Reiter in verstellter Flucht zu Thal flohen, eilte ihnen die Besatzung der Burg mit lautem Siegesgeschrei nach. Darauf hatte Rudolf gerechnet; denn die versteckten Fußknechte brachen hervor, eilten in die Burg und als die vermeintlichen Sieger aufschauten, stand die Burg in lichten Flammen. Da sahen sie, wie sie überlistet waren, und flohen muthlos zu Lüthold, welcher auf der benachbarten Uetliburg hauste, die Rudolf im folgenden Jahre durch eine gut berechnete List ebenfalls zerstörte. Der Freiherr pflegte nämlich täglich mit zwölf weißen Pferden und zwölf weißen Hunden ins Thal zu reiten, um zu jagen oder die Züricher zu schädigen. Darauf gründete Rudolf seinen Anschlag. Er kaufte sich solche Pferde und Hunde in gleicher Zahl und versteckte sich, begleitet von einigem Fußvolke, des Nachts in der Nähe der Burg, nachdem er, um den Freiherrn recht sicher zu machen, vorher alle seine Krieger aus der Gegend weggezogen hatte. Am frühen Morgen ritt nun Lüthold nach seiner Gewohnheit aus der Burg und als er sich weit genug entfernt hatte, sprengte plötzlich Rudolf mit seinen zwölf weißen Pferden und Hunden gegen das Schloß, hinter ihm drein das zürcherische Fußvolk. Die Leute in der Burg glaubten, ihr Herr sei in einen Hinterhalt gerathen und werde verfolgt; daher öffneten sie eilig das Thor. Doch die Reiter setzten sich unter dem Thore fest, um dem nacheilenden Fußvolke den Eingang zu sichern, und zu spät erkannte die Besatzung in den Reitern ihre verkappten Feinde. Die stolze Burg ward gebrochen. —

So hatte Lüthold drei seiner Schlösser eingebüßt, und es blieben ihm nur noch sein festes Städtchen Glanzenberg und seine Stammburg Alt-Regensberg; doch all dieses Mißgeschick konnte seinen Muth nicht brechen, seine Feindschaft gegen die Züricher nicht mildern. Von Glanzenberg wurden die mit Waaren beladenen, nach Basel fahrenden Handelsschiffe der Züricher oft hart geschädigt. Da rüsteten die Züricher auf Rudolfs Rath zwei große Schiffe mit Kisten und Fässern, in denen aber statt der Waaren Krieger verborgen waren, und fuhren die Limmat hinab. Rudolf hatte sich mit gut gewaffneter Mannschaft in einem Eichwalde in der Nähe der Stadt versteckt, von wo er Alles, was vorging, erspähen konnte. Die Schiffe kamen und wurden mit einem Hagel von Pfeilen aus dem Städtchen begrüßt. Ein wenig unterhalb desselben, durch ein Gehölz gedeckt, setzten sie die Krieger ans Land

und fuhren wieder ab. Plötzlich erhob die Mannschaft auf den Schiffen ein klägliches Geschrei, als ob sie Schiffbruch gelitten hätte, und warf Kisten und Fässer in den Fluß. Die Glanzenberger hören das Geschrei und sehen die schwimmenden Waaren. Beutegierig und in der Hoffnung, die feindlichen Züricher zu fangen und zu tödten, eilen sie aus den Thoren, doch statt der Beute stoßen sie auf gerüstete Krieger. Es entspinnt sich ein Gefecht, welches immer mehr Leute aus dem Städtchen auf den Kampfplatz lockt, und als der Schall der Waffen und das Kampfgeschrei dem Hauptmann der Züricher in seinem Versteck verkündet, daß das Städtchen von waffenfähiger Mannschaft entblöst sei, bricht er hervor in das Städtchen und im Nu stehen Schloß und Städtchen in lichten Flammen.

Dieser Verlust demüthigte endlich den stolzen Freiherrn, welcher einst verschmäht hatte, der Züricher Hauptmann zu sein, welcher sie hatte als Unterthanen regieren wollen. Er kam selbst nach Zürich und bat um Frieden, der ihm auch gewährt wurde, nachdem er der Stadt den größten Theil seines Gebietes abgetreten hatte; ja, er schätzte sich glücklich, als ihm die Stadt das Bürgerrecht ertheilte. So verdankte die Stadt Zürich der Tapferkeit und Kriegskunst Rudolfs die erste wesentliche Erweiterung ihres Gebietes, durch welche der Grund zu ihrer spätern Macht gelegt wurde, und Rudolf selbst hatte durch die glückliche Führung und Beendigung dieses Krieges sich denjenigen Ruhm erworben, welcher ihn weithin gefürchtet machte und nicht wenig zu seiner nachherigen Erhöhung beigetragen hat.

Herr Struth von Winkelried tödtet einen großen Drachen in Unterwalden.

Als der Hohenstaufe Conrad IV. über Deutschland herrschte, hauste im Lande Unterwalden ein großer Drache oder Lindwurm. Zwischen dem Kernwalde und dem Flecken Stanz lag nid dem Walde ein Dörflein, Wylen genannt, über welchem in einem Berge eine Höhle sich befand, umgeben von Trümmern ehemaliger Wohnungen. In dieser Höhle lag der Drache, der Menschen und Thiere verschlang, daß die Bewohner des Dörfchens fliehen mußten und man dasselbe, weil es so ganz verlassen und öde stand, nur Oedwylen nannte. Auf das Ried und die schöne Weide, welche neben dem Dörflein lagen und durch welche die Straße von Stanz nach Sarnen führt, wagte man weder

selbst zu wandern, noch das Vieh zu treiben; denn das Ungeheuer pflegte sich in Sümpfen in Hinterhalt zu legen und Alles lebendige, was es als sichere Beute ereilte, zu verschlingen. Schon manchmal hatten die von Unterwalden geübte Armbrustschützen gegen das Unthier abgeschickt, es zu erlegen; doch der Wurm, schlau und gewandt, wie er war, wußte ihnen immer zu entgehen und sich in seiner Berghöhle oder an einem andern sicheren Orte zu bergen, denn nach der Art der Eidechsen konnte er an den jähesten Felsen empor laufen, wie wenn es eben wäre. —

Des Landes Noth hatte schon einen furchtbaren Grad erreicht, als ein tapferer Landmann, der Ritter Struth von Winkelried, welcher eines Todtschlags halber aus dem Lande verbannt worden war, sich gegen die Obrigkeit erbot, den Wurm zu tödten oder wenigstens sein Leben dran zu setzen, wenn man ihm die Rückkehr in die geliebte Heimat erlaube. Seine Bitte wurde ihm gewährt. Er war aus einem alten Geschlechte und ein unverzagter Held, weßhalb ihn auch Kaiser Friedrich zum Ritter geschlagen hatte. Nach Hause gekehrt, rüstete er einen langen Spieß, umband ihn vorn mit einem Büschel scharfer Dornen und ging, den Drachen aufzusuchen. Kaum war er in die Einöde gekommen, so fuhr ihn der Drache mit weit geöffnetem Schlunde an; doch Struth stieß ihm, da er ein starker Mann war, den Spieß mit aller Kraft in den Rachen, und während das Thier sich abmühte, die Dornen wieder auszuspeien, und darüber seine Vertheidigung versäumte, versetzte ihm der Ritter mit seinem Schwerte so manche Wunde, daß es starb.

Als ihm so die Heldenthat gelungen war, lobte er Gott und hob vor Freude seinen Arm gen Himmel; aber, da er sein Schwert noch in der Hand hielt, so floß ihm das giftige Blut des Drachen auf den bloßen Leib, so daß der redliche Mann nach wenigen Tagen, betrauert von Allen, die er aus großer Noth gerettet, sterben mußte. —

Rudolf wird deutscher Kaiser.

Kaum hatte Rudolf die Fehde gegen den Regensberger beendigt, so mußte er sich schon wieder rüsten, ins Feld zu ziehen. Auf zwei Seiten sollte er sich wenden; denn der Abt Berchthold von St. Gallen drohte ihn anzugreifen, weil er bisher versäumt, ihn als Oberherrn



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

einiger kyburgischen Besitzungen anzuerkennen, und die Bürgerschaft und der Bischof von Basel hatten ihn dermaßen beleidigt, daß er sie schwer dafür zu züchtigen beschloß. Aber zwei Feinde zugleich zu bekämpfen, erschien dem Grafen als ein zu schwieriges Unternehmen; deßhalb faßte er den Entschluß, sich mit dem Einen auszusöhnen, um ihn zur Bekämpfung des Andern zu nützen, und zwar mit dem Abte von St. Gallen. Er wußte nämlich, daß der Bischof von Basel diesem eine Ladung Wein, der für sein Kloster bestimmt war und aus Frankreich kam, weggenommen und daß der Abt deßhalb hoch erzürnt war; doch wußte er auch, daß Berchthold, umgeben von seinen Rittern, in seiner Stadt Wyl liege, und daß er von ihm zunächst einen Angriff zu erwarten habe. Mit nur zwei Gefährten eilte nun Rudolf nach Wyl und gelangte am Abend ans Stadtthor. Als der Thorwärter dem Abte, welcher in fröhlicher Gesellschaft beim Nachtmahle saß, anzeigte, der Graf von Habsburg stehe vor dem Thore und begehre Einlaß, dachte er, es sei ein Scherz, welchen sich ein neu angekommener Gast erlaube, und befahl, ihn einzulassen. Aber wie erstaunte er, als Rudolf selbst in den Saal trat und zu ihm sagte: „Herr von St. Gallen wir haben einen Streit mit einander, darum bin ich hergekommen, mich mit Euch zu versöhnen; ich gelobe Euch, künftighin meine Euch schuldige Pflichten auf's treueste zu erfüllen." Der erstaunte Abt nahm nicht nur die ihm zur Versöhnung dargebotene Hand an, sondern beschloß auch, den neu erworbenen Freund in seiner Fehde gegen Basel zu unterstützen.

Rudolf zog nun mit starker Heeresmacht hinab gen Basel; denn Alle, welchen er Gutes gethan, die von Zürich, von Uri, von Schwyz und von Unterwalden und noch viele Andere, schlossen sich ihm an. Die Basler zogen ihm wohlgerüstet entgegen, bereit, den Kampf zu wagen; doch gelang es friedliebenden Vermittlern, die Streitenden auszusöhnen, und Rudolf begnügte sich mit einer Summe Geldes, welche ihm der Bischof bezahlen mußte. Als dieser den Abt von St. Gallen im Gefolge seines Gegners gewahrte, stellte er ihn zu Rede und sprach: „Herr von St. Gallen, was hat unserer lieben Frauen Stift von Basel je um Euch verschuldet, daß Ihr es mit Krieg überziehet? „— Abt Berchthold erwiederte ihm: „Herr von Basel, was hat St. Gall um unserer lieben Frauen Stift je verschuldet, daß Ihr ihm seinen Wein weggenommen habt?" —

Nach diesem Vergleiche zogen beide Theile heim; doch rief ein neuer Vorfall den Grafen von Habsburg bald wieder gegen Basel zu

Felde. Die Bürger von Basel hatten nämlich einen Streit mit den adeligen Herren und vertrieben sie aus der Stadt. Der Vertriebenen nahm sich Rudolf an, während der Bischof, dem Grafen immer noch feind, sich mit den Bürgern verband und die Wiederaufnahme der Adelsherren verweigerte, die Rudolf forderte. Da zog dieser denn an der Spitze aller seiner Freunde herbei und belagerte die Stadt. Die Basler wagten manch kecken Ausfall, ohne die Belagerer vertreiben zu können; doch auch Rudolf sah alle seine Angriffe mit Geschick und Tapferkeit abgeschlagen. So zog sich die Belagerung in die Länge.

Mittlerweile waren die deutschen Kurfürsten in Frankfurt versammelt, einen Kaiser zu wählen, welcher Kraft und Willen habe, die Verwirrung des Interregnums zu endigen: da trat jener Erzbischof von Mainz, welchen Rudolf einst durch die Schweiz geleitet hatte, auf und empfahl diesen zur Wahl, indem er sagte, „daß er ein Verehrer der Kirche, ein Liebhaber der Gerechtigkeit, ein Mann von guten Rathschlägen und wahrer Frömmigkeit sei, bei Gott und den Menschen beliebt, von einnehmender Gesichtsbildung, am Körper abgehärtet, im Kriege gegen die Treulosen glücklich.“ Er wurde auch wirklich gewählt.

Die Nachricht von dieser Erhebung auf den Kaiserthron wurde ihm nach Basel gebracht, und setzte ihn nicht weniger in Erstaunen, als seine Freunde und Feinde. Der Bischof von Basel rief im ersten Schrecken: „Nun setze dich fest auf deinem Throne, lieber Herre Gott, sonst stößt dich dieser Rudolf auch herab.“ — Rudolf mißbrauchte seine Macht nicht, er erklärte den Baslern, der Kaiser habe die Beleidigungen vergessen, die sie dem Grafen von Habsburg gethan, und die Stadt öffnete die Thore. — Rudolf erfüllte die Hoffnungen, welche man auf ihn gesetzt hatte; er stellte im ganzen Reiche Ruhe und Ordnung wieder her, und besonders Zürich und die drei Waldstätten hatten sich seiner Gunst zu erfreuen. —

Der Kaiser Rudolf wider Bern.

Kaiser Rudolf hatte drei Söhne, Albrecht, Rudolf und Hartmann, für deren zeitliches Glück der Vater äußerst besorgt war. Schon hatte er dem Böhmenkönig Ottokar Oesterreich entrissen und es seinem Sohne Albrecht als ein Herzogthum mit Zustimmung der deutschen Fürsten übergeben; schon hatte er seinen zweiten Sohn als Herzog über Schwaben

gesetzt und ihm die habsburgischen Güter in der Schweiz übergeben, als er den Entschluß faßte, für seinen liebsten Sohn Hartmann das burgundische Reich wieder herzustellen. Hierdurch kam er in Krieg mit dem Grafen von Savoyen, welcher die Verwirrung des Reichs benutzt hatte, sich viele Besitzthümer des alten Burgunds zuzueignen, und der sogar habsburgisches Eigenthum angegriffen. Wiewohl in drei verschiedenen Kriegen Sieger, stand der Kaiser doch von der weiteren Verfolgung seines Planes ab, weil sein Sohn Hartmann, für den er diese Eroberungen machen wollte, bei einer Ueberfahrt in dem Rheine ertrunken war. Zu diesem Kriege hatte Rudolf auch die Bürger der Stadt Bern als Angehörige des Reiches aufgefordert; doch diese, dem Grafen von Savoyen, der sie in Zeiten der Noth geschirmt hatte zu Dank verpflichtet, leisteten seiner Aufforderung nur unwillig Folge. Darüber ward der Kaiser zornig, da er sonst schon wegen einer alten Feindschaft der Berner gegen die Habsburger der Stadt nicht hold war, und sehnte sich nach einer Gelegenheit, die trotzigen Bürger zu züchtigen. Die Gelegenheit fand sich bald.

In Bern fand man nämlich den Leichnam eines ermordeten Knaben, und da man in jenen Zeiten einen tiefen Haß gegen die Juden hegte, so fand das Gerücht, die Juden hätten den Knaben gemordet, weil sie das Blut eines Christenkindes bei gewissen Feierlichkeiten brauchten, allgemeinen Glauben, und als einige unter den fürchterlichsten Folterqualen das Verbrechen eingestanden, wurden nicht nur sie auf's Rad geflochten, sondern alle Juden auf ewige Zeiten aus der Stadt verbannt. Der Vertriebenen nahm sich Kaiser Rudolf an, erklärte, sein königliches Ansehen sei verletzt, da die Juden des Reiches Kammerknechte*) seien, und forderte die Berner drohend auf, sie wieder in ihre Stadt aufzunehmen. Diese aber, stolz auf das Recht, frei nach eignem Gutfinden in ihrer Stadt Recht und Gerechtigkeit üben zu können, verweigerten den Gehorsam, und da der Kaiser sich anschickte, seiner Forderung mit Waffengewalt Nachdruck zu geben, beschlossen sie, Leib und Blut freudig für das Vaterland zu opfern und sich eher unter dem Schutte ihrer Mauern und Häuser begraben zu lassen, als sich jenem Befehle zu unterziehen; der letzte Tag der Freiheit sollte auch der letzte ihrer Stadt sein. Rudolf zog nun mit fünfzehntausend Mann gegen

*) D. h. des Kaisers eigene Leute.

die Stadt und lagerte sich auf dem breiten Felde; doch überall, wo er angriff, begegnete er dem hartnäckigsten Widerstande der tapfern Bürger, so daß er auf andere Mittel denken mußte, die Stadt zu erobern. Nachdem er die Belagerung aufgehoben hatte und mit seinem Heere abgezogen war, um die Berner auf die Meinung zu bringen, der Streit sei beendigt und sie wären vor weitern Angriffen sicher, erschien er plötzlich wieder vor der Stadt. Er ließ Schiffe und Flöße bauen, dieselben mit Holz und Pech beladen und angezündet die Aare hinabschwimmen, auf daß sie die Brücke und so die hölzernen Häuser der Stadt in Brand stecken sollten; zugleich unternahm er mit aller seiner Mannschaft einen allgemeinen Sturm. Beides half nichts; gegen die brennenden Schiffe schlug man Pfähle in die Aare, an denen sie hängen blieben und schadlos verbrannten, und zugleich fuhren die Kühnsten aus der Stadt hinaus in den Fluß und zerrissen dieselben mit eisernen Hacken, daß sie in den Fluthen löschten; der Sturm wurde von den unerschrockenen Belagerten abgeschlagen. Als der greise Kaiser alle seine Bemühungen mißlungen sah, zog er ab, unwillig, so lange Zeit nutzlos verschwendet zu haben.

Einige Jahre später gedachte des Kaisers Sohn, Rudolf, durch plötzlichen Ueberfall zu erreichen, was seinem Vater durch die Belagerung nicht gelungen war. Er sammelte eine große Schaar Krieger um sich und zog in aller Eile vor die Stadt, auf daß die Kunde von seinem Anzuge den Bürgern verborgen bleibe, und legte sich im breiten Felde in ein Versteck, von welchem aus er die Stadt zu necken begann. Da saß nun ein Bürger am Stalden, Namens Brucker, der war Venner und hatte die Schlüssel zum Thore; dieser bemerkte die Feinde und machte Lärm. Die Bürger seiner nächsten Umgebung strömten gewaffnet zusammen, darunter das mächtige Geschlecht der Neunhaupte, und noch ehe die ganze Stadt gerüstet war, brachen sie aus dem Thore, den Feind zu vertreiben, voran Brucker mit dem Banner der Stadt. Bald kamen sie in große Noth, denn der Feind war ihnen an Zahl überlegen, ja der Stadt Banner fiel in Feindeshand. Da stürmte Walo von Greyerz, erst seit kurzer Zeit Bürger der Stadt, in den Feind und mit starker Hand rettete er es wieder. Schon war ein großer Theil der Ausgezogenen im heißen Kampfe gefallen und noch stritten wenige Streiter mit ungebrochenem Muthe, als das Hauptbanner der Stadt erschien und nach kurzem, aber hartnäckigem Kampfe den Sieg zu Gun-

sten Berns entschied. Walo von Greyerz erhielt wegen seiner männlichen That den Beinamen „der Biderbe", der auf seine Nachkommenschaft überging, und damit das Andenken an den heißen Kampf und die Vaterlandsliebe der Bürger auf die spätesten Enkel komme, versetzten die Berner den schwarzen Bären in ihrem Banner in ein rothes Feld, ein Zeichen, daß es mit Bürgerblut gerettet worden (1289).

Albrecht von Oesterreich.

Kaiser Rudolf war 1291 gestorben, nachdem er noch kurz vor seinem Tode die Stadt Luzern vom Kloster Murbach an sich gekauft hatte. Als Erben hinterließ er seinen Sohn Albrecht und den zweijährigen Sohn Rudolfs, seinen Enkel, Johann von Schwaben, über welchen jener zum Vormunde gesetzt war. So beherrschte Albrecht nicht nur das ihm von seinem Vater schon übertragene Herzogthum Oesterreich, sondern er regierte für seinen Neffen auch Schwaben und die habsburgischen Länder in der Schweiz. Er war ein Mann von starkem Willen, großer Kraft und eisernem Muthe, welchen manche schöne Tugend zierte, welchen aber ein übermäßiger Geiz und eine unersättliche Ländergier entstellte, wie er im Aeußern schon häßlich war, besonders da er ein Auge verloren hatte. Daher kam es denn auch daß nur Wenige ihn liebten, daß ihn aber Viele fürchteten, hauptsächlich wenn sie dachten, er werde zum Kaiser gewählt und dann, im Besitze noch größerer Macht, dieselbe benutzen, um den Plan durchzuführen, neue Fürstenthümer für seine Söhne zu gründen, wie ihn schon sein Vater gehabt hatte. Diese Furcht theilten auch die drei Länder am Vierwaldstättersee, denen Kaiser Rudolf ein so uneigennütziger Wohlthäter gewesen war; doch der Fürchtenden waren zu Viele, als daß Herzog Albrecht zum Kaiser gewählt worden wäre. Statt seiner bestieg der Graf Adolf von Nassau, ein Mann voll Muth und Tapferkeit, doch ohne eine bedeutende Macht, den deutschen Thron. Albrecht wollte anfangs, im Zorne, seine Absichten vereitelt zu sehen, ihn nicht als Oberhaupt des Reiches anerkennen, und nur durch die Umstände gedrängt, leistete er ihm den Eid des Gehorsams und der Treue unter der Bedingung, daß der Kaiser ihm erlaube, die Feinde des habsburgischen Hauses zu bekriegen. So nannte er diejenigen, welche im Angesichte der ihnen von seiner Seite drohenden Gefahr sich enge zu

gegenseitigem Schutze verbündet hatten, wie die Waldstätten 1291, wie Zürich und der Bischof von Konstanz es gethan.

Zürich sollte zuerst die Schwere seines Zornes fühlen; deßhalb zog Hugo von Werdenberg, des Herzogs Feldhauptmann, häufig von Winterthur aus in das zürcherische Gebiet und verwüstete es. Dieß bewog endlich die Züricher gegen die feindliche Stadt zu ziehen und es gelang ihnen, die ihnen entgegengeeilten Winterthurer zurückzuschlagen. Die Sieger lagerten sich in der Nähe von Winterthur bei St. Georgens Kapelle und schickten alsbald einen Boten an den Bischof von Konstanz, ihren Verbündeten, mit einem Briefe, in welchem sie ihm freudig ihren Sieg verkündeten und ihn baten, eilig ihnen zuzuziehen, damit die völlige Demüthigung der Feinde ausgeführt werden könne. Hugo von Werdenberg, welcher im nahen Thurgau Mannschaft sammelte, um die Zürcher zu bekämpfen, fing den Boten auf, und nachdem er aus dem Briefe das Vorgefallene erfahren, sandte er heimlich einen vertrauten Mann an den Schultheißen Hopler von Winterthur und ließ ihm sagen, er solle auf der Hut sein und kommenden Tages, wenn er Waffengeklirr höre, einen Ausfall auf die Zürcher machen. Zugleich schickte er an die Letztern einen Brief, den er im Namen des Bischofs geschrieben und mit einem Konstanzer-Siegel versiegelt hatte, und meldete ihnen, daß der Bischof des folgenden Tages mit zahlreicher Mannschaft bei seinen Bundesgenossen erscheinen werde. In der Nacht ließ der Werdenberger ein Konstanzer Fähnlein machen, um die Züricher noch mehr zu täuschen.

Am folgenden Tag um Mittagszeit sahen die Züricher, welche zum großen Theile die Waffen abgelegt hatten, das Konstanzer Banner nahen und eilten ihren vermeintlichen Freunden entgegen. Da fiel Hopler aus der Stadt, Hugo von Werdenberg griff sie von vorn an, und ihre Noth war so groß, daß sie ihre Banner und fast all ihr Volk verloren. Die wenigen Ueberreste der zürcherischen Schaar flohen nach ihrer Stadt, welche bald darauf mit Herzog Albrecht einen Frieden schloß.

Albrecht konnte nicht vergessen, daß Adolf von Nassau ihm bei der Kaiserwahl vorgezogen worden war, und suchte auf jegliche Weise dem verhaßten Kaiser entgegen zu arbeiten. Als Adolf ein Bündniß mit England gegen Frankreich schloß, schloß sich Albrecht nicht nur mit seiner eigenen Macht an letzteres an, sondern forderte sogar noch Andere auf, seinem Beispiele zu folgen, so die Städte Bern und Zürich. Beide

aber, treue Anhänger des Kaisers, schlugen die Mahnung des Herzogs ab und erregten dadurch seinen Groll, da er nichts weniger leiden konnte, als Mißachtung seiner Befehle. Er selbst war zu sehr gegen den Kaiser beschäftigt, als daß er die Züchtigung der ungehorsamen Städte hätte persönlich unternehmen können, daher trug er dem mächtigen, ihm anhängenden Adel von Freiburg und der Waadt, den Grafen von Savoyen und Welsch-Neuenburg auf, die Stadt Bern mit Krieg zu überziehen. 7—8000 Mann standen bald gerüstet gegen die Stadt, welcher ihre wenigen Bundesgenossen, vor Allen die Stadt Solothurn, zu Hülfe geeilt waren. Schon stand der feindliche Schlachthaufe ganz in der Nähe der Stadt, am Donnerbühel, als die Berner unter ihrem Hauptmann Ulrich von Erlach in guter Ordnung auszogen. Sie gelangten an den Feind, welcher sich fechtend durch Wald und über Hügel in die Ebene zurückzog, welche das Jammerthal heißt, um hier die Schlacht zu liefern. Die Schlachtordnung war gebildet, man erwartete festen Muthes den Feind. Da erklangen plötzlich der Berner Harsthörner, und ihre muthige Schaar brach aus dem Walde, voran die berühmten Freiknechte, welche sich verbündet hatten, im Kampfe das Schwerste auf sich zu nehmen. Ihr Angriff war heftig und entscheidend; gegen solchen Muth und solche Begeisterung hatte der Adel noch nicht gekämpft. Er wich zurück und löste sich in unordentlicher Flucht auf, als er bemerkte, daß eine zweite Schaar Berner auf Erlachs Befehl ihm in den Rücken zu fallen drohte. Schrecklich wütheten die Berner unter den Fliehenden; überall Wunden und Tod und Jubel der Sieger, welche mit achtzehn erbeuteten Bannern und vielen Gefangenen endlich das Schlachtfeld, das Thal unsäglichen Jammers, verließen und siegesstolz in ihre Stadt zogen, wo sie zum ewigen Andenken an den heißen Tag und zum Danke gegen Gott, der ihnen den Sieg gegeben, die feindlichen Banner an heiliger Stätte zur Schau aufstellten. (1298).

Der Kaiser Adolf beging nicht lange nach dieser That eine Handlung, bei welcher ihn die Absicht, seine Macht zu vergrößern, zu offenbarem Unrechte hinriß und durch welche er sich bei der Mehrzahl der deutschen Fürsten verhaßt machte. Diesen Umstand benutzte Albrecht, um den Kaiser zu stürzen; darum suchte er die Fürsten und andere Stände des Reichs für sich zu gewinnen, so auch die Waldstätten und Zürich. Diese erklärten jedoch, sie wollten ihrem rechtmäßigen Kaiser getreu bleiben, denn Adolf hatte ihnen den Freiheitsbrief Kaiser

Friedrichs II. bestätigt, wie auch Kaiser Rudolf gethan. Durch diese unerschütterliche Dankbarkeit und Treue erregten sie Albrechts Grimm, welcher ererbte Rechte auf ihre Unterstützung und ihren Gehorsam zu haben glaubte. Schon damals soll er den Trotzigen Rache geschworen haben. Mittlerweile gelang es ihm von den sieben Kurfürsten, welche den Kaiser zu wählen hatten, fünf so weit auf seine Seite zu bringen, daß sie die Absetzung Adolfs aussprachen und Albrecht zum Kaiser wählten, während die zwei übrigen jenem treu blieben. Nun kam es zum Kriege zwischen beiden Gegenkaisern. In der Gegend von Worms, beim Dorfe Göllheim am Hasenbühel geschah die entscheidende Schlacht. Als beide Heere einander gegenüber standen und der Kampf schon begonnen hatte, sprengte Adolf trotz der Abmahnungen seiner Freunde sogleich hinzu, um selbst am Gefechte Theil zu nehmen, stürzte aber mit dem Pferde und mußte ohnmächtig zur Seite getragen werden. Schon neigte sich der Sieg auf Albrechts Seite, als Adolf sich vom Falle erholte und, obgleich ohne Helm, an der Spitze eines Schlachthaufens auf die Feinde eindrang, um seinen Gegner vor die Lanzenspitze zu bekommen. Als er ihn erblickte rief er drohend: „Hier mußt du Leben und Reich lassen!" und drang wüthend auf Albrecht ein. Mit der Antwort: „Das steht in Gottes Hand!" wich dieser dem Streiche aus und führte gleich darauf einen Stoß nach Adolf's bloßem Haupte, daß dieser, am Halse tödtlich verwundet, vom Pferde stürzte und sein Heer die Flucht ergriff. Alle hatten Mitleid mit dem Gefallenen, und einer seiner heftigsten Gegner sagte mit Thränen in den Augen: „Heute ist ein tapferes Herz gestorben!" Nur Albrecht freute sich über den Tod seines Nebenbuhlers, denn nun war er am Ziele seiner Wünsche angelangt. Eine neue Wahl erhob ihn unter der Zustimmung aller sieben Kurfürsten auf den Thron, welchen sein Vater Rudolf einst inne gehabt.

Kaiser Albrecht und die Waldstätten.

Als einst die Kunde nach Helvetien kam, daß Graf Rudolf zum Kaiser erwählt worden, da freuete sich alles Volk in Zürich und den Waldstätten: denn es erblickte in dieser Erhebung den Lohn für die Gutthaten seines Freundes und Beschirmers. Ganz anders waren die Gefühle, als die Nachricht von Albrechts Erwählung anlangte; bange

Furcht lagerte sich in allen Gemüthern; denn dem Sohne fehlte das Wohlwollen des Vaters und überdieß zürnte er ob der Anhänglichkeit an Kaiser Adolf.

Im gleichen Jahre, wo Kaiser Adolf gefallen war, kamen Boten aus den Waldstätten zum neuen Kaiser, welcher sich gerade in Straßburg aufhielt, und baten ihn um die Bestätigung ihrer Freiheiten und Rechte, wie dieß bei jedem neuen Reichsoberhaupte zu geschehen pflegte. Tagtäglich erschienen Boten aus allen Gegenden des Reiches mit der gleichen Bitte und wurden willfährig aufgenommen; doch denen aus den Waldstätten wurde der Bescheid, der Kaiser sei jetzt mit Geschäften zu sehr überhäuft, er werde seiner Zeit Boten an sie schicken. Nichts Gutes ahnend, kehrten die Boten heim und brachten den trostlosen Bericht, der alle Bewohner um so mehr mit Schrecken erfüllte, da das Gerücht ging, Kaiser Albrecht wolle viele Länder an sich ziehen, um jedem seiner sechs Söhne ein eigenes Fürstenthum übergeben zu können. Dieses Gerücht erlangte einen hohen Grad von Gewißheit, da Albrecht eine große Menge neuer Herrschaften an sein Haus kaufte, von denen viele in der Nachbarschaft der Waldstätten lagen, ja Drohung und Gewalt brauchte, wenn der bisherige Besitzer sich weigerte, ihm sein Land abzutreten. Auch auf Zürich hatte er sein Auge geworfen; er soll selbst versucht haben, die Stadt, welche sich ihm nicht ergeben wollte, durch einen plötzlichen Ueberfall in seine Gewalt zu bringen; deßhalb erschien er unvermuthet mit großer Heeresmacht von seiner Stadt Winterthur aus auf der Höhe des Zürichberges, in der Meinung, die Stadt ungerüstet zu finden. Aber wie erstaunte er, als er in den Straßen der Stadt zahlreiche Schaaren Bewaffneter einherziehen sah; denn selbst Frauen und Jungfrauen hatten sich in schwere Rüstungen gesteckt, um den Zug zu verstärken. Ueberdieß erkannte er an den offenen Thoren, daß die Bürger seinen Angriff nicht fürchteten; darum hielt er es für gerathen, als Freund in Zürich einzuziehen und die Freiheiten der Stadt zu bestätigen; wogegen ihn Zürich als Kaiser anerkannte. Alles dieß füllte die Waldstätten mit banger Erwartung; denn sie fürchteten, Albrecht wolle sie seinen hörigen Leuten gleich machen, die er auf einzelnen Gütern in Schwyz und Unterwalden besaß, und deßhalb erneuerten sie ihr uralt Bündniß mit dem Beifügen, daß sie zu einander stehen wollten, ihre Unabhängigkeit von einem Fürsten und ihre Reichsfreiheit zu behaupten. Abermals schickten sie

an den Kaiser und baten um Bestätigung der Urkunden ihrer Freiheit und um die Verordnung eines Reichtsvogtes, welcher nach altem Herkommen das Blutgericht in den Ländern zu verwalten hätte. Nochmals wurden sie abgewiesen und im folgenden Jahre erschienen die versprochenen Boten des Kaisers, welche allen drei Ländern den Antrag machten, sie sollten sich der Herrschaft Oesterreichs unterziehen, welche sie besser schirmen und zu größerem Wohlstande heben werde, als das Reich. Einstimmig jedoch erklärten die drei Waldstätten, sie wollten beim Reiche verharren, dem Kaiser allen Gehorsam leisten, den er von ihnen zu fordern berechtigt sei, nur möge er ihnen ihre Freiheiten bestätigen und ihnen den herkömmlichen Reichsvogt bestellen. Die Gesandten hinterbrachten diese Antwort dem Kaiser, welcher darüber höchlich ergrimmte, so daß er den Freiherrn von Attinghausen, aus dem Lande Uri, den die Waldstätten im gleichen Jahre mit der wiederholten Bitte an ihn schickten, mit zornigen Worten abwies. Ja, er ging so weit, daß er seinen Amtmann zu Luzern, oder den Vogt von Rothenburg als höchsten Blutrichter über die Länder verordnete. Da fürchteten Die in den Waldstätten, daß sie, wenn sie diese österreichischen Amtleute in der neuen Würde anerkennen würden, auch stillschweigend das Recht der Herzoge, sie zu beherrschen, zugeständen; deßhalb schickten sie abermals an den Kaiser und baten um einen Vogt vom Reiche, wie von Alters her. Kaiser Albrecht, vom höchsten Unwillen erfüllt, soll den ihm lästigen Boten zugerufen haben: „Nun so sei's, ihr sollt Reichsvögte haben, in euer Land will ich sie setzen, ihren Geboten sollt ihr in allen Dingen an unser Statt gehorsam sein; wo nicht, wird man an euerem Leib und Gut Strafe nehmen, und ihr sollt dann alle euere Freiheit verwirkt haben."

Die Vögte.

In früheren Zeiten setzte der jeweilige Kaiser über die drei Länder einen Reichsvogt, welchen er aus den angesehensten Adeligen des Reiches wählte. Dieser wohnte nicht in den Ländern, sondern hatte seinen Sitz in Zürich oder in einer andern Reichsstadt, und kam nur in's Land, wenn die Abhaltung eines Blutgerichtes seine Gegenwart nothwendig machte. In die inneren Angelegenheiten der Waldstätten hatte er sich weiter nicht zu mischen; die besorgten Edeln und Freien in freier

Gemeinde, zu welcher im Laufe der Zeit auch Dienstleute und Hörige Zutritt und Stimme erlangt hatten. Gegen dieses Herkommen sandte nun Kaiser Albrecht mehrere Vögte in die Länder, bei deren Wahl ihn nicht sowohl die hohe Geburt, als der Haß derselben gegen die Freiheit geleitet haben mag. Herrmann Geßler von Bruneck kam auf seine Burg bei Küßnacht und sollte mit Hülfe eines Burgvogtes auf Schwanau über Schwyz und Uri herrschen. Auf das Schloß zu Sarnen wurde ein Edelknecht aus dem Thurgau gesetzt, Beringer von Landenberg, welcher den Auftrag hatte, die Burg Rozberg einem Anhänger des Kaisers aus dem Lande selbst zu übergeben. Und wirklich fand sich ein Mann, der es höher schätzte, einem fremden Herren sich wohlgefällig zu machen, als sein Volk im Kampfe für Recht und Freiheit zu unterstützen. Es war der unterwaldnerische Junker von Wolfenschieß, ein junger, frecher Edelknecht, welcher von seinen Brüdern der einzige war, der lieber über seine Landsleute herrschen, als das schöne Glück gleicher Freiheit mit ihnen theilen wollte. Mußten die Länder in dieser Anordnung schon eine völlige Mißachtung ihrer alten Freiheiten, besonders des Freiheitsbriefes Kaiser Friedrichs II. erblicken, so sollten sie doch noch Härteres erfahren. Sei es nämlich, daß der Kaiser seinen Vögten aufgetragen, die Länder schwer zu drücken, sei es, daß diese aus eigenem Antriebe handelten, um sich das Wohlgefallen ihres Herrn zu verdienen; es begann ein Regiment voll Willkühr und Bedrückung. Wegen geringer Vergehen schleppte man unerhörterweise ehrbare Leute in die Kerker von Luzern, Zug und Küßnacht und hielt sie in langer Haft. Man sperrte die Märkte von Luzern und Zug, wo Die aus den Ländern ihre nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu kaufen und wohin sie ihre Erzeugnisse, Butter und Käse abzusetzen pflegten, durch schwere Zölle, und drückte sie überdieß durch ungewohnte Steuern und Abgaben. Auf den Burgen hielt man auf der Länder Kosten Söldnerschaaren, welche sich willig gebrauchen ließen, den Anordnungen der Vögte mit Gewalt den gehörigen Nachdruck zu geben. Schwer litt das Volk unter dem harten Drucke; doch es duldete still, hoffend, daß sein heiliges Recht doch endlich obsiegen müsse. Das fühlten auch die Nachbarn der Waldstätten, denn alle waren bemüht, ihnen Beweise ihres Mitgefühls und ihrer Freundschaft zu geben, ihnen nach Kräften in Allem behülflich zu sein, was ihre Lage erträglicher machte.

Je mehr das Volk sich scheinbar gefallen ließ, desto kecker wurden

die Vögte; dieß brach zuerst die Geduld Einzelner, dann die des ganzen Volkes. Man sandte, nachdem man Vieles geduldet, endlich an den Kaiser, Abhülfe zu begehren gegen den harten Druck. Statt der gehofften Erleichterung wurde der Bescheid, daß die Länder sich Oesterreichs Herrschaft unterziehen sollten; nur das könne ihre Lage verbessern. In dieser Antwort sahen die Vögte eine Billigung ihrer bisherigen Handlungsweise und wurden noch schonungsloser.

Den von Wolfenschieß ereilte zuerst der Arm der Strafe; ob frechen Muthwillens, den er mit dem Weibe des Baumgarten von Alzelen zu treiben gedachte, wurde er von dem gekränkten Ehemanne im Bade erschlagen. Baumgarten floh nach Uri, wo er sich heimlich verbarg; während Landenberg einen neuen Amtmann auf Rozberg setzte und den ihm widerstrebenden Sinn, wo er sich zeige, zu brechen sich vornahm.

Damals lebte im Lande Obwalden, im Melchthale, Heinrich an der Halden, ein angesehener Mann, welcher oft für die Vertheidigung der Freiheiten des Landes seine Stimme erhoben, welcher oft seine Landsleute ermahnt hatte, außer Gott keinen Herrn anzuerkennen, als Kaiser und Reich und wem sie sonst von Alters her Pflichten zu leisten schuldig seien. Darum haßte ihn der Landenberger und lauerte auf eine Gelegenheit, ihn zu verderben. Da traf es sich, daß Heinrichs Sohn, Arnold, sich eines geringen Vergehens schuldig machte, das nach Gesetz und Brauch hätte mit fünf Schillingen gebüßt werden sollen; doch der Vogt verschärfte die Strafe und forderte das schönste Paar Ochsen aus Heinrichs Habe. Zugleich schickte er Einen seiner Knechte, die Thiere zu holen, nöthigen Falls sie mit Gewalt wegzunehmen. Schon wollte der Scherge seines Herrn Befehl vollziehen und rief höhnisch: „Wenn die Bauern Brod essen wollen, so mögen sie den Pflug selber ziehen!" als Arnold herbei kam und gereizt durch die Schmachworte des Knechtes, ihm mit dem Stocke einen Schlag auf die Hand gab, daß er ihm einen Finger brach. Der Knecht eilte zu seinem Herrn, um ihm den neuen Frevel zu klagen, und Arnold floh auf des Vaters Rath gen Uri, um härterer Strafe zu entgehen. Nachdem des Vogtes Söldner vergebens gestreift hatten, um den flüchtigen Arnold zu fangen, wurde der alte Heinrich eingezogen und in's Gefängniß geworfen. Mit rauhen Worten verlangte der Vogt, der Vater solle den Aufenthaltsort seines Sohnes entdecken, auf daß er nach Verdienen gestraft werde. Der Greis berechnete im Stillen die große Ge-

fahr, welche seinem lieben Sohne drohte, und antwortete, er wisse nicht, wohin Arnold geflohen sei. Da ergrimmte der Vogt, ließ dem unschuldigen Greise beide Augen ausstechen, strafte ihn zur Entschädigung des verletzten Knechtes um eine große Geldsumme und beraubte ihn seines ganzen Vermögens. Das Gerücht dieses unerhörten Frevels drang über Berg und Thal und füllte alles Volk mit Jammer und Schrecken.

Nicht minder hart lag Geßlers Joch auf Schwyz und Uri. Im Lande Uri, auf einem Hügel ob Altorf bauete er auf des Landes Kosten eine feste Burg, Twing-Uri, wo er künftighin Gericht halten, d. h. von wo er über die freien Männer herrschen wollte. Sie sollten nach seinen eignen Worten so weich und zahm werden, daß man sie um einen Finger winden könnte. Als er nun eines Tages von Uri nach seinem Schlosse zu Küßnacht zurückkehrte, kam er durch das Dorf Steinen. Hier hatte Werner Stauffacher unweit der Brücke, die über die Aa führt, ein schönes Haus gebaut und saß vor dem Hause, gerade als der Vogt vorbei ritt. Höflich grüßte ihn Werner und als der Vogt fragte, wem das schöne Haus gehöre, antwortete er bescheiden: „Herr! dieß Haus ist meines Herrn, des Kaisers, Euer und mein Lehen.“ Geßler, der dem Stauffacher grollte, weil er unter den Männern war, die des Landes Freiheiten mit Wort und That vertheidigten, erwiederte trotzig: „Ich bin an des Kaisers Statt Herr im Lande. Ich will nicht, daß ihr Bauern Häuser bauet ohne meine Bewilligung und daß Ihr so frei lebet, als ob Ihr selbst Herren wäret; ich werde es Euch wohl verwehren.“ Dann ritt er fürbas und ließ den Stauffacher in trüben Gedanken über die harte, drohende Rede. So fand ihn seine Gattin, Margaretha Herlobig. Sie drang in ihn, er möchte ihr doch offenbaren, was ihm das Herz so schwer mache und Werner erzählte ihr, was vorgefallen war. Sie erwogen mit einander die Gefahr, welche ihnen nach der Rede des Vogtes drohe, wie sie keinen Augenblick sicher seien, Haus und Herberg, Hab und Gut zu verlieren, und Margaretha sprach: „Was nützt stiller Kummer und verborgenes Grämen? Mit dem würgst Du Dir das Herz ab. Mancher fromme, biedere Landmann klagt über Geßlers Tyrannei, welche schwer und unerträglicher von Tag zu Tag auf Schwyz und Uri lastet; auch Unterwalden seufzt unter den Streichen Landenbergs und seiner Söldner. Du hast viele gleichgesinnte Freunde im Lande Schwyz, in Uri und Unterwalden. Wende

Dich an sie; tretet zusammen im Geheimen, berathet Euch und denket auf Mittel und Wege, wie Ihr der unrechtmäßigen Gewalt und dem grausamen Drange der Landvögte ein Ende machen und die alte Freiheit in unsern einst so glücklichen Thälern wieder herstellen könnet. Stehet dann mannlich und treu bis in den Tod einander bei und vertrauet auf Gott, der Euch in Kampf und Noth für die gerechte Sache beistehen und retten wird."

Der Bund im Rütli.

Werner Stauffacher befolgte den Rath seiner verständigen Hausfrau und ging nach Uri, wo er einen alten treuen Freund hatte, den erfahrenen, klugen und vom Urnervolke viel geehrten Walther Fürst. Ihm klagte er seine und des Landes Noth, und Walther erleichterte sein Herz durch eine Schilderung des Druckes, welchen Geßler auf das Land Uri geworfen hatte. Zuletzt wurden sie einig, daß man den himmelschreienden Gewaltthätigkeiten der Vögte ein Ende machen müsse und daß es besser sei, den Heldentod für's Vaterland zu sterben, als länger unter entehrendem Drucke zu leben. Arnold von Melchthal, welcher sich immer noch in Uri verborgen hielt, wurde zu den Berathungen herbei gerufen, und nun schwuren die drei Männer, treu vereint durch gleiche Gesinnung und edles Streben, einen heiligen Eid: „Das alte Recht zu vertheidigen, das Unrecht zu bekämpfen, das Böse zu bestrafen!" Auch ward beschlossen, Jeder solle in seinem Lande Leute werben und beeidigen, die alte Freiheit wieder zu erringen mit Gottes Hülfe, mit Gut und Leib und Leben, jedoch ohne den dem Reiche schuldigen Gehorsam oder die Pflichten gegen rechtmäßige Oberherrn zu verletzen. Ebenso wurde verabredet, daß sie ihre künftigen Berathungen am See unterhalb Seelisberg auf einer Haldenwiese, das Rütli genannt, dem Mythensteine gegenüber abhalten wollten, und daß Jeder die, welche er für die Sache der Freiheit gewonnen, dorthin mitbringen sollte. Der Erste, der zu ihnen schwur, war Baumgarten von Alzelen; seinem Beispiele folgten dann Viele, Edle und Unedle.

Die Mitternachtstunde am Mittwoch vor Martini 1307 wurde endlich festgesetzt, um den Zeitpunkt zu bestimmen, an welchem das Volk der drei Länder losbrechen und das drückende Joch der Vögte abschütteln sollte.

In der bestimmten Nacht brachten Stauffacher, Fürst und Melchthal jeder zehn vertraute Männer seines Landes in's Rütli, und diese drei und dreißig für Recht und Freiheit hochbegeisterten Männer rathschlagten in nächtlicher Stille, wann der Streich gegen Oesterreichs Gewaltherrschaft geführt werden sollte. Die Männer von Schwyz und Uri meinten, man müsse sogleich an's Werk gehen; denn sonst könnte der ganze Plan leicht verrathen und durch Herbeiführung größerer österreichischer Streitkräfte vereitelt werden. Doch die Leute von Unterwalden waren anderer Ansicht. Sie erklärten, „die Burgen von Sarnen und Rozberg seien nicht leicht mit Gewalt zu erobern, man müsse zur List seine Zuflucht nehmen. Nun sei es in ihrem Lande Sitte, am Neujahrstage dem Vogt Geschenke auf die Burg Sarnen zu bringen; dieß sei ein schicklicher Anlaß, unter dem Scheine der Ehrbezeugung so viele handfeste Männer ins Schloß zu bringen, daß der Vogt mit seinen Söldnern möge überwältigt werden. Für die Einnahme des Schlosses Rozberg werden sich wohl auch ähnliche Mittel finden lassen. Am gleichen Tage sollten dann auch die Schwyzer und Urner sich erheben und in ihren Ländern die Knechtschaft vernichten und die althergebrachte Freiheit wieder herstellen." Dieser Plan gefiel allen Anwesenden; sie gaben sich die Hände darauf und schwuren einmüthig zu Gott, dem Allmächtigen:

„Daß Alle für Einen und Einer für Alle einstehen wollten im „Kampfe für die Freiheit auf Leben und Tod; daß die Grafen „von Habsburg nicht das Geringste verlieren sollten an ihren „Gütern, Rechten und eignen Leuten; daß die Vögte, ihr Anhang „und ihre Knechte, falls sie sich nicht wehren, keinen Tropfen „Blutes verlieren sollten; daß sie aber die Freiheit, welche sie von „ihren Vorvätern empfangen, ihren Enkeln aufbewahren und über„liefern wollten!"

Nachdem Alle geschworen, schieden sie brüderlich und Jeder begab sich in seine Heimat, besorgte sein Vieh und harrte still auf das neue Jahr, welches den drei Ländern die alte Freiheit wieder geben sollte. —

Wilhelm, der Tell.

Zu derselben Zeit lebte in Bürgeln, im Schächenthale, ein berühmter Gemsjäger und Schiffer, welcher sich durch manche kecke That

ausgezeichnet hatte und wohl auch sonst gezeigt haben mochte, daß er den Zorn der gnädigen Herren nicht eben fürchte. Mancher schüttelte den Kopf über sein freimüthiges Wesen, Mancher nannte es geradezu thöricht, und weil thöricht reden und „tellen" in damaliger Landessprache den gleichen Begriff ausdrückten, ist ihm der Name Tell beigelegt worden. Uebrigens hieß er Wilhelm und war der Schwiegersohn Walther Fürsts, der ihn auch auf's Rütli mitnahm. Hier wurde sein Freiheitsdrang, wo möglich, noch gesteigert, und das hätte für ihn bös enden können. Geßler hatte zu Altdorf eine Stange aufrichten und einen Herrenhut darauf setzen lassen, mit dem Befehle, daß Jeder, der an dem Hut vorüber gehe, das Haupt entblößen und sich verbeugen solle, als ob König Albrecht selbst da wäre. Die meisten Landleute suchten auszuweichen; wer aber das schlimme Zeichen nicht umgehen konnte, der grüßte schalkhaft oder höhnisch. Der Tell kam auch des Weges daher. Er ging hart an der Stange vorbei, ohne die gebotene Verbeugung zu machen, als ob er von Allem nichts wüßte. Die Platzwächter verklagten ihn beim Vogt; der ward furchtbar zornig über die kecke Uebertretung des Gebotes, war aber froh, den Tell einmal strafen zu können. Und wie strafte er ihn? Tell hatte zwei wackere Buben; der eine hieß Walther und war acht, der andere hieß Wilhelm und der war sechs Jahre alt. Diesen Wilhelm ließ der Vogt holen, stellte ihn unter einen Lindenbaum, legte einen Apfel auf sein Haupt und sprach zu dem Tell: „Du bist der beste Schütz im Lande; stell Dich dort hin und schieß den Apfel da herab, — aber treffen mußt Du, oder ich lasse Dich und den Knaben tödten." Solcher Bosheit hatte sich der Tell nicht versehen. Er suchte sich zu entschuldigen; er jammerte; er bat um Erlassung des Schusses; denn das sei unnatürlich. Umsonst! Das landvögtliche Herz ließ sich nicht erweichen. Da seufzte Wilhelm zum Allerbarmer, bezwang seine Gefühle mit männlicher Kraft, zielte, und schwirrend flog der Pfeil nach dem Haupt des unerschrockenen Knaben. Wie zuckten Vater und Sohn freudig auf, und wie groß war der Jubel des Volkes, als der Apfel getroffen fiel! Den Vogt aber verdroß der glückliche Schuß, und weil er bemerkt hatte, daß Wilhelm Tell noch einen andern Pfeil in Bereitschaft hatte, fragte er ihn, wozu er den bestimmt habe? „Des Schützen Gewohnheit bringt es so mit", antwortete der Tell ausweichend. Geßler vermuthete Etwas ganz anderes und das mit Recht; denn als er dem Schützen Sicherheit des Leibes

und Lebens verheißen, und ihn nochmals zum Bekennen ermuntert hatte, bekam er die unzweideutige Antwort: „Wisset, Herr! wenn ich meinen Sohn getroffen hätte, so hätte ich mit diesem zweiten Pfeile Euch selbst erschossen und Euch sicherlich nicht gefehlt.“ Darauf versetzte Geßler: „Es ist ganz recht, daß ich solches weiß. Aber damit ich vor deinen Pfeilen sicher bin, will ich Dich versorgen lassen, daß Du weder Sonne noch Mond mehr sehen wirst.“ Der freie, kräftige Mann wurde vor den Augen seiner bestürzten Landsleute gebunden. Keiner wagte, ihn zu vertheidigen.

Geßler wollte den Gefangenen über den See nach dem Schlosse Küßnacht führen und dort in finsterem Kerker verschmachten lassen. In Flüelen stieg man zu Schiff. Eine Weile ging die Fahrt ruhig von Statten; dann kam das Schiff in große Gefahr. Ein gewaltiger Föhn brach aus den Thälern und Schluchten des Gotthards hervor und peitschte den See mit furchtbarer Macht. Die Wellen gingen hoch und droheten, Mann und Maus zu verschlingen. Den Schiffleuten entsank der Muth; Geßler bebte. Aber der Tell war im Schiff, — Tell, der wackerste Fährmann. Darum nahte sich ein Diener dem Landvogte und sprach: „Herr, Ihr sehet, wie es geht, daß unsere Schiffer erschrocken und des Fahrens unkundig sind. Nun ist der Tell ein starker Mann und kann wohl fahren, den könnte man in solcher Noth wohl brauchen. Lasset ihn losbinden, daß er uns von dannen helfe.“ Dem Vogte war auch ob der großen Gefahr, in der er schwebte, der Muth entfallen; er trat zum Tell und sagte: „Willst Du uns helfen aus der Noth, so will ich Dich losbinden.“ Der Tell antwortete: „Ja, gnädiger Herr, ich will es gern thun, und getraue mich, mit Gottes Hülfe uns zu retten.“ Er ward losgebunden. Mit gewaltiger Hand steuert er auf eine Felsplatte zu, die weit hinaussteht in den See; dort, behauptet er, sei das Schlimmste überstanden. Ja wohl ist's überstanden! Mit mächtigem Sprunge schwang sich da Tell auf die Felsplatte, nachdem er seine Armbrust mit dem Pfeile hurtig aufgenommen hatte; das Schiff aber mit seiner Bemannung hat er zurückgestoßen in die Fluth, da mag es schweben und schwanken.

In Eile machte sich nun Tell mit Armbrust und Pfeil unverzüglich den Berg hinauf und weiter durch das Schwyzerland über Morschach in die hohle Gasse zwischen Arth und Küßnacht, wo er sich versteckte, um den Vogt zu erwarten. Diesem war es nach unsäglicher

Mühe gelungen, bei Brunnen ans Land zu steigen. Er ritt von da über Steinen seinem Schlosse Küßnacht zu. Tells Befreiung fuhr ihm bitter durch den Sinn. Er war fest entschlossen, mit eiserner Strenge auch in Zukunft zu regieren, und redete mit einem Diener eben davon, wie der freie Sinn des Landvolkes vollends zu brechen sei; da schwirrte die Sehne und Tells Pfeil saß ihm tief im Herzen. Sprachlos sank er vom Pferde; seine Herrschaft und sein Leben hatten ihr Ende erreicht. Die Kunde von dieser Gewaltthat erschreckte die Anhänger König Albrechts; nicht minder erschrak das Landvolk. Jene witterten allgemeinen Verrath und Aufruhr, dieses fürchtete noch härtern Druck von seinen verhaßten Drängern. Trotzdem wurde beschlossen, die Neujahrsnacht ruhig abzuwarten.*)

Ein Beschluß der Landsgemeinde von Uri aus dem Jahre 1387, bei welchem 114 Männer mitwirkten, die den Tell noch bei Lebzeiten gekannt hatten, enthält unter Anderem die Stelle: „Auch haben wir angesechen und üs ufgesetzt ze haben ein Predigte ze Bürglen an dem Ort, wo unsers liebes Landmanns, ersten Wiederbringers der Fryheit, Wilhelm Tellen Hus ist, ze ewigem Danke Gottes und seiner Schütze.“ —

Der Neujahrstag 1308.

In der Mitternachtsstunde, mit welcher das Jahr 1308 anbrach, zog eine Magd auf dem Schlosse Rozberg Einen der Männer vom Rütli, der ihr befreundet, an einem Seile in die Burg. Kaum war dieser glücklich oben angelangt, so konnte er einen Andern seiner unten harrenden Gefährten auf dem gleichen Wege in das Schloß bringen. Ihnen beiden gelang es dann, auch noch die Uebrigen hinaufzuziehen, so daß zwanzig rüstige Männer im Schlosse waren. Diese nahmen nun den Amtmann und sein Gesinde gefangen und hielten sich still, bis ihnen die Kunde werde, daß Sarnen in den Händen der Verbündeten sei. Ein Mann eilte nach Stanz und brachte den Mitverbündeten die freudige Botschaft, daß Rozberg erobert sei.

In Sarnen ging eben der Landenberger in die Frühmesse, als

*) Die Chronik Melchiors Ruß, des Jüngeren, (1482), erzählt, daß Tell den Landvogt im Schiffe von der Tellenplatte aus erschossen habe, als er sich kaum durch den kühnen Sprung gerettet hatte.

ihm etwa zwanzig Männer begegneten mit Kälbern, Ziegen, Lämmern, Hasen und Käsen zu Neujahrsgeschenken, wie sie solche nach des Vogtes Anordnung zu bringen verpflichtet waren. Voll Freude über die vielen und schönen Gaben, hieß sie der Vogt in das Schloß gehen und dort auf ihn warten bis nach vollendetem Gottesdienste. Man öffnete den Geschenke Bringenden willig das Thor, aber unter demselben holten sie die Spießeisen hervor, die sie unter ihren Kleidern verborgen hatten, und pflanzten sie auf die langen Stöcke, die sie trugen. Dann gab Einer aus ihnen mit dem Horn das Zeichen und aus einem nahen Erlenwäldchen stürmten noch dreißig wohl bewaffnet herbei. Nun ward die Burg erobert, die Söldner und das Gesinde gefangen, das Hausgeräthe herausgetragen und der Brand in das Schloß geworfen. In der Kirche zu Sarnen vernahm der Vogt, daß seine Burg gefallen, und eilte von einigen treuen Dienern begleitet nach Alpnach, um gen Luzern zu entfliehen. Man hätte ihn fangen können, doch ließ man ihn seines Weges ziehen. Die Gefangenen von Rozberg und Sarnen wurden sammt den Familien Landenbergs und des Amtmanns von Rozberg über die Grenze geschafft, ohne daß ihnen an Leib und Gut ein Leid geschah; man ließ sie nur schwören, die Waldstätten nie mehr zu betreten.

Den Flammen von Sarnen erwiederten sogleich die von Rozberg und die Feuerzeichen von Schwyz und Uri, daß überall das Werk der Befreiung glücklich gelungen sei.

In Schwyz hatten sich die Männer unter der Anführung Stauffachers und anderer edler Beschirmer der alten Freiheit um das Landesbanner gesammelt. Man zog über den mit einer Eisbrücke bedeckten Lowerzer See nach der Burg Schwanau, wo schon so mancher Freund der Freiheit im dunkeln Verließe geschmachtet hatte, und brach sie in Trümmer. Noch mehr der feindlichen Burgen wurden im Lande Schwyz zerstört; auch Küßnacht sank. In Uri zertrümmerten die Männer unter Walther Fürst's Leitung die noch nicht vollendete Veste Twing Uri, daß kein Stein auf dem anderen blieb, und wie man in Unterwalden gegen die österreichischen Amtleute und Söldner gehandelt hatte, so geschah es auch in Schwyz und Uri.

Am Sonntage nach der gelungenen Vertreibung der unrechtmäßigen Gewalt Oesterreichs schickten Uri, Schwyz und Unterwalden jedes Land zehn ehrbare Männer nach Brunnen. Im Vollgefühle daß sie dem

göttlichen Beistande das Gelingen des schweren Werkes zu verdanken hätten, dankten sie dem Allmächtigen für die Wohlthat ihrer Befreiung von hartem Drucke, und erneuerten im Namen des Volkes aus den drei Ländern den Bruderbund, den sie im Rütli geschworen.

„Da freute sich der alte blinde Vater im Melchthale des Lebens „wieder und das bekümmerte Weib in Alzelen des heimkehrenden Gat„ten; „da pries Walther Fürst die männliche That seines wackern „Eidams und Stauffachers Gattin öffnete gastfrei ihr Haus den Män„nern, welche mit ihrem Manne vor Gott, Freiheit und Vaterland „sich erhoben hatten und bereit waren, ihr Blut dafür zu verspritzen."

Kaiser Albrechts Ermordung.

Die Vertreibung seiner Vögte hatte den Zorn Kaiser Albrechts, den er wegen der Ermordung Geßlers in sich trug, noch erhöht und er gedachte, sich furchtbar an den Ländern zu rächen. Doch wollte er zuerst andere Feinde bekriegen und dann an der Spitze eines zahlreichen Heeres das Banner österreichischer Herrschaft auf die Berggipfel des Hirtenlandes pflanzen. Er war damals gerade in Baden, umgeben von vielen Edeln des Reichs, mit denen er wichtige Angelegenheiten zu berathen hatte, weßhalb ihm nur zu der Anordnung Zeit blieb, daß den Ländern die Märkte zu Luzern und Zug gesperrt wurden. Obwohl nun in den Thälern große Theuerung entstand, so schickten sich doch die Landleute darein, denn sie dachten: „Wer frei leben und sterben will, muß entbehren können." Zürich, die alte Freundin und Verbündete der Waldstätten, erleichterte ihnen die Noth, indem es ihnen die dringendsten Lebensbedürfnisse zukommen ließ, und unverdrossen rüsteten sie sich zum Kampfe für ihre Freiheit, zum Kampfe auf Leben und Tod. Doch sollte die Gefahr noch einmal vorüberziehen, denn Kaiser Albrecht wurde ermordet.

Herzog Johann von Schwaben, der Neffe des Kaisers und sein Mündel, war nun zwanzig Jahre alt geworden und hatte schon oft den Vormund gebeten, ihm das väterliche Erbe zu übergeben. Albrecht hatte dem Jüngling die Bitte schon mehrmals abgeschlagen, entweder weil er ihn noch für zu jung hielt, um Land und Leute zu regieren, oder weil er sich nur schwer von den Ländern trennte, die er durch so langen Besitz als die seinigen ansehen gelernt hatte. In Baden bat

der Herzog, gereizt durch das Beispiel Leopolds, welchem sein Vater, der Kaiser, trotz seiner Jugend schon hohe Ehren und Güter anvertraut hatte, abermals um die Herausgabe seines Erbtheils; abermals vergebens. Da erfaßte Unmuth des Jünglings Seele, und beleidigter Ehrgeiz steigerte diesen zum unerbittlichen Grolle. Seinen Freunden, dem Walther von Eschenbach, Rudolfen von Balm, Rudolfen von Wart und Konraden von Tegerfelden klagte er die üble Behandlung, die er vom Kaiser erdulden müsse. Diese hörten ihn nicht nur theilnehmend an, sondern sie ermunterten ihn, daß er in Verbindung mit ihnen mit Gewalt sein Recht zu erlangen suche; ja sie verpflichteten sich eidlich, dem Kaiser zu tödten, wenn er ihm länger das Erbe vorenthalten sollte.

Am ersten Mai ließ Herzog Johann noch einmal seinem Oheime die Bitte durch einen einflußreichen Mann vortragen; doch der Kaiser gab zur Antwort: „Es kommt noch wohl zu seiner Zeit." Dieser Bescheid kränkte den Jüngling tief, und selbst das Geschenk von hundert auserlesenen Pferden, durch welches Albrecht seinen Zorn beschwichtigen wollte, verfehlte seinen Zweck. Als dann beim Mittagsmahle der Kaiser seinem still da sitzenden Neffen einen Blumenkranz aufsetzte, hielt dieser es für schimpflichen Hohn und schwur furchtbare Rache.

Da traf es sich, daß Kaiser Albrecht in geringer Begleitung der Kaiserin entgegenreiten wollte, welche von Rheinfelden über Brugg nach Baden kam. Alsbald kündigte Johann den Seinen an, daß der Tag der Rache gekommen sei. Sie schlossen sich dem Gefolge an und so gelangte man an die Fähre bei Windisch. Hier wußten es die Verschwornen so einzurichten, daß nur sie mit dem Kaiser in das kleine Schiff kamen und die übrigen Begleiter zurückbleiben mußten. Am andern Ufer angekommen, ritten Albrecht und seine Begleiter weiter, während Johann das Schiff noch eine Zeit lang aufhielt. Als man in ein Gebüsch gekommen war, rief Herzog Johann: „Jetzt ist es Zeit!" Da fiel der Freiherr von Eschenbach dem Pferde Albrechts in den Zügel, und als dieser den Herzog Johann zu Hülfe rief, stürmte er herbei und rannte ihm mit den Worten: „Da ist der Lohn des Unrechts!" den Speer in die Gurgel. Der von Eschenbach spaltete ihm das Haupt und Balm durchstach ihn mit seinem Schwerte. Rudolf von Wart stand betäubt, ohne seine Waffe zu erheben; da sank der Kaiser vom Rosse und verschied im Schooße eines armen Weibes von Gäbistorf

an der Stelle, wo heutzutage der Hauptaltar zu Königsfelden steht. Nach geschehener That fiel das ganze Gewicht des blutigen Verbrechens auf die Mörder; sie sprengten auseinander, ohne sich je wieder gesehen zu haben.

Die Nachricht von Albrechts Tode nahm zwar von den Ländern die Furcht vor einem bevorstehenden Kriege; doch billigten sie so wenig den Mord, daß sie dem Herzog Johann und seinen Mitverschwornen die Bitte um Aufnahme und Unterstützung abschlugen. Doch als die Kaiserin sie aufforderte, sie sollten Theil nehmen an der Verfolgung der entflohenen Verbrecher, da antworteten sie einfach, Albrecht habe den Waldstätten wenig Gutes, seine Mörder nichts Böses erwiesen; sie wollten Ruhe halten mit Allen, die sie in Ruhe ließen.

Die Blutrache.

Der deutsche Thron war durch Albrechts Ermordung erledigt, und wiewohl seine Söhne nicht ungern gesehen hätten, wenn Einer aus ihnen Kaiser geworden wäre, so hielten sie es doch zunächst für ihre heiligste Pflicht, den Tod ihres Vaters blutig zu rächen. Deßhalb und weil im ganzen Reiche eine große Abneigung gegen die Habsburger herrschte, bewarb sich Keiner der Herzoge um die Krone, welche nach der Wahl der Kurfürsten dem Grafen Heinrich von Luxemburg zufiel. Kaum hatte dieser Fürst den Kaiserthron bestiegen, so ächtete er die flüchtigen Königsmörder und gab der Familie Albrechts die Erlaubniß zur Blutrache, welche dann auch mit der unmenschlichsten Grausamkeit geübt wurde.

Zuerst richtete sich die Rache des Hauses Oesterreich unter der Leitung des Herzogs Leopold und seiner Schwester, der Königin Agnes von Ungarn, gegen den Freiherrn Rudolf von Wart. Er war auf der Flucht. Man zog vor sein Schloß, welches bei Neftenbach lag und von einigen treuen Dienern vertheidigt wurde. Es wurde genommen und zerstört, und alle Vertheidiger büßten als unschuldige Schlachtopfer die Treue an ihrem Herren mit dem Tode. Da erscholl das Gerücht, Rudolf sei auf dem nahen Schlosse Multberg verborgen, welches seinem Bruder Jakob von Wart gehörte. Auch diese Burg ward gebrochen und der Burgherr seines Gutes so gänzlich beraubt, daß er sein Leben in einem armen Bauernhäuschen zu Neftenbach beschließen mußte.

Dann gings nach dem Aargau vor das Schloß Fahrwangen, dessen Besitzer, Rudolf von Balm, unter den Mördern war und welches von 65 Männern, treuen Dienstleuten Balms, vertheidigt wurde. Sie hatten sich nicht genugsam mit Lebensmitteln versehen, um eine lange Belagerung aushalten zu können, und mußten sich daher bald auf Gnade und Ungnade ergeben. So sehr sie auch ihre Unschuld an dem Morde Kaiser Albrechts betheuerten, Nichts konnte die unerbittliche Königin erweichen; Alle wurden enthauptet und Agnes, jedes menschliche Gefühl von sich werfend, rief, als sie im Blute der Unschuldigen einherging, frohlockend aus: „Heute bade ich im Maienthau!"

So fiel das Schloß Altbüren und abermals bluteten 46 Mann als Opfer der Rache. Endlich zog man gegen die Schlösser Eschenbachs und nachdem man sein Stammschloß erobert und die Vertheidiger desselben alle enthauptet hatte, belagerte man die Schnabelburg. Trotz des tapfersten Widerstandes wurde auch sie genommen und alle Mannschaft sank unter dem Schwerte des Scharfrichters; ja die blutdürstige Königin Agnes würde Eschenbachs wimmerndes Kind mit eigner Hand erwürgt haben, wenn nicht die Kriegsleute aus Mitleid es ihr entrissen hätten. — Das schwerste Schicksal traf jedoch den Herrn von Wart. Er war lange umhergeirrt und faßte, als er von der schweren Strafe hörte, mit der Kaiser Heinrich die Königsmörder belegt, den Entschluß, gen Avignon in Frankreich zu ziehen, wo sich damals der Papst aufhielt, um von ihm Vergebung seiner Sünden zu erflehen. Auf dem Wege dahin kam er zum Grafen Diebold von Blamont, dessen Gattin ihm verwandt war, und bat um Herberge. Diebold nahm ihn jedoch gefangen und überlieferte ihn gegen eine Summe Geldes an Herzog Leopold und die Königin Agnes. Zu Brugg ward der Unglückliche vor ein Gericht gestellt. Rudolf betheuerte vergebens seine Unschuld am Morde; vergebens flehte seine Gemahlin Gertrud um Gottes ewiger Barmherzigkeit willen um das Leben ihres Mannes; er wurde verurtheilt, daß man ihn mit einem Pferde auf die Stelle schleife, wo der Kaiser ermordet worden, daß man ihm hier die Glieder breche und ihn als einen Mörder auf's Rad flechte. Da nun Rudolf sah, daß er sterben müsse und daß keine Gnade mehr zu hoffen sei, rief er mit lauter Stimme: „Wiewohl ich an des Königs Tod unschuldig bin und ungerecht als Mörder verurtheilt werde, so haben doch die Thäter nicht einen König erschlagen, sondern einen Wütherich, welcher wider Eid

und Pflicht seine blutige Hand an seinen rechtmäßigen Herrn, Kaiser Adolfen, gelegt und ihn seines Lebens beraubt hat, welcher wider Gott und Recht dem Herzog Johann sein Erbe mit Gewalt vorenthalten hat, welcher deßhalb wohl werth wäre, zu leiden, was ich nun leide. Gott verzeihe mir meine Sünden!" Hierauf wurde das Urtheil an ihm vollzogen und noch drei Tage soll er, mit gebrochenen Gliedern auf dem Rade liegend, gelebt haben. Seine treue Gattin wollte ihn in der Stunde seiner schweren Leiden nicht verlassen; sie knieete unter dem Rade und betete ohne Unterlaß und blieb da, so lange er lebte, Tag und Nacht, ohne Speise und Trank. Und als man ihn fragte, ob er es wünsche, daß seine Gattin da bleibe, da antwortete er: „Nein! ihre Gegenwart macht mir größeren Schmerz, als die Martern, die ich gelitten; denn ihre große Treue geht mir an's Herz." Er hieß sie oft weggehen, aber sie sprach: „Ich will nicht von dir, so lange dein Leben währet, und möchte lieber mit dir sterben." — Sobald der Unglückliche verschieden war, ging die arme Wittwe nach Basel und trat dort in ein Frauenkloster, wo sie der Tod bald von ihrem tiefen Grame erlöste.

Rudolf von Wart war der einzige Theilnehmer am Königsmorde, der den Bluträchern in die Hände fiel; von den übrigen weiß man nur wenig. Konrad von Tegerfelden ist spurlos verschwunden, und Walter von Eschenbach floh ins Land Würtemberg, wo er noch fünf und dreißig Jahre als Schäfer lebte. Herzog Johann gelangte, nachdem er sich eine Zeit lang in Klöstern verborgen, über das Gebirg nach Italien, wo er einige Jahre in einem Kloster der Stadt Pisa gelebt hat. Ob er daselbst gestorben, oder ob er an die Stätte der blutigen That zurückgekehrt und hier als reuiger Einsiedler bis an seines Lebens Ende gewohnt habe, ist ungewiß.

Agnes hatte gegen tausend Menschen ihrem Vater als Todtenopfer schlachten lassen und sich durch Einziehung der Güter aller Mörder sehr bereichert. Sie vergabte einen Theil der Güter an das Kloster in Töß und aus den übrigen erbaute sie das Kloster Königsfelden an der Stelle, wo Kaiser Albrecht, ihr Vater, verschieden war. Mit seltener Pracht wurde die neue Stiftung ausgeschmückt und von Agnes selbst mit großer Vorliebe gepflegt, wie sie auch ihr noch übriges Leben hier verbrachte. Ein frommer Einsiedler, Bruder Strebel von Offtringen, vordem ein rüstiger Kriegsmann, antwortete auf eine Einladung zu einem Besuche welche die blutige Frau an ihn ergehen ließ: „Frau, es ist ein schlech-

ter Gottesdienst, unschuldig Blut zu vergießen und aus dem Raube Klöster zu stiften. Gott hat Gefallen an Güte und Erbarmung.“

Die Schlacht am Morgarten.

König Albrechts Nachfolger, Heinrich VII., war ein milder Herrscher, welcher ohne Rückhalt die Freiheiten der Waldstätten bestätigte und diejenigen von Schwyz sogar noch vermehrte. Aber schon im Jahre 1313 starb er plötzlich in Italien, wohin ihm auch Leute aus den Waldstätten zum Kampfe gefolgt waren. Die Völkerschaften Deutschlands wurden durch seinen Tod auf's Neue in Zerwürfniß gebracht; denn um die Königskrone bewarben sich Herzog Ludwig von Baiern und Herzog Friedrich von Oesterreich, und Jeder von beiden stützte seine Hoffnung auf eine bedeutende Zahl von Anhängern. Uri, Schwyz und Unterwalden entschieden sich für Ludwig, denn die Gräuel der österreichischen Herrschaft lagen noch zu frisch im Gedächtniß, und die Rache gegen Albrechts Mörder, an Schuldigen und Unschuldigen verübt, war nicht geeignet, die bestehende Abneigung zu schwächen. Noch mehr entfernten sich aber die Länder von der Sache Oesterreichs, da in einzelnen Fehden, welche das unter österreichischer Kastvogtei stehende Einsiedeln mit Schwyz, und die herzogliche Stadt Luzern gegen Unterwalden führte, ganz deutlich zu ersehen war, daß das Herrscherhaus seine Absicht, die Waldstätten sich unterthan zu machen, noch nicht aufgegeben hatte. Jener alte Streit zwischen dem Kloster Einsiedeln und denen von Schwyz war wieder ausgebrochen. Nachdem nämlich die Züricher durch einen Spruch den Span geschlichtet hatten, kamen etliche Schwyzer nach Einsiedeln, dort ihre Andacht zu verrichten. Diese wurden von einigen Mönchen überfallen und arg mißhandelt. Darob erzürnt, griffen die Schwyzer zu den Waffen, fielen in das Gebiet des Klosters und kehrten mit reicher Beute beladen nach Hause zurück. Das veranlaßte die Herzoge von Oesterreich zu Gegenmaßregeln; sie bewirkten, daß das Hofgericht zu Rothweil die Reichsacht, der Bischof von Konstanz den Kirchenbann über die drei Länder aussprachen. Fast zu gleicher Zeit ward von Luzern ein heimlicher Ueberfall des Landes Unterwalden unternommen, welcher jedoch glücklich vereitelt wurde.

Ludwig von Baiern wurde zum Könige gewählt; nur zwei Kurfürsten entschieden sich für Friedrich von Oesterreich, welcher den Kö-

nigstitel auch annahm. Es entstand ein Kampf zwischen beiden, in welchem die in den Ländern sich eng an Ludwig anschlossen, um an ihm einen Schirm gegen Oesterreichs Gewalt zu haben. Er wurde auch bald ihr Freund und Wohlthäter, denn er sorgte dafür, daß Acht und Bann von ihnen genommen wurde. Der Anschluß an ihren Gegner und der für die Waldstätten glückliche Ausgang jener Fehden erregten den Zorn der Herzoge so, daß Leopold, Friedrichs älterer Bruder, herauf gen Baden kam, um die Bestrafung der Widerspenstigen vorzunehmen. Man wurde darüber einig, daß die Länder an verschiedenen Punkten angegriffen und — da der Sieg nicht fehlen könne — daß ihre vornehmsten Bewohner aufgehängt werden sollten. Ein Heer sollte unter Otto von Straßberg aus dem Haslithale über den Brünig in das Land Unterwalden einfallen, während die Luzerner dasselbe von der Seeseite angriffen; der Herzog selbst wollte mit einem auserlesenen Heere ins Land Schwyz dringen. Deßhalb war er nach Zug gekommen und zog hier noch mehr Hülfsvölker an sich; während die Schwyzer die Eingänge in ihr Land verschanzten und sorgfältig bewachten. Im österreichischen Kriegsrathe wurde beschlossen, über den Morgarten in Schwyz einzufallen; denn dort hoffte man am wenigsten Widerstand zu finden, da die Hauptmacht der Schwyzer und ihrer Bundesgenossen bei Art lag, wo der Eingang des Thales durch eine Letzi geschlossen war. Doch im Heere Leopolds diente ein heimlicher Freund der Schwyzer, Heinrich von Hünenberg aus dem Lande Zug; dieser schoß ihnen über die Letzimauer bei Art einen Pfeil zu, an welchem ein Zettel hing mit den Worten: „Hütet Euch am Tage vor St. Othmar am Morgarten!"

Dieser Nachricht und dem weisen Rathe des hochbetagten Rudolf Reding von Biberech, welchem der Jahre Last des Körpers Kraft gebrochen, aber den Geist weder getrübt, noch die Liebe zur Freiheit des Vaterlandes geschwächt hatte, ist es zuzuschreiben, daß am Morgarten sich 600 Schwyzer, 400 von Uri und 300 aus Unterwalden lagerten, bereit, Leib und Leben an die Erhaltung der Freiheit zu setzen. Zu ihnen kamen fünfzig Männer, welche verschiedener Vergehen wegen aus dem Lande Schwyz verbannt worden waren, und baten um die Erlaubniß, am Kampfe Theil nehmen zu dürfen. Doch sie wurden abgewiesen, um das über sie gesprochene Urtheil nicht zu schwächen; man wollte ihre Hülfe nicht um den Preis einer — wenn auch nur

vorübergehenden — Verleugnung der Landesgesetze erkaufen. Sie aber, welche in der Fremde das Vaterland doppelt lieben gelernt hatten, beschlossen, im heiligen Kampfe für dasselbe zu siegen oder zu sterben, und lagerten sich außerhalb der Landesgrenze auf der Figlerfluh, wo sie Felsblöcke und Baumstämme rüsteten.

Der Tag des 15. Wintermonats brach an. Die ersten Strahlen der Sonne zeigten den Schwyzern den Feind, der sich — 9000 Mann — in langem Zuge das Aegerithal heraufbewegte. Voran zogen die Herren vom Adel, hoch zu Roß und vom Kopf bis zur Sohle in festen Stahl gepanzert, denn Jeder wollte der Erste sein im Kampfe mit den Bauern; hinter ihnen folgte das Fußvolk, dabei die Bürger von Zürich*) und Zug. Nicht ohne bange Besorgniß erblickten die auf dem Morgarten den starken Feind; doch Ritter von Hospital rief unerschrocken: „Wer von uns sich nicht an fünfzig Feinde wagt, der trete aus und ziehe heim zu seinem Weibe!“ Endlich kam der Zug in den engen Paß zwischen dem Morgarten und dem See; da rollten die fünfzig Verbannten Baumstämme und Felsmassen den steilen Berg herab in den Feind, daß Roß und Mann zermalmt, ganze Reihen niedergeschmettert wurden. Ueberall Todesröcheln! Ueberall Nothgeschrei! Da rief der Herzog Leopold den Seinen zu, sich zurückzuziehen, und in wilder Flucht stürzte sich der Adel auf das nachfolgende Fußvolk und brachte auch dieses in Verwirrung. Da nun brachen die 1300 Schweizer, grimmigen Löwen gleich, in den geschreckten Feind und schlugen mit Hellebarden und Morgensternen Alles nieder, was sich ihnen zu widersetzen wagte. Leopold, der stolze Heerführer, der gedroht hatte, die Bauern unter seine Füße zu treten, floh in hastiger Eile nach Winterthur, dort sein Unglück zu beklagen. Nur eine Stunde hatte der Kampf gedauert und viele adeliche Herren, darunter der Vogt Landenberger und zwei Geßler waren erschlagen. Auch die zürcherische Hülfsmannschaft, 50 Mann, gleichförmig weiß und blau gekleidet, hatte der Tod ereilt; sie lagen auf der nämlichen Stelle, wo sie mannhaft gestritten, — von ihren Mitbürgern um so mehr betrauert, als man sie ungern wider die Waldstätten hatte ziehen lassen. Die

*) Die Züricher, sonst die Freunde der Waldstätten, hatten sich nämlich nach dem Tode Heinrichs VII. unter den Schirm der Herzoge begeben, bis wieder ein neuer König gewählt sei, und waren deßhalb zum Zuzuge verpflichtet.

Sieger aber, welche nur kleinen Verlust gelitten, knieeten auf dem Schlachtfelde nieder und dankten Gott für den errungenen Sieg. Sie brachten zehn eroberte Banner, viele Panzer und andere Beute von der Wahlstatt nach Hause. Der Jubel war groß; auch die fünfzig Verbannten wurden wieder in ihr Vaterland aufgenommen. Doch drohte noch immer Gefahr, denn mitten in der Siegesfreude erschienen Boten, welche verkündeten, Graf Otto von Straßberg sei mit 4000 Streitern über den Brünig ins Unterwaldnerland gefallen und zu Bürgenstaad seien 1000 feindliche Luzerner gelandet. Die 300 Unterwaldner eilten im Verein von 100 Schwyzern ihrer Heimat zu und als den eingedrungenen Feinden die Banner entgegenwehten, welche am Morgarten gesiegt hatten, verloren sie, schon ermüdet, vollends den Muth und zogen über die Marken. — So erzeigte sich's denn, daß Herzog Leopolds Hofnarr, Kuno von Stocken, von allen seinen Kriegsräthen die meiste Klugheit besessen. Als man ihn nämlich bei der Berathung des Angriffsplanes fragte, was er von demselben halte, gab er zur Antwort: „Ihr guten Herren! Ihr habt freilich ausge„macht, wie in das Land einzudringen sei, aber Keiner bedenkt, wie „er wieder hinaus will."

So hatten die Männer aus den drei Ländern am heißen Tage der Schlacht ihre gegenseitige Treue erprobt und bewährt; sie hatten zum ersten Male erfahren, daß Eintracht stark macht, und auf daß sie und ihre Nachkommen stets in Noth und Gefahr treu und einträchtig zusammenstünden, schwuren sie am 9. Christmonat 1315 im Dorfe Brunnen einen ewigen Bund, welchen ihnen der Kaiser Ludwig im folgenden Jahre bestätigte, worauf dann auch ein Frieden mit Oesterreich zu Stande kam. Seit dieser Zeit nannten sie sich Eidgenossen.

Die Belagerung Solothurns.

Der ganze Zorn der östreichischen Herzoge ergoß sich über die, welche sich unterstanden, gegen das Haus Habsburg Mißtrauen oder Verachtung zu zeigen. Das sollte auch die Stadt Solothurn erfahren, welche nach dem Tode Berchtholds V. von Zähringen Reichsstadt geworden war, sich für Ludwig, den Bayern, erklärt hatte. Leopold machte sich auf, sie zu bekriegen und ließ die Stadt durch eine harte Belagerung einschließen. Oberhalb der Stadt ward auf seinen Befehl

eine Brücke über den Aarfluß geschlagen, um die Verbindung zwischen den verschiedenen Heerestheilen zu sichern. Aber die Solothurner, denen die Berner zu Hilfe gekommen waren, waren nicht erschrocken. Von einem braven Kriegshelden, dem Grafen Hugo von Bucheck, angeführt, boten sie Alles auf, ihre Vaterstadt zu vertheidigen. Bei einem der Ausfälle, die von den Solothurnern ins Lager des Feindes gemacht wurden, drang Urs, des Schultheißen Hugo Sohn, muthvoll auf Leopold ein, wo er dann verwundet und gefangen wurde. Der Herzog ließ an den Befehlshaber Solothurns die Aufforderung ergehen. „Oeffne die Thore! Nimm meine Krieger auf und übergib die Stadt oder ich lasse es deinen Sohn entgelten!" Aber sowohl der Vater als der Sohn verachteten die Drohung; sie zogen den ehrenvollen Tod fürs Vaterland schmachvollem Leben durch Verrath vor. Da fügte es sich, daß ein heftiges Regenwetter eintrat und die Gewässer der Aare mächtig anschwollen, so daß die Brücke in größter Gefahr schwebte. Leopold ließ sie mit Steinen belasten, und da auch dieses ungenügend schien, so mußte ein Theil seiner Krieger sich auf der Brücke aufstellen. Da ward die Brücke fortgerissen trotz ihrer Last. Die geharnischten Krieger versanken auf der Stelle; die leichter gekleideten und die sich an Balken oder Bretter zu halten im Stande waren, trieben abwärts, ins Innere der Stadt. Nun zeigte sich die Menschlichkeit der Solothurner im schönsten Lichte. Wer eines Fahrzeugs habhaft werden konnte, eilte damit den Unglücklichen zu Hülfe, wer eine Stange, ein Seil oder sonst ein Hilfsmittel zu bieten vermochte, säumte nicht, sich eigner Lebensgefahr auszusetzen, um — die Feinde vom Tode zu retten. So wurden viele von Leopolds Kriegern gerettet, in die Stadt aufgenommen, gelabet und verpflegt, und als sie wieder ins Lager kehrten, frei und ungehindert, da fühlte sich der Herzog überwunden, — überwunden durch der Solothurner Großmuth. Er ließ des Schultheißen Sohn ledig, übergab der Stadt ein Banner zum Andenken ihrer Edelthat und eilte seinem Bruder Friedrich zu Hülfe, der eben in seinem Kampfe mit Ludwig in harter Bedrängniß war (1318).

Luzern tritt in den Bund der Eidgenossen.

Luzern gehörte ehemals dem Kloster Murbach, bis Rudolf von Habsburg die Stadt an sein Haus kaufte. Als österreichische Unter-

thanin mußte sie an allen Feindseligkeiten Theil nehmen, welche die Herzoge gegen die Waldstätten ausführten. Sie mußte nicht nur offenen Krieg gegen ihre Nachbarn führen, sondern ihnen auch oft ihren Markt sperren. Von dieser Maßregel jedoch erfuhren nicht nur die Waldstätten drückende Nachtheile, sondern auch die Stadt selbst, indem ihr Verkehr dadurch nicht unmerklich beschränkt wurde, besonders als die Waldstätten anfingen, den Handel Luzerns über den Gotthard zu stören. Noch mehr aber verletzte die Luzerner, daß die Herzoge ihnen den Sold für auswärtige Kriegszüge verweigerten und große Zölle und Abgaben von ihnen forderten. Gar oft mußten sie auch erfahren, daß, wenn sie den Schutz und Schirm ihrer Herren bedurften, diese durch anderwärtige Kriege verhindert waren, denselben zu leisten. Alle diese Gründe erregten in der Mehrzahl der Bürger von Luzern den Wunsch, mit den benachbarten Waldstätten in freundschaftlichen Verhältnissen zu leben, und sie schlossen wider den Willen der Herzoge und vieler adelicher Herren in der Stadt einen zwanzigjährigen Waffenstillstand mit den drei Ländern. Kaum hatten die Herzoge von diesem Vorgange Kunde erhalten, so befahlen sie der Stadt, den geschlossenen Vertrag wieder aufzuheben; doch die Luzerner erklärten, sie seien, wie immer, geneigt, alle den Herzogen schuldige Pflichten zu erfüllen, sie könnten aber den Waffenstillstand nicht aufgeben, da er für ihre Sicherheit und ihren Handel nöthig sei. Da erhielt der österreichische Vogt von Rothenburg den Befehl, die Aussöhnung Luzerns mit den Waldstätten durch Waffengewalt zu zerstören; als er aber mit einer Schaar Reisiger nach Luzern kam, hatte man hier seine Absicht schon erfahren. Die Thore waren besetzt und nur er mit wenigen Begleitern wurden eingelassen, so daß er seinen Zweck nicht erreichen konnte. Doch hatte der Plan den Luzernern deutlich gezeigt, was sie von der Zukunft zu erwarten hätten, und um auf alle Fälle und Gefahr gerüstet zu sein, hoben sie den Waffenstillstand auf und schlossen mit den Waldstätten am 7. Wintermonat 1332 einen ewigen Bund. Wenn schon der Waffenstillstand die Herzoge und den ihnen ergebenen Adel erzürnt hatte, so stieg ihre Erbitterung noch weit höher, als sie von dem neuen Schritte der Luzerner hörten. Es kam sogar zu einem Kriege, in welchem diese, denen ihre neuen Eidgenossen zu Hülfe gekommen waren, bei Buonas durch den Tod von fünfzig Bürgern ihr Bleiben bei dem Bunde erkaufen mußten.

Was mit offener Gewalt nicht gelungen war, das suchte man nun auf dem Wege heimlicher Verschwörung zu erreichen. Alle in der Stadt, welche mit dem neuen Bunde unzufrieden waren und lieber unter Oesterreichs Herrschaft geblieben wären, verbanden sich, um an einem festgesetzten Tage die Freunde der Eidgenossen in der Stadt zu überfallen, zu ermorden und die Stadt an den Vogt von Rothenburg auszuliefern. In der Nacht auf den 30. Brachmonat 1333 sollte der Anschlag zum Ausbruche kommen, und um Mitternacht kamen die Verschwornen, welche als Kennzeichen einen rothen Aermel am Kleide trugen, unter dem Schwibbogen noch einmal zusammen, um die letzte Abrede zu treffen. In aller Stille näherte sich eine zahlreiche Schaar österreichischer Söldner der Stadt, um zur Ausführung des Mordplanes mitzuwirken. Da führte der Zufall einen Bettelknaben, welcher sich eine Stelle zum Nachtlager suchte, an den Ort, wo die Verschwornen versammelt waren. Er sah und hörte Alles, was vorging; aber er wurde entdeckt und mit augenblicklichem Tode bedroht. Doch siegte die Menschlichkeit; man ließ ihn einen Eid schwören, daß er keinem Menschen sagen wolle, was er gesehen und gehört, und ließ ihn laufen. Als er nun durch die Stadt ging, bemerkte er auf der Zunftstube der Metzger noch Licht. Er trat ein und traf einige Gesellen beim Spiele. Kaum bemerkte er, daß man ihm einige Aufmerksamkeit schenkte, so fing er an, das, was er erfahren, dem Ofen zu erzählen, indem er sprach: „O Ofen, Ofen, ich muß Dir klagen, denn ich darf es keinem Menschen sagen, daß sich Leute unter dem Schwibbogen sammeln mit Gewehr und Harnisch, die wollen in dieser Nacht großen Mord verüben an Allen, welche am Bunde mit den Eidgenossen Schuld sind!" — Anfangs hielt man den Knaben für thöricht, doch endlich achtete man es für gerathen, die Obrigkeit und die Bürger zu wecken. Schnell war Alles auf den Beinen, die Thore wurden besetzt und als man unter den Schwibbogen kam, fand man die Verschwornen noch beisammen, wie der Knabe gesagt hatte, kenntlich am rothen Aermel ihres Kleides. Sie wurden gefangen und noch in der gleichen Nacht eilten Boten in die Länder, welche am Morgen, ein jedes hundert Mann, zum Schutze der bedrohten Stadt schickten. Auf Fürbitte der Eidgenossen wurden die Verschwornen nicht mit dem Tode bestraft, sondern mußten nur schwören, künftig unschädlich zu leben. So endete

die Luzerner Mordnacht, und die Stadt blieb im Bunde der Eidgenossen.

Rudolf Brun.

Durch Handel und Gewerbe, die durch die Kreuzzüge einen hohen Aufschwung genommen hatten, waren in vielen Städten die Kaufleute und Handwerker zu großem Wohlstande gelangt. Mit demselben erwachte in den Bürgern auch der Sinn für geistige Bildung und ein gewisses Selbstgefühl, welches sie als einen Uebelstand erkennen ließ, daß sie zur Leitung der Angelegenheiten ihrer Stadt wenig oder Nichts zu sagen hatten. Daher kam es denn auch, daß in vielen Städten des Reiches die Zünfte der Handwerker darnach strebten, größeren Einfluß auf die Regierung des Staates zu gewinnen. Dieß war auch bei der Bürgerschaft von Zürich der Fall, und es bedurfte nur eines Anlasses, die längst gehegten Wünsche zu verwirklichen.

Zürich wurde von einem Rathe regiert, welcher den Handwerkern nach und nach um so verhaßter geworden war, da er mit Aengstlichkeit darüber wachte, daß sein Ansehen und seine Macht nicht beschränkt würden, und daß die Zünfte insbesondere zu keinem entscheidenden Einflusse gelangten. Ja, man war so weit gegangen, daß man ärmern Bürgern das Recht verweigerte, wenn sie gegen angesehene Herren vor Gericht traten. Als dann noch Verschwendung des Stadtgutes hinzukam, worüber keine Rechnung abgelegt werden konnte, da stieg die Unzufriedenheit auf einen solchen Grad, daß es nur an einem kühnen Führer fehlte, sie zum Ausbruche zu bringen. Er fand sich bald in dem Ritter Rudolf Brun, der selbst Mitglied des Rathes war.

Brun, ein Mann, welcher mit großen Vorzügen des Geistes ausgestattet und in jeder Beziehung geeignet war, der Führer der Bürger und der Verbesserer der zürcherischen Staatseinrichtung zu werden, wußte Alle diejenigen, welche gegen den Rath zu klagen Ursache hatten, für sich und seine Plane zu gewinnen. Mit diesem großen Anhange zwang er den Rath, daß er versprach, über die Verwaltung des Stadtgutes Rechenschaft zu geben, und als dieß Versprechen innerhalb sechs Wochen nicht erfüllt worden war, erschien Brun an der Spitze zahlreicher

Bürger vor dem Rathhause, und verlangte Bestrafung der untreuen Haushalter. Schon die einfache Drohung jagte siebzehn Gliedern des Rathes solche Furcht ein, daß sie mit einundzwanzig ihrer Freunde aus der Stadt flohen. Sobald dieß geschehen war, beschlossen die Bürger, die Regierung an Rudolf Brun und seine Freunde abzutreten, eine neue Staatseinrichtung zu treffen und die Geflohenen zu bestrafen. Viele derselben kehrten aus Besorgniß, Hab und Gut zu verlieren, zurück und stellten sich vor Gericht; Andere aber blieben bei dem Grafen von Rappersweil, welcher sie freundlich aufgenommen hatte. Die ersteren erhielten ihre Güter zurück, wurden aber in verschiedene Gegenden verwiesen und sammt ihren Söhnen für unfähig erklärt, eine Rathsstelle zu bekleiden; Letztere wurden ihrer Güter beraubt und blieben auf ewige Zeiten bei Todesstrafe von der Stadt und ihrem Gebiete verbannt. Nun wurde die Verfassung der Stadt dahin abgeändert, daß die oberste Gewalt in die Hände Bruns gelegt wurde, welcher den Titel eines Bürgermeisters annahm und für die ganze Zeit seines Lebens mit dieser Würde bekleidet wurde. Ihm zur Seite stand ein Rath, welcher unter seinem Einflusse aus der Zunft der Constafel gewählt wurde*). Jede der übrigen dreizehn Zünfte wählte einen Zunftmeister und sechs Vorsteher, die die Angelegenheiten der Zunft zu leiten hatten und in wichtigen Fällen zu den Berathungen des Rathes zugezogen wurden; die Zunftmeister waren überdieß noch Anführer ihrer Zunft im Kriege. Diese neue Einrichtung wurde sowohl vom Probste des Großmünsters und der Aebtissin des Frauenmünsters, als auch von Kaiser Ludwig genehmigt. (1337).

Nicht nur in der Stadt, sondern auch außerhalb derselben erregte Brun viel Unzufriedenheit durch die neue Einrichtung, besonders boten die flüchtigen Räthe unter dem Schutze des Grafen von Rappersweil Alles auf, den verhaßten Bürgermeister zu stürzen. Sie suchten sich für den Verlust ihrer Güter dadurch zu rächen, daß sie zürcherische Waaren, die vom Wallensee herkamen, aufhoben; ja sie entwarfen sogar den Anschlag, die Stadt Zürich in Brand zu stecken, welcher jedoch fehlschlug. Brun wollte deßhalb die in Rappersweil züchtigen; er zog vor die Stadt, mußte jedoch bald wieder von seinem Vorhaben

*) Die Zunft der Constafel bestand aus Adelichen und solchen Bürgern, welche kein Handwerk trieben.

abstehen, da die Bürger harten Widerstand leisteten und der Bürgermeister selbst mehrmals in Lebensgefahr kam. Da beschloß er denn, im Vereine mit dem Grafen Diethelm von Toggenburg und den Schwyzern das Schloß Grinau zu zerstören, von wo aus die Waaren der zürcherischen Kaufleute geplündert worden waren. Mit großer Mannschaft fuhr er den See hinauf, während Diethelm von Toggenburg von der einen, die Schwyzer von der andern Seite zu Lande herbeizogen. Der Graf von Rappersweil erwartete an der Spitze seiner Getreuen festen Muthes die übermächtigen Feinde. Als diese noch nicht geordnet waren, griff er sie mit wildem Ungestüme an, so daß die Züricher ihr Heil in eiliger Flucht nach ihren Schiffen suchten, Diethelm aber gefangen ward. Durch die nun anrückenden Schwyzer ermuthigt, warfen sich die Züricher abermals dem Feinde entgegen und trotz des heftigsten Widerstandes wurde Graf Johann von Rappersweil und 150 der Seinen erschlagen. Die Besiegten flohen in das Schloß, welches die Züricher vergeblich belagerten. — Den Bemühungen des Kaisers und der österreichischen Herzoge gelang es, einen Frieden der streitenden Parteien zu Stande zu bringen, nach welchem die Verbannten wieder in den Besitz ihrer Güter gelangten und die Verbannungszeit auf fünf Jahre herabgesetzt wurde. Brun ging nun mehrere Bündnisse ein, durch welche die Züricher Gelegenheit bekamen, ihren kriegerischen Ruhm und das Ansehen ihrer Stadt durch manche tapfere Waffenthat zu erhöhen, welche ihnen aber auch erbitterte Feinde unter dem benachbarten Adel zuzogen, dem mehrere Schlösser gebrochen wurden.

Mittlerweile war nach Ablauf der gesetzten Verbannungszeit ein Theil der Verbannten nach Zürich zurückgekehrt, ohne den Haß gegen Brun und seine neue Einrichtung aufgegeben zu haben. Dieser Haß schlug sogar noch tiefere Wurzeln, da man die Zurückgekehrten nicht den übrigen Bürgern gleich hielt, sie durch harte Gebote einschränkte und jede Verletzung derselben mit schwerer Strafe bedrohte. Die Grafen von Rappersweil waren, wiewohl im äußern Frieden mit der Stadt, beim Gedanken an den Tod ihres Vaters die abgesagtesten Feinde derselben: ebenso derjenige Theil der Verbannten, welcher noch immer die Stadt meiden mußte, und der umwohnende Adel, vorzüglich der Herr von Landenberg, welchem die Züricher kurz zuvor seine Schlösser Hohenlandenberg und Schauenberg zerstört hatten. Zudem fanden sich viele Bürger der Stadt, welche dem Bürgermeister und seinem Regimente

abgeneigt waren. Alle diese Unzufriedenen innerhalb und außerhalb der Stadt thaten sich in eine Verschwörung zusammen, welche keinen geringeren Zweck hatte, als den Bürgermeister und seine gleichgesinnten Freunde zu ermorden und sein verhaßtes Regiment zu stürzen.

In der Mitternachtsstunde des 23. Februar 1350 sollte der Plan der Verschworenen zum Ausbruche kommen.

Die Züricher Mordnacht.

Schon waren mehrere hundert Söldner, als Pilger gekleidet, in die Stadt gekommen und hielten sich bei verschwornen Bürgern verborgen. Von Rappersweil sollten die Leute des Grafen in der festgesetzten Nacht herbeiziehen und durch einen gewonnenen Thorwächter zur Unterstützung des Unternehmens in die Stadt eingelassen werden. Wenige Stunden vor dem Ausbruche der Verschwörung ritt Graf Johann von Rappersweil, umgeben von vielen Edelleuten, offen in die Stadt; der Herr von Landenberg, dessen Erscheinen hätte Verdacht erregen können, wurde heimlich über die Mauer gezogen. Im Wirthshause zum Strauß versammelten sich die Verschwornen unter dem Vorwande, den angekommenen Edeln einen Ehrentrunk zu geben, in Wahrheit aber, um die letzte Berathung des Unternehmens zu halten. In der Stube, wo dieß geschah, schlummerte hinter dem Ofen ein Bäckerjunge, Namens Eckenwieser, welchen der Lärm bald weckte. Er hörte den ganzen Anschlag, merkte sich das Losungswort „Petermann" und schlich sich unbeachtet weg. Schnell setzte er seinen Meister von dem, was er vernommen, in Kenntniß, und dieser eilte zu Brun. Der Bürgermeister wollte sogleich auf's Rathhaus eilen, den Bäcker schickte er nach dem Großmünster, Sturm zu läuten. Als Brun von Hause weg wollte, rieth ihm sein Knecht, der Sicherheit wegen die Kleider mit ihm zu tauschen; „denn, sagte er, an dem Knechte ist nicht viel gelegen, ich bin zufrieden, mit meinem Tode das Leben des Herrn und die Freiheit der Vaterstadt zu retten." Auf dem Wege nach dem Rathhause stießen beide auf etliche der Verschwornen; der Knecht wurde niedergestoßen und Brun kam vermittelst des ihm bekannten Losungs-

wortes glücklich auf das Rathhaus. Da ertönte die Sturmglocke, und Brun rief aus den Fenstern des Rathhauses um Hülfe. Bald fing es an, in den Straßen lebendig zu werden. Die Verschworenen, welche sich verrathen sahen, waren zum Theile entschlossen, den Kampf zu wagen; einige dachten auf Flucht, darunter der Graf von Toggenburg, welcher bereuen mochte, Antheil an dem Unternehmen gegen die einst befreundete Stadt genommen zu haben. Er wollte mit noch zwei seiner Edeln zu Schiffe fliehen. Unterwegs merkte der Schiffer aus ihren Reden, daß sie Gefährliches gegen die Stadt im Schilde führten. Schnell besonnen trat er das Schiff um; die schwer geharnischten Ritter versanken in den Fluthen der Limmat; er selbst schwamm an's jenseitige Ufer und mahnte die Bürger der kleinen Stadt.

Unterdessen waren die Metzger, deren Schlachthaus in der Nähe des Rathhauses lag, auf den Ruf Bruns, mit Beilen und Barden bewaffnet, herbeigeeilt; es kamen die Chorherren, welche gerade Frühmette hielten, bepanzert herbei mit allen ihren Knechten, und viele andere Bürger strömten heran, die Stadt und ihre Freiheit zu retten. Der Kampf begann. Mit äußerster Tapferkeit, besserer Zwecke würdig, kämpften die Verschworenen gegen die übermächtigen Bürger, und erst als viele unter den Beilschlägen der handfesten Metzger gefallen waren, wichen sie zurück in die engen Gassen des Niederdorfes. Hier aber wurde der Kampf noch verderblicher für sie; denn Weiber, Kinder, Greise warfen Kacheln, Töpfe, Steine und Ziegel aus den Fenstern und von den Dächern auf sie herab und von allen Seiten stürmten die wüthenden Bürger auf sie ein. Doch kämpften sie muthig fort in der Hoffnung, der Zuzug von Rappersweil werde ihnen bald Hülfe und den Sieg bringen. Eitle Hoffnung! Es waren nämlich einige Feiglinge aus ihrer Zahl im Anblick der Gefahr aus der Stadt geflohen und hatten den Heranziehenden die Kunde gebracht, daß Alles verloren sei, worauf diese wieder heimzogen. Endlich waren die Bürger Sieger; wer sich retten wollte, floh, wohin er konnte. Viele wurden auf der Flucht gefangen, wie Graf Johann von Rappersweil, welcher mit dem Freiherrn von Bonstetten durch den Stadtgraben entfliehen wollte und sich durch einen Sprung von der Stadtmauer stark beschädigt hatte. Viele der Verschworenen lagen erschlagen in den Straßen Zürichs; doch auch mancher Bürger hatte mit dem Leben den Sieg erkaufen müssen.

Ueber die Gefangenen wurde alsbald Blutgericht gehalten und vor

dem Rathhause wurden achtzehn hingerichtet, ihre Leichname drei Tage lang auf der Richtstätte liegen gelassen. Neunzehn andere wurden vor ihren eigenen Häusern auf's Rad geflochten und drei Tage lang den wildesten Schmerzen und dem Anblicke ihrer Peiniger Preis gegeben. Der Wirth zum Strauß wurde von den ergrimmten Bürgern in Stücke zerrissen. Im Wellenberg schmachteten der Graf von Rappersweil und der Freiherr von Bonstetten, welch letzterer jedoch bald auf einflußreiche Fürsprache gegen Lösegeld frei gelassen wurde. — Trotz dieser harten Strafen war Bruns Rache nicht befriedigt, auch die Rappersweiler sollten für den versprochenen Zuzug ihre Züchtigung erhalten. Brun zog von Schaffhausen unterstützt vor Rappersweil und nach einer dreitägigen Belagerung ergab sich die Stadt. Man schonte die Freiheit, die Güter und das Leben der Bürger, ließ sie aber schwören, daß sie künftighin an des Grafen Statt Zürich als ihren Oberherrn anerkennen wollten.

Zürichs Eintritt in den Bund der Eidgenossen.

Durch die Besitznahme von Rappersweil war Zürich in Feindschaft mit dem Hause Oesterreich gekommen, welches dem gefangenen Grafen verwandt und darauf bedacht war, demselben sein Erbe zu erhalten, besonders weil dasselbe Lehen der Herzoge war. Schon waren zürcherische Kaufleute, die nach Basel und Straßburg zur Messe fuhren von habsburgischen Dienstleuten angefallen worden; schon hatte Brun diese That durch eine ähnliche vergolten und die March und Alt-Rappersweil zerstört; als er den Entschluß faßte, mit Einem Schlage Zürichs Gegner zu vertilgen. Gegen Weihnacht des Jahres 1350 zog Brun an der Spitze einer großen Kriegsschaar gegen die Stadt Rappersweil, welche den Zürichern den Eid der Treue geleistet hatte und um so weniger sich erklären konnte, was der neue Kriegszug bedeuten sollte. Vor der Stadt angekommen, forderte der Bürgermeister sechszig der vornehmsten Bürger als Geiseln, als Bürgen der geschworenen Treue. Sie wurden gestellt und nach Zürich geführt. — Dann wurde das feste Schloß gebrochen, die Stadtmauern niedergerissen. Obgleich nun die feindliche Stadt ganz wehrlos gemacht war, so sah Brun seine

Absicht doch noch nicht vollkommen erfüllt. Mit grausamer Härte ließ er nun bei der strengsten Winterkälte die gesammte Bürgerschaft mit Weib und Kind, mit Alten und Kranken auf das freie Land treiben, die Stadt ausplündern und bis auf die letzte Hütte niederbrennen. Er hoffte, dadurch auf immer vor dem Wiederaufbau der Stadt sicher zu sein. Auf die Nachricht von der Zerstörung ihrer Stadt flohen die meisten der nach Zürich abgeführten Geiseln heim. Sie fanden die Ihrigen im traurigsten Elende, der nothwendigsten Nahrung, der Habe, des schützenden Obdaches beraubt. Hierdurch befleckte sich Brun, welcher den Unglücklichen vor der Uebergabe Freiheit, Gut und Leben zugesichert hatte, nicht nur mit dem Vorwurfe unmenschlicher Härte, sondern auch mit der unauslöschlichen Schande fluchwürdiger Treulosigkeit. Aber von einer andern Seite wurde seine That für Zürich auch gefährlich, da die Herzoge von Oesterreich diese neue Verletzung ihres Eigenthums nicht ungestraft lassen konnten. Mehr als je drohte ein Krieg auszubrechen.

Um dieser drohenden Gefahr gerüstet entgegengehen zu können, sah sich nun Brun nach starken Bundesgenossen um. Sein Auge fiel auf die stets mit Zürich befreundeten Eidgenossen in den Waldstätten, die Sieger von Morgarten, die geschworenen Feinde Oesterreichs. Seine Anfrage um Aufnahme in ihren Bund wurde freudig von ihnen aufgenommen, denn auch sie sahen in Zürich einen gewaltigen Zuwachs ihrer Macht. Am 1. Mai 1351 kamen dann Boten von Uri, Schwyz, Unterwalden und Luzern nach Zürich und ohne Bedenken, daß für Zürich sie zunächst in Gefahr kommen würden, beschworen sie einen ewigen Bund mit der Stadt, welcher sie zu gegenseitigem Schutze ihrer Freiheit und Verfassung, zu einträchtigem Leben und Handeln und treuem Festhalten an der Bundespflicht vereinigte. Aus Achtung vor der Größe, dem Wohlstande und der Bildung Zürichs wurde ihm die erste Stelle im Bunde eingeräumt.

Die Schlacht bei Laupen.

Während Brun in Zürich seine neue Staatseinrichtung gegen äußere und innere Feinde zu vertheidigen hatte, zog sich über der Stadt

Bern ein Ungewitter zusammen, welches dieselbe zu vernichten drohte. Durch glücklich geführte Fehden, sowie durch Kauf hatte sich Bern nicht nur ein ziemlich großes Gebiet, sondern auch unter dem bekämpften Adel manch wackeren Mitbürger gewonnen. Mit neidischen Augen hatten die umwohnenden Grafen und Freiherren die Vergrößerung der verhaßten Stadt verfolgt und den Augenblick herbeigesehnt, wo man derselben alles Erworbene wieder entreißen, sie selbst zerstören könne. Auch Kaiser Ludwig von Baiern war der Stadt gram und unterstützte die mächtigen Freiherrn mit Rath und That; denn die Berner hielten es mit dem Papste, welcher den Kaiser in den Bann gethan hatte. Unter seinem Schutze vereinigten sich die Herzoge von Oesterreich, die Grafen von Welschneuenburg, darunter der von Nidau, Graf Eberhard von Kyburg auf Thun, viele Edle aus Uechtland, dem Aargau und der Waadt gegen Bern; selbst die Schwesterstadt Freiburg gesellte sich zu ihnen. Der Zweck dieser Vereinigung war kein geringerer, als die Stadt, von der man bisher so viel zu leiden gehabt, von Grund aus zu vertilgen. Trotzdem daß Bern jeden Vorwurf, den man ihm machte, als ungegründet widerlegte, suchte und fand der rachedürstende Adel immer neue Vorwände zum Kriege, so daß die Berner endlich den Entschluß faßten, eher sich unter dem Schutte ihrer Mauern begraben zu lassen, als von den stolzen Feinden Gnade zu erflehen, oder die Freiheit, die sie von den Altvordern ererbt, um einen Finger breit schmälern zu lassen.

Weil es sich nun zeigte, daß das Städtchen Laupen, welches Bern vor Kurzem erworben hatte, vom Feinde zunächst bedroht werde, so beschloß man, Alles daran zu setzen, den bedrohten Ort zu behaupten. Deßhalb hatte man auch bereits zweihundert Mann unter der Anführung des Johannes von Bubenberg nach Laupen entsendet, und nun ward das Gesetz erlassen, daß wo in einem Hause Vater und Sohn oder zwei Brüder seien, Einer nach Laupen ziehen solle. So kam im bedrohten Städtchen eine Besatzung von 600 Mann zusammen, welche freudig schwuren, ihrem Führer gehorsam zu sein und Laupen und das Banner von Bern zu schirmen bis in den Tod, oder Alle darum zu sterben. — Ihren Muth zu erhöhen, schwuren die in Bern zurückbleibenden Bürger, daß man sie aus aller Bedrängniß befreien, oder daß Alle, jung und alt, darum sterben wollten. — Der Rath der Stadt berathschlagte eben, wer zum Feldherrn des bernerischen Hauptheeres

zu wählen sei, als Rudolf von Erlach, der Sohn des Siegers am Donnerbühel, in die Stadt ritt, ein Mann, der im Rufe eines mannhaften Streiters und eines einsichtsvollen Kriegsmannes stand. Er war ein Dienstmann des Grafen von Nidau und zugleich ein Bürger von Bern; in jener Eigenschaft hätte er wider seine Vaterstadt kämpfen müssen, aber er hätte dann wahrscheinlich all sein Hab und Gut in der Stadt verloren. Darum trat er vor seinen Dienstherrn und fragte, ob er ihm den drohenden Verlust nöthigen Falls ersetzen wolle. Der Graf von Nidau antwortete: „Ich bin nicht im Stande, Euch das Euere je zu ersetzen; auf Einen Mann mehr oder minder kommt es mir nicht an; Ihr möget heimziehen gen Bern und dort Euer Bestes thun!“ Darauf erwiederte Erlach bieder: „Da Ihr mich als einen Mann schätzet, so will ich mich als Mann bewähren, oder sterben.“ So war er geschieden. — Seine Ankunft hielt der Rath für einen Fingerzeig Gottes und wählte ihn zum Feldhauptmann. Diese Wahl nahm er nur unter der Bedingung an, daß die ganze Gemeinde von Bern schwur, ihm in allen Dingen gehorsam zu sein und ihm Macht über Leben und Tod zu geben.

Unterdessen hatte der Rath nach allen Seiten hin um Hülfe ausgesandt; in die seit langer Zeit befreundeten Waldstätten kam der Freiherr von Kramburg, Bürger von Bern. Mit Thränen in den Augen stellte er den biederen Leuten die Lage seiner Vaterstadt vor, erinnerte sie an die alte treue Freundschaft, die sie bisher gehalten, und beschwor sie flehentlich um ihren Beistand im Kampfe für die höchsten Güter, für Freiheit und Vaterland. Im Namen des Volkes erklärten die Vorsteher der drei Länder dem Freiherrn treuherzig: „Lieber Herr von Kramburg! besser erprobt man den Freund nicht, als in Zeiten der Gefahr; meldet Euern Mitbürgern, daß wir ihnen in ihrer großen Noth treulichen Beistand leisten werden.“ Alsbald zogen dreihundert kriegsgewohnte Streiter aus jedem der drei Länder über den Brünig der bedrängten Stadt zu Hülfe. Hierzu kamen noch dreihundert aus dem Hasli, dreihundert aus dem Simmenthale, wo der in Bern verbürgerte Freiherr von Weißenburg gebot, und die Stadt Solothurn, selbst in Gefahr, sandte achtzig Helme unter dem Roßbanner. Der Berner eigenes Heer belief sich auf viertausend Mann. Mittlerweile waren die zu Laupen in großer Noth, denn vor dem Städtchen lagen siebenhundert Herren mit gekrönten Helmen, zwölf-

hundert wohlgerüstete Ritter, dreitausend leichte Reiter und fünfzehntausend Mann Fußvolk. Mancher Sturm war abgeschlagen worden, die Mauern waren schon stark beschädigt; doch blieben sie ihres Eides eingedenk, ihr Muth ungebrochen.

Endlich am 20. Brachmonat 1339 Nachts im Mondscheine brach die Hauptmacht der Berner auf gen Laupen, indeß der alte Schultheiß von Bubenberg mit geringer Macht zurückblieb, die Stadt zu bewachen, und von Greisen, Weibern und Kindern heiße Gebete zum Himmel stiegen für Rettung und Sieg. In guter Ordnung zog Erlach bis in die Nähe von Laupen auf den mit Wald bedeckten Bromberg, von wo er, vom Feinde unbemerkt, dessen Lager und Stellung überschauen konnte. Kaum hatte er die Sorglosigkeit des Adels bemerkt, so trat er hervor und ordnete zum Angriffe. Auch der Feind stellte sich in Schlachtordnung. Während beide Heere einander gegenüberstanden, sprengte der Schultheiß von Freiburg, Johann von Makenberg, aus den feindlichen Reihen auf die Berner zu und rief höhnisch: „Er wolle ihrer zwei des Tages bestehen, denn sie seien zur Hälfte Weiber.“ Ihm antwortete der Berner Kunz von Rinkenberg: „Er wolle allein ihm Streites genug gewähren; er müsse noch des Tages erfahren, daß sie Männer seien.“ Und ein Mann von Schwyz rief: „Wir sind bereit, wer an uns will, der tret' hervor; dem wollen wir mit Gottes Hülfe Streites genug geben!“ Da sprach Fülistorf, der Freiburgs Banner trug, zum Frieden; aber er mußte den Spott hören: „Du, Fülistorf, wann Du Dich fürchtest, so wärest Du besser in Freiburg bei den Weibern geblieben!“ — Aber Fülistorf, der wohl einsah, daß Uebermuth selten frommt, antwortete unverzagt: „Meiner Stadt Banner will ich aufrecht halten; bis ich selbst falle; aber Ihr werdet Euers Trotzes nicht froh werden!“

Ein edler Wettstreit erhob sich zwischen den Bernern und denen aus den Waldstätten wegen des Kampfes mit der feindlichen Reiterei; „solchen Streit“, sprachen diese, „hätten sie am Morgarten kennen gelernt.“ Es wurde ihnen die Bitte gewährt und der Berner Heer übernahm das feindliche Fußvolk. Nun rief Erlach laut: „Wo sind die fröhlichen Jünglinge, die täglich zu Bern, geschmückt mit Blumen und Federbüschen, die ersten sind an jedem Tanz und immer die frischesten sein wollen? Tretet jetzt hervor zu mir an den Tanz und stehet wie eine feste Mauer vor der Stadt Banner und bewahret unserer Stadt

Ehre! Hie Banner! Hie Erlach!" Und hohen Muthes traten alsbald die Metzger und Gerber hervor und riefen freudig: „Herr, wir sind hier und wollen tapfer bei Euch stehen und als biedere Leute thun, was Ihr uns heißet!" — Dann gab Erlach das Zeichen zum Angriffe. — Zuerst traten die Schleuderer hervor und jeder that drei Steinwürfe auf den Feind; dann zogen sie sich wieder in die Reihen zurück; dieß hielten die Hintersten im Bernerheere für ein Zeichen der Flucht, und flohen in den nahen Forst. Als Erlach dieß bemerkte, rief er ermuthigend: „Nun gut und besser; jetzt werden wir siegen, die Spreu ist vom Korne gestoben!" Ihren Fehler einsehend, kehrten die Flüchtigen bald zurück, wurden aber später mit dem Spottnamen „Forster" gegeißelt. Schwere Heerwagen waren unterdeß gegen das feindliche Fußvolk hinabgerollt und hatten die Reihen desselben gebrochen; unter lautem Rufe: „Hie Banner! Hie Erlach!" stürzten die Berner unter ihrem wackeren Feldhauptmann ihnen nach und nach kurzem, aber hartem Kampfe eilt der Feind in unordentlicher Flucht aus der Schlacht und aus der Gefahr. Harten Stand bekamen die aus den Waldstätten mit der feindlichen Reiterei, welche unüberwindlich schien. Schon waren mehrere von ihnen gefallen, schon hatten die Berner gesiegt; da hoben sie dreimal einen der Ihrigen in die Höhe und riefen: „O biderben Berner, kehret Euch zu uns!" Die Berner kamen und ihrem Angriffe gelang es, auch die Reiterei in die Flucht zu jagen. Der Sieg war entschieden. Viele Herren vom Adel deckten die Wahlstatt, unter ihnen der Graf von Nidau; der Schultheiß von Freiburg lag erschlagen, und der vorsichtige Fülistorf hatte seiner Stadt Banner bis in den Tod vertheidigt. Im Ganzen zählte der Feind viertausend Leichen; die Berner hatten zwei und zwanzig und die Waldstätten dreizehn Todte; dagegen waren viele verwundet.

Nicht seiner eigenen Einsicht und der Tapferkeit der Seinigen glaubte Erlach diesen herrlichen Sieg schuldig zu sein, sondern dem, der über Welten thront und die Geschicke der Menschen und Staaten lenkt; daher sprach er zu seinen auf der Wahlstatt versammelten Streitern: „Wir wollen alle Gott loben; denn er ist selber bei uns gewesen und hat das große Volk überwunden!" Alle Krieger sanken auf die Kniee und dankten Gott! Dann lobte der Feldherr die Seinigen ob ihres guten Gehorsams, dankte den Waldstätten und der Stadt Solothurn für ihre Freundschaft und Treue und sprach: „Wenn unsere

„Nachkommen die Geschichte dieser Schlacht hören, so werden sie die „gegenseitige Freundschaft über Alles achten, gleichwie an diesem Tag; „in ihren Gefahren und Kriegen werden sie bedenken, welcher Voreltern „Kinder sie sind." (1339).

Nach alter Sitte brachten die Sieger die Nacht auf dem Schlachtfelde zu, und kehrten am andern Morgen mit vielen erbeuteten Bannern und Rüstungen nach Bern, wo man die aus den Waldstätten und von Solothurn mit besonderen Ehren überhäufte. Man stiftete zum Gedächtnisse der Schlacht ein jährliches Fest, an welchem man durch Gottesdienst und durch Vertheilung von Gaben an Arme die Gefallenen ehrte. Denen aus den Waldstätten aber sagte man bei ihrem Abzuge, daß Bern solch großer Treue nimmer werde vergessen, und in gleicher Noth ihnen mit Leib und Gut zu Diensten sein werde.

Ueble Folgen hatte der Ausgang dieser Schlacht namentlich auch für den Freiherrn Jordan von Burgistein, der den Krieg mit angestiftet hatte, aber entweder zu klug, oder zu feig war, selbst mitzuziehen. Als man ihm während der Schlacht die scheinbare Flucht der Berner meldete, rief er aus: „Das ist ein guter Schmied gewesen, der diese Waffen wider Bern geschmiedet hat!" Dieß Wort verdroß die Berner; sie zogen ihm vor das Schloß, und als er gerade zum Fenster heraus sah, schoß ihm ein Berner, der Armbrustschütze Wiffli, einen Pfeil in's Gesicht, daß er rücklings todt zu Boden fiel, während der Schütze rief: „He! Das ist auch ein guter Schmied gewesen, der diesen Pfeil geschmiedet hat!" Die Burg Burgistein fiel in Schutt und Trümmer. —

Glarus tritt in den Bund.

Was Brun gefürchtet hatte, als er den Bund der Waldstätten suchte, trat wirklich ein. Trotz aller Bemühungen, die Verletzung der österreichischen Rechte durch die Zerstörung Rappersweils auf friedlichem Wege auszugleichen, brach der Krieg wirklich aus. Herzog Albrecht zog mit gewaltigem Heere vor die Stadt Zürich, welche kräftige Hülfe von ihren neuen Eidgenossen erhalten hatte. Doch gelang es noch einmal, daß ein Waffenstillstand durch Vermittelung der Königin Agnes

in Königsfelden freilich unter harten Bedingungen für Zürich und seine Bundesgenossen geschlossen werden konnte. Da aber der Herzog Albrecht von Oesterreich dazu noch Forderungen stellte, welche nicht in jenen Bedingungen enthalten waren, so brachen die Feindseligkeiten von Neuem aus.

Nun hatte der Herzog von Oesterreich bei seinem Zuge wider Zürich auch das Land Glarus um Zuzug gemahnt; die Glarner aber waren der Mahnung nicht gefolgt und hatten ihm erklärt, sie hätten nur in solchen Kreigen zu dienen, welche das Kloster Seckingen und das Reich angingen. Zudem waren sie unzufrieden mit den Herzogen, welche ihnen im letzten Kriegszuge keinen Sold gegeben hatten, und welche ihre althergebrachten Freiheiten immer mehr beschränkten und neue Abgaben forderten; auch wären sie gern frei gewesen, wie ihre Nachbarn in Uri und Schwyz. Als nun der zwischen Zürich und Oesterreich versuchte Vergleich abermals fehlschlug, und der Krieg aufs Neue ausbrach, da zogen die Züricher mit ihren Eidgenossen von Uri, Schwyz und Unterwalden nach Glarus, vertrieben den österreichischen Vogt Walther von Stadion und besetzten das Land ohne Widerstand. Die Landleute schwuren freudig den Eidgenossen Treue und Beistand, und erhielten dagegen das Versprechen, man werde sie in den ewigen Bund aufnehmen (1351). Wirklich hielten die Glarner ihr Versprechen, denn als Zürich abermals in Noth gerieth, schickten sie der bedrängten Stadt zweihundert wackere Kämpfer zu Hülfe. Diese Umstände benutzte der vertriebene Vogt, das Land wieder für seinen Herrn zu erobern. Mit zahlreichem Heere, welches er in der Umgegend gesammelt, erschien er plötzlich auf dem Rütifelde bei Näfels zu einer Zeit, wo der hohe Schnee in den Bergen die Eidgenossen hinderte, den Glarnern Hülfe zu leisten. Die Glarner jedoch waren schnell zusammengeeilt und setzten sich zur Wehre. Es geschah eine Schlacht, in welcher Walther von Stadion und viele der Seinigen erschlagen wurden. Nun brachen die Sieger die Burg des Vogtes bei Näfels, das letzte Zeichen ihrer Unterthänigkeit; und nachdem sie sich ihrer neuen Eidgenossen würdig erwiesen, nachdem sie gezeigt hatten, daß sie im Stande seien, als tapfere Männer die errungene Freiheit zu behaupten, wurde das Land Glarus am 4. Brachmonat 1352 in den ewigen Bund der Eidgenossen aufgenommen; einzig Luzern nahm an diesem Bunde keinen Theil, wahrscheinlich weil es nicht

gerathen schien, daß sich eine ehemalige österreichische Stadt mit einem österreichischen Lande verbünde. Ueberdieß enthielt der Bund für die Glarner gewisse einschränkende Bestimmungen, welche die übrigen Bünde nicht kannten: die Glarner durften z. B. nur mit Einwilligung ihrer Eidgenossen Krieg führen und sich anderwärts verbünden; gewisse Fälle blieben dem Entscheide der Eidgenossen überlassen, ob sie ihnen Zuzug zu leisten hätten oder nicht u. a. m. Erst 1450 trat Glarus als ganz gleichgestelltes Glied in den Eidgenossenbund.

Die Schlacht bei Tätwyl.

Herzog Albrecht rüstete sich zu einem neuen Kriege wider Zürich, und schon lagerte sich eine Abtheilung seines Heeres, einige hundert Reiter, bei Baden, wo auch die übrigen Heerestheile sich sammeln sollten. Von hier aus wurde dann das Gebiet der Züricher oft verwüstet, ja bis vor die Thore kamen die plündernden Schaaren, daß es nothwendig wurde, durch einen Angriff weitern Plünderungen Einhalt zu thun. Deßhalb zog der Bürgermeister Brun mit dreizehnhundert Mann nach Baden, um in plötzlichem Ueberfalle die Feinde zu zerstreuen. Dieß gelang jedoch nicht, da die feindlichen Schaaren von dem Auszuge der Züricher Kunde erhalten und sich hinter die Mauern der Stadt Baden geflüchtet hatten. Um jedoch nicht unverrichteter Sache zurückzukehren, begann Brun das flache Land zu verheeren bis zur Mündung der Reuß und Limmat in die Aare. Als er dann am folgenden Tage heimkehren wollte, fand er plötzlich in der Nähe von Baden bei dem Dorfe Tätwyl seinen Weg durch viertausend wohlgerüstete Krieger unter dem herzoglichen Führer, Burkard von Ellerbach, gesperrt. Nun galt es Muth und Kampf. – Der Bürgermeister verlor Muth und Besinnung und floh in aller Stille mit einem einzigen Knechte auf sein Gut Schönenwerd bei Schlieren. Kaum hatten seine Unterfeldherrn Rüdiger Manesse und der Bannerherr Stucki sich überzeugt, daß er der Stadt Ehre und Banner elend im Stich gelassen, so faßten beide Männer den Entschluß, dem schon erschrockenen Volke durch eine Mittheilung dessen, was vorgefallen, nicht allen Muth zu nehmen. Rüdiger Manesse

trat vor seine Krieger und sprach: „Liebe Mitbürger! Der Feind ist hier, dreimal so stark, als wir sind. Unser Vaterland ist heute in euere Hand gestellt. Wir sind nicht allein, denn für uns streitet Gott, der Beschützer der gerechten Sache; auch ganz Zürich ist in Bewegung, die Eidgenossen ziehen heran, der Herr Bürgermeister ist ihnen entgegen gegangen, sie uns zuzuführen, und hat mir den Oberbefehl übertragen. Auf! der Feind ist nahe; streitet als Männer! Wir wollen Zürich retten, ihr und ich!" Diese Worte hoben den gesunkenen Muth der Züricher und als Manesse die Losung „hie St. Felix!" gegeben, ordneten sich die Reihen, den Angriff des Feindes mannlich zu erwarten.

Ellerbachs Schaaren brachen von allen Seiten herein und überall wurden sie mit kräftigem Stoße und Hiebe empfangen. Schon hatte der Kampf drei Stunden gedauert; die Nacht brach an und mit dem weichenden Lichte wich auch den Zürichern Kraft und Muth; da erscholl plötzlich auf den nahen Höhen das Feldgeschrei: „Hie Zürich! Hie St. Felix!" und neuer Muth erwachte in den Herzen der schlachtmüden Züricher; denn sie glaubten, ihre Eidgenossen aus dem Gebirge seien gekommen. Manesse erwiederte den Schlachtruf und der Feind, in der Meinung, es sei eine beträchtliche Verstärkung für die Züricher angelangt, floh in eiliger Flucht, nachdem er großen Verlust erlitten hatte. Beide, Freund und Feind, hatten sich getäuscht; denn die Hülfe, die den Zürichern so zur glücklichen Stunde gekommen, bestand nur aus hundert und fünfzig Landleuten vom obern Zürichsee, welche von der Schlacht gar nichts wußten und bloß den Zürichern zuziehen wollten. Manesse blieb mit den Seinen über die Nacht auf der Wahlstatt und am folgenden Morgen zog er mit sechs eroberten Bannern und großer Beute in die Vaterstadt ein. Manesse's Geistesgegenwart und Heldensinn hatte Zürich gerettet! — (1351.)

Brun befand sich immer noch auf seinem Schlosse und in der Stadt beurtheilte man sein Benehmen auf ganz verschiedene Weise. Die Einen warfen ihm Feigheit und schmachvollen Verrath vor; Andere sagten, er habe klug und weislich gehandelt; denn wenn er umgekommen wäre, so wäre auch die neue Staatseinrichtung, unter welcher man sich so glücklich fühle, untergegangen. Letztere Ansicht siegte; man zog mit dem Banner der Stadt aus und holte den Bürgermeister

mit großem Gepränge heim, ja man bestätigte ihn auf Lebenszeit in seiner Würde. —

Zug, der siebente Ort im Bunde.

Nicht lange nach der Schlacht von Tätwyl war auch das Land Schwyz von österreichischen Angehörigen angegriffen worden. Die Stadt Zug, wo eine kleine österreichische Besatzung lag, hatte Art überfallen, war aber mit Verlust zurückgeschlagen worden. Diese That beschlossen nun die Eidgenossen zu bestrafen und wollten die Stadt und ihr Gebiet erobern; was um so leichter schien, weil Viele in Zug gern Eidgenossen geworden wären. Zugleich aber hielt man diese Eroberung für nothwendig, weil Zug zwischen dem Gebiete von Zürich und dem Lande Schwyz liegt und so den Verkehr beider Bundesgenossen leicht hemmen konnte. Deßhalb zogen am 8. Brachmonat 1352 aus jedem der drei Länder fünfhundert, von Zürich sechshundert Mann vor Zug, welches nur von wenigen Straßburger Schützen vertheidigt wurde. Nach einer Belagerung von etwa zwei Wochen rüsteten sich die Eidgenossen zu einem harten Sturme. Die Belagerten hatten sich aber überzeugt, daß sie sich nicht mehr lange halten könnten, und baten um einen Waffenstillstand von drei Tagen, der ihnen auch bewilligt wurde. Diese Zeit benutzten sie, um einen Boten an Herzog Albrecht zu schicken, welcher sich gerade in Königsfelden aufhielt. Sie ließen den Herzog um schleunige Hülfe bitten, denn sonst müßten sie die Thore öffnen. Albrecht achtete dieser Bitte so wenig, daß er statt aller Antwort seinen Falkner fragte, ob die Vögel zu fressen hätten. Da sprach der Gesandte von Zug: „Herr, sind wir armen Leute Euch weniger angelegen, als die Vögel, so mag sich Gott unser erbarmen.“ Hierauf erwiederte der Herzog unwillig: „Ziehet heim, die Zuger mögen sich den Bauern ergeben; wir wollen bald Alles zusammen wieder erobern!“ Mit dieser Antwort kehrten die Boten heim, und am folgenden Tag am 28. Brachmonat schwur Stadt und Land Zug zu dem ewigen Bunde der Eidgenossen. Die Verfassung des neuen Ortes der Eidgenossenschaft wurde abgeändert, indem von nun auch die Gemeinden

der Landschaft das Recht erhielten, Mitglieder in den Rath zu schicken.

Bern tritt als achter Ort zum Bunde.

Herzog Albrecht wollte das Wort halten, welches er dem Boten von Zug gegeben hatte und sammelte ein großes Heer, mit welchem er sich vor die Stadt Zürich legte. Strafe für die Zerstörung Rappersweils, für die Niederlage von Tätwyl und für die Einnahme von Zug sollte die Stadt treffen; aber noch weiter reichte seine Absicht. Nach Zürichs Unterwerfung glaubte er die Eidgenossen ihrer Hauptstütze beraubt, daher leicht besiegen zu können. Das erkannten Zürich und seine Bundesgenossen, die ihm zahlreich zu Hülfe geeilt waren, gar wohl, und waren entschlossen, das Aeußerste zur Erhaltung der Stadt zu wagen. Bei Albrechts Macht standen auch die Berner, gebunden durch einen alten Vertrag; die Berner also gegen die im Felde, welche ihnen bei Laupen so großen Dienst geleistet hatten. Die Belagerung ging für die Züricher schadlos vorüber; denn fast in allen Gefechten, die vorfielen, blieben die Eidgenossen Sieger. Dieß und hauptsächlich Mangel an Lebensmitteln machten den Herzog geneigt, auf die Friedensvorschläge zu hören, welche die belagerte Stadt ihm machen ließ. Ohne daß jedoch der Frieden zum völligen Abschlusse kam, zog das österreichische Heer in dunkler Nacht ab. Am Morgen sahen die Belagerten nur noch die Zelte der Berner, welche heimlichen Abzug für schimpflich hielten. Am Tage brachen auch sie auf, ungekränkt von den Eidgenossen, welche wohl wußten, wie ungern Bern gegen sie ausgezogen war. Herzog Albrecht schloß dann wirklich nach einigen Wochen einen Frieden, der die eidgenössischen Bünde anerkannte, zugleich aber die Orte Glarus und Zug zu dem den Herzogen schuldigen Gehorsam verpflichtete.

Gar mancher Berner hatte von jenem Zuge wider Zürich und die Eidgenossen das Gefühl mit nach Hause gebracht, daß ein Vertrag, welcher sie zwinge, gegen ihre Wohlthäter zu kämpfen, unnatürlich sei, und der Wunsch entstand, mit Oesterreich zu brechen und

in einen Bund mit den Eidgenossen zu treten. Wohl mochte man auch bedacht haben, daß die Eidgenossen, welche das mächtige Herzogshaus so oft siegreich bezwungen, eine kräftigere Stütze seien, den der Stadt immer noch feindlichen Adel zu bekämpfen, als das adelsfreundliche Oesterreich. So kam es, daß Bern den Bund der drei Länder suchte; aber erst, nachdem ein Streit zwischen Unterwalden und Bern ausgeglichen war, trat Bern mit den drei Ländern in ewige Eidgenossenschaft, welche auch von Zürich und Luzern anerkannt wurde. (Am 6. März 1353.)

Wiederausbruch des Krieges wider Zürich und seine Bundesgenossen.

In dem Frieden, welcher nach der zweiten Belagerung von Zürich abgeschlossen wurde, fand Herzog Albrecht nicht, was er gehofft hatte; die förmliche Entlassung seiner ehemaligen Besitzungen Glarus und Zug aus dem Schweizerbunde war nicht ausgesprochen, obgleich sich beide Orte bereit erklärten, ihm den gebührenden Gehorsam zu leisten und alle seine rechtmäßigen Ansprüche anzuerkennen. Die Eidgenossen hielten trotz aller Aufforderungen und Drohungen an ihren Bünden fest; der Kampf drohte jeden Augenblick wieder auszubrechen, als Kaiser Karl IV. sich ins Mittel schlug, den Frieden zu erhalten. Da er aber, von Herzog Albrecht gewonnen, den Streit zu Gunsten des Hauses Oesterreich schlichten zu wollen schien, widersetzten sich die Eidgenossen seinem Schiedsspruche, was den Kaiser so erbitterte, daß er den Eidgenossen den Reichskrieg erklärte.

Oesterreich erschien mit seiner ganzen Macht im Felde und auf kaiserlichen Befehl vereinigten sich die Schaaren von mehr als vierzig geistlichen und weltlichen Fürsten und von vielen Reichsstädten mit dem herzoglichen Heere zu einer dritten Belagerung von Zürich. Hier lagen viertausend Eidgenossen, umringt von vierzigtausend Mann zu Fuß und viertausend Mann zu Pferd, welche die Landschaft um die Stadt in häufigen Streifzügen plündernd und verwüstend durchzogen. In vielen Ausfällen wußten die Eidgenossen ihre Krieger in Thätig-

keit zu erhalten und den Feind zu schädigen; aus der schweren Noth aber rettete die Stadt nicht die Gewalt der Waffen, sondern die Klugheit Bruns. Er wußte gar wohl, daß die Reichsstädte höchst ungern in einen Krieg gezogen waren, der eigentlich keinen andern Zweck hatte, als die Vortheile des den Städten und ihrer Freiheit feindlichen Hauses Oesterreich zu fördern; er wußte auch, daß Viele der ausgezogenen Fürsten vom Herzogshause für ihre eigene Macht fürchteten, und darauf gründete er seinen Plan. Auf seinen Rath begaben sich unter allerlei Vorwänden angesehene Bürger von Zürich in das feindliche Lager; dort suchten sie die Mißvergnügten auf und schilderten ihnen die unersättliche Ländergier der Herzoge, vor welcher weder das entlegenste Alpenthal, noch das unschuldigste Bündniß sicher sei. Die, zu welchen sie so sprachen, sahen bald die eigene Sache in derjenigen der Züricher und ihrer Eidgenossen und erklärten sich bereit, für die Herstellung des Friedens zu wirken. Da flatterte auf einmal das Reichspanier auf einem der Stadtthürme, zum Zeichen der Treue Zürichs für das Reich und seiner Freiheit; es erschien eine Gesandtschaft der Eidgenossen, den Kaiser um Frieden zu bitten. Ihre Bitte ward unterstützt von alten Reichsständen, die für Zürich gewonnen worden waren, und der Kaiser zog mit dem Reichsheere in aller Eile ab. Dadurch wurde auch Herzog Albrecht zum Abzuge genöthigt und nachdem der Krieg in gegenseitigen verheerenden Streifereien noch eine Zeit lang fortgedauert hatte und für die herzoglichen Lande ebenso lästig geworden war, als für die Eidgenossen, erklärten sich beide Theile bereit, unter der Vermittlung des Kaisers Frieden zu schließen. Die Friedensurkunde wurde ausgefertigt; sie enthielt die Bestimmung, daß die Eidgenossen alles österreichische Besitzthum, dessen sie sich in diesem Kriege bemächtigt hatten, ledig und loslassen sollten; und in einer anderen Bestimmung sprach der Herzog von „seinen Städten und Waldstätten", während in einer dritten wieder der Bund Zürichs mit den vier Waldstätten ausdrücklich anerkannt war. So verfänglich diese Bestimmungen überhaupt, und besonders für die Bünde mit Zug und Glarus abgefaßt waren, so ertheilte ihnen doch Brun im Namen seiner Stadt sofort seine Zustimmung; eine That, die der staatskluge Bürgermeister später mit der großen Eile der österreichischen Abgesandten, die die Urkunde an alle einzelnen Bundesglieder zur Bestätigung brachten, nur schwach zu entschuldigen bemüht war. Zug

erkannte die für seinen Bund mit den Eidgenossen versteckte Bestimmung und auf seine Mahnung erklärten Schwyz und die übrigen Eidgenossen, daß sie sich unter keinen Umständen einem solchen Frieden unterziehen würden. Was jedoch Brun und seine Stadt in den Augen der Eidgenossen noch mehr verdächtigte, war der Umstand, daß im folgenden Jahre (1356) Zürich — freilich mit Vorbehalt seines Bundes mit den vier Waldstätten — auf das Betreiben Bruns mit Oesterreich ein Bündniß auf fünf Jahre abschloß.

Der Hader, welcher zwischen den Eidgenossen und dem Herzoge wegen der Ablehnung des Friedens entstand, ward durch einen Schiedsspruch des Kaisers Karl IV. geschlichtet, der unumwunden erklärte, die Schweizer dürften Zug und Glarus nie als bundesverwandte Orte ansehen. Schwyz aber trat mit Festigkeit diesem Spruche entgegen und erklärte, man sollte denselben verwerfen und die Folgen davon Gott und dem Arme überlassen; ja es ging noch weiter. Als die Oesterreicher drohten, Zug zu besetzen, erschien es mit seinem Banner, nahm das Land Zug zu Handen aller Eidgenossen ein und erneuerte den Bundesschwur; ähnliches soll in Glarus geschehen sein. Der Krieg drohte wieder auszubrechen; als es der Vermittlung vorzüglich Peters von Thorberg gelang, einen Waffenstillstand zu Stande zu bringen, welcher durch verschiedene Verlängerungen bis zum Jahre 1385 dauerte und gewöhnlich der Thorbergische Frieden genannt wird. —

Brun starb im Jahre 1360, nachdem er sich kurz vorher schmählich an das Haus Oesterreich verkauft, nachdem er geschworen hatte, „des Herzogs Nutzen zu fördern und seinen Schaden zu wenden"; sein Werk aber, die Verfassung der Stadt Zürich und der Eintritt derselben in den Bund der Eidgenossen, wurde die Grundlage der späteren Blüthe Zürichs und seiner Freiheit. —

Rudolf von Erlachs Tod.

Im gleichen Jahre, als der Bürgermeister Brun starb, beschloß auch der Sieger von Laupen sein thatenreiches Leben. Rudolf von

Erlach war nicht nur ein Held, sondern auch ein Mann, dessen Rechtschaffenheit von Freund und Feind so geachtet wurde, daß die Verwandten des bei Laupen erschlagenen Grafen von Nidau ihn zum Vormunde seiner Kinder erwählten. In dieser Stellung, welche er leicht zum Vortheile seiner Vaterstadt hätte mißbrauchen können, bewährte er die strengste Redlichkeit, so daß seinen Mündeln ihr Erbe nicht nur in jeder Hinsicht ungeschmälert blieb, sondern daß sogar die Berner aus Achtung vor ihrem großen Feldherrn ihre Verpflichtungen gegen das Grafenhaus in jeder Hinsicht pünktlich erfüllten. Als Greis verlebte er seine Tage in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Schlosse zu Reichenbach, in einer einsamen, aber fruchtbaren Gegend an der Aare. Schöne Erinnerungen an eine rühmlich verlebte Jugend gewährten ihm reichliche Freuden in seiner Abgeschiedenheit. Er hatte zwei Söhne, Rudolf und Ulrich, und eine Tochter, Margaretha, welche an den Edelknecht Jost von Rudenz, einen Verwandten des Freiherrn von Attinghausen, verheirathet war. Erlach lag mit haushälterischer Sparsamkeit seinem Hauswesen ob, während sein Schwiegersohn sich in große Schulden gestürzt hatte. Eines Tages kam Rudenz zu Fuß nach Reichenbach, gerade als das Gesinde Erlachs auf dem Felde beschäftigt und der zitternde, hülflose Greis allein zu Hause war, bewacht von seinen treuen Hunden. Rudenz mahnte den Schwäher an die Aussteuer, welche er seiner Tochter versprochen. Der Greis benutzte diese Gelegenheit und ermahnte den Verschwender zu sparsamerem Leben. Darob gerieth Rudenz in die heftigste Wuth, und da sein Auge auf Erlachs Schlachtschwert fiel, welches an der Wand hing, ergriff er es und gab damit dem Helden den Tod. Mit furchtbarem Geheule verfolgten die Hunde den Mörder bis in den benachbarten Wald, wo er sich nur mit Noth der Verfolgung entzog. Kaum war die Kunde von dieser abscheulichen That nach Bern gelangt, so machte sich Alles, Vornehm und Gering, auf, den Mörder zu suchen; doch vergebens. Rudenz war in Sicherheit, doch genoß er nicht lange die Frucht seiner Frevelthat; denn er starb noch im nämlichen Jahre.

In unserer Zeit hat man in Bern dem großen Helden von Laupen ein prächtiges Denkmal errichtet; ein unvergängliches Denkmal hat er in den Herzen Aller, welche das Vaterland lieben und ihm in Noth und Gefahr treu sind, wie er. —

Die Gugler.

Die Stadt Basel hatte im Jahre 1356 ein schreckliches Unglück erfahren; ein furchtbares Erdbeben hatte die meisten Häuser und Kirchen zertrümmert, die Stadtmauern umgeworfen und eine große Anzahl Menschen unter den Trümmern begraben.

Noch waren die Spuren des schaudervollen Ereignisses nicht ganz verschwunden, als der unglücklichen Stadt eine neue Gefahr drohete. In Frankreich waren nämlich durch die Beendigung des Krieges, welchen dieses Land mit England führte, zahllose Schaaren Söldner müssig geworden. Diese Horden, in keiner Hinsicht an Zucht und Ordnung gewöhnt, suchten nun im Frieden ihre im Krieg bewährte Lust zu Plünderung und Raub zu befriedigen und blieben in großen Schaaren beisammen. Kühne Abentheurer führten sie an auf ihren Zügen in benachbarte Länder, die sie wie gefräßige Heuschreckenschwärme überfielen und schrecklich verwüsteten. Eine solche Schaar von etwa vierzigtausend Mann unter der Anführung des französischen Edelmannes Cervola, genannt Springherz, war unter schrecklichen Verwüstungen ins Elsaß gefallen und nahete unter fürchterlichen Drohungen der Stadt Basel. In ihrer Noth riefen die Basler die Eidgenossen um Hülfe, und bald erschienen Bern und Solothurn, die mit Basel verbündet waren, mit fünfzehnhundert Mann, und bei ihrer Ankunft sprach der Hauptmann der Berner: „Da wir zu Euch gesandt sind, Alles für Euch zu wagen, so stellet uns an den Ort, wo die größte Gefahr sein wird.“ Sie besetzten nach ihrem Wunsche einen Theil der Stadt, wo die Mauer noch in Trümmer und der Graben voll Schutt lag. Auch die Eidgenossen hörten auf den Nothschrei der unglücklichen Stadt, und am Tage nach der Ankunft der Berner rückten die aus den Waldstätten, die von Zürich, von Zug und von Glarus dreitausend Mann stark ein, freudig entschlossen, von der schon unglücklichen Stadt noch größeres Unheil abzuwehren. Gar mancher Basler weinte Freudenthränen beim Anblicke der rüstigen Schaar, welche ohne Bund, nur vom Unglücke gerührt, so zahlreich erschienen war. Als Cervola von der Besatzung Basels hörte, stand er von seinem Vorhaben auf die Stadt ab und warf die Verwüstung seiner Horden in andere Länder.

Doch nicht lange währte die Zeit der Ruhe und des Friedens,

denn zehn Jahre nach Cervola's Erscheinen nahete eine neue Schaar fremden Kriegsvolkes abermals aus Frankreich unter Ingelram von Coucy. Dieser Fürst wollte gegen die Herzoge von Oesterreich zu Felde ziehen, um das Erbgut seiner Mutter, die eine Tochter des am Morgarten besiegten Herzogs Leopold war, zu erobern. Die Herzoge waren in großer Gefahr, denn Coucy's Heer, welches man ob seinen hohen Helmen (Gugelhüten) die Gugler nannte, belief sich auf sechszigtausend Mann. Die vorzüglichsten seiner Truppen waren Engländer, weßhalb man diesen Namen auch auf den ganzen Schwarm ausdehnte. Während dieser Feind sich langsam heran bewegte, rief Herzog Leopold, der mit den Eidgenossen jetzt im Frieden lebte, dieselben um ihren Beistand an. Doch die Waldstätten erklärten, im Andenken an Oesterreichs Gewaltthätigkeiten, daß sie keinen Theil am Kriege nehmen würden; dagegen rüsteten sich Bern und Zürich, deren Gebiet durch das feindliche Heer auch bedroht war. Ohne Widerstand zu finden drangen die Gugler bei der Stadt Basel vorbei über den Jura ins Aarthal ein, und Herzog Leopold, der nicht wagte, ihnen eine Schlacht zu liefern, verwüstete sein eigenes Land, auf daß der Feind keine Nahrung fände. Hierdurch genöthigt, theilte Coucy seine Schaaren; ein Theil zog gegen Luzern und lagerte sich bei Büttisholz, ein anderer stellte sich bei Ins auf und ein dritter Theil bezog das Kloster in Fraubrunnen. Mangel an Nahrungsmitteln zwang diese vereinzelten Heerestheile in der Umgegend zu rauben und zu plündern. Hierdurch wurden sie eine Plage für das Land, die man abschütteln mußte. Zuerst wagten die damals noch österreichischen Entlibucher, unterstützt von vielen heldenmüthigen Luzernern und Unterwaldnern, die Feinde im Büttisholze anzugreifen. Ihr Angriff gelang so gut, daß von den dreitausenden dreihundert erschlagen wurden und die andern entflohen. Manch edler Ritter war unter den Todten, und siegreich prangend mit erbeuteten Waffen und Rüstungen, zogen die Entlibucher heim. Ein Adelicher, welcher aus Furcht sich auf seinem Schlosse hielt, rief beim Anblicke eines Entlibuchers, der sich mit der Rüstung eines erschlagenen Feindes geschmückt hatte: „O, edler Herr von edlem Blute! o daß ein Bauer deine Rüstung trägt." Ihm erwiederte der aus dem Entlibuch: „Junker, das ist so gekommen; wir haben heute edles Blut und Pferdeblut unter einander gegossen.

Nicht besser erging es dem Haufen bei Ins. Die Landleute der

Umgegend, unterstützt von dem Heere der Berner, überfielen denselben bei Nacht, schlugen etliche hundert zu Tode und jagten die übrigen in die Flucht. Kaum waren die Berner mit zahlreichen Gefangenen in ihre Stadt zurückgekehrt, so warfen sie sich eilig auf den Schwarm in Fraubrunnen. Ebenfalls wieder in nächtlichem Ueberfalle geschah der Angriff; jedoch leistete der Feind harten Widerstand und mancher wackere Bürger der Stadt wurde erschlagen. Erst als das Kloster in Flammen aufging und achthundert Engländer erschlagen waren, zogen sich, die das Schwert verschont hatte, eilig zurück (1375).

Als Coucy das Unglück der Seinigen vernahm, die überdieß sehr von der Kälte des Winters litten, zog er aus dem Lande. Die Berner aber bewahrten die drei eroberten Banner und reiche Beute zum Andenken an ihre Siege, und sangen im Hochgefühle ihrer Kraft:

„Bern ist der Burgunden Haupt,
„Freier Städte Krone,
„Männiglich sie billig lobt
„Wer von ihnen hört dem Tone;
„Bern ist ein wahrer Heldensaal
„Und ein Spiegel überall,
„Der sich bildet ohne Fahl;
„Ganz Teutschland soll sie preisen,
„Die jungen und die greisen.

Und:

„In Engelland und Frankenreich
„Die Wittwen schreien alle gleich:
„„Ach! Jammer, ach und weh!
„„Gen Bern soll Niemand reisen meh!““

Oesterreich wider die Stadt Luzern.

Die Stadt Luzern wurde, obwohl der Friede mit Oesterreich noch dauerte, vielfach von dem umwohnenden Adel beleidigt, der einen besondern Haß auf sie geworfen hatte. Bald wurde ein Bürger ermordet, bald wieder Einer geplündet oder ohne Ursache gefangen gehalten;

kein Wunder daher, daß sich der Widerwille der Stadt gegen Oesterreich von Tag zu Tag steigerte. Doch auch die Lande der Herzoge litten unter schwerem Drucke, besonders das Thal Entlibuch, welches im Guglerkriege so tapfer für seine Herren gekämpft hatte, aber kurze Zeit nachher an Peter von Thorberg verpfändet worden war. Dieser, ein harter Herr, drückte das Land durch schwere Steuern und verhängte harte Strafe über Jeden, der es wagte, ihm ungehorsam zu sein. Das arme Land duldete schweigend und hoffte auf Luzern, welches in immer schwierigere Verhältnisse zum Hause Oesterreich kam. Die Herzoge erhöheten nämlich den Zoll, welcher von alten Zeiten her im Städtchen Rothenburg erhoben wurde. Von diesem Zolle waren nach einem alten Rechte die Luzerner ausgenommen; jetzt aber sollten sie ihn bezahlen. Vergebens verlangten sie Aufhebung desselben; im Gegentheil wurde die Maßregel noch drückender, als Rothenburg an Hemmann von Grünenberg verpfändet worden war und dieser sich sogar verschiedene Gewaltthätigkeiten erlaubte. Das empörte die Jünglinge von Luzern so, daß sie nach Rothenburg zogen. — Der Vogt und der größte Theil der Bewohner waren in der Kirche, welche vor dem Städtchen lag; denn es war gerade Kirchweihe. Die Jünglinge konnten so leicht eindringen und die Thore verschließen; dann brachen sie die Burg, rissen die Mauern und Thore des Städtchens nieder und füllten mit dem Schutte den Graben. Nach dieser That, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, zogen sie wieder heim. Die Obrigkeit der Stadt, welche den Auszug der Jünglinge nicht gestattet hatte, sah nun wohl ein, daß Oesterreich sich nicht mit der Bestrafung der Thäter begnügen, sondern die ganze Stadt wegen der That bedrängen würde. Deßhalb fuhr sie fort, gegen Oesterreich und seine Anhänger feindlich zu handeln. Die bedrängten Entlibucher wurden auf ihr Verwenden in ein Burgrecht aufgenommen, und als Peter von Thorberg mit Gewalt dasselbe hindern wollte, zerstörte man ihm sein Schloß Wollhausen. Durch dieses Unternehmen war aber der Krieg immer drohender geworden, doch nicht mehr für Luzern allein. Denn die Stadt hatte ihre Eidgenossen aus den Waldstätten, von Zürich und von Zug um Beistand angerufen und diese hatten nicht lange gemackelt, ob Luzern verschuldet oder unverschuldet den Krieg hervorgerufen habe, sie hatten ihre Hülfe zugesagt; ja die aus den drei Waldstätten hatten sogar schon Theil genommen an der Zerstörung

des Schlosses von Wollhausen. Noch mehr der feindlichen Burgen sanken in Trümmer und das Städtchen Sempach, welches oben an einem kleinen See anmuthig in fruchtbarem Wiesen- und Korngelände liegt und den Herzogen gehörte, trat mit Luzern in einen Bund; denn schon lange liebten seine Bürger die Eidgenossen und ihre Freiheit. Noch mehr Schlösser fielen, wie Wollhausen gefallen war, und wie Sempach gethan, thaten die Städtchen Meyenberg und Richensee. Es schien, als ob die Eidgenossen ein großes Gebiet erobern und zahlreiche Bundesgenossen erwerben könnten.

Als Herzog Leopold III. von Oesterreich Nachricht von dem Vorgefallenen erhielt, schwur er, sich an den Eidgenossen zu rächen. Er kam nach dem Aargau mit dem festen Vorsatze, ohne Verzug Alles wieder zu erobern, was die Luzerner und ihre Bundesgenossen gewonnen hatten. Es gelang jedoch, noch für kurze Zeit einen Waffenstillstand zu schließen; an einen Frieden war nicht zu denken, denn beide Partheien waren zu sehr gegen einander erbittert. Daher wurde denn auch die Zeit der Waffenruhe von beiden Theilen benützt, um sich zum Kriege zu rüsten. Die Eidgenossen, welche bisher immer treu zusammengehalten, gelobten sich Treue bis zum Tode, und die drei Waldstätten mahnten auch Bern. Die Berner, anderwärts beschäftiget, erklärten, sie würden keinen Theil am Kriege nehmen, denn noch sei Friede mit Oesterreich. Sie hatten der Wohlthat vergessen, welche sie bei Laupen empfangen. — Mit verheerenden Streifzügen begannen die Eidgenossen, welche über zweihundert Absagebriefe von geistlichen und weltlichen Herren erhalten hatten, den Krieg. Da erscholl plötzlich die Kunde, Herzog Leopold nahe mit furchtbarer Heeresmacht und bedrohe mit einem Theile derselben Zürich. Diese Nachricht rief die Züricher aus dem Felde heim und sechszehnhundert Eidgenossen folgten ihnen zur Vertheidigung ihrer Stadt, welche den ersten Stoß aushalten sollte. Doch als die Letzteren hörten, daß Leopold seinen Marsch gegen Luzern richte, beschlossen sie, den Zürichern die Bewachung ihrer Stadt allein zu übergeben, die Zuger und Glarner in ihrem Lande auf die feindliche Umgegend achten zu lassen und selbst den Luzernern zuzuziehen. Sie zogen schleunigst über den Albis in die Gegend von Luzern.

Die Schlacht bei Sempach.

Bei Sempach trafen am 9. Heumonat 1386 die Eidgenossen mit den Oesterreichern feindlich zusammen; 400 Luzerner, 900 aus den drei Waldstätten, 100 Entlibucher und Rothenburger und Etliche aus Zug und Glarus mit 4000 österreichischen Rittern und zahlreichem Fußvolk. Zürich stand nicht mit im Felde, denn es wurde von der österreichischen Hauptmacht bedroht, welche unter dem Freiherrn von Bonstetten im Aargau lag. Es galt die junge Freiheit für Kinder und Enkel zu retten, oder blutig unterzugehen. — Herzog Leopold, ein Neffe desjenigen, der am Morgarten gekämpft, brannte vor Lust, das Bauernvolk in den Staub zu treten; seinen Haß theilten alle seine Ritter, welche, kaum vor Sempach angelangt, allerlei Muthwillen zu treiben anfingen. Zweihundert Oesterreicher beschäftigten sich damit, das Korn um Sempach abzumähen, oder zu verderben, und einige Edle sprengten an die Mauer und riefen: „Bringet doch den Schnittern das Morgenbrod!" Ihnen erwiederte der Schultheiß von Sempach mit Zuversicht: „Ich hoffe, die von Luzern werden bald kommen und Euch das Morgenbrod anrichten, daß Manchem der Löffel entfallen wird." Auf dieses hob Einer der Ritter Stricke, die man in großer Menge mitführte, in die Höhe und höhnte: „Der ist für den abtrünnigen Schultheiß, diese für seine nicht besseren Bürger." Solchen Muthwillens und Uebermuthes geschah noch mehr.

Indessen hatten die Eidgenossen, welche von Zürich herkamen, Kunde von dem Marsche Leopolds erhalten und waren geraden Wegs auf Sempach zugeeilt. Sie standen, vom Walde bedeckt, auf einer Anhöhe ob Sempach, von wo sie des Feindes ansichtig wurden, welcher ihren Anzug erkundschaftet hatte und hoch zu Roß ihren Angriff erwartete. Doch so lange die Herren zu Pferde saßen, dünkte ihnen der Angriff zu gewagt, die Uebermacht zu groß. Als aber Leopold — entweder, weil der Boden für die Reiterei nicht günstig war, oder weil er es für unritterlich hielt, bei der vortheilhaften Bewaffnung der Seinigen noch zu Pferde zu kämpfen — den Seinen befahl abzusitzen und die Pferde hinter die Schlachtreihe zu führen; da traten die Eidgenossen hervor und zogen herab in die Ebene. Sie waren

mit Morgensternen, Hellebarden und Schwertern bewaffnet, die meisten ohne Harnisch, einige trugen statt des Schildes ein kleines Brett an den linken Arm gebunden. Sie hatten einen Keil gebildet und sie befehligte der Schultheiß von Luzern, Peter von Gundoldingen; ein jedes der drei Thäler stand unter seinem Landammann. In einiger Entfernung hatten sich die Herren in enggeschlossenen Reihen zu einem Viereck zusammengestellt mit Schild, Harnisch und Helm gegen Stich und Hieb, mit langen Spießen, welche aus dem vierten Gliede hervorragten, zur Abwehr und zum Angriffe wohl versehen. Ein Kundschafter, den sie gegen die Eidgenossen entsandt hatten, der Freiherr von Hasenburg, kam zurück und verkündete, wie das Völklein klein, aber unverzagt einherziehe; er warnte vor Unbesonnenheit. Ihm entgegnete Hans von Ochsenstein spottend: „O Hasenburg, o Hasenherz, diese Hand voll Bauern wollen wir vor Nacht dem Herzog gesotten und gebraten liefern!" Man drang in den Herzog, sich vom Schlachtfelde zu entfernen, er könnte leicht in Gefahr kommen; er aber rief hochsinnig: „Hier in meinem Lande, für mein Volk will ich mit Euch siegen oder sterben!"

Die Sonne stand hoch, der Tag war schwül. — Nach altem Gebrauche fielen die Eidgenossen, zum Angriffe bereit, auf die Kniee und beteten zu Gott, dem Lenker der Schlachten; der Herzog schlug Ritter; die Herren banden die Helme auf.

Nach dem Schlachtgebet rannten die Eidgenossen mit lautem Geschrei an den Feind, die Luzerner voran. Doch sie wurden empfangen wie von einer eisernen Mauer. Schwer verwundet sank Gundoldingen mit seiner Stadt Banner; es starben rühmlichen Todes Heinrich von Moos und Stephan von Silinen, die Landammänner von Uri und Schwyz. Mit ihnen fielen noch viele in den vordersten Reihen. Da rief der Urner, Anton Zurport: „Schlaget auf die Glene (Spieße), sie sind hohl!" Sein Rath wurde befolgt; wirklich brachen einige, aber sie waren bald wieder ersetzt aus den hinteren Reihen. Da fiel der Zurport und mit ihm lagen schon sechszig Eidgenossen todt, noch kein Oesterreicher. Da klirrte es schauerlich in den Reihen der Feinde, die sich zu einem halben Monde bilden wollten, um die Eidgenossen zu erdrücken. Schon fing der Muth an zu sinken; — da trat ein Mann aus Unterwalden, erfüllt vom Gedanken an die lieben Seinen, höher begeistert für das theure Vaterland, aus den Reihen und rief: „Treue,

liebe Eidgenossen! ich will Euch eine Gasse machen, sorget für mein Weib und meine Kinder, gedenket meines Geschlechtes!" Mit diesen Worten sprang er an den Feind, und da er ein großer und starker Mann war, faßte er einen Arm voll feindlicher Spieße und drückte sie im Falle mit gewaltigem Leibe zu Boden. — Arnold Struthan von Winkelried heißt der Herrliche! — Ueber seine Leiche brachen dann die Eidgenossen wie ein verheerender Waldstrom in die feindlichen Massen, zugelaufenes Volk verstärkte sie aus dem Walde herab. Ihre kurzen Schlagwaffen kamen ihnen nun trefflich zu Statten; es begann ein furchtbares Gemetzel. Schaarenweise sanken die Feinde, viele erstickten in ihren Harnischen. Da fiel das Hauptbanner Oesterreichs ins Blut, es sank die Fahne von Tyrol aus den sterbenden Händen ihres Trägers. Ulrich von Aarburg schwang bald wieder Oesterreichs Banner hoch in die Luft; er starb unter der Eidgenossen Streichen. Flehend drangen seine Getreuen in den Herzog, er möchte seine Person in Sicherheit bringen; doch der ritterliche Held rief: „Davor sei Gott! Es ist so mancher Biedermann für mich in den Tod gegangen, ich will ehrlich mit Euch sterben!" Noch einmal flatterte das blutigrothe Banner ob den Streitenden in des Fürsten Rechten; da sank auch er schwer verwundet in den Staub. Verzweifelnd warf sich Martin Malterer, welcher das Banner von Freiburg im Breisgau trug, auf seinen Herrn, ihn mit dem eigenen Leibe zu schützen und zu decken. Er wurde erschlagen, und als Herzog Leopold sich unter der Leiche emporringen wollte, wurde er von einem Schwyzer, obwohl er sich zu erkennen gab, mit dem Dolche erstochen.

Kaum war der Tod Leopolds bekannt, so riefen die Edlen: „die Hengste her! die Hengste!" Aber die Diener, als sie die unglückliche Wendung des Kampfes bemerkten, hatten sie bestiegen und waren davon geritten. Wer nun nicht fliehen konnte, fiel unter den Streichen der Eidgenossen. Sechshundert sechsundfünfzig Grafen, Herren und Ritter waren erschlagen, darunter der übermüthige Ochsenstein und der von Hasenburg, dessen er gespottet. So groß war die Niederlage der Herren, daß man im Lande sagte: „Gott sei zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren vom Adel." Außer ihnen waren auch viele vom Fußvolke gefallen, so daß Oesterreich im Ganzen 2000 Mann verloren hat. Mit besonderer Tapferkeit hatten die aargauischen und thurgauischen Städte gekämpft. Der Schultheiß Nikolaus Thut

von Zofingen lag todt unter zwölf Mitbürgern. Als er seinen Tod nahe fühlte, zerriß er seiner Stadt Banner und stieß die Stücke in den Mund, auf daß es nicht in die Hände der Eidgenossen falle. So starb er, und als man seine Leiche in Zofingen zur Beerdigung rüstete, fand man das Banner. Seitdem ließen die Zofinger ihre Schultheiße schwören, der Stadt Banner so zu schützen, wie Nikolaus Thut.

Die Sieger dankten Gott, daß er sie so wunderbar aus großer Noth gerettet, blieben drei Tage auf der Wahlstatt und sandten nach allen Seiten hin die Freudenbotschaft von ihrem Siege. Leopold wurde mit Vielen seiner Getreuen in Königsfelden bestattet; die Eidgenossen, welche 200 Todte zählten, begruben die Ihrigen in der Heimat; die übrigen Todten wurden zusammen in große Gruben gelegt. Groß war der Eidgenossen Beute an Bannern und Waffen aller Art, und zum Andenken an den Sieg ließ Luzern auf dem Schlachtfelde von Sempach eine Kapelle erbauen, in welcher noch heute jährlich der glorreiche Sieg festlich gefeiert wird.

Das war die Schlacht von Sempach, in welcher Arnold Struthan von Winkelried sich den unsterblichen Namen erworben hat, der länger dauern wird, als unser Volk und Vaterland. —

Wesen.

Kurz nach der Schlacht von Sempach hatten die Eidgenossen das österreichische Städtchen Wesen am untern Ende des Wallenstadter Sees eingenommen und blieben einstweilen im Besitze desselben, als der Sohn des bei Sempach erschlagenen Herzogs, Leopold IV., mit den Eidgenossen Frieden schloß. Das Städtchen wurde von den Siegern mit Milde behandelt und allen Anhängern Oesterreichs, welche es vorzogen auszuwandern, freier Abzug gestattet. Trotzdem waren aber die Bürger von Wesen den neuen Herren abgeneigt und suchten das Städtchen wieder unter die alte Herrschaft zu bringen. Sie traten mit den herzoglichen Dienstleuten der Umgegend in ein heimliches Einverständniß, ihnen die Stadt wieder zu überliefern, zuvor aber den Vogt und Hauptmann der Eidgenossen zu Wesen, Konrad von der Au aus

Uri, sammt der eidgenössischen Besatzung zu ermorden. Rings um Wesen in den österreichischen Gegenden fing man an zu rüsten, ja man führte mehrere Angriffe auf das Städtchen aus, nachdem man heimlich in Fässern und verkleidet viele Söldner hereingebracht hatte, die sich in den Häusern und Kellern verborgen hielten. Konrad von der Au und die treulosen Wesener berichteten die Vorfälle nach Glarus mit der Bitte um Verstärkung zum Schutze des bedrohten Städtchens. Die Glarner sandten fünfzig Mann und ließen sagen, daß sie bald mit ihrer ganzen Macht nachkommen wollten. Sogleich berief Konrad von der Au die Bürger zusammen und forderte sie auf zur Wachsamkeit und Treue; und die Falschen gelobten, was der wackere Hauptmann verlangte. Acht Eidgenossen wurden dann am 21. Hornung 1388 in der Nacht mit mehreren Bürgern an jedes Thor verordnet. Aber in der gleichen Nacht sammelten sich vor den Thoren sechstausend Mann österreichisches Kriegsvolk. Im Finstern wurden sie von den Wesenern und den eingebrachten Söldnern bewaffnet in den Häusern erwartet. Plötzlich wurden in allen Häusern auf ein gegebenes Zeichen Lichter angezündet, die eidgenössischen Wächter an den Thoren gemordet, die Brücken niedergelassen und die Thore dem außen harrenden Feinde geöffnet. Mit Siegesgeschrei drangen die Oesterreicher in die Stadt und wurden mit lautem Jubel von den verrätherischen Bürgern empfangen. Konrad von der Au, Heinrich Tschudi, der Bannermeister von Glarus, und fünfunddreißig Eidgenossen wurden theils in den Betten, theils halbgerüstet, jämmerlich ermordet, zweiundzwanzig Glarner und zwei aus Uri warfen sich von der Mauer in den See und retteten sich. — Als sie an's Land stiegen, begegneten sie dem Banner von Glarus, welches zu ihrem Schutze herbeikam. Durch die Trauerbotschaft bestürzt, kehrten die Glarner um, und schweren Angriff besorgend, besetzten sie die Schanzen an den Grenzen ihres Landes. Auch die Eidgenossen waren zur Hülfe bereit, sie mußten aber wegen Mangel an Speise bald wieder aus dem Felde ziehen und die Glarner sich selbst überlassen. Diese standen tausend Mann stark bei ihren Landwehren; ihnen gegenüber tausend Mann in Wesen und anderthalb tausend zu Schennis. Drei Wochen standen die Glarner unerschütterlich fest bei ihren Landmarken, und tagtäglich hörten sie von neuen Verstärkungen des Feindes. Sie schickten Boten an ihre Eidgenossen in den Waldstätten und baten dringend um Hülfe; allein die Bergpässe waren so verschneit, daß an

einen Zuzug nicht zu denken war; von fremder Hülfe hatten sie nur die zwei Urner, welche sich aus Wesen gerettet hatten. Da glaubten sie, am besten zu thun, wenn sie den ungleichen Streit auf gütlichem Wege beizulegen suchten, und baten um einen billigen Frieden. Als man aber verlangte, daß sie den Bund mit den Eidgenossen abthun und sich auf Gnade und Ungnade an das Haus Oesterreich ergeben sollten; da beschloß das wackere Volk, Gut und Blut an seinen Bund und seine Freiheit zu setzen.

Die Schlacht bei Näfels.

Noch ehe die Berge offen waren, hatten sich die Feinde bis auf 15000 Mann verstärkt; während die Glarner, welche zum großen Theil von ihren häuslichen Geschäften heimgerufen worden waren, nur mit zweihundert Mann unter Anführung des Mathias am Büel die Letzimauer hüteten, welche bei Näfels das Thal verschloß. Am 9. April früh am Tage setzte sich die feindliche Macht in Bewegung; das Hauptheer sollte die Schanze von vorn angreifen, während Graf Johann von Werdenberg dieselbe über den Berg Kirenzen umgehen sollte. Kaum sah am Büel den Feind, so ließ er den Landsturm ergehen, und es kamen herbei die Männer von Mollis und Glarus, dreihundert an der Zahl. Mit ihnen leistete er lange trefflichen Widerstand; endlich nach großem Verluste mußte er sich zurück ziehen; er hatte jedoch den Glarnern Zeit verschafft, daß sie sich sammeln konnten. Die Schanze ward durchbrochen, und die Oesterreicher ergossen sich mit unaufhaltbarer Gewalt in das Land. Näfels stand bald in lichten Flammen; schauerlich heulten die Sturmglocken, die das Volk zu den Waffen riefen. Die Feinde trennten sich und zogen plündernd durch das Thal, ganze Heerden Viehes vor sich hertreibend. Dadurch bekam am Büel Zeit, nicht nur die Seinen in guter Stellung am Rautiberge zu sammeln, sondern auch die Verstärkungen an sich zu ziehen, welche aus jedem Dorfe durch den herumstreifenden Feind herbei eilten, für des Vaterlandes Freiheit zu streiten. Wer das Schwert zu führen oder die Keule zu schwingen vermochte, stand um des Landes Banner am

Rautiberge. Diese Schaar gewahrend, sammelten sich auch die österreichischen Ritter unter ihren Führern und rüsteten sich zum entscheidenden Angriffe. Da rief der Landammann Vogel, der das Glarner Banner trug, den Seinen zu: „Betet Glarner! Gott ist allmächtig und barmherzig! Er beschirmet Wittwen und Waisen; er vermag Todte wieder zu erwecken, er wird auch uns beistehen!" Die Glarner beteten. — Dann stürmte, hoch zu Pferd, der Feind heran. Er wurde mit einem fürchterlichen Steinhagel empfangen, der eine solche Verwirrung unter die Rosse brachte, daß die Angreifer zurückweichen mußten. Die Glarner gedachten die Verwirrung zu benutzen und fielen vom Berge herab; aber als sie in die Ebene kamen, wurden sie wieder in ihre vorige Stellung zurückgetrieben. Doch der Kampf entbrannte aufs Neue mit gleichem Muthe und gleichem Erfolge, und so stieg die Wagschale des Sieges auf und nieder, bis endlich beim eilften Angriffe, den die Glarner ausführten, dreißig herbeieilende Schwyzer ein solches Kriegsgeschrei erhoben, daß die Oesterreicher wähnten, es müsse ein ganzes Heer im Anzuge sein. Das entschied. Grauen erfaßte den Adel und seine Schaaren; die Flucht begann und die Glarner folgten stürmend nach, einem schrecklichen Ungewitter gleich. So ging's bis zum Flusse Linth, wo noch viele den Tod fanden; dann weiter in dicht gedrängten Haufen über die Brücke von Wesen, welche unter der Last der Fliehenden brach, daß abermals eine große Zahl im See ertrank. — Als der Graf von Werdenberg das Unglück der Seinen vernahm, setzte er seinen Weg nicht weiter fort, sondern wandte sich und floh.

Die Glarner hatten gesiegt; einundfünfzig der Ihrigen, die zwei Urner und zwei von Schwyz lagen todt auf dem Schlachtfelde; etwa hundert waren verwundet. Ungleich größer war der Verlust der Feinde; bei zweitausend Leichen mußten begraben werden; darunter drei Landenberge, vierzig von Frauenfeld, achtzig von Winterthur und vierhundert Toggenburger. Die Sieger hatten eilf Hauptbanner, achtzehnhundert Harnische, viele Pferde und noch anderes Gut erbeutet. Sie knieten auf der Wahlstatt nieder und dankten Gott und den Schutzheiligen Fridolin und Hilarius für den errungenen Sieg. Zwei Tage nach der Schlacht zogen sie nach Wesen, die verrätherischen Bürger zu strafen; doch diese hatten ihre Stadt den Flammen preisgegeben und waren davon geflohen.

Zum Andenken an diesen ruhmvollen Sieg stifteten die Glarner eine jährliche Festfeier, welche bis auf den heutigen Tag je am ersten Donnerstag im April zu Näfels begangen wird. Dem versammelten Volke wird dabei die Geschichte des Kampfes vorgelesen; es werden ihm die Namen der gefallenen Helden mitgetheilt als ruhmwürdige Vorbilder.

Mit der Schlacht von Näfels war der Krieg mit Oesterreich keineswegs zu Ende, er verwandelte sich vielmehr in eine Menge von Streifzügen, auf welche die Eidgenossen manches schöne Besitzthum der Herzoge eroberten; so daß diese sich 1389 zum Abschlusse eines Friedens genöthigt sahen, der den Eidgenossen alle gemachten Eroberungen zusicherte und ihre Bünde mit Glarus und Zug anerkannte. Dieser Friede, anfangs nur auf sieben Jahre abgeschlossen, wurde 1394 auf zwanzig, 1412 auf fünfzig Jahre verlängert.

Appenzell.

Das Land, welches heutzutage Appenzell heißt, bestand ehemals aus sechs von einander getrennten Bestandtheilen. Hier lagen die vier Reichsländchen Appenzell, Urnäschen, Teufen und Hundweil, Gais und die Umgegend von Trogen, und endlich die Gegend um Herisau, welche wieder ein eigenes Gebiet bildete. Seinen Namen trägt das Land von einer Kirche, welche ein Abt von St. Gallen im Lande erbauen ließ und die man Abtszelle (abbatis cella) nannte. Im neunten Jahrhunderte schon erhielten die Aebte von St. Gallen Besitzungen und Rechte in diesen Ländchen, welche sie im Laufe der Zeit immer mehr erweiterten. Anfangs bestanden dieselben nur in der Erhebung gewisser Abgaben und Dienste, welche nach und nach immer drückender wurden, je mehr das Kloster durch Verschwendung und langwierige Kriege verarmte. Daher entstanden schon vor Rudolfs von Habsburg Zeiten Zwiste, indem die Bergleute die ungewohnten Lasten abzuwälzen suchten. Es kam zu einer Verbindung der Bewohner der genannten Ländchen mit der Stadt St. Gallen, welche zum Kloster etwa im gleichen Verhältnisse stand. Die Ursachen, welche diese Unzufriedenheit hervorge-

bracht hatten, hörten nicht nur nicht auf, sondern sie wurden immer drückender, da die Aebte sowohl die einmal erworbenen Rechte immer strenger übten, als auch neue zu erwerben suchten, wirklich erwarben und dieselben mit gleicher Strenge und Härte durchführten. Um so begründeter aber wurde der Widerstand der Landleute, da die Aebte sogar die ehemaligen freien Männer, immer und mehr als Hörige zu betrachten anfingen. Besonders hart lag der Druck auf dem Ländchen, als Georg von Wildenstein Abt in St. Gallen war. Der vermehrte Druck erzeugte jedoch einen solchen Widerstand, daß ihnen Abt Georg erlauben mußte, mit den benachbarten Reichsstädten einen Bund zu schließen, durch welchen sie sich zwar zu Allem verstanden, was der Abt zu fordern berechtigt sei, dagegen auch Alles verweigerten, was über seinen Rechten lag. Durch die Reichsstädte erhielten dann auch die Bergleute, welche nun von der inneren Kirche Appenzeller genannt wurden, eine eigene Landesobrigkeit von dreizehn Räthen, welche sie selbst wählten, und zudem das Recht, Bündnisse zu schließen. Kaum war Abt Georg gestorben, und Kuno von Stoffeln zur Abtswürde gelangt, so änderten sich auch die Verhältnisse des Ländchens. Dieser Abt wollte nämlich den verfallenen Glanz des Klosters St. Gallen wieder herstellen, die großen Schulden desselben bezahlen und wo möglich, seine Herrschaft noch weiter ausdehnen. So brachte er das ganze Ländchen Appenzell, von welchem bisher einzelne Theile unter andern Herren gestanden und besondere Pflichten unmittelbar an das Reich zu erfüllen hatten, ganz in seine Hand. Er vergaß über seinen Absichten ganz der alten Rechte der einzelnen Ländchen und herrschte als strenger Herr durch seine Vögte über die unzufriedenen Appenzeller. Je härter der Druck wurde, je mehr Steuern erhoben wurden, desto häufiger hielten sich die Appenzeller das Verfahren der Eidgenossen im Gebirge vor, wie sie, durch Eintracht zusammengehalten, sich und ihre Nachkommen von schwerem Joche befreit hatten. Und als noch die Schlachten von Sempach und Näfels von den Eidgenossen siegreich geschlagen worden waren; da schien es den Appenzellern eine manneswürdige That, Alles daran zu setzen, um die Freiheit zu erlangen. Sie wollten sich daher mit den Eidgenossen verbinden, um mit ihrer Hülfe an das gewünschte Ziel zu gelangen; aber von allen schloß nur Schwyz ein Bündniß mit ihnen. Dem sich in Appenzell regenden Geiste entgegen zu treten, schloß sich Abt Kuno an Oesterreich an;

denn er hoffte, durch dieses mächtige Herrscherhaus unterstützt, seine Länder nach Willen beherrschen zu können. Im Vertrauen auf diesen Schutz wurden nun die Gefälle des Abtes von seinen Vögten überall mit noch größerer Strenge eingetrieben. So geschah es, als einst eine arme appenzellische Familie ihrem verstorbenen Vater das schönste Kleid ins Grab mitgegeben hatte, daß der Vogt von Appenzell, nicht zufrieden mit dem besten Stücke aus der Verlassenschaft des Verstorbenen, welches er nach dem Brauche des Todfalls zu nehmen berechtigt war, denselben wieder ausgraben ließ, um ihm noch das Kleid zu nehmen. Der Obervogt von Schwendi legte auf Milch, Butter und Käse, die vorzüglichsten Produkte des Landes, einen ungewohnten Zoll und hielt zwei große Hunde, welche er auf Jeden hetzte, der den Zoll zu umgehen suchte. Solcher Dinge überdrüssig, vertrieben die Appenzeller die Amtleute des Abtes und schlossen, nachdem sie sich unter einander noch enger verbündet, einen Bund mit der Stadt St. Gallen. Im Vertrauen auf diesen Bund fingen die Appenzeller nun an zu fischen und zu jagen, wo es ihnen gefiel. Da fing der Probst von Bußnang mit Hülfe einiger Edelleute und seiner Hunde einmal einen Mann, gerade als er jagte, und ließ ihn prügeln. Der Gestrafte hatte kaum seine Freiheit erlangt, so eilte er nach Gossau an die Sturmglocke. Alles Volk, das im Bunde war, strömte herbei. Das Schloß des Abtes, Helfenberg, wurde gebrochen, ein anderes, Clanx belagert. In solcher Lage rief der Abt die Reichsstädte zur Vermittelung auf; diese aber entschieden zu Gunsten des Abtes, so daß an keine friedliche Ausgleichung des Streites zu denken war. Im Gegentheil geschahen Thätlichkeiten, welche die Erbitterung auf beiden Seiten immer mehr steigerten. Zu dem Abte hatte sich der thurgauische Adel gesellt, welcher an den Appenzellern schwere Grausamkeiten verübte, die ihm jedoch in gleichem Maße vergolten wurden. Ein Domprobst, wahrscheinlich von Konstanz, war von einem gewissen Hans von Herti beleidiget worden; um sich zu rächen, ließ er dessen Haus anzünden und alle Bewohner des Hauses, mit Ausnahme der Frau, welche sich noch zeitig retten konnte, verbrannten elendiglich. Abermals fand eine Vertreibung von Amtleuten des Abtes und die Zerstörung einiger Schlösser statt, so daß der Bruch der Appenzeller mit Abt Kuno immer weiter wurde. Jedoch wurde noch einmal eine friedliche Vermittelung von den Städten um den Bodensee versucht,

doch vergebens; die Appenzeller verwarfen abermals den erfolgten Spruch, welchen die Stadt St. Gallen annahm und nach welchem sie sich von den Appenzellern trennte. Der Abt beschloß nun, mit Hülfe der ihm gewogenen Städte, durch Waffengewalt die Widerspenstigen zu bezwingen. Diese wandten sich an ihre Bundesgenossen, die Schwyzer, die ihnen einen Landammann in der Person Werner Amsels und einen Hauptmann Löri schickten; jener sollte die Regierung des Landes einrichten, dieser Anführer im Kriege sein. Ueberdieß gaben sie ihrem Lande eine neue Eintheilung in Rooden; Schwendi, Lehn, Rüti, Schlatt, Wies und Gonten wurden die sechs inneren, Huntweil, Urnäsch, Trogen, Teufen und Gais die äußeren Rooden genannt. Ueber jede Rood wurde ein Vorsteher gesetzt, welcher den Titel „Hauptmann" erhielt.

Aus dieser Zeit erzählt eine Volkssage folgendes:

In Schwendi, eine Stunde hinter Appenzell, war ein Schloß, zu dieser Zeit von einem Edelmann bewohnt, welcher oft vor seinem Thurme saß. An demselben ging häufig ein Knabe vorbei, Molken in den Alpen zu holen. Der Knabe, welcher noch sieben Geschwister hatte, wohnte in geringer Entfernung vom Schlosse, im Rachentobel; hier trieb sein Vater als Müller und Bäcker sein Handwerk. Als nun der Knabe einst so vorbeiging, fragte ihn der Edelmann, was Vater und Mutter machten? „Der Vater backt ehegegessenes Brod", erwiederte der Knabe, „und die Mutter macht bös auf bös". Der Edelmann fragte neugierig, was die räthselhafte Rede zu bedeuten habe, und der Knabe sagte, daß der Vater das Mehl, welches er verbacken, noch nicht bezahlt habe, und daß die Mutter ein zerrissenes Kleidungsstück mit alten Lappen flicke. Auf die Frage, warum sie das thuen, antwortete der Knabe; „Eben darum, weil Du uns alles Geld vorweg nimmst." Da erzürnte der Edelmann und drohte ihm die Hunde anzuhetzen. — Der Knabe erzählte den Vorfall zu Hause und der Vater rieth ihm, künftig das leere Milchfaß mit dem Deckel abwärts zu tragen und eine Katze in dasselbe zu sperren. Als nun der Knabe, so gerüstet, wieder beim Schlosse vorbei kam, fragte ihn der Edelmann: „Nun, Du Witznase, kannst Du mir sagen, ob eine Elster mehr weiße, als schwarze Federn hat?

Der Knabe: Mehr schwarze.

Der Edelmann: Warum?

Knabe: Weil die Teufel mehr mit den Zwingherrn zu thun haben, als die Engel.

Der Edelmann ließ nun seine Hunde los, der Knabe seine Katze. Die Hunde eilten dieser nach, der Knabe entsprang lachend nach dem Tobel, wo ihn der Edelmann mit seinem Spieße einholte und erstach. Voll Rache rief der Vater alles Volk zusammen. Der Edelmann floh; aber noch hatte er nicht die Spitze der Fähnern, eines nahen Berges, erreicht, als er die Flamme aus seinem Schlosse emporlodern sah.

Die Schlacht von Vögelisеck.

Von St. Gallen ins Land Appenzell führt eine Straße über Vögelisеck, eine Höhe, von welcher aus man sowohl die weite Fläche des Bodensee's und die fruchtbaren Gefilde des Thurgau's überblickt, als auch den Thalkessel überschaut, in welchem die Ortschaften Speicher, Trogen, Wald und Rehtobel liegen. In der Zeit, von welcher hier die Rede ist, war der größte Theil des Berges mit dichtem Walde bedeckt, durch welchen ein Hohlweg führte, tief und schmal, so daß der Reiter mit seinem Haupte nicht über die Ränder desselben hervorragte und kaum zwei Pferde neben einander gehen konnten. In dieser Gegend hatten die Appenzeller ihren ersten Kampf für ihre junge Freiheit zu bestehen. Der Abt hatte nämlich von den Reichsstädten am Bodensee, von Constanz, Ueberlingen, Ravensburg, Lindau, Wangen, Buchhorn und Arbon, Hülfsvölker erhalten, denen sich noch die Bürger von St. Gallen anschlossen, und stand gerüstet mit den Waffen zu erzwingen, was er in gütlicher Uebereinkunft vergeblich angestrebt hatte. Er schickte nochmals zu den Männern von Appenzell einen Boten, sie zu ermahnen, daß sie von ihren Bündnissen, besonders von dem mit Schwyz abstehen sollten, sonst werde man sie mit Gottes Hülfe zurecht weisen. Die Appenzeller aber antworteten getrosten Muthes: „Wir bleiben bei unsern Bünden; wir trauen auf Gott und unsere gerechte Sache; wer uns Leid zufügen will, mag kommen, wann er will, wir wollen ihn erwarten.“

Das Heer des Abtes belief sich auf beinahe fünftausend Mann; es war aber nicht von dem besten Geiste beseelt, denn den Hülfsvölkern der Städte war die Sache des Abtes höchst gleichgültig, und die St. Galler kämpften ungern gegen ihre ehemaligen Bundesgenossen. Die Mannschaft der Appenzeller bestand aus dreihundert Schwyzern, welche ihnen unter Arnold und Hektor Reding zu Hülfe kamen, aus zweihundert Glarnern und eben so vielen Appenzellern. Diese geringe Macht wollte den Kampf mit fünftausend Mann aufnehmen. Die Hülfstruppen verlangten, zu den schon errungenen Siegen einen neuen hinzuzufügen, die Appenzeller wollten frei werden oder ruhmvoll untergehen.

Am 15. Mai 1403 zog die Macht des Abtes früh Morgens aus St. Gallen. Voran zogen zweihundert Zimmerleute mit Aexten; ihnen folgten die Schützen zu Pferde, dann die übrige Reiterei, hinter welcher das Fußvolk ungeordnet einherzog. Die Appenzeller hatten an ihrer Grenze nach der Sitte der damaligen Zeit eine Schanze (Letze) aufgeworfen, vor welcher sich ein Graben dahin zog. Hinter derselben lagen die meisten ihrer Leute. Die Schwyzer und Glarner waren im Walde außerhalb der Schanze verborgen, ebenso weiter oben ein Haufe von achtzig Appenzellern unter ihrem Anführer Härsch von Teufen.

Die Feinde rückten ungehindert heran; die Reiterei kam in dem Hohlwege bis zur Letze, welche die Zimmerleute nun zu öffnen suchten. Während die Reiterei so im Hohlwege zusammengedrängt aufgehalten wurde, griffen die Schwyzer und Glarner in ihrem Rücken das Fußvolk an und weiter oben hieben die Appenzeller den unbeweglichen Reitern von beiden Rändern des Hohlweges auf die Köpfe. Plötzlich rollten von einer nahen Höhe gewaltige Steine in die Reihen der Feinde; hinter der Schanze entfaltete sich die ganze Macht der Appenzeller und drohte furchtbaren Angriff. Da drängten die Reiter, welche sich nicht wehren konnten, rückwärts und riefen: „Zurück! Zurück!", um sich auf freiem Felde aufzustellen. Einige Appenzeller mischten sich unter das feindliche Fußvolk und riefen: „Fliehet, fliehet!" — Jeder wollte sich nun retten, denn furchtbar drangen die Schwyzer und Glarner von den Seiten ein. In unordentlicher Flucht stob Alles davon, von den Appenzellern bis in die Nähe der Stadt verfolgt; weiter getrauten sie sich nicht, um den Sieg nicht zu verlieren, wenn die Reiter in der Ebene sich wieder stellen würden.

Wenigstens zweihundert und fünfzig Feinde lagen todt, darunter die beiden Bürgermeister von St. Gallen und mancher tapfere Ritter; schwerer Verlust traf die Bürgerschaften der einzelnen Städte. — Zwei Appenzeller fanden auf der Wahlstatt einen Bürger von St. Gallen, Hartmann Ringgli, welcher verwundet, aber noch am Leben war. Da sie ihn als einen früheren Freund erkannten, verbanden sie ihn und brachten ihn in die Nähe der Stadt, denn der Wunde wollte seine Gattin noch einmal sehen. Die arme Frau empfing ihn mit Freude; aber die Freude war kurz, denn am folgenden Tag verschied ihr Mann an seinen Wunden; die Wittwe aber lohnte die Menschlichkeit jener Appenzeller lebenslänglich mit Gastfreundschaft.

Nach erfochtenem Siege zogen die Appenzeller auf die Wahlstatt, sanken auf die Knie, „weil sie von Gott gewürdigt worden, die allererste Schlacht für ihr Vaterland fast ohne Verlust glorreich zu vollbringen.“

Die Schlacht am Stoß.

Die Städte hatten mit den Appenzellern Frieden geschlossen; doch war der Streit gegen den Abt und den Adel im Thurgau noch nicht beendigt. Zahlreiche Streifzüge in den Thurgau, Plünderung und Zerstörung seiner Besitzungen zwangen den Adel und den Abt, bei den Herzogen von Oesterreich Hülfe zu suchen. Nur ungern und einzig in der Hoffnung, neue Eroberungen zu machen und die Kastvogtei über das reiche Kloster St. Gallen seinem Hause zu erwerben, gewährte Herzog Friedrich die verlangte Hülfe. So geschah es, daß Oesterreich gegen die Appenzeller und ihre Bundesgenossen zu Felde zog. Da aber die Schwyzer mit Oesterreich im Frieden waren und denselben nicht brechen wollten, verließen sie ihre bisherigen Bundesgenossen, nachdem sie denselben den Rath gegeben hatten, den Grafen Rudolf von Werdenberg zum Hauptmanne zu wählen. Dieser war trotz der vielen Dienste, welche sein Haus den Herzogen von Oesterreich geleistet hatte, von Herzog Friedrich vor Kurzem seiner Besitzungen beraubt worden, und sehnte sich nach Gelegenheit, sich dafür zu rächen. Er

war überdieß ein kriegskundiger Mann, dessen die Appenzeller um so eher bedurften, da sie zwar wackere Streiter, aber keinen Anführer besaßen. Der Graf kam in ihr Land, legte die Ritterzeichen und die Pracht seines Standes ab, kleidete sich nach ihrer Weise und gewann ihr volles Zutrauen, so daß sie ihn zum Feldhauptmanne nahmen. Auch trat die Stadt St. Gallen wieder in ein Bündniß mit ihnen zu gegenseitigem Schutze. Werdenberg traf nun seine Anordnungen, um auf alle Fälle gerüstet zu sein; er ließ alle Zugänge des Landes von Goßau bis Gais durch Letzinen verrammeln und hinter denselben große Vorräthe von Steinen aufhäufen.

Herzog Friedrich hatte seine Macht in Arbon zusammen gezogen und theilte sie hier in zwei Theile; der eine, größere Theil sollte St. Gallen angreifen, während der andere über Wolfhalden ins Ländchen einbrechen sollte. Kaum hatten die Oesterreicher die Schanze, welche den Eingang bei Wolfhalden verschloß, durchbrochen, so wurden sie mit großem Ungestüme angegriffen und mit großem Verluste zurückgeschlagen. Auch die Schaar, welche gegen St. Gallen geschickt war, fand es gerathen, die wohl besetzte Stadt nicht anzugreifen; sie zog sich zurück und wurde am Hauptlisberge von nachjagenden St. Gallern stark geschädigt. Zwei Tage später jedoch hatte Herzog Friedrich die Theile des zersprengten Heeres in Altstätten vereinigt, um die erlittenen Verluste zu rächen und die Landleute von Appenzell zu unterjochen. Er hoffte durch einen plötzlichen Ueberfall seinen Zweck am sichersten erreichen zu können. An einem regnerischen Tage, wo die Appenzeller nach seiner Meinnung keinen Angriff vermutheten, zog er mit dreitausend Mann den Berg hinauf, um über den Stoß Appenzell zu überfallen. Graf Rudolf war aber auf allen Punkten wachsam; er hütete seine Schanze mit vierhundert Mann, Alle entschlossen, für die Freiheit zu sterben, ihr Leben aber theuer zu verkaufen. Das Regenwetter hatte den Rasen schlüpfrig gemacht und auf ihres Hauptmanns Rath gingen alle Appenzeller barfuß, um fester auftreten zu können. Ruhig erwarteten sie den Feind, welcher mühsam bergan klomm, die Spieße als Bergstöcke gebrauchend. Ungehindert ließen sie ihn die Letze durchbrechen und einen Theil eindringen; da auf einmal rollten sie mit starkem Arme Steine in die feindlichen Reihen, welche dadurch in Unordnung geriethen; eine große Zahl glitt aus und fiel zu Boden. Als die Schützen mit ihren Armbrüsten die heranstür-

menden Appenzeller abhalten wollten, zeigte es sich, daß der Regen die Sehnen erschlafft hatte. So flohen die Oesterreicher bis zur Letze zurück, außerhalb welcher noch ihre Hauptmacht stand; denn sie hatten nur eine schmale Oeffnung durchgebrochen. Hier wollten sie den Kampf erneuern; da zeigte sich plötzlich eine neue Schaar Appenzeller in weißen Hirtenhemden auf dem Sommersberge. Es waren die Weiber von Gais, welche helfen wollten, die Freiheit für ihre Kinder zu erfechten. Erschrocken über diesen neuen Feind, welcher ihnen in die Seite zu fallen drohete, flohen die Oesterreicher und wurden bis an die Mauern von Altstätten verfolgt, hinter welchen sie Schutz fanden. Neunhundert Feinde waren von den vierhundert Appenzellern erschlagen.

In dem Kampfe hat sich durch besondere Tapferkeit Uli Rotach von Appenzell ausgezeichnet. Von zwölf Feinden wurde er verfolgt, als er sich einzeln gegen den Hirschberg zurückzog. Hier stand eine kleine Hütte, an welche er sich mit dem Rücken lehnte. Tapfer kämpfte er gegen die zwölf, und schon hatte er fünf erschlagen, als die übrigen die Hütte in Brand steckten. Rotach stritt fort und starb unbesiegt in den Flammen.

Nach dem Siege zogen die Appenzeller auf das Schlachtfeld und sprachen: „Gott hat für uns mit seinem Regen gestritten; ihm sei Dank und Preis!" Eine Kapelle am Stoß verkündet noch heute den Nachkommen die rühmliche That der Väter.

Herzog Friedrich zog, den Krieg verwünschend, aus dem Lande, nachdem er den Grafen von Toggenburg wider Appenzell zum Hauptmanne gesetzt hatte.

Bregenz.

Die siegreichen Appenzeller begnügten sich nicht mehr, bloß ihre Grenzen zu schützen, sondern sie trugen ihre ruhmgekrönten Waffen in andere Länder, theils um ihre Dankbarkeit zu beweisen, theils um weitere Rache zu nehmen an ihren Feinden. Vor allen weitern Unternehmungen zogen sie ins Rheinthal und eroberten für ihren wackeren

Hauptmann sein väterliches Erbe wieder; dann ging es durch den Thurgau und endlich eroberten sie die österreichische untere March am Zürichsee, welche sie ihren Bundesgenossen von Schwyz schenkten. Sie überschritten den Rhein, drangen bis tief ins Tyrol an die Etsch vor und alles Volk unterwarf sich ihnen um so lieber, da sie erklärten, sie seien gekommen, den Ländern die Freiheit zu bringen. „Wir wollen Appenzeller sein!" erschallten tausend Stimmen vom Bodensee bis zur Etsch. Auch der Abt Kuno von St. Gallen erfuhr eine harte Demüthigung. Die Appenzeller zogen nämlich vor das Städtchen Wyl, wohin er sich mit seinen Mönchen geflüchtet hatte, und lagerten sich vor demselben. Nach fünf Tagen wurde Wyl eingenommen und Abt Kuno gezwungen, nach St. Gallen zurückzukehren. Mitten unter seinen Feinden ritt der Abt nach seinem Kloster zurück, von Kummer entstellt und niedergeschlagen; das Volk spottete: „Der Herr hat in Wyl nur saueren Erbselen-Trank getrunken, wir wollen ihm in St. Gallen Wein und Most geben." Auch Kyburg und Elgg hatten sich ergeben und die Adelsherrn, welche zu schwach waren, sich gegen die Appenzeller zu vertheidigen, schützten sich, indem sie sich in das Bürgerrecht von Zürich aufnehmen ließen. Auf gleiche Weise entging die österreichische Stadt Winterthur der Eroberung.

Durch das Gelingen ihrer Eroberungen muthiger gemacht, gedachten nun die Appenzeller, sich dieselben dauernd zu sichern; darum belagerten sie am 8. Wintermonat 1407 die Stadt Bregenz. Durch ganz Schwaben verbreitete sich das Gerücht, die Appenzeller würden allen Adel im Lande ausrotten, wenn es ihnen gelänge, Bregenz zu erobern. Daher schlossen die Edelleute einen Bund auf Leben und Tod gegen die trotzigen Männer von Appenzell. Ungeachtet der furchtbaren Kälte, welche so groß war, daß der Zürichsee zufror und die Reben verdarben, lagen die Bergleute schon einen Monat vor der Stadt im offnen Lager und brachten sie in schwere Noth. Da kam plötzlich das Gerücht, die Adelsherren von Schwaben bewaffneten sich, um Bregenz zu entsetzen. Der Appenzeller Hauptmann, Kupferschmid von Schwyz, sandte sogleich nach Appenzell um Hülfe, versäumte aber, die nöthige Wachsamkeit und Ordnung im Lager zu halten. Daher konnte ein Weib das Lager und ihre Zahl auskundschaften und den Feinden verrathen. Noch ehe der Appenzeller Hülfe anlangte, zogen in aller Stille achttausend Mann zu Wasser und zu Land gegen sie herbei. Es war so kalt, daß die Schiff-

leute das Eis mit den Rudern brechen mußten, bevor sie landen konnten, und daß sich die Mannschaft mit Pelz und Filz vor der Kälte schützen mußte. Von dichtem Nebel begünstigt, gelangten sie ganz nahe an die Appenzeller, welche zerstreut um die Stadt lagen. Ehe sie sich in Schlachtordnung stellen konnten, wurden sie angegriffen. Mit großem Verluste an Mannschaft und Belagerungszeug mußten sie sich zurückziehen; sie flohen an den Rhein und von da in ihr Land. Die edlen Herren verfolgten sie, und Beringer von Landenberg, welcher glaubte, die Zeit sei gekommen, Rache zu nehmen für Alles, was der Adel von den Appenzellern erduldet hatte, rief: „Wohlauf! laßt uns ihnen nachziehen und ihre Weiber und Kinder erschlagen, damit das ganze Geschlecht vertilgt sei, welches so viel Unheil über den Adel gebracht hat.“ Doch wegen der grimmigen Kälte und des hohen Schnee's wollte Niemand sich in ein Land wagen, in welchem schon drei Heere Tod und Verderben gefunden hatten.

Nach und nach verloren die Appenzeller alle ihre Eroberungen und gaben den Vorschlägen zum Frieden Gehör, welcher von einem Bündnisse mit sieben Orten der Eidgenossenschaft begleitet war (Bern ausgenommen). Doch noch einmal erhoben sie die Waffen, um den geschlossenen Frieden zu brechen und dem Kloster die schuldigen Abgaben zu verweigern. Durch diese Handlung zogen sie sich viele Feinde zu; selbst ihre neuen Bundesgenossen erklärten sich wider sie, wenn sie gerechte Forderungen nicht befriedigten. Der Papst that sie in den Bann. Da versammelte sich die Landgemeinde und der Landammann rief zu den Versammelten: „Welchem es wohl gefällt, daß wir nicht in dem Ding sind, der hebe die Hand auf!“ und es wurde beschlossen, daß sie nicht „in dem Dinge“ sein wollten. Nun fingen sie an, in der Umgegend ihres Landes gegen Alle zu wüthen, welche sie für Gebannte hielten. Da traten der Graf von Toggenburg und Herzog Friedrich von Oesterreich gegen sie auf, besiegten sie und nahmen ihnen ihre letzten Eroberungen ab; zudem wurden sie gezwungen, gegen den Abt ihre schuldigen Pflichten zu erfüllen. Später kauften sie sich davon los und erhielten so völlige Freiheit, welche Kaiser Sigismund ihnen auch bestätigte. Endlich im Jahre 1452 wurden sie von den sieben Orten in ein ewiges Bündniß aufgenommen, jedoch mit dem Bemerken, daß sie ohne die Einwilligung der Eidgenossen keinen Krieg anfangen dürften.

Das Concilium von Konstanz.

Die Eröffnung.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war die Christenheit bis tief in ihr Innerstes zerrissen: drei Päpste stritten gegen einander um den Stuhl Petri; Johannes Huß und Hieronymus von Prag predigten in Deutschland eine neue Lehre und die Geistlichkeit war in einen Zustand völliger Verwilderung herabgekommen. Die Religion bestand nur noch in der Beobachtung äußerer Formen. Sich vor den Bildern niederzuwerfen, die Reliquien der Heiligen zu küssen, geweihte Zettel oder Ringe als Schutz gegen alle Unglücksfälle bei sich zu tragen, darin bestand der ganze Gottesdienst. Alle wahrhaft Gläubigen begehrten laut die Zusammenberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung, welche eine Einigung der Kirche und eine Verbesserung des Glaubens ins Werk setzen sollte. Dieser Wunsch fand eine Menge Gegner; er wäre wahrscheinlich nicht in Erfüllung gegangen, wenn der Kaiser Sigismund, welcher gerne bei einer solchen Versammlung den Vorsitz geführt hätte, denselben nicht aus aller Kraft unterstützt hätte. Von den drei Päpsten fürchtete Jeder, die Macht zu verlieren, welche er an sich gerissen hatte; und die übrigen Geistlichen widersetzten sich, weil sie nicht gerne ihren Lebenswandel und ihre Handlungsweise näher untersuchen lassen wollten. Vorwürfe, die ihnen allgemein gemacht wurden, waren, daß sie unwissend, geizig, ehrsüchtig, gewaltthätig seien, daß sie sich dem Spiele und dem Trunke ergeben hätten und jeder Unsittlichkeit fröhnten. Ja man war schon so an das unsittliche Leben der Geistlichkeit gewöhnt, daß man darüber lachte, und daß Künstler und Schriftsteller sie zum Gegenstande des beißendsten Spottes nahmen. Einer der drei Päpste, Johann XXIII. befand sich damals in einer peinlichen Lage. Er war aus Rom vertrieben worden und konnte auf des Kaisers Hülfe zur Wiedergewinnung der verlornen Stadt nur unter der Bedingung hoffen, daß er die gewünschte Kirchenversammlung nach Konstanz zusammenberufe und selbst auf derselben erscheine. Er sah wohl ein, daß man ihn der päpstlichen Würde berauben wolle, um die Einheit in der Kirche herzustellen, und daß, da Konstanz auf dem Boden des Reiches liege, er sich dem Kaiser auf Gnade und Un-

gnade in die Hände liefere; er war das Lamm, welches, um dem Wolfe zu entrinnen, seine Zuflucht zur Höhle des Löwen nimmt. Johann und der Kaiser kamen zur Verabredung der Kirchenversammlung mehrmals in Lodi zusammen; endlich wurde sie beschlossen. Der Papst schien zu befehlen und Sigismund schien sich diesem Befehle als gehorsamer Sohn der Kirche zu unterziehen, während in Wahrheit dieß umgekehrt der Fall war. Nach glücklich beendigtem Geschäfte kehrte der Kaiser nach Deutschland zurück, indem er seinen Weg durch die Schweiz nahm, wo er in Bern festlich empfangen wurde.

Indessen rückte der Zeitpunkt heran, wo die Kirchenversammlung eröffnet werden sollte. Tagtäglich sah man eine beträchtliche Anzahl Fremder von allen Nationen, von allen Ständen hin nach Konstanz strömen: Geistliche, Kaufleute, Edle und Ritter. Die Einen gingen hin aus bloßer Neugierde oder um sich zu ergötzen, Andere aus Aberglauben, die größte Zahl getrieben von Stolz und Ehrgeiz. Für die Letzteren war Konstanz der Schauplatz geworden, wo der Reiche seine Pracht, der Redner seine Beredtsamkeit, der Ritter seine Geschicklichkeit im Turnieren glänzen lassen konnte. So geschah es dann, daß in Konstanz achtzehntausend Geistliche, neun und zwanzig Kardinäle, hundert und sechszig Bischöfe, die Gesandten von zwei Kaisern und vierzehn Königen, hundert Grafen, dreißig Herzoge und achtzig Barone zusammen kamen; zudem fanden sich noch eine Menge Handwerker aller Art ein; da waren zweihundert Schneider, siebenzig Schuhmacher, vier und vierzig Apotheker, fünf und siebenzig Zuckerbäcker, drei und achtzig Weinhändler und über tausend Schauspieler, Musikanten und Gaukler. Oft während der Dauer des Concils zählte man achtzig=, manchmal sogar mehr als hunderttausend Menschen in und um Konstanz. Alles ward in Bereitschaft gesetzt und der Kardinal von Brogny hatte den Auftrag, die gehörige Anordnung zur baldigen Eröffnung der Verhandlungen zu treffen. Man erwartete nur noch den Papst.

Johann reiste am 1. Weinmonat 1414 recht wider Willen von Bologna ab mit zahlreichem Gefolge, und führte eine große Menge Juwelen und Geld bei sich, in der Absicht, die Einen durch reiche Geschenke für sich zu gewinnen, Andere durch den Glanz seines Hofes zu blenden. Er war fest entschlossen, nur dann in Konstanz zu bleiben, wenn die Sachen einen für ihn günstigen Gang nähmen, und dachte darauf, sich schon unterwegs gute Freunde zu gewinnen, um nöthigen

Falls eine Zufluchtsstätte zu haben. Doch trotz aller noch so ängstlichen Maßregeln quälte ihn eine düstere Ahnung. Auf seiner Reise durch Tirol wurde er mit dem Wagen umgeworfen, und als die Leute seines Gefolges herbeieilten und ihn fragten, ob er sich wehe gethan, antwortete er: „Hier lieg' ich ins Teufels Namen; wär' ich in Bologna geblieben!“ Einige Tage später, als er von einem Hügel aus Konstanz erblickte, sagte er, auf dasselbe deutend: „Das sieht ja aus wie eine Grube, in der man Füchse fängt.“

Endlich erschien der von so vielen Völkern ersehnte Tag, wo das Haupt der Christenheit seinen feierlichen Einzug in Konstanz halten sollte. Alle Prälaten, alle Edeln, welche schon in der Stadt angekommen waren, gingen ihm entgegen, um ihm das Geleit zu geben; die Häuser waren festlich geschmückt und des Volkes zahlreiche Menge warf sich auf den Straßen auf die Kniee, als er nahete.

Voraus zogen die Kardinäle in langem Kleide, mit Mantel und rothem Hute. Hierauf folgte das heilige Sakrament, getragen von einem weißen Pferde, an dessen Hals ein silbernes Glöckchen hing; dann kam der heilige Vater unter einem goldenen Baldachin (Thronhimmel), den vier Räthe von Konstanz trugen; er ritt auf einem weißen Zelter, welchen zwei vornehme Grafen am Zügel führten; hinter ihm hielt ein Ritter hoch eine rothe Fahne empor, auf welcher ein Engel mit einem Kreuze zu sehen war. Den Schluß des Zuges bildeten die Edelleute und übrigen Geistlichen; man zählte über sechshundert Pferde.

Der Bürgermeister Heinrich von Ulm empfing den Papst an der Pforte des bischöflichen Palastes, welchen er während der Dauer des Concils bewohnen sollte, und bat ihn im Namen der Stadt, vierzig Eimer Malvasier und einen schönen silbernen Becher zum Geschenke anzunehmen. Als Gegengeschenk gab ihm der heilige Vater ein Kleid von schwarzer Seide und seinen Segen.

Am 5. Wintermonat früh Morgens wurden alle Glocken geläutet, um den Anfang des Concils zu verkünden, obgleich der Kaiser und die Abgeordneten der beiden andern Päpste noch nicht erschienen waren. Um sieben Uhr begab sich Johann in den Dom, begleitet von allen Cardinälen, und hielt daselbst die Messe des heiligen Geistes.

Dann trat der jüngste von den Cardinälen unter die Vorhalle der Kirche und rief mit lauter Stimme:

„Unser heiliger Vater, der Papst, verordnet unter Zustimmung

des Concils, daß die erste Sitzung Freitags den 16. Wintermonat statthaben wird."

Fünfzehn Cardinäle, zwei Patriarchen, dreiundzwanzig Erzbischöfe und eine große Zahl Prälaten, alle bedeckt mit weißen Infuln*) wohnten dieser ersten Sitzung bei; einem Jeden wurde von einem eigenen Zeremonienmeister je nach dem Range sein Platz angewiesen. Der Präsident, mit einer von Goldstickerei und Edelsteinen funkelnden Inful auf dem Haupte, saß mitten in dem Saale, umgeben von seinen Diakonen und Subdiakonen. Zehn Notare und vier Doktoren standen ihm zur Seite, um die Stimmen zu sammeln. Man begann mit der Absingung eines Liedes; dann fielen alle versammelten Väter auf die Kniee und beteten leise; auf ein gegebenes Zeichen erhoben sie sich wieder und der Präsident rief: „Komm heiliger Geist, hier sind wir versammelt, leite uns!" Bei diesen Worten stimmten die Diakonen, welche vor dem Altar standen, eine Litanei an, worauf alle Väter sangen: „Komm heiliger Geist" u. s. w.

Als der Gesang beendigt war, hielt der Papst eine höchst verwickelte Rede über den gegenwärtigen Zustand der Kirche, welche mit großer Andacht angehört wurde; dann hob er die Sitzung auf, nachdem er alle Väter dringlich ermahnt hatte, mit Anstand und Mäßigung an den Verhandlungen Theil zu nehmen, nicht in Leidenschaft oder zur unrechten Zeit zu sprechen, ja keinen Redner durch Spottreden, Lachen oder Stampfen mit den Füßen zu unterbrechen; alles bei Strafe der Wegweisung aus der Versammlung.

Johannes Huß war auch aufgefordert worden, sich auf das Concil nach Konstanz zu begeben. Er war auf schwere Strafe gefaßt, aber er war entschlossen, eher Alles zu dulden, als seine Ueberzeugung abzuschwören. Als er Prag verließ, übergab er seinen Freunden sein Testament und sein Glaubensbekenntniß; dann nahm er Abschied von ihnen, als ob er sie nimmer wiedersehen würde. Nach seiner Ankunft in Konstanz wollte Huß dem Papste den Geleitsbrief überreichen, welchen ihm der Kaiser gegeben habe; aber statt aller Antwort ließ ihn Johann in dem Hause eines Domherrn einsperren.

Drei Monate vergingen ohne eine einzige Sitzung; man beschäf-

*) Die Kopfbedeckung der Bischöfe und Aebte.

tigte sich während dieser langen Zeit in geheimen Versammlungen, gegen Huß enge sich zu verbinden.

Die Absetzung der Päpste.

Am Schlusse der Weihnacht zog Sigismund gegen vier Uhr Morgens, umgeben von glänzendem Gefolge, begleitet von seiner Gemahlin, in Konstanz ein. Er ruhete bis zum Aufgange der Sonne und begab sich alsdann in den Dom, wo der Papst ihn erwartete, um die Messe zu feiern. Johann ließ ihn zu seiner Rechten unter einen goldenen Baldachin sitzen, neben ihn setzte sich seine Gemahlin und zwischen ihnen der Graf von Cilly, den Reichsapfel in der Hand. Alle Augen richteten sich auf Sigismund; er war einer der schönsten Männer, ausgezeichnet durch seinen hohen Wuchs, durch seine majestätische Haltung, durch die Schönheit seiner Züge, seinen langen Bart und seine blonden Haare, die in natürlichen Locken bis auf seine Schultern herabwallten; auf seiner Stirne thronte Größe, welche ihm die Achtung von Jedermann verschaffte und welche verkündete, daß er berufen sei, zu herrschen.

Sobald Sigismund mit dem Papste allein war, beklagte er sich lebhaft über die Verletzung des sichern Geleites, welches er dem Huß gegeben hatte, und verlangte, daß der Gefangene sofort in Freiheit gesetzt werde. Aber Johann war der Meinung, die Beurtheilung und Verdammung eines Ketzers werde einen guten Eindruck zu seinen Gunsten machen, und deßhalb behielt er ihn im Gefängnisse. Er stellte dem Kaiser vor, man könne ihm nie vorwerfen, sein Wort gebrochen zu haben, da das Concilium, welches den Huß habe festnehmen lassen, über allen Mächten der Erde stehe, und dieselben alle ohne Widerspruch den Beschlüssen der hohen Versammlung sich unterziehen müßten; im Uebrigen habe er nicht einmal das Recht, einem Ketzer sicheres Geleit zu gestatten. — Von diesem Tage an war alles Mitleid gegen den unglücklichen Böhmen verschwunden. Sigismund, von Johanns Arglist eingeschläfert, überließ ihn seinen Henkern, die ihn in einen dunkeln feuchten Kerker warfen, wo er schwer erkrankte.

Trotz Allem dem nahm die Sache Johanns keine günstige Wendung; alle Väter des Concils verlangten einstimmig, er solle die päpstliche Würde niederlegen, so daß ihm kein anderer Ausweg blieb, als

die Sache in die Länge zu ziehen, indem er verschiedene Aeußerlichkeiten vorschlug, unter welchen die Abdankung stattfinden sollte. Am 2. März des folgenden Jahres dankte er öffentlich ab unter der Bedingung, daß die beiden übrigen Päpste das Gleiche thun würden.

Die Gewalt der Verhältnisse war es allein, welche Johann XXIII. diese Erklärung abnöthigen konnte; er beschloß nun, sich durch die Flucht den Folgen derselben zu entziehen, und der Herzog von Oesterreich, den er für sich zu gewinnen gewußt hatte, versprach ihm bei der Ausführung dieses Planes behülflich zu sein.

Um jeden Anschein, als wollte er entrinnen, zu entfernen, stellte sich Johann, als wäre er krank. Der Kaiser besuchte ihn im bischöflichen Palaste und fand ihn auf dem Bette. „Wie geht es unserm heiligen Vater?" fragte er ihn. — „Sehr schlecht", erwiederte Johann, „ich bin ganz gelähmt; die Luft von Konstanz sagt mir gar nicht zu." —

Einige Zeit später gab der Herzog Friedrich von Oesterreich ein prächtiges Turnier, zu welchem alles Volk aus der Stadt herbeilief. Johann, welcher aus dem Fenster den zur Flucht günstigen Augenblick ablauerte, sah plötzlich die Straßen leer, seine Wächter davongelaufen. Schnell warf er sich in die Kleider eines Reitknechtes, schwang sich auf ein unansehnliches Pferd und kam so in der groben grauen Jacke, eine Armbrust am Sattel, aus den Thoren von Konstanz. Er trabte nach Schaffhausen, wo ihm der Herzog eine Zufluchtsstätte angeboten hatte. Da er sich aber noch zu nahe bei dem Sitze des Concils befand, so zog er sich sammt dem Fürsten nach Neuburg am Rheine zurück, und Bestürzung herrschte in Konstanz, als man die Flucht des Papstes vernahm. Nur Sigismund freuete sich über den unbesonnenen Streich Friedrichs von Osterreich, der ihm einen erwünschten Vorwand gab, sich auf Kosten dieses mächtigen Herrscherhauses zu bereichern. Er erklärte den Herzog in die Reichsacht und nahm sogleich den Thurgau in Besitz. Den acht Orten der Eidgenossenschaft kam die Aufforderung vom Kaiser, über die österreichischen Besitzungen herzufallen. Aber erst, als Sigismund die Aufforderung zum dritten Male wiederholte, als das Concilium seinen Ruf derselben beigesellte, bei längerer Zögerung mit Acht und Bann gedroht ward und ihnen der dauernde Besitz etwaiger Eroberungen zugesichert worden; da griffen sie zu den Waffen. Nur die Männer von Uri erklärten, daß sie keinen Theil an den Eroberungen haben wollten, da sie mit Oesterreich noch im Frieden

seien. Bern zog zuerst in's Feld und nahm den Aargau und die Grafschaft Lenzburg; Zürich das Amt Knonau; Luzern Sursee; gemeinschaftlich eroberten die Eidgenossen die Grafschaft Baden und die freien Aemter; die Stadt Schaffhausen befreite sich von den Herzogen.

Unterdessen hatten die Sitzungen des Concils ihren geregelten Fortgang unter dem Vorsitze eines Cardinals. Johann XXIII. wurde zweimal aufgefordert, binnen vierzehn Tagen vor demselben zu erscheinen; aber er wußte wohl, was eine so barsche Ladung zu bedeuten hatte, und hütete sich, ihr Folge zu leisten. Als die letzte Frist abgelaufen war, wurde folgender Urtheilsspruch verkündet: „Balthasar Cossa *) hat sich der päpstlichen Würde unwürdig gemacht; denn er ist ein verstockter Sünder und ein Urheber der Kirchenspaltung. In seiner Jugend war er ausschweifend und lügnerisch und widersetzte sich den Befehlen seiner Eltern; er ist die Hefe des Lasters, die Säule der Ungerechtigkeit und der Spiegel der Ruchlosigkeit!" Kurze Zeit nachher gelang es, den Flüchtigen festzunehmen und ihn in Radolfzell einzusperren. Als Abgeordnete des Concils zu ihm kamen und ihm die Hauptpunkte der Anklage wider ihn vorlasen, hörte er gefaßt die lange Aufzählung von abscheulichen Verbrechen, deren man ihn beschuldigte. Er erklärte sich bereit, der Würde zu entsagen, welche ihm auch keinen Augenblick frohen Glückes gebracht hatte, und unterwarf sich zum Voraus Allem, was das Concil und der Kaiser über ihn verfügen würden. Die Väter in Konstanz aber fürchteten, eine so bereitwillige Unterwerfung möchte nur eine neue List sein, und sperrten ihn deßhalb in das Schloß Gottlieben ein, wohin er vorher selbst den Johannes Huß hatte bringen lassen, welcher immer noch auf seine Beurtheilung harrte. Nachdem Johann XXIII. auf diese Weise entsetzt war, suchte man die beiden übrigen Päpste zu bewegen, ihrer Würde zu entsagen, was auch gelang. Und nun hatte man Zeit, zur Beurtheilung der hussitischen Ketzereien zu schreiten.

Johannes Huß stirbt auf dem Scheiterhaufen.

Am 4. Brachmonat 1415 erschien Huß zum ersten Male vor dem Concil. Mit bewundernswürdiger Ruhe, wie sie nur ein gutes Ge-

---

*) Der eigentliche Name des Papstes; die Päpste nehmen nämlich, wenn sie den Stuhl Petri besteigen, besondere Namen an.

wissen gewähren kann, antwortete er auf die lächerlichen Fragen und die leidenschaftlichen Anschuldigungen der Prälaten. Man wollte ihm einige Punkte seiner Lehre vorlesen; aber kaum hatte man den ersten Artikel vollendet, als ein fürchterlicher Lärm unter den versammelten Vätern entstand. Als sich der Lärm ein wenig gelegt hatte, wollte sich Huß durch die heilige Schrift vertheidigen; doch man unterbrach ihn wieder, als ob er nicht zu gehöriger Zeit das Wort ergriffen, und überhäufte ihn mit schimpflichen Reden. Schwieg er bei den groben Anschuldigungen seiner Feinde, so wurde sein Schweigen als Zugeständniß betrachtet, obschon er erklärt hatte, daß er nur gezwungen schweige, weil man ihn doch nicht anhören wolle. Mit einem Worte, Alles ging so bunt durch einander, daß die einsichtigeren Mitglieder der Versammlung es gerathen fanden, die Angelegenheit auf einen anderen Tag zu verschieben. In den beiden folgenden Sitzungen weigerte sich Huß standhaft, seine Lehre zu widerrufen, wie man ihm zumuthete. „Sie „frei zu vertheidigen“, sprach der gelehrte Böhme, „nicht sie zu wider„rufen, bin ich hierher gekommen ganz aus freien Stücken, einzig ver„trauend auf das Wort meines Kaisers und Herrn.“ Dabei richtete er sein Auge fest auf Sigismund, daß dieser erröthete und sich abwandte.

Am 6. Heumonat, seinem Geburtstage, wurde Huß vor das ganze Concil gestellt, welches in der Domkirche zu seiner Verurtheilung versammelt war. Sigismund war gegenwärtig sammt allen Fürsten des Reiches und eine große Menge Volkes war herbeigeströmt, um dem traurigen Schauspiele beizuwohnen. Da führte man den Angeklagten auf eine erhöhte Stelle, auf daß alles Volk ihn sehen konnte, vor einen Tisch, auf welchem die priesterlichen Kleider lagen. Hier angekommen, betete er leise, während der Bischof von Lodi eine Predigt hielt über die Worte des Apostels Paulus: „Wir wissen, daß unser alter Mensch sammt ihm gekreuziget ist, auf daß der sündliche Leib aufhöre, daß wir hinfort der Sünde nicht mehr dienen.“ Nach beendigter Predigt wurde Stille geboten, unter der Androhung des Bannes und zweimonatlicher Haft, und dann verlas der Bischof zwei Urtheilssprüche; der eine verdammte alle Schriften des Huß zum Feuer, der andere verurtheilte ihn selbst, seiner priesterlichen Würde entsetzt und der weltlichen Obrigkeit zu weiterer Bestrafung übergeben zu werden. Huß hörte das Urtheil mit festem Muthe, ja er betete laut für seine Feinde, daß Gott ihnen vergeben möchte. Das rührte aber die Prälaten und

Doktoren so wenig, daß manche laut auflachten. Darauf gebot man ihm, die bereit liegenden Priestergewänder anzuziehen. Er that es, und nochmals forderte man ihn zum Widerrufe auf. Unter Thränen weigerte er sich, es zu thun; da rissen sieben Bischöfe ihm ein Stück der Priesterkleidung um das andere unter schrecklichen Flüchen vom Leibe. Als man ihm den Kelch aus der Hand nahm, hieß es: „Verdammter Judas, wir nehmen diesen Kelch von Dir, worin das Blut Christi dargebracht wird!" Er sprach: „Ich aber hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß er den Kelch des Heils nicht von mir nimmt, sondern daß ich mit seiner Hülfe noch heute in seinem Reiche daraus trinken werde." Als man ihn der weltlichen Obrigkeit übergab und dasselbe laut verkündete, die Worte hinzufügend: „Und seine Seele dem Teufel!" Da entgegnete Huß: „Und ich empfehle meinen Geist in deine Hände, Du mein Heiland Jesus Christus!" Zuletzt ward ihm eine spitze, mit Teufeln bemalte Papiermütze mit der Inschrift: „Häresiarcha" (Erzketzer) mit den Worten aufgesetzt: „Wir übergeben deine Seele den höllischen Teufeln!" — Huß antwortete: „Mein Heiland hat für mich eine Dornenkrone getragen und ist noch zu schmachvollerem Tode für mich gegangen." —

Der Kaiser Siegmund wandte sich an den Pfalzgrafen Ludwig und sprach: „Dieweil wir, lieber Oheim und Fürst, das weltliche Schwert führen, die Uebel zu strafen, so nehmet diesen Johann Huß und thut ihm in meinem Namen, wie einem Ketzer gebührt." Der Pfalzgraf rief den Vogt von Konstanz herbei und sagte: „Auf unsers Herrn des römischen Kaisers Urtheil und unsern besondern Befehl nehmet da Meister Johann Hussen hin, und verbrennet ihn als einen Ketzer." — Der Vogt nahm ihn und übergab ihn dem Henker mit dem Geheiß, daß er mit Allem, was er an sich habe, unangetastet verbrannt werden solle.

Auf dem Gange zum Tode betete Huß viel, und als er am Holzstoße angekommen war, fiel er auf die Kniee und betete so inbrünstig, daß das Volk sich laut wunderte, wie ein Ketzer so beten könne. Schon war er mit sechs nassen Stricken und einer eisernen Kette an den Pfahl gebunden, da rief Jemand, es gezieme sich nicht, daß ein so arger Ketzer nach Morgen schaue; deßhalb ward er wieder losgebunden und nach Abend gerichtet. Man umgab ihn hierauf bis an den Hals mit Stroh und wollte schon anzünden, als der Pfalzgraf ihm noch einmal

Rettung anerbot, wenn er abschwören wollte. Doch Huß rief: „Ich rufe Gott zum Zeugen, daß all meine Schriften und Lehren nur die Absicht gehabt haben, die Menschen aus der Gewalt der Sünde in's Reich Gottes zu führen: jetzt will ich die Wahrheit, die ich geprediget, mit dem Tode besiegeln!" — Darauf gab der Pfalzgraf das Zeichen zum Anzünden, und als die Flammen emporloderten, hörte man ihn zweimal laut rufen: „Jesu Christe, Du Sohn Gottes, der Du für uns gelitten hast, erbarme Dich meiner!" Ein plötzlicher Windstoß trieb ihm hierauf die Gluth so in das Gesicht, daß er die Worte zum dritten Male nicht mehr vollenden konnte, doch sah man durch die Flammen hindurch, wie sich noch seine Lippen bewegten, bis er verschied. So starb Johannes Huß als ein Zeuge jenes Lichtes, welches, unter der Asche fortglühend, hundert Jahre später zur Flamme angewachsen, die ganze Kirche glühen und läutern sollte. Ein Jahr später starb Hieronimus von Prag ebenfalls mit großer Fassung den Feuertod. —

Das Ende des Concils.

Drei Jahre lang, während welcher das Concilium versammelt war, hatte es sich bemüht, die Kirchenspaltung aufzuheben und die hussitische Ketzerei zu vernichten. Plötzlich brach das Feuer der Zwietracht in der Versammlung aus; zwei feindliche Parteien brachen mit solcher Heftigkeit gegen einander los, daß man mehr als einmal fürchten mußte, sie würden handgemein, und daß sich die Versammlung auflösen müßte. Die Eine dieser Parteien hatte den Kaiser und die deutsche Geistlichkeit an ihrer Spitze und verlangte, daß man ohne Verzug zur Verbesserung des Glaubens und der Kirche schreiten solle. Die Kardinäle, die italienische, spanische und französische Geistlichkeit hingegen forderten vor allen Dingen die Wahl eines neuen Papstes. Diese zweite Partei siegte, da ein einflußreiches Mitglied derselben besonders hervor hob, wie die allgemeine Verdorbenheit des geistlichen Standes die Wahl eines neuen kräftigen Oberhauptes der Kirche nothwendig mache. Es machte eine so ergreifende Schilderung von dem unsittlichen Lebenswandel der meisten Geistlichen, daß selbst Kaiser Sigismund endlich nach langem Widerstreben nachgeben mußte. Die Wahl eines neuen Papstes wurde beschlossen und alsbald nach den üblichen Gebräuchen vorgenommen.

Zum Conclave*) wählte man die Börse, wo die Kaufleute gewöhnlich ihre Zusammenkünfte hielten; drei und fünfzig Zimmer wurden für eben so viele Wähler in Bereitschaft gesetzt und an der Thüre eines jeden ward ein Schild aufgehängt, welches den Namen und das Wappen des Bewohners trug. Am Tage, wo man sie in das Conclave führte, predigte der Bischof von Lodi über die Worte: „Hütet Euch, daß Ihr den Stuhl Petri nicht übergebet einem Gehasi, einem Judas oder Simon. Das Schiff, das überall leck ist, dessen Segel zerrissen, dessen Anker verloren und dessen Maste zersplittert sind, bedarf eines guten Steuermannes." Nach den üblichen Gebeten begleiteten die versammelten Väter die Wähler in das Conclave und schlossen daselbst jeden in seine Zelle ein. Indeß ließ der Kaiser unter Trompetenschall in deutscher, französischer, italienischer und lateinischer Sprache durch die ganze Stadt verkünden, daß Niemand unter irgend einem Vorwande dem heiligen Orte nahen dürfe, so lange die Wähler darinnen seien. Zwei Fürsten standen Tag und Nacht an der Pforte mit dem Großmeister von Rhodus, welcher den Schlüssel des Gebäudes an seinem Halse trug; sechs Söldner standen auf der Treppe mit dem strengsten Verbote, nicht mit einander zu sprechen, und eine Anzahl Doktoren waren beauftragt, alle Gerichte zu untersuchen, die man den Eingesperrten brachte, auf daß keine Zettel heimlich eingebracht werden könnten. — Wenige Tage nachher verbreitete sich die Kunde, daß Otto von Colonna unter dem Namen Martin V. zum Papste gewählt worden sei. — Eine ungeheure Menge Volkes strömte alsbald nach dem Conclave unter dem Rufe: „Es lebe Otto! Es lebe unser Papst Martin V.!"

Auch der Kaiser kam herbei, begleitet von der ganzen hohen und niedern Geistlichkeit und von den Magistraten der Stadt. Nie hatte sich das Concil in größerem Glanze gezeigt. Sigismund knieete vor dem neugewählten Papste nieder und küßte ihm so demüthig die Füße, daß allen Anwesenden die Thränen in die Augen kamen. Der heilige Vater ging dann aus dem Conclave, umgeben von zahlreichem Gefolge und nahm seinen Weg nach dem bischöflichen Palaste, wo er wohnen sollte. Der Kaiser zu Fuß führte den weißen Zelter des Papstes rechts

---

*) Der Ort, wo sich die Cardinäle zur Wahl eines Papstes zu versammeln pflegen.

am Zügel, links der Pfalzgraf. Am 15. Mai 1418 hielt der Papst die letzte Messe in Konstanz, und am folgenden Tage reiste er ab, begleitet vom Kaiser und den Fürsten in höchster Pracht.

So endigte das Concilium von Konstanz, nachdem es drei und ein halbes Jahr gedauert hat. Die Kirche hatte zwar ihre äußere Einheit, aber nicht ihre Reinheit gefunden.

Die Schlacht von Arbedo.

Jenseits des Gotthards, im heutigen Kantone Tessin, hatten die Eidgenossen 1403 Eroberungen gemacht; das Livenenthal, die Stadt Bellenz, ja das noch fernere Eschenthal, worin Domo d'Ossola liegt, gehorchten ihnen und wurden von Uri und Obwalden regiert. Um diese Besitzungen mußte viel gekämpft werden; denn die Herzoge von Mailand sahen ungern, daß die Eidgenossen festen Fuß in Italien faßten. Besonders war es die Stadt Bellenz, welche als der Ausgangspunkt des Gotthardpasses für Mailand Wichtigkeit zu haben schien; weßhalb die Herzoge auch alle erdenklichen Mittel anwandten, dieselbe in ihre Gewalt zu bekommen. Die Eidgenossen hatten immer eine Besatzung in der Stadt, welche nach und nach sorglos geworden war, da die Mailänder ihre Absichten auf Bellenz aufgegeben zu haben schienen. Plötzlich wurde im Einverständniß mit vielen Bürgern die Stadt überfallen und erobert; die eidgenössische Besatzung gefangen, aber ungefährdet nach Hause entlassen. Dieß führte zum Kriege. Uri und Obwalden zogen zuerst aus und nahmen den Mailändern das Livenenthal, welches sie erobert hatten, wieder weg; dann riefen sie ihre Eidgenossen zur Hülfe. Bern schlug jeden Zuzug ab, dagegen erschienen Luzern, Uri, Unterwalden und Zug bereitwillig im Felde. Sie wollten Bellenz durch einen kühnen Anfall erobern und hörten deßhalb nicht auf die Schwyzer, welche ihnen ankündigten, daß auch sie mit den Glarnern erscheinen würden, daß auch Zürich auf dem Marsche sei. Der Bote, welcher diese Nachricht hinterbrachte, wurde mit Hohn aufgenommen, denn man war den Schwyzern abgeneigt, weil sie in einem vorhergehenden Streite mit Bern gegen den Willen der Eidge-

nossen gehandelt hatten. Darüber unwillig warteten die Schwyzer auf die Glarner und zogen nicht vorwärts. Die Erwarteten kamen und Jost Tschudi, der Landammann von Glarus, ritt noch gleichen Abends nach Arbedo, wo der schweizerische Gewaltshaufen lag, und redete für Ordnung und Eintracht; er bat, die Hülfe der Bundesbrüder zu einer Unternehmung abzuwarten. Vergeblich waren seine Bemühungen, der Geist der Unordnung und der Zwietracht war schon so tief eingerissen, daß der Anführer des Heeres, Schultheiß Walker von Luzern, denselben nicht mehr beschwören konnte. Zudem hatte eine glückliche Unternehmung des Feindes die Eidgenossen aller Lebensmittel beraubt, so daß auch der Mangel an der nothwendigsten Nahrung Trennung und Mißmuth erzeugte.

Alle diese Uebelstände bemerkte mit großer Freude der feindliche Feldherr Carmagnola, welcher mit vierundzwanzig tausend Mann bei Bellenz stand. Er beschloß unverweilten Angriff, bevor die Hülfsvölker von Schwyz und Glarus, von Zürich, Appenzell und St. Gallen herbeigekommen seien. Am 30. Brachmonat 1422 fiel er mit seiner Uebermacht die dreitausend Eidgenossen unversehens an, so daß viele erschlagen wurden, ehe eine Schlachtordnung gebildet werden konnte. Schnell jedoch schlossen sich die tapfern Söhne der Waldstätten und von Zug in dichte Reihen und boten der feindlichen Reiterei Trotz. Den ansprengenden Pferden hieben sie erst die Beine entzwei, dann tödteten sie die Reiter. Fürchterlich stürmte das mailändische Fußvolk ein; das Banner von Luzern kam in große Gefahr. Da rollte es der Bannerherr zusammen, warf es zu Boden und kämpfte, auf demselben stehend, so tapfer fort, daß es gerettet wurde. Sein Beispiel ermuthigte die Luzerner, sie drangen, Alles niederschmetternd, in den Feind und nahmen das mailändische Hauptbanner des heiligen Ambrosius. Dieser Verlust trieb auch den Feind zu neuer Anstrengung; die Reiter stiegen von den Pferden und kämpften als Fußvolk mit unwiderstehlicher Gewalt gegen die Schweizer. Immer kämpfend wollten diese zurückweichen, um sich mit dem Rücken an eine Bergwand anlehnen zu können; aber schon hatte sie der Feind umgangen. Sie wurden nun so eng zusammengedrängt, daß sie kaum mehr zu kämpfen im Stande waren, indem die Hellebarden sich mit ihren Hacken beim Ausholen in den Kleidern des Nebenmannes festklammerten. Da fiel einigen der Muth; Einer sprach von Ergebung, er wurde von seinen eigenen Landsleuten

umgebracht. Der Schultheiß von Luzern zog sich mit mehreren der Seinen auf eine erhöhete Stelle zurück, wo sie zum Zeichen ihrer Ergebung ihre Hellebarden in die Erde stießen. Der Feind sprengte sie an; da ergriffen sie ihre Waffen wieder und stürzten zu fürchterlichem Kampfe ihm entgegen. Mit Spott wurde jedes Anerbieten des Feindes zurückgewiesen; Jeder suchte seine höchste Ehre im heldenmüthigen Tode, weil keine ehrenvolle Rettung mehr möglich schien. Da fielen der Landammann Hans Roth von Uri und Heinrich Püntiner, welcher das Urner Banner trug. Es sank aus seiner sterbenden Hand und drohte, in die Gewalt des Feindes zu fallen, aber die von Uri drängten sich herbei und retteten es. Peter Kolin, der Ammann und Bannerherr von Zug, stritt zwischen zwei Söhnen als entflammendes Beispiel; er fiel auf sein Banner. Von des Vaters Herzblut noch warm, schwang es sein Sohn hoch in der Luft. Da stürmten die Mailänder abermals heran und gewaltiger, als je. Der junge Hans Kolin, des Vaters Beispiel vor Augen, riß das Banner vom Stabe und nachdem er es um seinen Leib gewunden, stürzte er in einen Graben. Das Banner ward gerettet durch Johannes Landwing, der es aus der festverschlossenen Hand des sterbenden Kolin riß und es nochmals wehen ließ über den Zugern. Sie haben das theure Banner noch mit den blutigen Flecken, den Beweisen für die Treue der beiden Kolin, und in dreihundert sechs und siebenzig Jahren trug es sich ein einziges Mal zu, daß bei ihnen nicht ein Kolin Bannerherr war. Während die Schlacht noch wild tobte, ertönte plötzlich im Rücken der Feinde Schlachtgeschrei; es kam von sechshundert Schweizern, welche vor der Schlacht sich vom Heere getrennt hatten und auf Beute herumgestreift waren. Der Feind jedoch, welcher glaubte, die eidgenössische Nachhut sei im Anzuge, floh nach Bellenz und überließ den Schweizern die Wahlstatt. Sieben harte Stunden war gekämpft worden, dreihundert sechs und neunzig Schweizer deckten das Schlachtfeld, des Feindes eine dreimal größere Zahl. So mancher wackere Führer war gefallen; Wehmuth und Klage herrschte bei den Eidgenossen. Besonders aber gab man den Schwyzern Schuld am Unglücke, da sie nicht eilig genug herbeigekommen; Schwyz selbst klagte sich im Anblicke des großen Jammers, den sein Ausbleiben verursacht hatte, der Zögerung an. Des andern Tages wollte man den Kampf erneuern, aber Carmagnola trotzte hinter den Mauern von Bellenz allen Herausforderungen. Wiewohl

nicht besiegt, zogen dann die Eidgenossen in die Heimat, wo sie still und traurig empfangen wurden. Wie schwer hatten sie ihre Zwietracht gebüßt!

Nachdem auf einem späteren Rachezuge Alles, was Mailand den Eidgenossen entrissen hatte, wieder erobert worden war, traten sie 1426 alle ihre Besitzungen jenseits des Gotthard um eine bedeutende Summe Geldes und um einige Handelsvortheile und Zollfreiheiten wieder an den Herzog ab.

Graubündten.

Im Lande Rhätien, dem heutigen Graubünden, herrschten ehemals der Bischof von Chur, der Abt von Dissentis und mächtige Adelsgeschlechter über Land und Leute; aber auch schon sehr frühe wohnten daselbst freie Leute in freien Gemeinden. Schwer und drückend lag das Joch der Herrscher auf dem größten Theile des Landes, wiewohl es auch solche gab, welche wie Donat von Vaz väterlich für die Ihrigen sorgten. Als daher die Eidgenossen durch ihre Befreiung allen Völkern ein Beispiel gegeben hatten, fiengen auch die in Rhätien an nach Freiheit zu streben, und zuerst waren es die Lande des Bischofes, welche sich 1396 zum Schutze neu erworbener Rechte vereinigten und so den Grund zum spätern Gotteshausbunde legten. Als dann später die Herrschaft der Adelichen immer drückender wurde durch die vielen Fehden sowohl, welche das Land verwüsteten, als besonders auch durch arge Mißhandlung, welche die Herren und ihre Burgvögte an dem Volke übten; da erhob sich das gequälte Volk in allen Gauen des Landes und einte sich zum schönen Bunde für Freiheit und Recht.

Am Rheine hinter Thusis auf einem Felsen im Schamser-Thale lag die große und feste Bärenburg; in Donat, dem hohen Hauptflecken des Thales, die Burg Fardün. Beide gehörten dem Grafen von Werdenberg, welcher Burgvögte darauf gesetzt hatte. Diese Menschen, deren Unmenschlichkeit und Lasterhaftigkeit keine Grenzen hatten, hausten schrecklich. Von dem auf der Bärenburg erzählt man, daß er die Menschen genöthigt habe, mit den Schweinen aus einem Troge zu essen

und der von Fardün sandte seine Heerden in ihre Saaten. Im Engadin saß auf dem Schlosse Guardovall ein Vogt, welcher der Tochter des Adam von Camogasch nachstellte, wie Wolfenschieß dem Weibe Baumgartens. Der Vater, welcher sein Kind um jeden Preis vor Schande bewahren wollte, erschlug den Vogt, und das Volk, des Treibens solcher Wütheriche satt, brach seine Burg. — Eines Tages besuchte der Vogt von Fardün den Chialderär in seiner Hütte und spuckte verächtlich in den Brei, welcher für die Hausgenossen bereit stand. Da ergrimmte der Hausvater ob dieser Verachtung der Gottesgabe und zwang den frevelnden Junker, die besudelte Speise selbst zu essen; dann zog er mit seinen Landsleuten aus und brach die Bärenburg und Schloß Fardün. So verschaffte sich das Volk selbst Recht, nachdem es Alles versucht hatte, um den Bischof und die Freiherrn zur Abhülfe solch harter Mißhandlung zu bewegen. Die Furcht, man möchte für die Zukunft vor der Wiederkehr des gezüchtigten Unwesens nicht sicher sein, bewog viele muthige und verständige Männer zusammenzutreten für die Erhaltung der Freiheit. Ein Wald in der Nähe des Dorfes Truns wurde das Grütli der Graubündner. Dorthin gingen sie des Nachts zusammen, zu berathen des Landes Wohlfahrt. Sie forderten vorerst alle Herren auf, ihnen gerechte Freiheit zu gewähren, und viele Edle des Landes verbanden sich mit dem Volke. Die Burgen derjenigen, welche an der alten Unterdrückung festhalten wollten, wurden gebrochen und am 16. März 1422 versammelten sich die Edlen und die Gemeinen des westlichen Rhätiens unter einer Linde (nach Andern unter einem Ahorne, der jetzt noch steht) bei dem Dorfe Truns und stifteten den obern oder grauen Bund zu treuer Freundschaft gegen einander und zur Erhaltung der Freiheit. „So lange Grund und Grat steht, soll der Bund währen", schwuren die biederen Männer Rhätiens, die Freunde der Eidgenossen.

Im folgenden Jahre wurde der nach dem bischöflichen Stifte in Chur sogenannte Gotteshausbund vervollständigt und vom Bischofe selbst besiegelt, obwohl er anfänglich besonders gegen seine Willkür gerichtet war. Später als der Graf von Toggenburg, der Besitzer der zehen Gerichte, gestorben war und seine Besitzungen auf seine Erben übergingen, wurde der Zehengerichtenbund gestiftet, durch welchen sich das Land gegen die allzugroße Macht seiner Oberherren zu schützen

wußte. Im Jahre 1471 vereinigten sich die drei Bünde zu Einem größeren Ganzen, zur Eidgenossenschaft von Graubünden.

Der graue Bund blieb jedoch nicht unangefochten; der Bischof von Chur und der Graf von Werdenberg hatten nur gezwungen ihre Einwilligung gegeben und wollten eine passende Gelegenheit benutzen, den verhaßten Bund abzuthun. Sie wußten den Papst und den Kaiser für sich zu gewinnen, so daß jener die Glieder des Bundes in den Bann, und dieser sie in die Acht erklärte. Selbst gelang es ihnen, ein Glied des Bundes, den Freiherrn von Rhäzüns, sich geneigt zu machen. Die Verbindung des volksfeindlichen Adels nannte man von der Farbe seiner Kleider den schwarzen Bund. Man wollte den grauen Bund mit Waffengewalt auflösen und der Graf von Werdenberg schickte seinen Tochtermann, den kriegserfahrnen Hans von Rechberg mit zahlreichem Kriegsvolke aus, um bei Nacht in das Schamser-Thal einzubrechen. Der Herr von Rhäzüns, durch dessen Gebiet die Haufen ziehen mußten, sagte seinen Unterthanen, sie sollten nicht unruhig werden, wenn sie des Nachts Pferdegetrappel hörten, er wolle mit etlichen vom Adel auf die Jagd gehen. Sie gelangten auch wirklich, ohne gestört zu werden, ins Schams, aber plötzlich greift alles Volk zu den Waffen und durch einige unbewachte Pässe stürmen die Männer aus den Nachbarthälern herbei. Der Haufe Rechbergs wurde geschlagen und floh. Rhäzüns wurde überfallen und der Freiherr gefangen genommen. Sogleich saß ein Blutgericht über ihn, welches ihn als einen Bundbrüchigen, Meineidigen und Verräther zum Tode verurtheilte. Der Scharfrichter bat ihn um Verzeihung, daß er die ausgesprochene Strafe an ihm vollziehen müsse, und der Freiherr, wegen des Fettes seines Leibes in Furcht, bat ihn, daß er ihn doch in einem Streiche enthaupten möchte. Um ihn deßhalb zu trösten, zerhieb der Nachrichter ein fliegendes Haar. Da rettete die Geistesgegenwart eines Knechtes dem Herrn das Leben. Dieser trat vor das Volk und erinnerte es, wie des Freiherrn Voreltern immer so treulich zum Volke gehalten und wie sie oft auf dem Felde vor der Burg die Unterthanen mit Schmaus und Trank erfreut hätten. Diese Freude möchte sein armer Herr noch einmal vor seinem Tode erleben; sie sollten sich setzen und sich erlaben an Wein, Brod und Fleisch, dann möge geschehen, was Gott gefalle. Man that also und der Knecht ging von Tisch zu Tisch und sprach für seinen Herrn mit Jedermann freundliche Worte, wie er noch so

jugendlich sei, wie ihn der Bischof von Chur verführt habe. Als dann der Freiherr selbst erschien, demüthig um sein Leben bittend, da hatten die Worte des treuen Knechtes und die Fröhlichkeit allen Groll verscheucht; man schenkte ihm einmüthig das Leben. Er, der an der Schwelle des Todes gelebt hatte, schwur den schwarzen Bund ab und schwur zum grauen.

Weitere Angriffe auf den Bund machten denselben nur stärker; wie ein Baum, den der Wind bewegt, seine Wurzeln immer tiefer in den Grund schlägt und dadurch festeren Stand erhält, den Stürmen zu trotzen.

Ein Gotteskampf zu Glarus.

Im Jahre 1423 lebte zu Glarus ein Landmann, Namens Heinz, dessen Frau einen Bruder hatte, Wälti Blumer. Dieser war ein einfältiger Mann, welcher ziemlich reich war und keine Kinder hatte. Eines Tages wanderte er mit seinem Schwager Heinz durch das Gebirge gen Uri, und als sie an einen steilen Abhang kamen, stieß Heinz den Unglücklichen hinab, auf daß er umkomme. So hoffte er in den Besitz seines Vermögens zu gelangen. Aber wie erstaunte er, als er heimgekommen war und des andern Morgens Wälti Blumer auch ankam, freilich übel zugerichtet vom harten Falle. Schon hatte Wälti etlichen seiner Freunde geklagt, wie ihm sein Schwager gethan, als es Heinz inne wurde. Sogleich eilte er zu den Verwandten und erzählte, wie er den Wälti bei unchristlichen Thaten betroffen und wie er ihn aus Besorgniß, er würde solches mehr treiben und Schimpf und Schande über seine Familie bringen, heimlich habe aus der Welt schaffen wollen. Heinzens Rede fand Glauben und man wollte die ganze Sache geheim halten; doch sie wurde bald ruchbar. Heinz und Blumer wurden streng verhört, ja sogar gefoltert; aber keine Qual vermochte die Aussage Heinzens zu ändern, und Blumer erklärte eben so fest, Heinz lüge, er habe ihn wie ein Mörder hinabgestoßen. Da man nun auf keinerlei Weise die Wahrheit erhältlich machen konnte, so wurde ein Hochgericht erhalten. Hier ward nun zu Rath erkannt, da Einer von beiden

ein Bösewicht sei und man durch die Martern den Schuldigen nicht habe erforschen können, so solle man beide auf die Richtstätte führen, daselbst Schranken aufrichten, Jedem ein gleiches Schwert geben und sie in die Schranken treten lassen, zu kämpfen auf Leben und Tod; Jeder solle nur mit dem Hemde und den Beinkleidern bekleidet sein, und rings um die Schranken sollen zuerst der Richter und die sechszig Rechtsprecher mit ihren Richtschwertern stehen und die Landleute hinter denselben. Jeder Zuschauer sollte zu Gott beten, daß er dem Unschuldigen Sieg verleihen, den Schuldigen mit dem verdienten Tode treffen möge. Also ward gekämpft. Eine Zeit lang trieben sie sich in den Schranken herum, ohne daß Einer dem Andern etwas anhaben konnte. Da gelang dem Blumer plötzlich ein Streich, welcher Heinzen zu Boden streckte, worauf er ihn noch mit mehreren Stichen verwundete. Als Heinz fühlte, daß seine Todesstunde gekommen sei, da gestand er laut und offen, daß er den Blummer habe morden wollen, bat ihn noch um Verzeihung und starb bald.

Ein Unglücksfall in Zug.

Es war am 4. März 1432, als plötzlich die Ufer des See's, an welchem Zug anmuthig gelegen, furchtbar erbebten, so daß viele Häuser Risse bekamen. Ein Theil des Volkes floh, ein anderer glaubte an keine Gefahr oder beschäftigte sich mit der Rettung seiner Habe. Schon neigte sich der Tag, da geschah ein furchtbarer Knall, die Erde spaltete sich, dichter Staub verdunkelte die Luft und zwei Straßen der Stadt mit Ringmauern und Thürmen versanken in den See, unter ihren Trümmern sechzig Menschen. Unter den Versunkenen war der Landammann Kolin und der Stadtschreiber Wickard mit allen Urkunden der Stadt. Sein Knäblein Adelreich, über dessen Rettung die Mutter ertrank, wurde in seiner Wiege vom Wasser getragen, von Rettenden ans Land gezogen und starb in hohem Alter, angesehen und reich, als Vater eines wohlverdienten Geschlechtes. Alle Eidgenossen bezeugten den Zugern ihr Mitleid. Die Züricher kamen herbeigeeilt und brachten Wagen mit Speisevorrath und Kleidung für die, welche nur das nackte

Leben gerettet hatten, und um zu retten, was noch zu retten war. Die Stadt wurde dann landeinwärts vergrößert und später mit Mauern umgeben. Eine verständige Hausmutter äußerte sich darüber: „Die „eidgenössische Treue ist die beste Vormauer, ohne welche unsere Thürme „und Mauern, wenn es Ernst gilt, sämmtlich nicht viel helfen werden."

Der alte Zürichkrieg.

Friedrich von Toggenburg und die Eidgenossen von Zürich und Schwyz.

Im Jahre 1430 regierte der Bürgermeister Rudolf Stüßi in Zürich. Er stammte aus dem Lande Glarus, wo sein Großvater ein einfacher Hirt gewesen sein soll. Sein Vater, durch viele Verdienste ausgezeichnet, hatte sich in Zürich niedergelassen. — Hervorragende Geistesgaben und Beredsamkeit hatten ihm die Gemüther aller einsichtigen Männer erworben; sein Muth, seine ungemeine Körperkraft und sein kräftiger Wuchs ihn zum Abgotte des gemeinen Volkes gemacht. Selbst der Kaiser Sigismund hatte ihm viele Beweise seiner Freundschaft gegeben und ihn mit Auszeichnungen überhäuft, weil er hoffte, durch ihn Einfluß auf die Eidgenossen üben zu können. So erzählt man sich, daß er ihn mit sich nach Italien genommen, daß er ihm dort bei seiner Krönung zum Kaiser den Platz an seiner Seite eingeräumt und ihn dann mit eigner Hand zum Ritter geschlagen habe.

Stüßi hatte einen Sohn, Hans, welchen er als zärtlicher Vater nur allzu sehr liebte. Diesen brachte er auf seine Bitten nach Feldkirch an den Hof des Grafen von Toggenburg, auf daß er hier ritterliche Sitten lerne. Der Graf Friedrich, welcher mit Zürich in freundschaftlichem Verhältnisse stand und sich auch den Bürgermeister geneigt erhalten wollte, nahm den Ankömmling mit Zuvorkommenheit auf und behandelte ihn mit Liebe; aber der Sohn des Bürgermeisters benahm sich mit stolzem Uebermuthe und dabei mit bäuerischer Unbeholfenheit gegen die jungen Edlen, welche seine nächste Umgebung bildeten, daß er bald der Gegenstand allgemeinen Gelächters und Spottes wurde. Dieß verletzte

seine und des Vaters Eitelkeit in dem Maße, daß ihn dieser alsbald heimrief und einen bittern Groll auf den Grafen warf, welcher sich vergebens wegen des Vorgefallenen entschuldigte und seine Unschuld betheuerte. Drohworte, welche Stüßi gegen den Grafen ausstieß, zeigten diesem, daß er sich auf eine Rache gefaßt halten müsse. In Allem, was von nun an der Bürgermeister mit dem Grafen zu thun hatte, zeigte der Letztere Mißtrauen, und als er in Zürich einen Prozeß verlor, glaubte er fest, Stüßi habe aus Rache diesen unglücklichen Ausgang desselben herbeigeführt. Hierdurch war die Freundschaft unwiederbringlich gestört, in welcher der Graf bisher zur Stadt Zürich gestanden und in welcher er mit derselben ein Schutzbündniß geschlossen hatte und für achtzehn Jahre Bürger der Stadt geworden war. Auf dieses Bündniß hatten die Züricher die Hoffnung gegründet, sie könnten, da der Graf kinderlos sei, bei seinem Absterben einen Theil seiner Länder an sich ziehen. Seitdem sie nämlich die große Grafschaft Kyburg und andere ehemals österreichische Besitzungen erworben hatten, war ihr eifrigstes Bestreben darauf gerichtet, die Grenzen ihres Gebietes immer weiter auszudehnen. Besonders trachteten sie nach dem Besitze der Länder zwischen dem Zürich- und Wallensee und der Stadt Chur, um die Handelsstraße nach Italien soviel als möglich ganz in ihre Gewalt zu bekommen. Diese Länder, Gaster und Sargans, waren während der Appenzellerkriege dem Grafen von Herzog Friedrich von Oesterreich verpfändet worden, welcher nach dem unglücklichen Concil von Konstanz auch die Grafschaft Feldkirch und den Wallgau an ihn verloren hatte. Deßhalb hoffte auch Herzog Friedrich, durch des Grafen Tod wieder in den Besitz des Seinen zu kommen, obwohl Kaiser Sigismund den Zürchern erlaubt hatte, gegen Erlegung der Pfandsumme jene Länder an sich zu ziehen. Des Grafen von Toggenburg Besitzthum umfaßte außer den genannten Landestheilen noch die eigentliche Grafschaft Toggenburg, Uznach, Grinau, die obere March, die rhätischen Herrschaften Meyenfeld und Marschlins nebst den Grafschaften Davos und Prättigau. Von diesen ausgedehnten Ländereien hoffte auch Schwyz dermaleinst nach Friedrichs von Toggenburg Tode einen Theil an sich ziehen zu können, denn auch mit diesem Lande hatte der Graf ein Bündniß, wie dasjenige mit der Stadt Zürich, und zwar hatte er sich deßhalb mit diesen zwei Hauptorten der damaligen Eid-

genossenschaft verbündet, weil er sich dann von allen Angriffen derselben sicher glaubte.

Nach jenem unglücklichen Vorfalle zwischen Stüßi und dem Grafen neigte sich dieser entschieden zu Schwyz und fühlte sich noch um so mehr von Zürich abgestoßen, da die Boten dieser Stadt ihn bei jeder Gelegenheit aufforderten, er möchte seinen Erben nennen, auf daß sie wüßten, wer nach seinem Tode die Verpflichtungen des Bündnisses für seine Länder zu erfüllen hätte. Die Häupter des Landes Schwyz, die Ammänner Ital Reding und Hans ab Yberg, vom Streben, ihren Kanton zu vergrößern, erfüllt, konnten den Grafen dazu bewegen, daß er ihnen ohne Vorwissen der Züricher vor Zeugen eröffnete, nach seinem Tode sollten Uznach und Toggenburg mit Schwyz in ewiges Bündniß treten; die obere March hatte er ihnen schon früher auf den Fall seines Absterbens zugesichert. — Als dann die Züricher abermals in ihn drangen, er möchte ihnen seinen Erben bezeichnen, so wies er sie an seine Gemahlin Elisabeth, welche nach seinem Tode alle Bundespflichten für die noch übrigen fünf Jahre erfüllen werde. Zürich freute sich über diesen Bericht, denn die Gräfin war der Stadt gewogen und bewilligte ihr später die Besitznahme von Ländern, nach denen sie gelüstete.

Am 30. April 1436 starb Friedrich von Toggenburg, und wurde mit Schild und Helm in seinem Kloster Rüti bestattet; mit ihm starb eines der mächtigsten Herrscherhäuser des Landes aus. Durch seine geheimen und undeutlichen Anordnungen hat er — und man sagt absichtlich — Zwietracht unter den Eidgenossen gesäet, an welcher sich ein langer, verderblicher Bürgerkrieg entzündete, der alte Zürichkrieg. Kaum war nämlich der Graf gestorben, so eilten Schwyz und Zürich einzelne Theile seines Besitzthums an sich zu reißen und geriethen bald, da sie beide Ansprüche auf die gleichen Länder erhoben, in gefährlichen Streit, in welchem Friedrich von Oesterreich und Glarus auf die Seite von Schwyz traten.

Die Eidgenossen wollen den Streit schlichten.

Die übrigen Eidgenossen sahen mit blutendem Herzen, wie Zürich und Schwyz, zwei der vorzüglichsten Glieder ihres Bundes, von Tag zu Tag mehr in Feindschaft geriethen; daher beschlossen sie, eine Tagsatzung nach Luzern zu berufen, in der Absicht, die beiden Parteien zu versöhnen.

Der Bürgermeister Stüßi trat zuerst auf, um die Ansprüche Zürichs an die Toggenburger Erbschaft geltend zu machen. Er beklagte sich lebhaft, daß Schwyz und Glarus wider alles Recht und alle Gerechtigkeit Länder eingenommen hätten, auf welche Zürich allein gegründete Ansprüche habe. Er fuhr mit solchen Anklagen noch weiter fort und behauptete, Schwyz habe durch sein Benehmen die ewigen Bünde gebrochen. Von wildem Zorne hingerissen, sagte er: „Man kann sie nur als Meineidige betrachten; aber wir hoffen, daß die widerrechtlichen Gewaltthaten und Beleidigungen den gebührenden Lohn empfangen werden, damit Jeder, der sich versucht fühlen möchte, sie nachzuahmen, ein abschreckendes Beispiel erhalte. Wäre dieß nicht der Fall, so wäre die Stunde gekommen, wo die Eidgenossenschaft, welche mit Gottes Hülfe bisher so glorreich bestanden, auseinander fallen müßte."

Reding von Schwyz und Tschudi von Glarus setzten nun die Ansprüche auseinander, welche sie an die Verlassenschaft des Grafen zu machen hatten, und beschwerten sich zum Schlusse höchlich darüber, daß Zürich sie Meineidige gescholten habe.

„Es thut uns Leid, erwiederte Stüßi, daß wir uns in solch derben Worten ausdrücken mußten, aber wir nehmen unsere Worte nicht zurück, denn wir haben nur die Wahrheit geredet."

„Wohlweise Herren, riefen mit Einem Male die Abgeordneten von Schwyz und Glarus, lasset aufzeichnen die Schimpfreden alle, mit welchen man uns in und außer dieser Versammlung überschüttet. Man schimpft uns meineidige, falsche Leute, armselige Kuhhirten, man hat sogar gesagt, wir wären Schurken, welche gerädert zu werden verdienten."

„Stüßi von Zürich hat behauptet, Mehrere von Glarus hätten ihn tödten wollen; das ist falsch."

„Johannes Frei von Zürich hat zu Wälti Lager von Glarus gesagt, alle Glarner seien ehrlos."

„Walder von Zürich hat auf dem Markte zu Tuckeli gesagt, die Glarner seien meineidig."

„Rudolf Fink von Zürich hat dem jungen Romer von Benken gesagt, die Leute von Schwyz und Glarus hätten die ewigen Bünde gebrochen."

So klagten sie noch Mehreres und endlich schlossen sie: „An Euch, liebe Eidgenossen, wenden wir uns zuversichtlich mit der Frage, ob wir nicht immer gegen Euch als treue Bundesbrüder ge-

handelt haben, die bereit sind, Gut und Leben für ihre Eidgenossen einzusetzen!"

„Vorzüglich damals, wo Ihr die Nachhut bildetet, die am heißen Tage von Arbedo von ferne der Schlacht und der Niederlage ihrer Eidgenossen zusah", schrie Stüßi.

„Wir nehmen Gott zum Zeugen, daß unsere Vorfahren sich ebenso tapfer gehalten, als die Eurigen", erwiederte Reding mit zitternder Stimme und zornfunkelndem Auge.

Noch lange fuhren sie fort, sich einander mit Vorwürfen zu überhäufen; da sagte Einer von Glarus: „Wir werden wenigstens es nicht jenem Bürgermeister*) von Zürich nachmachen, der mit Oesterreich ein Bündniß schloß, während die Schlachtfelder von Sempach und Näfels noch vom Blute unserer Brüder rauchten."

„Was habt Ihr jenem Bürgermeister vorzuwerfen, rief Stüßi, Ihr, die Ihr die alten Bünde auf eine Weise gebrochen habt, daß man Euch nicht mehr als Eidgenossen betrachten kann?"

Bei diesen Worten sprang Konrad Rietler, Bannerherr von Glarus, rasch von seinem Sitze empor, maß den Bürgermeister mit verächtlichem Blicke und rief: „Wer bist denn Du, daß Du uns solche Dinge vorwerfen darfst? Seitdem Du Ritter geworden bist, glaubst Du ein Recht zu haben, uns zu verunglimpfen. Hast Du denn ganz vergessen, daß die Hütte, in welcher Du in Glarus geboren worden bist, noch steht, und daß dein Großvater, gestrenger Herr, die Kühe selbst zur Weide geführt hat?"

„Ruhig, Bannerherr, unterbrach der wackere Landammann Tschudi von Glarus, wir wollen hier nicht über das Betragen von Personen rechten."

Stüßi stand auf, um dem Angriffe auf seine Person und seine Ritterschaft zu entgegnen, aber alle Eidgenossen warfen sich zwischen die Streitenden und baten sie, die Leidenschaften fallen zu lassen und mit Ruhe und Würde die Unterhandlungen weiter zu führen.

Welch anderer Geist herrschte unter den Eidgenossen, als derjenige war, mit welchem einst Zürich nach der Eroberung des Eschenthales zu denen von Uri sprach: „Euch zum Beistande, liebe Eidgenossen,

---

*) Rudolf Schöno 1393.

sind wir über den Gotthard gezogen; ein Land aber von fremder Sprache und Sitte wollen wir nicht beherrschen. Nehmet Ihr es, Ihr wohnet näher, seid Ihr also Regenten daselbst!"

Die Schiedsrichter, welche die Ansprüche von Zürich und Schwyz untersuchten, fällten ihren Spruch zu Gunsten von Schwyz und Glarus und wiesen die Züricher ab. Die Erbitterung Zürichs stieg dadurch auf den höchsten Grad; weder ein zweiter noch dritter rechtlicher Entscheid, noch ein Versuch gütlichen Ausgleiches waren im Stande, Stüßi's Eigensinn, den der gelehrte Stadtschreiber Graf unterstützte, zu brechen. Ja es ging so weit, daß die Züricher ihren Eidgenossen in Schwyz und Glarus den Einkauf von Lebensmitteln auf ihrem Markte beschränkten, einigen Toggenburger Ländern sogar ganz sperrten. Weder die Stimme der Noth, — es herrschte nämlich große Theuerung im Lande und in andern Städten hatte man ähnliche Maßregeln ergriffen — noch das Gebot des Kaisers und die Forderung der Eidgenossen vermochten, die harte Maßregel aufzuheben. Zürich weigerte sich beständig, die eidgenössischen Schiedssprüche anzuerkennen, während Schwyz und Glarus sich denselben bereitwillig fügten; daher beschlossen dann die Eidgenossen aus den unbetheiligten Orten, dem gehorsamen Theile mit aller Macht gegen den ungehorsamen beizustehen.

Der erste Krieg.

Schon im Jahre 1439, als der letzte von den Vermittlern herbeigeführte Waffenstillstand abgelaufen war, waren Zürich und Schwyz zu Felde gezogen; schon war Blut geflossen; als es abermals den Eidgenossen gelang, für ein Jahr die Waffenruhe herzustellen. Wie gewöhnlich im Gefolge der schweren Hungersnoth, welche viele Tausende zwingt, zu ungesunder Nahrung ihre Zuflucht zu nehmen, so trat auch damals eine furchtbare Pest auf, welche in allen Orten der Schweiz zahlreiche Opfer dahinraffte. Zürich verlor den vierten Theil seiner Bevölkerung; eben so reiche Ernte hielt der Tod in Bern, Basel und Constanz. Die Urheber der Feindschaft, Stüßi und Reding, blieben verschont; aber der Anblick so mannichfaltigen Jammers besserte sie nicht. Alle Vorschläge zur gütlichen Ausgleichung schlugen fehl; Maßregeln, durch welche die streitenden Parteien sich gegenseitig bedrängten, steigerten die Leidenschaften zu einer solchen Höhe, daß der Krieg unausweichlich war.

Als gegen das Ende des Jahres 1440 die Schwyzer und Glarner sahen, daß Zürich mehrere Länder der Grafschaft Toggenburg den gefällten Schiedssprüchen zuwider in Besitz nahm, schickten sie zweitausend Mann gegen die Stadt ins Feld. Auch Stüßi zog an der Spitze von sechstausend Mann aus und faßte bei Pfeffikon Stellung. Beide Heere standen einander gegenüber, als sie plötzlich die Nachricht erhielten, die Mannschaften von Uri und Unterwalden seien im Anzuge. Sowohl Schwyz, als Zürich hatten beide Orte zu Hülfe gerufen und die Herbeiziehenden wußten selbst noch nicht, auf welche Seite sie sich schlagen wollten. Da trat der Bannermeister Werner der Frauen von Uri vor die Reihen und rief: „Verbiete mir Gott, daß ich das ehrliche Banner von Uri tragen wolle wider alle Bünde und gegen die, welche jederzeit auf Bundesrecht gedrungen haben, und denen zu Hülfe, welche sich dem Rechte der Bünde nie haben unterziehen wollen.“ — Diese Worte aus dem Munde eines hochgeachteten Mannes entschieden. Uri und Unterwalden erklärten sich für Schwyz und Glarus, und beim Untergange der Sonne jubelten sie ihren Gruß den Eidgenossen zu, mit welchen sie gegen die Züricher im Bruderkampfe fechten wollten. Dumpfes Schweigen herrschte im Lager der Züricher; vergeblich gab sich Stüßi alle erdenkliche Mühe, den gesunkenen Muth seiner Leute aufzurichten. Vorwürfe sogar wurden laut; da hieß es: „Ihr habet uns gesagt, Bürgermeister, daß die Eidgenossen uns zuziehen würden, und jetzt erklären sie uns den Krieg. Warum führtet Ihr uns hieher? Haben wir nicht in Zürich unsere Weiber und Kinder, Alles, was uns lieb und theuer ist; wenn wir nun morgen umkommen, wer soll sie vertheidigen?“ Beim Anbruche des Tages zogen die Eidgenossen in guter Ordnung mit hochflatternden Bannern dem Feinde entgegen; aber wie erstaunten sie, als sie denselben nirgends fanden. Die jungen Krieger riefen alsbald, daß die Züricher geflohen seien; doch die erfahrenen Männer waren entgegengesetzter Ansicht. „Seid auf der Hut, sagten sie, die Züricher haben ihren Bürgermeister zum Anführer; das ist ein Mann voll List und Verschlagenheit; er hat sich in Hinterhalt gelegt, um unvermuthet über uns herzufallen.“ Vorsichtig rückten sie deßhalb weiter vor bis auf einen Hügel, von welchem man das Dorf Pfeffikon übersehen konnte. Da drang die Sonne mit Einem Male durch die dichte Nebeldecke, welche über dem See lag, und sie erblickten fünfzig große Barken, welche, mit Bewaffneten gefüllt, nach dem jen-

seitigen Ufer steuerten. Es waren Stüßi und die Seinigen; sie flohen nach Zürich; der Geist, der sich in seinem Heere kund gegeben hatte, ließ den Bürgermeister an jeglichem Erfolge verzweifeln.

Nun kamen auch Hülfstruppen aus den andern Kantonen, von Luzern, Zug und Bern, so daß das eidgenössische Heer auf etwa sechstausend Mann anwuchs. Unter der Anführung Redings und Tschudi's zog diese Mannschaft auf dem linken Seeufer abwärts und brannte und plünderte in allen Dörfern des Züricher Gebietes, so daß das Volk hinfloh nach Zürich, mit sich nehmend, was es in Eile wegbringen konnte.

In Zürich nahm man die Flüchtlinge freundlich auf; man gab ihnen Wohnung und sorgte für ihren Unterhalt. Doch kamen jeden Tag neue Schaaren an, so daß die Stadt bald überfüllt war und Mangel an Lebensmitteln entstand. Der Obrigkeit wurde es unmöglich, Ordnung zu halten; die Landleute stritten sich mit den Bürgern in den Straßen, sie plünderten die Läden der Metzger, der Bäcker und Weinhändler und sagten: „Wir müssen uns für Alles, was wir durch die Feinde verloren, schadlos halten.“

Während so Unordnung und Streit in Zürich herrschte, plünderten und verwüsteten die Eidgenossen die schönen Dörfer, welche die Ufer des See's bedeckten, ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen. Eines Tages kamen einige von einem Streifzuge zurück in einem Kahne, welcher schwer mit Beute beladen war. Als sie so dahin fuhren, gewahrten sie plötzlich eine mit Bewaffneten besetzte Barke der Züricher, welche gerade auf sie lossteuerte. Sie ruderten aus allen Kräften, um ihnen zu entrinnen; aber dieß war bei der schweren Ladung, die sie führten, nicht möglich. Der Feind kam immer näher, bis endlich die Barken mit solcher Macht zusammenstießen, daß Züricher, Glarner und Schwyzer beinahe über Bord gefallen wären. Der Kampf dauerte kurze Zeit; drei Schwyzer wurden getödtet, die übrigen konnten sich durch Schwimmen retten und ließen ihre Barke in den Händen der Sieger. Diese ruderten nun geraden Weges auf Rüschlikon los, wo sie wußten, daß die Luzerner lagen, und als sie dem Dorfe bis auf fünfzig Schritte genaht waren, schossen sie mit ihrer Büchse nach den Feinden. Die Luzerner aber, welche keine Büchsen hatten, riefen drohend: „Ihr Herren von Zürich, plaget Euch nicht, so zu schießen, sparet es auf bessere Gelegenheit; denn wisset, für jeden Schuß, den

Ihr thut, stecken wir ein Haus in Brand!" Als dann beim ersten Schusse diese Drohung in Erfüllung ging, kehrten die Züricher in ihre Stadt zurück.

Nun kannte die Kühnheit der Schwyzer keine Grenzen mehr; sie steckten das Schloß Liebenberg in Brand und auf St. Othmarstag begannen sie die Belagerung der Feste Grüningen. In der Feste lag eine Besatzung von vierzig Mann unter dem Vogt Jakob Murer, wohl versehen mit Kriegsbedarf und Lebensmitteln. Nach sechstägiger Belagerung, während welcher man die Besatzung mit Worten eingeschüchtert hatte, ergab sich das Schloß ohne alle Noth. Die Mannschaft erhielt freien Abzug; die Burg und der Kriegsbedarf fiel in die Hände der Feinde. Sicherlich wären die Züricher bald unterlegen; denn außer den Eidgenossen wurden sie noch von den Leuten aus der Grafschaft Toggenburg unter dem Freiherrn von Raron, einem Erben des verstorbenen Grafen, angegriffen und verloren tagtäglich Gebietstheile und verbündete Nachbarn. Da gelang es den Städten Basel, Ulm, Konstanz, Ravensburg, Lindau, Ueberlingen und St. Gallen, nebst dem Großmeister Hugo von Montfort zu Wädenswyl, einen Frieden zu Stande zu bringen. Die Züricher mußten sich den eidgenössischen Schiedssprüchen unterwerfen, den Schwyzern und Glarnern ihren Markt gänzlich öffnen und ihnen die am oberen Zürichsee gemachten Eroberungen, die Höfe, Wollerau, Pfeffikon, Hurden, Ufnau, bis zu den Landmarken von Schwyz, überlassen. Zudem hatten sie es nur den eifrigsten Bemühungen der Eidgenossen zu verdanken, daß sie nicht noch empfindlichere Verluste zu leiden hatten.

Zürich im Bunde mit Oesterreich.

Den Verlust der an Schwyz abgetretenen Gebietstheile konnten die Züricher nicht verschmerzen; besonders dünkte es den Bürgermeister Stüßi eine große Schmach, daß während seiner Regierung die Herrschaft der Stadt sich gemindert habe. Zudem aber fachte demüthigender Spott, welchen die Länder über Zürich ergossen, auf's Neue die Leidenschaften an, so daß der äußere Friede ein glimmendes Feuer verbarg, welches jeden Augenblick in seiner ganzen Macht loszubrechen drohete. Zwar lebten in Zürich viele Bürger, welche den Eidgenossen wohl wollten und schon im Anfang des ganzen Streites der Ansicht waren,

daß Zürich Unrecht habe; aber ihre Stimme wurde nicht gehört, oft wurden sie sogar als Verräther gestraft. Haß und das Bewußtsein, von den Eidgenossen ungerecht behandelt worden zu sein, erfüllten die Gemüther der meisten Züricher; darum gelang es auch dem Bürgermeister und dem Stadtschreiber Graf, durch Vorspiegelung neuer Hoffnungen einen neuen Plan in's Werk zu setzen.

Auf dem deutschen Kaiserthrone saß damals Friedrich III., der Enkel des bei Sempach erschlagenen Herzogs Leopold. Er ging mit dem Plane um, alle die Länder, welche die Eidgenossen zur Zeit des Konstanzer Concils seinem Hause abgenommen hatten und die man schon oft zurückgefordert, wieder zu erobern. Auf diese Absicht gründete Stüßi seinen Plan, das Haus Oesterreich mit seiner ganzen Macht für die Stadt Zürich zu gewinnen, um dann mit seiner Hülfe die Eidgenossen, vorzugsweise Schwyz, für das erlittene Unrecht zu züchtigen. Man schickte eine Gesandtschaft an den Kaiser, angeblich um der Stadt ihre Freiheiten bestätigen zu lassen, in Wahrheit aber, um dem Kaiser ein Bündniß anzutragen. Das Oberhaupt des Reiches war gerade in Insbruck und empfing die Züricher um so freundlicher, da er von ihrem Wunsche schon gehört hatte und in demselben ein taugliches Mittel erblickte, seine Zwecke zu erreichen. Sie sprachen: „Zürich sei nicht, wie gewisse andere Länder, ein Erbfeind Habsburgs; die Stadt habe am Morgarten mit Herzog Leopold gegen Schwyz gefochten und sei rein an dem herzoglichen Blute auf den Höhen bei Sempach; Oesterreich könne Alles, was die Stadt von seinem Gute in den Händen habe, leicht wieder erlangen.“ Auf solche Reden bot Friedrich die Hand zum Bunde, in welchem Zürich dem Hause Oesterreich Zurückerstattung der meisten Ländereien versprach, welche die Stadt im Besitz hatte, wie z. B. den größten Theil der Grafschaft Kyburg, Grüningen und Regensberg; auch wollte Zürich die Wiedereinlösung der Grafschaft Baden begünstigen. Dagegen versprach der Kaiser, er wolle die toggenburgische Erbschaft an sich bringen und an Zürich überliefern, aus österreichischen und schwäbischen Städten eine neue Eidgenossenschaft gründen, in welcher Zürich den Vorsitz führen sollte. Obgleich die Züricher sich ihren Bund mit den Eidgenossen ausdrücklich vorbehalten hatten, so enthielt dieser neue Bund doch so viele Bedingungen, welche den alten Bünden zuwider liefen, daß dieselben in Wahrheit durch denselben aufgehoben waren. So weit führten die Härte,

mit welcher Schwyz seinen Eidgenossen Gebietstheile entrissen, und die Rachelust, welche dem beleidigten Bürgermeister und seiner Partei höher galt, als die Wohlfahrt der Stadt.

Zwar verbreitete sich das Gerücht von diesem Bündnisse unter den Eidgenossen; doch da Zürich alle Bundespflichten treu erfüllte und sogar der Sage widersprach, so schenkte man demselben keinen Glauben. Doch erfüllte bald ein heimliches Mißtrauen in die Züricher die Gemüther der Eidgenossen, als sie vom Kaiser Bestätigung ihrer Freiheiten verlangten. Zürichs Freiheitsbrief war ohne Anstand bestätigt worden, so auch der von Uri; doch die übrigen Eidgenossen sollten zuerst auf den Aargau und die dem Herzogshause entrissenen Ländereien Verzicht leisten. Näherer Nachforschung gelang es dann, genaue Kunde vom zürcherischen Bündnisse mit Oesterreich zu erhalten. Man forderte in Luzern, Zürich solle die Urkunde dieses Bündnisses vorlegen; Zürich weigerte sich. Durch dieses Benehmen wurde der Verdacht, der österreichische Bund sei wider die Eidgenossen gerichtet, noch mehr begründet, und man fing an, Maßregeln zum Schutze des Aargaus zu ergreifen. Da kam der Kaiser selbst nach Zürich. Man empfing ihn, als wenn er vom Himmel herabgekommen wäre; die Priester zogen ihm entgegen mit den heiligen Reliquien und alles Volk strömte herbei, schwang die mit Pfauenfedern*) geschmückten Mützen und rief: „Hie da Oesterreich! Es lebe Oesterreich!"

Friedrich III. hatte ein großes Gefolge von tausend Pferden, mit welchem er durch Zürichs Straßen zog, begleitet von einer unübersehbaren Menge Volkes. Anwesenden Schwyzern, Glarnern und Zugern brach das Herz über dem, was sie sahen und hörten. Zürich schwur im großen Münster den Reichseid und dann schwuren beide Theile den österreichischen Bund.

Zu wiederholten Malen wurde Zürich aufgefordert, dem Bündnisse mit Oesterreich zu entsagen; es blieb dabei und entschuldigte denselben mit der Nothwendigkeit, für die Sicherheit seines Handels zu sorgen, und mit der Schlußbestimmung seines Bundes mit den Eidgenossen von 1351, welche ihm einräume, nach Bedürfniß weitere Bündnisse einzugehen. Nun war der Wiederausbruch des Krieges unausweichbar und von beiden Seiten rüstete man.

---

*) Die Pfauenfeder war das Abzeichen der Anhänger Oesterreichs.

Ludwig Meyer, ein elsässischer Edler, wurde an der Spitze von zwei und achtzig Söldnern nach Rappersweil gesandt, das Schloß und die Stadt zu vertheidigen. Thüring von Hallwyl kam nach Zürich, um hier als österreichischer Feldhauptmann den Oberbefehl zu führen. Jeden Tag kamen in die Stadt benachbarte Edelleute, welche von großem Eifer beseelt waren, ihr beizustehen, die Einen aus Lust am Kriege, die Andern aus Haß gegen die Schwyzer. Es kamen Hans von Landenberg, Hans von Rechberg, Albrecht von Bußnang, Beringer von Landenberg und der Markgraf von Baden; Jeder mit zahlreicher Reiterei. Thüring von Hallwyl forderte von allen Bürgern in Zürich den Eid des Gehorsams; er wurde mit Freuden geleistet; ja man legte das weiße Kreuz, das Feldzeichen der Eidgenossen, ab und nahm das österreichische rothe Kreuz an. Auch Schwyz stand unter den Waffen; seine Krieger lagen wohlgerüstet bei Pfeffikon, um diese neue Eroberung zu schützen; denn man glaubte, der erste Angriff der Züricher werde hieher gerichtet sein. Nochmals schlugen sich die Eidgenossen ins Mittel; vergebens. Am 20. Mai 1443 erhielten Zürich und Oesterreich die Kriegserklärung von Schwyz.

Die Schlacht bei St. Jakob an der Sihl.

Der Krieg war in lichten Flammen ausgebrochen. Die Züricher waren von den Schwyzern bei Freienbach geschlagen worden; sie hatten einen Angriff auf Zug unter der Aufführung Stüßi's und des Markgrafen von Baden unternommen, hatten aber vor den Schaaren der Urner und Unterwaldner zurückweichen müssen und nur das zugerische Dorf Bliggenstorf verbrannt. Das Gefecht bei der Schanze am Hirzel, in welchem beide Theile zahlreiche Opfer des Bruderhasses zu beklagen hatten, war zu Gunsten der Eidgenossen entschieden. Alle Eidgenossen hatten sich gegen Zürich erklärt und mit fürchterlicher Verwüstung das ganze Zürichgebiet erfüllt. Schon waren sie wieder heimgezogen und mit neuen Kriegsrüstungen beschäftigt, als die Züricher unter ihren österreichischen Hauptleuten durch mehrere Streifzüge Vergeltung übten für das, was sie gelitten; ein Umstand, welcher bald wieder zu einer bedeutenderen Waffenthat die Veranlassung wurde.

Im Freiamte nämlich, wohin die Züricher mehrere Streifzüge unternommen hatten, sammelten sich die Schaaren der Schwyzer und Glarner,

nebst ihren Bundesgenossen von Luzern, Uri, Unterwalden und Zug, um einen neuen Angriff auf Zürich zu machen. Bald erschienen sie auf den Höhen des Albis, wo sie eine zürcherische Wache von zweihundert Mann zum Rückzuge zwangen. Nun ging es in guter Ordnung auf Zürich los. Einige Bürger sahen von den Wällen in der Ferne die eidgenössischen Banner und machten Lärm. Die Züricher eilten zu den Waffen: Männer, Weiber, Greise und Kinder stürzten unter lautem Geschrei aus den Mauern, dem Feinde entgegen. Hallwyl und Stüßi, welche die Bürger so aller Kriegsregel zuwider handeln sahen, suchten vergebens, den gewaltigen Strom aufzuhalten. Jenseits der Sihl machte man endlich Halt und Hallwyl sprach: „Bürger von Zürich, Ihr habt mir Gehorsam geschworen, als Euerm Feldhauptmanne; aber wenn ich Euer Zutrauen nicht mehr verdiene, wenn Ihr nach Euerem eignen Willen handeln wollet, saget es und ich höre auf, Euch zu befehligen.“ Diese Worte beruhigten endlich die Gemüther, und da Hallwyl sah, daß man ihm gehorchen wolle, ordnete er die bewaffnete Menge. Der greise Konrad Meyer von Knonau, welcher eben mit der Stadt Banner herbei kam, stellte sich in ihre Mitte; man entfernte Weiber und Kinder. Hans von Rechberg wurde mit fünfhundert Reitern dem Feinde entgegen geschickt, seine Zahl und Bewegungen auszukundschaften. Dieser Ritter, wohl erfahren im Kriege, war hoch erstaunt über die gute Ordnung, in welcher der Feind heranrückte, und beim Gedanken an die zürcherische Zuchtlosigkeit stieg eine dunkle Ahnung in ihm auf vom unglücklichen Ausgange des Tages. Sogleich befahl er seiner Schaar, die Schwyzer auf dem Marsche anzugreifen, und eilte zurück, um den Zürichern Kenntniß zu geben von dem, was er gesehen. Reding schien sie umgehen und zwischen ihnen und der Stadt Fuß fassen zu wollen, um ihnen den Rückzug abzuschneiden. Da rieth Rechberg, den Kampf auf offenem Felde nicht zu wagen, sondern nach Zürich zurückzuziehen und mit Hülfe des Geschützes den Feind abzuschlagen, wenn er es wagen sollte, der Stadt zu nahen; er und seine Reiter sollten fortfahren zu scharmützeln. Hallwyl, welcher an und für sich wenig Zutrauen in seine Truppen setzte und welcher die eingenommene Stellung für höchst unvortheilhaft hielt, gab das Zeichen zum Rückzuge, aber, wie dieß bei Leuten immer der Fall ist, welche nicht gewohnt sind, zu gehorchen — man fing an laut zu streiten: Einige wollten in die Stadt zurück, Andere riefen Schmach

und Schande über eine so feige Flucht. Eine ziemliche Anzahl folgte dem Hallwyl nach Zürich; die Uebrigen faßten Stellung auf einer großen Wiese bei der Kapelle St. Jakob jenseits der Sihl.

Bei der Verwirrung, welche unter den Zürichern herrschte, war der Verlust des Sieges voraus zu sehen; und doch wollte Stüßi, welcher den Krieg immer eifrig gefördert hatte, die Seinen in dem Augenblicke nicht verlassen, wo sie einer so schweren Gefahr entgegen gingen. Er rief vierzig der Tapfersten in seine Nähe, eine Schaar starker Krieger meistens aus der Zunft der Metzger, welche sich zu kühnen Unternehmungen gegen den Feind zusammengethan hatten. Mit diesen tapferen Gesellen trat Stüßi zu dem Heere auf der Wiese, umgab der Stadt Banner, welches Konrad Meyer von Knonau trug, und ermahnte alles Volk an treue Erfüllung seiner Pflicht.

Es war ein heißer Tag, und da sich immer noch kein Feind zeigen wollte, hatten die Züricher ihre Helme und Panzer abgethan und sich in's Gras niedergelegt. Weiber und Kinder kamen mit großen Krügen Wein und mit Lebensmitteln; man aß und trank und jubelte, als ob Kirchweih wäre.

Während dem dieß geschah, fuhren die Reiter fort, die Schwyzer auf ihrem Marsche zu necken; in kleine Abtheilungen getheilt, fielen sie bald da, bald dort den Feind an, und verschwanden ebenso plötzlich wieder, als sie gekommen waren. Die Eidgenossen, welche diese Kriegsweise nicht gewohnt waren, litten viel; doch gelang es ihnen endlich, die Angreifenden zurückzuwerfen. Sie flohen in die Ebene bei St. Jakob und fanden hier zu ihrem größten Erstaunen die Züricher in Schlachtordnung, wie sie zu Gott beteten, daß er ihnen am heutigen Tage beistehe, ihr gutes Recht zu gewinnen. Nur wenige der Reiter schlossen sich ihnen an; die meisten gingen nach der Stadt zurück; unter ihnen auch Rechberg. Die Züricher nämlich waren den Rittern abgeneigt, und es ging das Gerücht, einige Bürger wollten, wenn die Sachen übel ausgingen, eilig in die Stadt und vor den Verhaßten die Thore schließen und sie so den Schwertern und Hellebarden der Eidgenossen preisgeben.

Indessen waren die Schwyzer herbei gekommen und der Kampf hatte auf beiden Seiten mit gleicher Heftigkeit begonnen. Bevor Reding das Zeichen zum Angriff gegeben hatte, hatte er seine Zuflucht zu einer List genommen, welche ihm den Erfolg des Tages zuwandte.

Er ließ sich einen rothen Rock bringen, und schnitt daraus rothe Kreuze, welche er an zweihundert Jünglinge vertheilte mit dem Befehle, dieselben vorn auf der Brust zu befestigen, während sie auf dem Rücken das weiße eidgenössische Kreuz behielten, und um sich im Getümmel besser zu erkennen, steckte ein Jeder einen Tannenzweig auf seinen Helm. Hierauf schlichen sie sich hinter den Hägen den Zürichern in den Rücken und im Augenblicke, wo der Kampf am heißesten entbrannte, riefen sie plötzlich: „Flieh' Zürich, fliehe!" Zugleich wandten sie sich und flohen nach der Stadt. Da sahen die erschrockenen Züricher die weißen Kreuze auf den Rücken der Fliehenden und glaubten sich umgangen. In der Besorgniß, von der Stadt abgeschnitten zu werden, warfen sie sich in wilde Flucht; die Einen schwammen über die Sihl, Andere warfen sich auf die Kniee, um von ihren ehemaligen Waffenbrüdern Gnade zu erflehen. Keiner von ihnen kehrte je zu seinem Heerde zurück, sie wurden Alle niedergemacht. Das zürcherische Hauptheer floh nach der Sihlbrücke, welche kaum die Menge der Fliehenden zu fassen vermochte. Als Stüßi das große Unglück sah, welches seine Mitbürger getroffen, da faßte er den Entschluß, wenigstens die Stadt zu retten und die Seinen noch einmal zum Widerstande zu entflammen. Mit flatterndem Haare, die Mordaxt hoch geschwungen, stellte er sich mitten auf die Brücke, die Fliehenden aufzuhalten. Einige bleiben stehen und beginnen den Kampf wieder; da fällt der Züricher Bannermeister, Ulrich von Lommis, schwer getroffen; Stüßi steht und kämpft und mahnt. Umsonst ist sein Bemühen; wilde Flucht um ihn her; er steht und kämpft. Da flieht ein Züricher, Zurkunden, an ihm vorüber; Stüßi schilt ihn einen Feigling. Drob ergrimmt Zurkinden und mit den Worten: „Bei Gottes Wunden, Du bist an all diesem Unglücke Schuld!" durchstößt er den Bürgermeister mit seiner Hellebarde. (Andere erzählen, ein Luzerner habe einen Balken der damals noch niedrigen Brücke von unten aufgehoben und so den Helden erstochen.) Mit seinem Falle war aller Widerstand gebrochen.

Die Züricher flohen nach dem Thore am Rennwege, welches von den ersten Flüchtigen geschlossen worden war. Hier entstand noch ein furchtbares Blutbad, indem die Verfolger unter den dichtgedrängten Zürichern, welche von ihren Waffen fast keinen Gebrauch machen konnten, furchtbar wütheten. Endlich mußte man öffnen, und Freund und Feind drangen in die Stadt, welche wahrscheinlich erobert worden wäre, wenn

nicht eine Frau aus dem Geschlechte der Ziegler das Fallgatter des Thores niedergelassen hätte. Nun tobte der Kampf in Zürichs Straßen gegen die eingedrungenen Feinde. Da erschlug der Landschreiber von Glarus den ehrwürdigen Meyer von Knonau und entriß seinen sterbenden Händen das Banner der Stadt, welches er, selbst bis auf den Tod verwundet, seinen Landsleuten durch das Gatter reichte. Es fiel der Stadtschreiber Graf von der Hand eines Bauers von Küsnach am Zürichsee, der ihn mit den Worten: „Das haben wir Alles von Dir, aber auch Du mußt nun sterben!" durchstach. Die eingedrungenen Eidgenossen wurde alle erschlagen. Schrecklich hausten die, welche vor der Stadt geblieben waren, die Sihlvorstadt wurde geplündert und in Brand gesteckt; Rieden, Altstätten und Wiedikon gingen in Flammen auf; alle Gräuel der wildesten Rache wurden verübt. Eine Menge Züricher hatten sich in Zäune und Gebüsche verkrochen; sie wurden, wo man sie fand, hervorgeholt und schrecklich gemordet; es war ein großer Jammer, diese Unglücklichen noch um Gnade flehen zu hören, während das tödtende Eisen in ihre Brust drang. Der Freiherr Albrecht von Bußnang hatte sich in die Kapelle St. Jakob geflüchtet, an die heilige Stätte des Altars. Ein Eidgenosse entdeckte ihn, setzte ihm die Hellebarde auf die Brust und rief fürchterlich: „Jetzt mußt Du sterben!" „Ich beschwöre Dich, bat der Freiherr mit ausgestreckten Armen, laß mich leben, ich will Dich reich machen." „Wenn Du so viel Geld hast, so wärest Du besser daheim geblieben", erwiederte der trotzige Krieger mit wildem Lachen und durchstach ihn mit seiner Hellebarde. Stüßi's Leiche wurde schrecklich mißhandelt; die wüthenden Krieger schnitten sie auf, rissen das Herz heraus und schmierten mit dem Fette ihre Schuhe und Harnische. Auf Haufen von feindlichen Leichen sitzend, zechten die Sieger und gräßlich donnerte in ihren Jubel das Geschütz der Züricher von den Wällen. „Das ist Bürgerkrieg." — (Am 22. Heumonat 1443.)

Der böse Friede.

Das große Unglück, welches Zürich bei St. Jakob getroffen, und der Umstand, daß Stüßi und der Stadtschreiber Graf, die Hauptanstifter des Krieges, umgekommen waren, bewirkten, daß die Stimme derjenigen endlich gehört wurde, welche als Freunde der Eidgenossen

zum Frieden redeten. Ja man konnte es soweit bringen, daß aus allen eidgenössischen Orten Gesandte nach Baden geschickt wurden, welche sich über die Bedingungen des Friedens verständigen sollten. Zürich schickte Männer, welche den Eidgenossen zugethan waren, und daher wohlwollende Aufnahme hoffen ließen, wie Hans Meiß, Ulmann Trinkler, Hans Bluntschli und einige andere; doch gingen auch der Bürgermeister Schwarzmaurer und der Vogt Keller mit, Männer von Stüßi's Geist, welche lieber die Fortdauer des Krieges gesehen hätten, wenn für den Augenblick ein günstiger Erfolg zu erwarten gewesen wäre. Auch diese schienen für einen Frieden geneigt zu sein, aber diese scheinbare Neigung war nur eine fein angelegte Heuchelei; denn heimlich waren sie mit den österreichischen Befehlshabern einverstanden, welche bei dem Könige von Frankreich um Hülfe warben, die Eidgenossen aufs Neue zu bekriegen.

Es gelang nun wirklich, annehmbare Bedingungen des Friedens zu erhalten; die Eidgenossen konnten sogar zu dem Versprechen bewogen werden, alle Eroberungen an Zürich zurückzugeben, wenn die Stadt ihren Bund mit Oesterreich aufgeben würde. Voll Freude über diesen glücklichen Erfolg kehrten die zürcherischen Boten heim, begleitet von vielen Gesandten der Städte und Herren, welche den Frieden wünschten. Doch ihre Botschaft erweckte in Zürich keine Freude, da diejenigen, welche die Fortdauer des Krieges wünschten, mittlerweile Hoffnung auf Frankreichs Beistand erhalten hatten. Es gelang sogar, den Bürgern die Boten, welche in Baden für den Frieden sich bemüht hatten, als Verräther zu verläumden. So geschah es denn, daß an dem Tage, wo der Frieden vor dem Rathe von Zürich genehmigt werden sollte, ein großer Auflauf beim Rathhause entstand, und daß sogar einzelne Haufen in den Sitzungssaal drangen, die Strafe der angeblichen Verräther fordernd. Man führte fünf der Gesandten in den Wellenberg*) und hielt Gericht über sie. Man fand kein Vergehen an ihnen und obgleich die meisten Richter für Leben stimmten, so wurden doch Hans Meiß, Ulmann Trinkler und Hans Bluntschli zum Tode geführt und vor dem Rathhause auf dem Fischmarkte enthauptet. Andere, welche auch zum Frieden gerathen hatten, theilten entweder das traurige Loos, oder sie wurden an Geld, Freiheit und Ehre schwer gebüßt, so daß

*) Ein ehemaliger Gefängnißthurm mitten in der Limmat.

die Freunde des Friedens bald verstummten. Durch diese Handlungsweise hatten die Züricher deutlich gezeigt, daß sie den Frieden nicht wollten; daher wurde der Krieg wieder begonnen.

Der Mord von Greiffensee.

Von Greiffensee aus, wo eine zürcherische Besatzung lag, wurden Anhänger der Eidgenossen häufig beunruhigt. Deßhalb zogen plötzlich alle Eidgenossen, zum ersten Male auch die Appenzeller, vor das Städtchen, welches mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf gut versehen war. Die Besatzung, aus zwei und siebenzig Mann bestehend, befehligte der tapfere Hans von Breitenlandenberg, der Wildhans genannt. Er hatte die Frauen und Kinder nach Zürich geschickt, und da er nach dem ersten Gefechte erkannte, daß er mit seiner geringen Mannschaft das weitläufige Städtchen nicht vertheidigen könnte, warf er selbst den Brand hinein und zog sich in das feste Schloß zurück. Mit aller Macht begannen nun die Eidgenossen unter der Anführung Redings eine harte Belagerung; aber trotz aller Anstrengung konnten sie dem Schlosse Nichts anhaben; ja sie erlitten sogar manchen Verlust durch die Schützen des Wildhans. Man berieth sich sogar schon, ob es nicht zweckmäßiger wäre, die Belagerung aufzuheben, als an geringe Vortheile große Opfer zu setzen; als ein Mann aus dem Amte Greiffensee, Namens Mahler, die Stelle verrieth, wo die Burg am leichtesten zu untergraben sei. Alsbald bauten die Eidgenossen ein Schirmdach und begannen den Felsen zu untergraben, auf welchem die Burgmauer ruhete. Die Belagerten warfen einen schweren Altarstein herab und zerschmetterten das Schirmdach und Viele, die unter demselben arbeiteten. Bald war eine neue festere Schutzwehr hergestellt und die Arbeiten begannen von Neuem; jetzt mit besserem Erfolge. Da die Mauer zu sinken begann und der Fall der Burg unvermeidlich schien, wollte Wildhans um freien Abzug mit den Eidgenossen unterhandeln. Doch diese wollten von keinerlei Bedingungen hören und verlangten Uebergabe auf Gnade und Ungnade. Die Belagerten, denen Wildhans gerathen hatte, die Burg anzuzünden und unter ihren Trümmern zu sterben, auf milde Behandlung hoffend, ergaben sich; sie stiegen zwei und siebenzig Mann stark auf Leitern aus der stark verrammelten Burg, wurden dann mit Stricken gebunden und zur Bewachung in die einzelnen Zelte der Eidgenossen vertheilt.

Am folgenden Morgen wurde über die Gefangenen auf der großen Wiese bei Nänikon Gericht gehalten. Jtal Reding, welcher in denselben nur hassenswerthe Feinde erblickte, welcher vielleicht an die Hinrichtung der Eidgenossenfreunde in Zürich und auf blutige Rache derselben dachte, sprach für die Hinrichtung aller Gefangenen. Andere meinten, nur der Hauptmann und die Söldner hätten den Tod verdient. Ihm entgegen suchte der menschliche Holzach von Menzingen im Lande Zug die Krieger zu retten, welche als brave Männer ihre Pflicht gethan und kein Verbrechen verübt hätten. Es ward stürmisch hin und her geredet; manch harter Vorwurf fiel. Vergebens erbot sich Wildhans zum Tode, wenn man nur die Seinen leben lasse; vergebens wehklagten die Weiber um die Ihrigen; vergebens weinten sogar viele Eidgenossen, als sie sahen, daß sie das himmelschreiende Unrecht nicht mehr abwenden könnten. Es wurde abgestimmt; — das Mehr war für den Tod der Gefangenen. Viele der Besseren, die Gott fürchteten, gingen weg; die Uebrigen schritten sogleich zur Vollziehung des Urtheils. Nach kurzer Beichte trat zuerst Wildhans hervor und sprach zu seinen Leidensgefährten: „Der Allmächtige sieht es, der Allmächtige will es, gehorcht seinem Willen mit Fassung, und damit Keiner von Euch meine, daß ich unter irgend einem Vorwande in dieser ernsten Stunde von meinen treuen, tapferen Gefährten mich trennen wolle, so will ich der erste in den Tod gehen!" Er knieete nieder und empfing den Todesstreich; nach ihm zwei Knechte. Da hielt der Scharfrichter inne, blickte zu Reding auf, Schonung für die Uebrigen hoffend. Doch der Finstere fuhr ihn trotzig an: „Wenn Du dein Amt nicht vollziehen willst, so wird sich ein Anderer finden, der es an Dir thut." Da fielen nach einander neun, und manchen Jüngling mußte der Scharfrichter aus den letzten Umarmungen der Seinigen zum Tode führen. Als er den zehnten Mann, wie dieß bei Hinrichtungen in Menge der Brauch war, nach kaiserlichem Rechte, als ihm gehörig bei Seite stellte; da rief Reding: „Wir haben hier Landrecht, nicht Kaiserrecht!"

Zwanzig waren ;enthauptet da sah der Scharfrichter, abermals von Mitleid gerührt, zum Landammann auf; doch dieser sprach hart spottend: „Butz und Benz mit einander!" Dreißig sanken dahin; vierzig. Der Tag neigte sich. Die Erde schluckte das Blut nicht mehr; es floß zusammen. Bei der Hinrichtung des fünfzigsten bat der Scharf-

richter abermals, vergebens; er mußte bei Fackelschein noch zwölf hinrichten. Da endlich verließ Reding den blutigen Schauplatz, und wer noch lebte, war gerettet. Oft wenn später die Eidgenossen von Unglück betroffen wurden, nahmen sie es für eine göttliche Strafe der Gräuel dieses Tages.

Die Leichen der Unglücklichen wurden in Uster begraben, diejenige des tapfern Wildhans in seiner Familiengruft zu Turbenthal beigesetzt. Auf der Richtstätte erbauten die Züricher eine Kapelle, nach deren Verfall in unseren Tagen ein steinernes Denkmal daselbst errichtet wurde.

Die Belagerung von Zürich.

Nicht lange nach der blutigen That von Greifensee rüsteten sich die Eidgenossen zu einem neuen Angriffe auf Zürich. Die verhaßte Stadt sollte mit allem Nachdrucke belagert und erobert werden, um mit einem Schlage den langwierigen Krieg zu endigen, bevor die fremde Hülfe für Zürich anlange. Kaum hatten die Züricher Kunde von diesem Vorhaben erhalten, so setzten sie schnell ihre Festungswerke in guten Stand: man fällte auf Büchsenschußweite alle Bäume um die Stadt, errichtete Bollwerke daraus und zog neue Gräben. Es wurden Magazine angelegt und Kriegsleute geworben. Die höchste Macht in der Stadt übertrug man dem Markgrafen von Baden, welcher mit einem Rathe von zwölf Mitgliedern regierte und den Ritter Hans von Rechberg zum Feldhauptmann ernannte. Unter ihm standen vier Hauptleute, unter welche die Mannschaft vertheilt wurde und von denen Jeder eines der Hauptthore und die angrenzende Gegend zu besetzen hatte. Die Thore sollten offen bleiben, um die Wachsamkeit der Bürger zn erhöhen. Alles Glockengeläute wurde untersagt, damit der Feind die Zeit weniger berechnen könne. Als diese Maßregeln getroffen waren, erschienen die Eidgenossen mit einigen Hülfsvölkern vor der Stadt, bei zwanzigtausend Mann. Auf allen Seiten begann die Belagerung, nur die Seite nach dem See hin blieb der Stadt offen.

In diesen gefährlichen Zeiten, wahrscheinlich sieben Jahre vor dieser Belagerung, bildete sich in Zürich eine Gesellschaft von anfangs sechszehn, zuletzt sechzig kühnen Männern, welche einsahen, daß auch eine kleine Schaar, wenn sie durch Heldenmuth und Treue zusammen-

gehalten wird, oft Wunder wirken kann. Man nannte sie die Schildner, oder gewöhnlich die Böcke, d. h. Führer und Vorfechter der Heerde. Zu den kühnsten Unternehmungen wurden sie gebraucht, und wo die Stadt in die größte Noth kam, da standen die Böcke. Sie fügten dem Feinde mehr Schaden zu, als die ganze übrige Macht der Züricher. Manch kecke Abentheuer werden von ihnen erzählt: Einst zogen ihrer sechszehn aus der Stadt über das Hard nach Altstätten auf Beute aus; sie stießen auf drei Fuder Wein, welche man in das Lager der Berner führen wollte. Sie nahmen den Wein als gute Beute, machten überdieß sieben Männer, welche den Transport geleiteten, gefangen, und brachten Wein und Gefangene glücklich über die Sihl in die Stadt, ohne daß die Berner, welche in der Umgegend lagen, es gewahr wurden. Von einem Thurme, wo die Belagerer es hören konnten, wurde dann der Wein zum Verkaufe ausgerufen und dann auf der unteren Brücke beim Rathhause unter lautem Jubel getrunken, zum großen Aerger der Feinde, welche zusehen konnten. Ein ander Mal zog eine Schaar Abends aus der Stadt über den Albis und kehrten mit vierzig Stück geraubten Viehes glücklich mitten durch die Feinde in die Stadt zurück. Sie machten sogar den Anschlag, das Geschütz der Berner zu vernageln; mußten aber nach zweistündigem Kampfe, durch welchen sie ihr Vorhaben ausführen wollten, von demselben abstehen.

Lange schon hatten die Eidgenossen vor der Stadt gelegen, ohne derselben großen Schaden zufügen zu können; denn, wenn sie auch in offener Feldschlacht an Muth und Kraft unüberwindlich waren, so fehlte es ihnen doch zu einer Belagerung an den nöthigen Kenntnissen. Die täglichen Gefechte, durch welche wenig oder nichts erreicht wurde, machten endlich den gemeinen Mann der Belagerung überdrüssig; man hörte Stimmen, welche sagten: „Wie lange Zeit müssen wir hier liegen; wir werden die Mauern doch nicht umlugen; sie haben so lange zu essen, als wir; warum nimmt man nicht Anderes zur Hand?" Diese Unzufriedenheit zu beschwichtigen, beschlossen nun die eidgenössischen Hauptleute einen Sturm.

Mit tausend Mann griffen sie die Werdmühle an, welche hart an der Mauer der kleinen Stadt lag. Aber der Eigenthümer, Otto Werdmüller, vertheidigte dieselbe mit wenigen Knechten so tapfer, daß, als die Böcke ihm noch zu Hülfe kamen, die Stürmenden mit großem

Verluste abziehen mußten. Ein anderer Angriff fiel noch schlimmer für die Eidgenossen aus. Deßhalb beschlossen sie durch immer engere Umschließung der Stadt, ihr alle Zufuhr abzuschneiden und die Umgegend zu verheeren.

Die Mordnacht von Brugg.

Noch lagen die Eidgenossen vor Zürich, als Thomas von Falkenstein, ein argauischer Edler und Anhänger Oesterreichs, in ihrem Rücken eine That beging, welche wahrscheinlich den Zweck hatte, sie von Zürich wegzulocken. Zuerst versuchte er, die Stadt Aarau in Brand zu stecken, und da ihm dieß mißlang, machte er einen Anschlag auf die Stadt Brugg, wo er Bürger war.

Am 27. Heumonat 1444 kam er im Begleite mehrerer Ritter nach Brugg, wo er freundlich aufgenommen und bewirthet wurde. Er gab vor, er komme aus dem Lager von Zürich und reise gen Basel, den Bischof zu holen, auf daß dieser einen Frieden zwischen Zürich und den Eidgenossen zu Stande bringe. Innige Freude erfüllte die Bürger des Städtchens, daß der unselige Krieg einmal ein Ende haben sollte, und von Segenswünschen für das Gedeihen seines Werkes begleitet, schied Falkenstein. Er ging nach Laufenburg, wo er eine Mordbande sammelte, zu welcher auch Thüring von Hallwyl und Hans von Rechberg stießen. Mit derselben rückte er nach Brugg und gelangte vor Tages Anbruch an das Thor bei der Aarbrücke; vierhundert Mann zu Pferd und zu Fuß. Falkenstein klopfte und alsbald fragte der Thorwächter, wer Einlaß begehre. Der Freiherr erwiederte: „Ei, Gevattersmann, kennst Du den Falkenstein nicht? Hier ist der Herr von Basel; wir bringen Frieden; wir eilen in's Lager zu unseren Herrn von Bern, auf!" Der Thorwächter, nichts Böses ahnend, öffnet das Thor. Zwei Reiter, gekleidet in die Farben von Basel, reiten ein, dann folgt Falkenstein, und an seiner Seite ein vermummter Reiter, welchen der Thorwächter für den Bischof von Basel hielt; es war Hans von Rechberg. Ihnen nach drängt dann der ganze Zug. „Gnädiger Herr, rief der erstaunte Wächter, es sind deren zu viele, ich darf sie nicht alle ohne Erlaubniß einlassen; ich will's dem Schultheißen anzeigen." Kaum waren diese Worte gefallen, so schlug Falkenstein dem armen Manne den Kopf ab. Der nächtliche Lärm weckte

mehrere Bürger; sie gehen aus ihren Häusern und fallen alsbald, dreizehn an der Zahl, unter den Mordstreichen der Bande, welche zugleich das Thor verschließt. Dann werden der Schultheiß, die Räthe und die angesehensten Bürger gefangen, in ein Haus zusammengesperrt und die Stadt geplündert; alle Urkunden, Banner und Beute jeder Art werden auf Schiffe gebracht. Nun wollte Falkenstein die Gefangenen enthaupten lassen. Dagegen stemmte sich Hans von Rechberg, und rief: „Was haben Euch die unschuldigen, biederen Leute gethan?“ Mehrere Bürger hatten sich während des Ueberfalls an Seilen über die Stadtmauer hinabgelassen und das umwohnende Landvolk zu Hülfe gerufen. Sie zogen herbei; darum suchten die Räuber ihr Heil in schleunigem Abzuge, nachdem sie die Stadt an mehreren Orten in Brand gesteckt hatten. Jammergeschrei von Weibern und Kindern füllte die Luft, so daß selbst Falkenstein von Schauder ergriffen wurde und einer alten Frau mit den Worten: „Da, schließt das Thor auf, damit Ihr nicht verbrennet,“ den Thorschlüssel zuwarf. Die gemeinen Bürger ließ man los, die angesehenen nahm man gefangen mit fort. Im Eichwalde ob der Stadt wollte Falkenstein abermals Befehl geben, die Unglücklichen zu enthaupten. Mit teuflischer Wuth schrie er: „Könnte man da nicht mähen, wie auf der Wiese bei Greifensee?“ Nochmals erhob sich ihm entgegen Hans von Rechberg und sprach voll ritterlichen Zornes: „Falkenstein, Du hast des Mordes genug gethan an Leuten, die Dich nicht beleidiget haben; hätte ich die Sachen gewußt, Du hättest mich nimmer hierher gebracht.“ Die Gefangenen waren gerettet, sie wurden in den Thurm ob dem Rheinfall in Laufenburg gebracht und später gegen großes Lösegeld freigegeben.

Um seiner Frevelthat den Anschein eines gerechten Krieges zu geben, hatte Falkenstein am Abend vor derselben eine Kriegserklärung nach Bern geschickt, zu spät, als daß die Berner von ihrer Stadt Brugg das schwere Unglück hätten wenden können, und doch zu früh, als daß der Frevler die Frucht seiner Missethat genießen konnte. Die Berner waren rasch auf. — Solothurn, noch schneller, überfiel Gösgon, ein Schloß Falkensteins, wo seine Gemahlin wohnte. Mit großer Noth konnte sie entrinnen und sah auf der Flucht die Flammen der brennenden Burg. Sie ward eingeholt und sammt ihrer Tochter gefangen nach Bern geführt. Dann zog man vor das Schloß Farnsburg, wohin Falkenstein, wie man hörte, geflohen war. Es lagerten

sich eine zahlreiche Schaar Berner und Solothurner, sechshundert Luzerner, einhundert fünfzig Wallenburger und Liestaler unter der Anführung Hemmann Seevogels, im Ganzen etwa viertausend Mann um die Burg, welche bald in solche Noth gerieth, daß die Besatzung um freien Abzug bat. Man gewährte ihn nicht. Da erbot sich der schlaue, muthige Hans von Rechberg, welcher bei den Belagerten war, Hülfe zu holen. Bei Nacht und Nebel, nachdem er die Hufeisen seines Pferdes mit Filz umwickelt, ritt er durch das eidgenössische Lager, und gab am nächsten Berge durch einen angezündeten Heuschober das Zeichen, daß er glücklich entkommen sei. Er ritt über den Rhein, wo er erfuhr, daß die französische Hülfe, welche man erbeten, im Anzug sei, und schrieb schon nach zwei Tagen tröstlich an Zürich: „Der Retter und die Rache nahen.“

Die Heldenschlacht bei St. Jakob an der Birs.

Wiederholte Bitten des Kaisers, welche auch vom Papste unterstützt wurden, hatten endlich den König von Frankreich vermocht, von den vielen Söldnern, welche seit dem Frieden mit England ohne Beschäftigung das Land belästigten, eine Schaar von etwa dreißig bis vierzig tausend Mann unter der Anführung des Dauphin *) Ludwig gegen die Eidgenossen zu schicken. Dieses Kriegsvolk führte von einem früheren Anführer, dem Grafen Armagnak, den Namen Armagnaken. Schrecken ging dem heranziehenden Haufen voraus, daß Viele, besorgt um Habe und Leben, flohen und Schutz suchten in der Stadt Basel, welche ihrem Angriffe zunächst ausgesetzt war. Mitleidig nahm die Stadt, die eine lange Belagerung auszuhalten gewärtig sein mußte, Jeden auf, der auf ein Jahr Brod mitbrachte und im Vereine mit den Bürgern die Stadt zu vertheidigen gelobte. Doch so gerüstet die Stadt auch immer war, so waren doch die Schreckensbotschaften, welche dem herannahenden, übermächtigen Feinde vorangingen, zu entmuthigend, als daß man hätte hoffen können, ohne anderweitige Hülfe die Stadt halten zu können. Man sandte den Rathsherrn Hemman Seevogel gen Farnsburg, zu warnen und Hülfe zu holen. Spott und Hohn war die Antwort, welche ihm wurde. „Warum fürchten sich

*) Der Kronprinz von Frankreich führte diesen Titel.

die Basler hinter ihren Mauern? Wir fürchten uns im freien Felde nicht." Seevogel erwiederte: „Wohlan! heut Seevogel und nimmermehr; nie war ich verzagt und will es auch heute nicht sein;" er blieb mit seinen einhundert und fünfzig Basler Landleuten bei ihnen und stritt bis in den Tod. Um die Belagerung von Farnsburg nachdrücklicher betreiben und nöthigen Falls dem andringenden Feinde kräftigeren Widerstand leisten zu können, waren von Zürich sechshundert Mann, dreihundert von Bern und dreihundert aus andern Orten eingetroffen. Es kam neue Kunde, daß der Feind bei Basel stehe und die Birs schon überschritten habe; man redete laut vor Farnsburg vom Vorrücken und Angreifen. Trotz der ruhigeren Ansicht, daß eine kleine Macht gegen die zahlreichen Feinde nichts ausrichten könne, siegte doch die Ansicht, daß man nach der Väter Weise den Feind nicht erwarten, sondern aufsuchen und angreifen solle. Zwölfhundert wurden bestimmt, dem Feinde entgegen zu gehen, die sechshundert, welche von Zürich frisch angekommen waren und sechshundert von den Belagerern von Farnsburg; zu ihnen gesellte sich noch Hemman Seevogel mit den Seinen, daß ihrer über zwölfhundert waren. Strenge ward ihnen geboten, jedes ernsthafte Gefecht zu vermeiden und in keinem Falle über die Birs zu gehen. Hohen Muthes voll, zogen sie unter der Anführung Hans Matters von Bern ab; sie wandten sich gen Prattelen, wo sie hörten, daß eine Abtheilung der Feinde stehe. Auf dem Wege begegnete ihnen ein aus Basel geflohener Chorherr von Neuenburg, dessen Bürger, fünfzig an der Zahl, unter dem Banner von Bern mitzogen. Er warnte vor der Uebermacht und rieth zum Rückzuge. Da rief Einer in wilder Begeisterung: „So muß es sein, und geht es so nicht, so lassen wir Gott unsere Seelen und die Leiber den Armagnaken."

Hans von Rechberg, welcher im Lager der Armagnaken angekommen war und die Führung des Heeres übernommen hatte, rieth dem Dauphin, nicht in einer Schlacht, sondern in vielen schnell auf einander folgenden Gefechten die Schweizer zu ermüden und aufzureiben. Darum theilte denn auch Ludwig sein Heer in drei Abtheilungen; eine von achttausend Mann stand unter Sancerre in Prattelen, eine zweite von zehntausend Mann unter dem Marschall Dammartin bei Muttenz; die Hauptmacht unter dem Befehle des Dauphin lag jenseits der Birs. Der Auszug der Eidgenossen von Farnsburg war dem Feinde verkund-

schaftet; am 26. August 1444 früh Morgens erwartete er sie gerüstet bei Prattelen auf einer großen Wiese. Um 8 Uhr naheten die muthigen Männer und erblickten den Feind. Da wollten die Führer berathen, was zu thun sei; doch das Volk wollte sich nicht halten lassen. Kaum gelang es, einige Ordnung herzustellen, als auch schon der Angriff geschah. Er war entscheidend; mit bedeutendem Verluste mußte sich der Feind auf Muttenz zurückziehen. Der gewonnene Sieg hatte den Muth der Eidgenossen noch ungestümer gemacht; sie folgten unaufhaltsam dem fliehenden Feinde nach und sahen sich plötzlich in der Ebene bei Muttenz jenen zehntausend Mann gegenüber, die hier unter Dammartin standen, und mit denen sich die bei Prattelen Besiegten vereinigt hatten. In guter Ordnung stand der Feind, mehr Tausende zählend, als sie Hunderte hatten; und dazu meist Krieger, welche selbigen Tages weder gekämpft, noch einen Marsch gemacht hatten. Ohne sich lange aufzuhalten, rannten die Eidgenossen an den Feind. Es entspann sich ein heißer Kampf; doch es half den Wälschen weder die Uebermacht, noch die kunstgerechte Verschanzung. Sie mußten auch hier weichen, nachdem sie abermals einen bedeutenden Verlust erlitten hatten. Nicht die reiche Beute an Bannern, Pferden, wohl gefüllten Kassen, Proviant und Kriegsbedarf, nicht der Ruhm, am gleichen Tage zweimal über einen unbekannten, übermächtigen Feind gesiegt zu haben, konnten die Eidgenossen abhalten, dem Feinde zu folgen, welcher sich auf seine Hauptmacht jenseits der Birs zurückzog. Noch war Keiner von den Eidgenossen gefallen; doch Viele bluteten aus tiefen Wunden. So kamen sie an das Ufer der Birs, ohne des Feindes Macht zu kennen, der ihrer am jenseitigen Ufer wartete. Ein Bote, welcher von den Baslern an sie abgesandt wurde und welcher sich glücklich zu ihnen stahl, warnte sie, ja nicht über das Wasser zu gehen, denn groß, übermächtig groß sei der Feind und von der Stadt sei wenig Hülfe zu erwarten. Trotz dieser Warnung, trotz des vor Farnsburg erhaltenen Befehls, welchen die Hauptleute aufrecht halten wollten, trotz des Abmahnens bei Ehr und Eid, begehrte das Volk tobend den Uebergang über die Birs. Es fielen harte Reden; so rief Loriti von Glarus seinem Hauptmann Rudolf von Netstall trotzig zu: „Willst Du eine Memme sein, so kehre wieder gen Farnsburg!" — Darauf erwiederte der Hauptmann, voll Zorn: „Du öder Wicht, deine Memme will ich nimmer sein, mit Ehren will ich leben und sterben." Solcher Schmäh-

reden fielen noch viele, so daß die Hauptleute zuletzt, da alles Volk nach dem Ufer stürmte, genöthigt waren, mitzuziehen.

Glücklich durchwateten die Eidgenossen die Birs; aber als sie jenseits am Ufer emporstiegen, da entfaltete sich vor ihnen die ganze französische Macht. Es blieb ihnen keine Zeit, eine Schlachtordnung zu bilden, denn furchtbar fing das französische Geschütz an zu spielen; zu gewaltigem Angriffe kam Hans von Rechberg mit sechshundert deutschen Reitern auf sie heran, ihm nach achttausend schwer gerüstete Armagnaken zu Pferd und der ganze Schlachthaufe des Dauphin. Schon waren zweihundert Eidgenossen gefallen, als ihre Schaar in zwei Haufen getrennt wurde; der eine von fünfhundert Mann wurde auf eine Birsinsel zurückgeworfen; der andere faßte in großer Noth den großen Entschluß, mitten durch den Feind sich einen Weg nach Basel zu bahnen.

Der Eidgenossen Kampf und Noth war in Basel bemerkt worden; man besprach sich, was zu thun sei, den Tapfern zu helfen, und noch war es zu keinem Entschlusse gekommen, als ein Metzger dem Bannerherr das Banner aus der Hand riß und rief: „Mir nach, wer ein Basler ist!“ Zugleich nahm er seinen Weg nach dem Thore; ihm folgten dreitausend Bürger. Kaum hatte man sich jedoch eine Strecke von der Stadt entfernt, als die Nachricht kam, der Feind, welcher diesen Fall vorgesehen hatte, werfe sich mit starker Macht zwischen die Stadt und die Ausgezogenen, es drohe ihnen, abgeschnitten zu werden. Die Führer befahlen umzukehren, und das Geschrei der Thurmwächter, welche die Bewegung der Armagnaken wahrgenommen hatten, bewirkte, daß man dem Befehle Folge leistete. Die Eidgenossen blieben ohne Hülfe.

Während dieß geschah, war die Schaar der Eidgenossen, welche sich nach Basel durchschlagen wollten, mit Macht zurückgeworfen worden und hatte sich des Siechenhauses und des Gartens bei St. Jakob bemächtigt. Hier stellten sie sich mit der äußersten Anstrengung grimmig zur Wehr; so auch die auf der Insel, denen der Rückzug möglich gewesen wäre, aber sie wollten ihr Leben nicht retten, ohne die Andern; beide waren entschlossen zum Tode. Den übermenschlichen Heldenmuth der Schaar tief bewundernd, gedachte der Dauphin mit den Eidgenossen zu unterhandeln; da fiel ein deutscher Ritter, Peter von Mörsberg, dem Marschalle Dammartin zu Füßen und bat flehentlich, Keinen zu schonen, wie er bei Muttenz gelobt habe. Der Kampf tobte nun fort.

Das Morden waltete ohne Zügel, ohne Maß. Vielen soll die Blutthat von Greifensee vor die Seele getreten sein, so daß sie ausriefen: „O Greiffensee, schwer ist deine Rache! Heute rächen sich die biederen Leute von Greiffensee!“ Die auf der Au waren bald umringt, aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten worden. Die hinter den Mauern des Siechenhauses schlugen dreimal den mit aller Macht geführten Sturm ab; zweimal waren sie sogar mit übermenschlicher Anstrengung ausgefallen, Verderben und Schrecken unter den Feinden verbreitend. Jedesmal trieben österreichische Ritter die menschlicheren Franzosen zu neuer Wuth an. Da sank endlich die Gartenmauer, der Eidgenossen Schutzwehr, unter den Schüssen der französischen Artillerie, und über die Trümmer stürmte nun die armagnakische Reiterei von allen Seiten ein, jetzt ein ebenso gefährliches Fußvolk, nachdem sie auf Befehl ihre Pferde verlassen hatte. Deutsche Ritter zündeten endlich die Kapelle und das Haus an, und neunundneunzig Mann, von ihren Brüdern durch die Flammen getrennt, starben in den Kellern, wo man nach vielen Wochen ihre Leichen, an den Mauern stehend, fand. Alle übrigen waren in der Todesnoth gefühllos für den Schmerz der Wunden; man sah solche, die die Pfeile aus ihren eigenen Wunden rissen, um sie wieder gegen den Feind abzuschießen; da kämpfte Einer wie ein grimmiger Löwe mit nur noch Einer Hand; dort vertheidigte sich ein Anderer auf die Kniee oder einen Arm gestützt. Keiner starb, der nicht sechs todte Feinde vor sich sah.

Zehn Stunden hatte der Kampf gewüthet. Außer sechszehn Mann, welche im Anfange der Schlacht geflohen waren, welche aber nach ihrer Heimkehr Zeitlebens für ehrlos erklärt wurden, lagen etwa fünfzehnhundert Eidgenossen todt oder verwundet auf der Wahlstatt. Der Sieg hatte den Dauphin während des Tages eilfhundert Pferde und achttausend Mann gekostet. Nach der Schlacht ging Rechberg auf dem Schlachtfelde umher und erstach mehrere Eidgenossen, die schwer verwundet, auf seinen Befehl die Waffen abgelegt hatten. Es ritt Burkard Mönch von Mönchenstein, welcher der Schlacht nicht beigewohnt hatte, mit einigen Rittern über die Leichen, und um einem mit dem Tode ringenden Eidgenossen (man sagt, dem Hauptmann Arnold Schick von Uri) die Sterbestunde noch zu verbittern, rief er aus: „Heute baden wir in Rosen!“ Da ergriff der Sterbende einen Feldstein, und

schleuderte ihn mit den Worten: „Da, friß eine der Rosen!“ dem Ritter so gewaltig in das Gesicht, daß er nach drei Tagen starb.

Der Dauphin Ludwig bedauerte in seiner Seele den Tod der eidgenössischen Helden und schwur, solch hartes Volk noch nie gesehen, noch nie einen Sieg erfochten zu haben, wo ihn der Untergang des Feindes geschmerzt habe. Er verbot jede Mißhandlung noch Lebender und ließ den Baslern sagen, sie könnten ungehindert retten und begraben. Beides thaten sie denn auch ehrlich; zweiunddreißig Verwundete wurden in die Stadt gebracht und sorgfältig verpflegt; die Leichname theils in der Stadt, theils bei St. Jakob begraben. Ludwig begrub die Leichen der Seinigen zu Arlesheim, Aesch, Reinach und Therwyl, die Gemeinen wurden in Haufen verbrannt oder in große Gruben eingescharrt.

Dieß ist der große Tag von St. Jakob an der Birs; kein Volk alter und neuer Zeit hat einen gleichen in seiner Geschichte aufzuweisen. Obwohl alle Eidgenossen erschlagen oder verwundet lagen, obwohl der Feind durch seine Uebermacht vollständig gesiegt hatte, so war doch so große Tapferkeit, so gänzliche Hingebung an die heilige Sache des Vaterlandes nicht ohne günstige Folgen. Der Dauphin, von Bewunderung des übermenschlichen Heldenmuthes ergriffen, wollte die Eidgenossen nicht weiter bekriegen; er schloß mit ihnen Frieden und zog aus dem Lande. (1444.)

Die Nachricht von der blutigen Niederlage von St. Jakob bewirkte, daß diejenigen, welche vor Farnsburg lagen, im Schrecken ohne Ordnung die Belagerung aufgaben und heimeilten. Ein Läufer, welchen Hans von Rechberg an die Züricher schickte und der sich durch das eidgenössische Lager in die Stadt stehlen konnte, brachte ihnen die Kunde von dem, was an der Birs geschehen war. Sogleich läutete man alle Glocken; Jubel und Freude füllte die Stadt. Etliche Eidgenossen, welche, da sie keine Nachricht erhalten, sich diese plötzliche Freude nicht erklären konnten, riefen erstaunt den Zürichern auf den Wällen zu: „Ist der Wein bei Euch so wohlfeil geworden, daß Ihr so fröhlich seid? Was gilt die Maas?“ — „So viel, als vor Farnsburg die Maas Schweizerblut!“ tönte die Antwort hernieder. — „Geht nach Basel, salzet Fleisch, reichet die Euern, welche erschlagen sind,“ höhnte ein Anderer, welcher in seinem unedlen Hasse ganz vergessen, daß bei St. Jakob die alten, treuen Eidgenossen so schweres Unglück getroffen

hatte. Als der Läufer von Bern endlich die Trauerbotschaft auch in's Lager der Eidgenossen brachte, hoben sie schnell die Belagerung auf und zogen heim; denn sie fürchteten, der Dauphin werde seinen Sieg verfolgen. Zuvor aber verwüsteten sie die Umgegend von Zürich, um die Bürger für den Hohn zu züchtigen, mit welchem sie über das Unglück an der Birs gespottet hatten.

Die Schlacht bei Ragaz.

Noch war der Krieg nicht beendigt. Eine Menge kleiner Gefechte und Streifzüge füllte den Zeitraum kurz nach der Belagerung von Zürich, bis es endlich noch einmal im Jahre 1446 zu einer Hauptschlacht kam, durch welche der Krieg sein Ende erreichte.

Die Eidgenossen hatten das Land Sargans eingenommen; darum rüstete Hans von Rechberg, ihr unermüdlicher Feind, jenseits des Rheins ein starkes Heer, um ihnen die gemachte Eroberung wieder abzunehmen und wo möglich auch mit noch weiterem Erfolge sie zu bekriegen. Am Vorabend von St. Fridolins Tag, lagen sie in Mels, eilfhundert Mann stark, als ihnen die Nachricht kam, Rechberg sei mit sechstausend Mann über den Rhein gekommen und lagere in Ragaz. Noch in der Nacht wurde man dahin einig, den folgenden Tag den Feind anzugreifen; denn die Glarner hofften den Tag ihres Schutzheiligen, dessen Banner sie mit sich führten, durch einen Sieg feiern zu können. Rechberg hatte ihre Nähe erfahren und ritt am andern Morgen früh ihnen entgegen, ihre Zahl und ihre Absicht zu erkunden. Da sah er sie herannahen in guter Ordnung und unverzagt. Er eilte nach Ragaz zurück und mahnte seine Mannschaft, welche gerade beim Frühstücke sich zum Werke des Tages stärken wollte, sich zu ordnen, denn der Feind nahe. Seine Botschaft freute Manchen so wohl, daß ihm vor Schreck der Löffel entfiel, obwohl er kurz vorher geprahlt hatte, wie er viele Schweizer umbringen wolle.

Das feindliche Heer rückt vor das Dorf und ordnet sich zur Schlacht. Rechberg und Wolfhart von Brandis ermahnen die Ihrigen, tapfer auszuhalten, der Sieg werde nicht fehlen. Die Eidgenossen waren in die Ebene bei Freudenberg gekommen, als sie den Feind gerüstet sahen, sie zu empfangen. Ital Reding, der Jüngere, und der Landammann Jost Tschudi ermuthigen die Ihrigen zu tapferem Streite

und erinnern sie, daß heute Gelegenheit sei, sich als würdige Enkel großer Ahnen zu bewähren. Dann ging es muthig dem Feinde entgegen, der mit gutem Erfolge sein Geschütz abbrannte. Doch dieß konnte die Eidgenossen nicht aufhalten, eben so wenig der plötzliche Angriff der Reiterei, welche zurückgeschlagen wurde, nachdem sie ein Hauptbanner in den Händen der Eidgenossen zurückgelassen hatte. Unaufhaltsam, wie ein gewaltiges Alpenwasser, Stoß auf Stoß und Schlag auf Schlag, dringen die Eidgenossen ein. Da faßt mit einem Male Schreck die feindlichen Reiter, als der Anblick der eidgenössischen Banner den Gedanken an die Tage vom Sempach und Näfels in ihnen hervorruft. Sie fliehen dem Rheine zu und gelangen glücklich durch die Fluthen an's jenseitige Ufer. Das Fußvolk, bis an den Fluß gedrängt, kam in große Noth; Viele wurden von den Eidgenossen erschlagen, Viele, welche den Fluß zu durchwaten versuchten, fanden in den Wellen ihren Tod. Der Sieg war den Eidgenossen, welche laut aufjubelten und St. Fridolin dankten, daß er sie am heißen Tage seiner Fürbitte bei Gott gewürdigt habe. Nach gethanem Werke kehrten die Sieger nach Ragaz und erquickten sich am Morgenbrote, welches für die Feinde bereitet war. Dann zogen sie froh mit reicher Beute heim; froher im Bewußtsein, das Vaterland gerettet zu haben.

Der Friede und die Böcke.

Die vielen Opfer an Menschen, welche in diesem Kriege dem Bruderhasse gefallen waren, die schreckliche Verwüstnng, welche ihren Graus über die einst so blühenden Fluren ergossen hatte, all das schwere Unglück, welches beide streitende Theile betroffen, riefen endlich den Wunsch nach Frieden hervor, obwohl noch nicht aller Groll aus den Herzen verschwunden war. Zürich mußte das österreichische Bündniß aufgeben und sich den eidgenössischen Schiedssprüchen unterwerfen. Der Friede wurde hergestellt und in allen Städten und Ländern der Eidgenossen durch Freudengeläute begrüßt; nach vielen Unterhandlungen war er 1449 zu Stande gekommen. Die toggenburgischen Länder, welche den Streit veranlaßt hatten, kamen an die Erben des Grafen und traten zu Schwyz und Glarus in ein Bündniß; pfandweise behielten diese zwei Orte Gaster, Uznach und Windeck; Bern behielt die gemachten Eroberungen im Aargau und Uri ward in die Re-

gierung der Gemeinherrschaft Baden aufgenommen; Zürich erhielt die ihm entrissenen Besitzungen, mit Ausnahme der Höfe, wieder zurück.

Das Andenken der Eidgenossen an die kühnen Thaten der Böcke hatte sie mit solchem Hasse erfüllt, daß diese tapferen Männer nicht mit in den Frieden aufgenommen wurden, daß man sogar den Zürichern auferlegte, sie sollten dieselben aus der Stadt verbannen und ihnen auf keinerlei Weise Vorschub leisten. Obschon nun diese Zumuthung gegen diejenigen, denen sie in vielen Fällen die Erhaltung ihrer Stadt zu danken hatten, den Zürichern ungerecht und hart erschien, so fügte man sich doch darein, da die Böcke selbst dazu riethen. Sie sprachen zu ihrer Obrigkeit: „Seid unserthalb unbesorgt! Wenn es Euch gelingt, annehmbaren Frieden zu erhalten, so schließt ihn ab. Wir wollen schon selbst dafür sorgen, daß wir zum Frieden kommen. Wir wissen so viele Mittel und Wege, daß nicht wir, sondern unsere Gegner nach Frieden schreien müssen." Dann kauften sie das Schloß Hohenkrähen in Schwaben und wohnten daselbst.

Auf den nächsten Tagsatzungen der Eidgenossen gedachte man auch der verbannten Böcke, und mancher redliche Mann bemühte sich für ihre Rückkehr in die Vaterstadt; vergebens, sie blieben vom Frieden ausgeschlossen. Da wandten sie sich an den Landammann Fries von Uri, welcher ihnen gerne geholfen hätte, und fragten ihn um Rath, was sie thun sollten. Der wackere Mann sagte: „Liebe Gesellen; es ist so Manches schon für Euch versucht worden; Nichts will verfangen. Ich weiß Euch nichts Besseres zu rathen, als daß Ihr suchet, eines angesehenen Mannes der Eidgenossen habhaft zu werden und denselben gefangen nach Hohenkrähen zu führen; dann ließe sich vielleicht Etwas für Euch thun." —

Einige Zeit nachher erfuhren die Böcke, daß der Landammann gen Zürich auf den Markt fahren wollte; sie legten sich daher heimlich in zwei festen Barken nach Meilen auf die Lauer, gut gerüstet mit Wehr und Waffen. Als dann wirklich der Landammann in einem Schiffe daher kam, fuhren sie dasselbe mit gespannten Armbrüsten an und befahlen still zu halten, denn es sei ein Mann im Schiffe, den sie herausgeben sollten, sonst müßten Alle sterben. Fries merkte sogleich, was die Sache zu bedeuten habe und sagte lächelnd: „O, Ihr Gesellen, Euch ist gut rathen, doch glaubte ich nicht, daß Ihr meinen Rath an mir selber befolgen würdet." Er ging zu ihnen ins Schiff und sie

führten ihn nach Hohenkrähen. Von hier schrieb er an die Obrigkeit nach Uri und an die andern Eidgenossen, daß sie ihn aus seiner Haft lösen sollten, und da die Böcke dieß nur unter der Bedingung thun wollten, daß man sie in den Frieden aufnehmen würde, so mußte man endlich ihnen denselben gewähren. Seiner Haft entlassen, erzählte der Landammann von Uri, daß ihm sein Leben lang nie größere Ehre bewiesen worden und ihm nie wohler ergangen sei, als im Gefängnisse bei diesen wackeren Gesellen.

Felix Hemmerlin, genannt Malleolus.

Felix Hemmerlin wurde im Jahre 1389 in Zürich geboren; in seiner Jugend lehrte man ihn Messe singen und einige Worte in schlechtem Latein lesen; denn darin bestand alles Wissen, das man von einem Priester, wie Hemmerlin einer werden wollte, in der damaligen Zeit verlangte. Er begnügte sich jedoch nicht mit diesen geringen Kenntnissen, sondern besuchte die hohen Schulen von Erfurt und Bologna, um das kanonische*) Recht zu studiren. Kaum hatte er seine Studien vollendet, so starb der Probst am Großmünster zu Zürich und Hemmerlin eilte heim, geschmückt mit dem Titel eines Baccalaureus und dem Doktorhute des kanonischen Rechtes, versehen mit einer päpstlichen Bulle, welche ihm die erledigte Pfründe zuerkannte. Aber als er ankam, hatte das Kapitel, das ihm nicht gewogen war, schon einen andern Probst gewählt, und als der gelehrte Doktor den Probststuhl besteigen wollte, hatte ihn schon ein Anderer eingenommen. Um ihn einigermaßen zu entschädigen, übertrug man ihm das Amt eines Cantors, welcher die Musik bei den Messen zu leiten hatte, weßhalb er sich auch scherzweise Chorkönig nannte.

In ländlicher Wohnung verlebte er die übrige Zeit des Tages, nachdem er seine Obliegenheiten als Cantor mit Eifer erfüllt hatte, den Studien hingegeben. Jener Krieg, welchen das toggenburgische

*) Kirchliches Recht, welches auf die Grundlage der Bestimmungen der Concilien 2c. aufgebaut war.

Erbe zwischen Zürich und den Eidgenossen von Schwyz und Glarus hervorgerufen hatte, rief auch ihn auf den Schauplatz öffentlicher Thätigkeit. Die Schwyzer und Glarner hatten nämlich das Gebiet von Zürich schrecklich verwüstet, die Dörfer verbrannt, Kirchen und Klöster geplündert, überhaupt solche Frevel und Gräuel begangen, daß der darüber entrüstete Cantor aus seiner Zurückgezogenheit eine beißende Spottschrift gegen sie schleuderte unter dem Titel: „Von den Völkern der Schwyzer und einigen ihrer sogenannten Heldenthaten." — Diese Schrift verschaffte dem Cantor auf der einen Seite eine große Berühmtheit, so daß ihn der Markgraf von Baden zu seinem geheimen Rathe ernannte und alle edeln Herren ihn mit ihrer Gunst beehrten; auf der andern Seite zog er sich durch dieselbe den Haß der Schwyzer zu, welcher sich fast zur Wuth steigerte, als sie sich bei dem Bischofe von Lausanne über Hemmerlin beklagten, dieser den Angeklagten in Schutz nahm und sie mit Spott und Hohn abwies.

Als die Kirchenversammlung in Basel, auf welcher die Verbesserung der Kirche in Haupt und Gliedern vorgenommen werden sollte, eröffnet wurde, fand sich auch Hemmerlin ein, bereit für die Ehre der Kirche in den Kampf zu treten. Er griff die Ueppigkeit und die Reichthümer der Klöster mit großem Eifer an, indem er sagte: „Die Weinfässer der Bettelmönche sind jetzt größer als es ehemals ihre ganzen Klöster waren; mitten in der Ueppigkeit und dem Ueberflusse, in dem sie leben, quält sie nur die eine Sorge, noch größere Reichthümer zusammen zu raffen. Einige von ihnen besitzen gegen ihre Ordensregeln große Privatgüter und glauben ein hochverdienstliches Werk zu thun, wenn sie auf dem Todbette dieselben dem Kloster vermachen; gleichwie jene Frau, die lange Zeit eine entflogene Henne suchte, dieselbe, als sie sie in den Krallen eines Raubvogels erblickte, dem lieben Gotte und dem heiligen Martinus gelobte. Ihr Brüder mit den dicken Bäuchen, Ihr werdet einst das Schicksal der Soldaten theilen, zu welchen Cäcinna sagte: Setzet Euch zu Tische, meine Freunde, und lasset es Euch wohl sein, denn zu Nacht werdet Ihr in der Hölle essen!"

Diese scharfe, aber durch die herrschenden Uebelstände gerechtfertigte Rede machte ihm alle in Ausschweifung versunkenen Mönche zu den erbittertsten Feinden.

Wieder nach Zürich zurückgekehrt, lag er mit gewohntem Eifer den Pflichten seines Amtes ob. Eines Abends sang er die Vesper,

während eine große Menge Volkes zur Beichte ging; da erhob eine Anzahl Mönche, welche sich in einem Nebengebäude bei Wein, Karten und Würfel zusammen gefunden hatten, einen solchen Lärm, daß man ihre Flüche und ausgelassenen Lieder ganz deutlich in der Kirche hören konnte. Ja, als Hemmerlin das **Te Deum laudamus** (Großer Gott, dich loben wir) anstimmte, begleitete ihn eine andere Stimme, welche in absichtlich falschen Tönen eines der unsittlichsten Trinklieder sang. Nach der Beendigung der Vesper eilte der Cantor in gerechter Entrüstung nach der Schenke, um den rohen Zechern die Störung der gottesdienstlichen Handlung ernst zu verweisen; doch — er wurde von ihnen nur ausgelacht.

Ueber diesen Vorfall aufgebracht, begab sich Hemmerlin nach Konstanz zum Bischofe Heinrich von Hewen, Schutz für sich und Strafe für die Lästerer zu verlangen. Doch dieser, ein guter schwacher Greis, klagte, daß ihn die Gebrechlichkeit des Alters an kraftvollem Einschreiten gegen diese Uebelstände hindere, insgeheim aber wollte er, der auch der Sinnenlust sehr ergeben war, durch die Bestrafung der zürcherischen Mönche sich nicht selbst ebenso schuldig erklären. Daher bat er den klagenden Cantor, gegen seine Brüder Nachsicht zu üben, gab ihm seinen Segen und verabschiedete ihn. Als nun Hemmerlin, ohne etwas Böses zu ahnen, in einer schönen Sommernacht auf seinem Maulthiere nach Zürich zurückkehrte und mit dem Gedanken beschäftigt war, wie er jene Missethäter derb züchtigen könne, da erblickte er im Mondscheine einen Mann von verdächtigem Aussehen, welcher zu Pferde mitten in der Straße hielt. Was wollte wohl dieser Mann so spät in der Nacht an diesem Orte? Dieß war die Frage, welche der erschrockene Cantor alsbald an sich richtete, und deren vermuthliche Lösung ihn dermaßen mit Angst erfüllte, daß er beschloß, auf der Stelle umzukehren und seine Rettung in schleuniger Flucht zu suchen. Doch sein Thier, welches dieß bemerkte, widerstand in der Begierde, seinen gewohnten Stall zu erreichen, allen seinen Bemühungen und eilte im Galopp nach Zürich zu. Da näherte sich plötzlich der schreckliche Unbekannte und bat mit großer Höflichkeit um die Erlaubniß, ihn bis Zürich begleiten zu dürfen, er habe, wie er sagte, sich im Walde bei Bassersdorf verirrt und auf einen Vorbeiziehenden gewartet, welcher ihn auf den rechten Weg bringe. Wider seinen Willen nahm Hemmerlin den Vorschlag an, sich innerlich gelobend, daß er, wenn er dießmal dem Tode ent-

ginge, in seinem ganzen Leben nicht mehr nach Sonnenuntergang reisen wolle. Der Fremde brachte sein Pferd in den Schritt von des Cantors Maulthier und ritt neben ihm her, ohne ein Wort zu reden. Es war ein großer, magerer Mann, auf einem schlechten kleinen Pferde; er trug eine lombardische Lanze und vorn in seinem Gürtel stack ein breites Jagdmesser. Hemmerlin versuchte zu wiederholten Malen das beängstigende Stillschweigen zu brechen, er fragte dieß und jenes; doch sein wortkarger Gefährte gab auf alle Fragen höchst einsilbige Antworten, indem er ihn dabei mit so seltsamer Miene ansah, daß dem armen Cantor aller Muth entfiel. Beim Austritte aus einem Hohlwege zeigte sich endlich vor seinen Augen die Stadt Zürich, deren hellglänzende Lichter sich in den klaren Fluthen der Limmat abspiegelten. Kaum hatte er das Ziel seiner Reise erblickt, so erwachte wieder sein Muth, er trieb sein Thier rasch an und suchte das Weite zu gewinnen; aber der Unbekannte, der seinen Entschluß wohl ahnen mochte, verrannte ihm plötzlich den Weg, setzte ihm die Spitze seiner Lanze an die Kehle und rief: „Du hast die Geistlichkeit beschimpft, die Chorherren und meinen besten Freund, Heinrich von Moos, beleidigt; Du mußt hier auf dem Platze sterben!" — Der bedrängte Cantor gab gute Worte und da er in der Ferne einige Landleute sah, welche des Weges kamen, brach er in der Hoffnung auf Hülfe in ein lautes Geschrei aus. Da durchbohrte ihn der Fremde mit seiner Lanze, sprengte davon und verschwand bald in dem Hohlwege.

Am folgenden Morgen freuten sich Heinrich von Moos und die andern Gegner Hemmerlins, daß sie nun für immer von dem Verhaßten befreit seien; da ertönte plötzlich ein Glöcklein, welches ihnen ankündigte, daß man ihm die Sterbesakramente bringe, daß er also noch lebe. Sie verbargen sich eine Zeit lang, in der Hoffnung, daß man ihnen in Bälde seinen Tod anzeigen werde; doch gegen ihr Erwarten erholte sich der Verwundete von Tage zu Tage. Da wollten die Verschwornen seine völlige Genesung nicht abwarten und alle flohen aus Zürich, ohne daß man je wieder etwas von ihnen gehört hat.

Kaum war Hemmerlin genesen, so entstand schon wieder eine Verschwörung gegen ihn, welche den Namen des grauen Bundes annahm. Haupt derselben war ein gewisser Chorherr Waldenburg, ein eitler, unwissender Mann, welcher geschworen hatte, sich furchtbar an Hemmerlin zu rächen, weil dieser, auf seine gänzliche Unkenntniß der Wissen-

schaften anspielend, ihn einen Doktoren der Unwissenheit genannt und überdieß wegen seiner maßlosen Eitelkeit scharf gegeißelt hatte. Eines Tages saß der Cantor harmlos an der Spitze seiner Chorherren vor seinem aufgeschlagenen Buche in der Kirche, als der Doktor der Unwissenheit, welcher gerade den Dienst hatte, hereintrat und im Vorbeigehen ihm einen verächtlichen Blick zuwarf. Ohne sich irre machen zu lassen, begann Hemmerlin den Gottesdienst; aber wie groß war sein Schreck, als er bemerkte, wie sein grimmiger Feind die Verse des Liedes absang, ohne auch nur im Geringsten den Takt zu beobachten. Je mehr Hemmerlin sich bemühte, mit dem Singenden gleichen Takt zu halten, desto mehr strengte sich dieser an, die verursachte Störung fortzusetzen. Die übrigen Chorherren kamen außer Athem, einer schwieg nach dem andern und bald hörte man nur noch die Stimmen der beiden Gegner in Lachen erregendem Wettkampfe. — Ein andermal ging Hemmerlin in die Sakristei, wo, wie er wußte, eine Gesellschaft von Mönchen beisammen war, um sich bei einem Zechgelage zu belustigen. Aber wehe! der Cantor ging in sein Verderben; denn alle waren Mitverschworne des grauen Bundes. Er trat zu einem der Zecher hin, welcher gerade seinen Becher mit Rheinwein gefüllt hatte, nahm diesen und trank daraus; doch sein Gegner verstand keinen Scherz, er sprang, vom Zorn und Wein geröthet, auf, stürzte sich über ihn her und schlug ihn dermaßen, daß Hemmerlin nur mit Mühe seine Wohnung erreichen konnte. Gegen alle diese Widerwärtigkeiten suchte und fand der Unglückliche in den Studien hinlänglichen Trost und neue Kraft zu neuen Kämpfen gegen die Unsittlichkeit der Mönche seiner Zeit. Er schrieb ein neues Werk, betitelt: Der Trost des unterdrückten Gerechten, in welchem er den Vikar des Bischofs von Konstanz, Nikolaus Gundelfinger, vor aller Welt beschuldigte, daß er das unsittliche Treiben der Geistlichkeit begünstige.

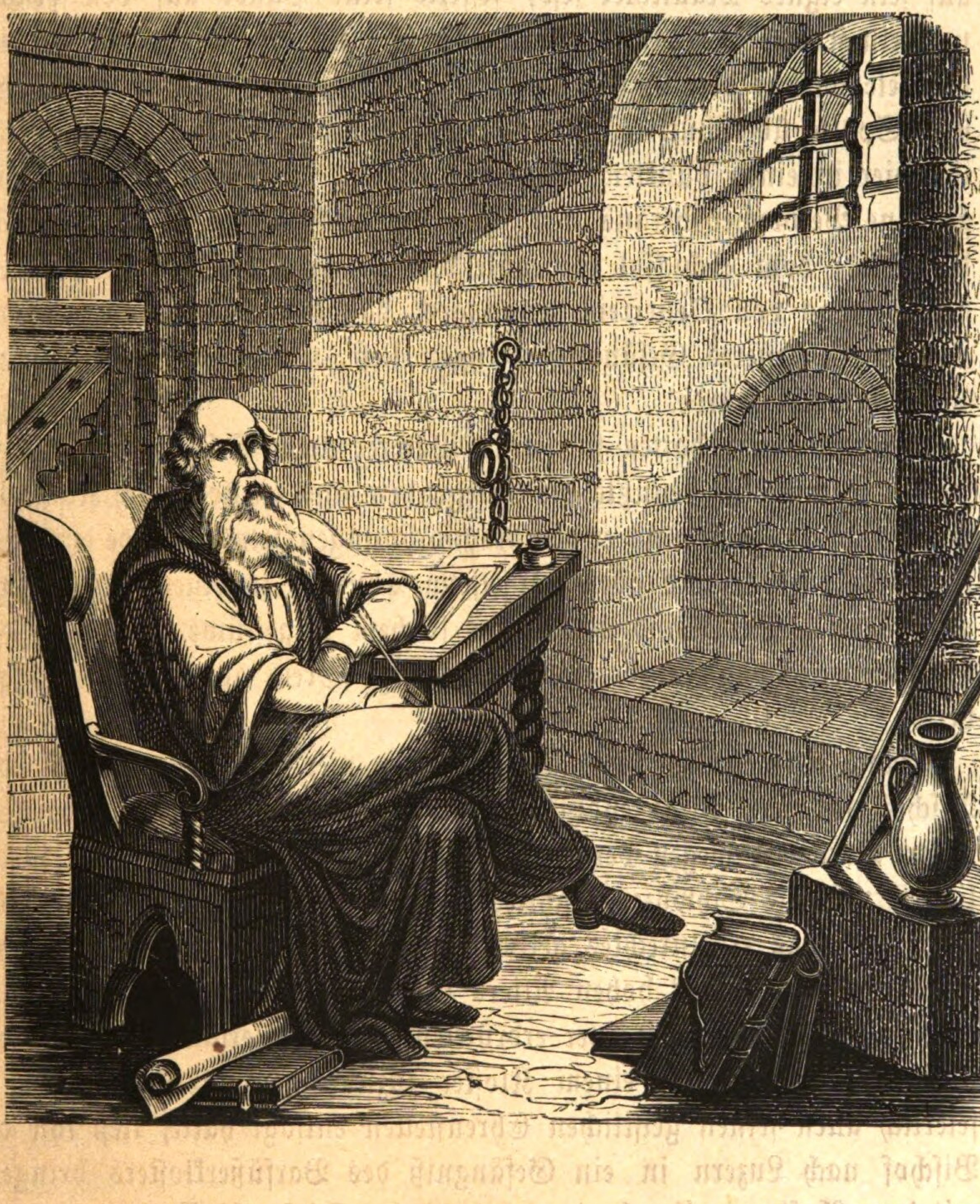
Der Friede Zürichs mit den übrigen Kantonen war unterzeichnet; eine Menge von Eidgenossen strömte auf die Fastnacht 1454 in Zürich zusammen, um in Fröhlichkeit und Scherz ein Fest der Versöhnung zu feiern. Der gekränkte Vikar machte sich an sie, weckte das Andenken an die von Hemmerlin seiner Zeit erlittenen Beleidigungen und forderte sie auf, den gemeinschaftlichen Feind zu verderben. Auf seinen Befehl drang ein Haufe bewaffneter Männer in die Wohnung des Cantors und schleppte den greisen Mann in's Gefängniß, während

der habgierige Gundelfinger sich seine aus mehr als fünfhundert Bänden bestehende Bibliothek zueignete, welche er mit großen Kosten sich angeschafft hatte.

Um die Stunde der Vesper band man den siebzigjährigen Greis auf sein eignes Maulthier fest, fesselte seine Hände auf den Rücken und ein Knecht des Vikars führte ihn so durch die Stadt, wo die verblendete Menge den unglücklichen, redlichen Mann mit rohem Hohne und Spotte überschüttete. Man brachte ihn nach Gottlieben und warf ihn hier in einen dunklen, feuchten Kerker, aus welchem man zwei gemeine Verbrecher heraus ließ, um ihm Platz zu machen. Hier blieb der schwer vom Schicksal Gebeugte drei Monate und nur der Fürbitte des Herzogs von Oesterreich gelang es, daß der Bischof von Konstanz ihn in ein besseres Gefängniß bringen ließ, wo er von zwei Bewaffneten bewacht wurde.

Eines Tages hatten sich seine Wächter vom Schlafe übermannen lassen; Hemmerlin benutzte die Gelegenheit und entfloh nach Konstanz. Aber nicht lange konnte er den Nachforschungen seiner Feinde entgehen, er wurde entdeckt und oben auf einem Thurme an einen Mörder angeschmiedet. Der Wind heulte mit solchem Ungestüme um die beiden Gefangenen, daß der bejammernswürdige Greis gänzlich das Gehör verlor.

Nach einer harten Gefangenschaft von vier Monaten riefen ihn der Bischof und sein Vikar endlich vor ihren Richterstuhl und machten ihm bittere Vorwürfe wegen der Schmähschriften, welche er gegen die Geistlichkeit und die Schwyzer geschrieben habe. Hemmerlin gab demüthig Alles zu, was er Unrechtes gethan, und bat flehentlich, man möchte in Betrachtung seines hohen Alters ihm doch die schweren Fesseln abnehmen, welche seinen Körper erdrückten, und ihm erlauben, seine noch übrigen Lebenstage in einem Kloster zuzubringen. Erst nachdem er feierlich allen seinen geistlichen Ehrenstellen entsagt hatte, ließ ihn der Bischof nach Luzern in ein Gefängniß des Barfüßerklosters bringen, mit dem Auftrage, ihn hart zu behandeln. Dieser Aufforderung hätte es jedoch nicht bedurft; denn die Barfüßer, welche zu den Bettelmönchen gehörten, waren des Unglücklichen geschworene Feinde, seitdem er auf der Basler Kirchenversammlung so scharfe Anklage gegen sie erhoben hatte. — Hier von seinen Feinden gequält, von seinen Freunden verlassen, ja, so vergessen, daß nicht einmal sein Todesjahr bekannt



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

worden ist, lebte Hemmerlin noch eine Zeit lang und erhielt gegen das Ende seiner Tage zwar noch die Erlaubniß, sich wieder mit Studien zu beschäftigen, aber die Freiheit nie wieder. Im Kerker fand er seinen Tod, weil er sein Leben hindurch bemüht war, Wissenschaft und Bildung, Sittlichkeit und Menschlichkeit zu verbreiten.

Das Straßburger Schießen und der Züricher Brei.

Im Zeughaus zu Straßburg wird ein eherner Topf gezeigt, den sandte einstmals die Stadt Zürich voll Brei dahin, welchen sie in Zürich gekocht und welcher noch warm in Straßburg ankam.

Die Straßburger hielten nämlich ein großes Freischießen, zu welchem sie alle befreundete Städte in der Nähe und Ferne eingeladen hatten. Alle erschienen zahlreich und nahmen freudig Antheil am Feste; doch die weiteste Reise hatten die von Zürich, drei Tagreisen. Da war zu Zürich ein wackerer Kumpan, der hieß Hans im Werd und hatte ein lustig Stücklein ausgesonnen. Er sagte: „Wir wollen gen Straßburg zu Wasser fahren, da brechen wir kein Rad und fällt uns kein Roß, und wir können in einem Tage dort sein. Wir wollen zudem einen heißen Brei, den wir hier gekocht, den Straßburgern mitbringen, auf daß sie sehen, wie schnell wir in der Noth bei ihnen sein können." Der Rath fand großen Beifall. In einer Nacht ward der Brei gekocht in einem ehernen Topfe, der Topf in heißen Sand gestellt und dann gings zu Schiffe, als die Sterne noch am Himmel glänzten. Vom Schiffe weheten lustig die Wimpel, blau und weiß, und munter glitt es über der Limmat rasche Wellen. Aus der Limmat lenkten die Schweizerschützen in die Aare, und von hier an mancher gefährlichen Stelle vorüber in den Rhein. Da das glückhafte Schiff gen Rheinfelden kam, wohin die Kunde von der Fahrt schon gelangt war, ward zur Mauer herab ein Korb voll edeln Weins zum Morgentrunk herabgelassen und unverweilt eingenommen. Als die Basler Glocke eilf schlug, war es erst zehn Uhr,*) und das Schiff mit seinen Zürichern

*) Einstmals, so erzählt die Sage, war eine Verschwörung in Basel, und die Verschworenen wollten Nachts um 12 Uhr den Rath überfallen und meuch-

nahte schon der Brücke. Da schallte von aufgestellter Mannschaft und drängendem Volke herzlich froher Bundesgruß entgegen und die Geschütze krachten; aber wie ein Pfeil schoß das Schiff, getrieben von den Ruderschlägen der stets sich ablösenden kräftigen Ruderer immer rheinabwärts, und vorn im Schiffe stand Hans im Werd, sorgenden Blickes in die Ferne lugend, und mitten im Schiffe saß Kaspar Thomann, der Züricher erwählter Obmann und Sprecher beim Schützenfeste. So ging es weiter und immer weiter, an Neuenburg vorbei, an Breisach vorbei durch die hundert Inseln und Wörthe am Rhein. Wohl sank der Abend nieder, wohl tauchte hinter der blauen Bergkette der Vogesen die glühende Scheibe der Sonne unter; aber was leuchtet dort weit her über die unermeßliche Fläche des Stromthals? — Vergoldet von der scheidenden Sonne erglüht der mächtige Thurm des Münsters, und der Jubel der Schiffer grüßt das fern leuchtende Ziel. Aber noch liegen Stunden zwischen den Schiffern und dem Ziele; — der Tag schwindet; die Nacht bricht an und hell und rund steht der Mond am Abendhimmel. Der Münster steigt wie ein Geisterschiff empor, und von der Schützenmatte her dringt dumpfer Lärm des Volksgewimmels. Da beginnen auch die im Schiff zu blasen mit hellen Zinken und Posaunen, mit Pfeifen und Drommeten. Jetzt endlich ist Straßburg erreicht, und am Guldenthurm legt das Schifflein an. Jubel begrüßt die wackeren Schiffer, die geleistet hatten, was noch Keiner, in Einem Tage die weite Strecke gefahren waren. Der Brei im Topfe war noch warm, gerade mundrecht. Das war ein gar festliches Begrüßen, mit Musik und Fahnen wurden die Züricher Gäste auf die Maurerstube geleitet zum herzlichen Willkommen und frohen Mahle. Von da brachte man die Züricher, nachdem der Brei gemeinschaftlich verzehrt war, in die Herberge zur Rast, und am andern Tage beim Schießen wurden sie hochgeehrt vor allen Gästen, und der Topf blieb aufbewahrt für ewige Zeiten.

---

lings ermorden. Aber Gott hatte dieses Unglück gehindert, indem alle Uhren der Stadt mit einem Male statt zwölf, ein Uhr schlugen. — Andere erzählen, man habe, um die Beendigung des Basler Conciliums (1431 bis 1449) zu beschleunigen, die Uhren um eine Stunde vorgerückt und so weiter gehen lassen.

Die Gründung der Universität zu Basel.

Dreizehn Jahre nach dem Konzilium von Konstanz, wo schon viele Glieder der hohen und niedern Geistlichkeit bemüht waren, eine Verbesserung des Glaubens und der Kirche herbeizuführen, sah sich der Papst Martin V. durch die mißliche Lage der Kirche genöthigt, eine neue allgemeine Kirchenversammlung nach Basel zusammen zu berufen. Die Reformation, welche in Konstanz und nachher in Pavia und Siena mißlungen war, mißlang auch hier. Zwar zeigte die Versammlung Anfangs den festesten Willen, allen Uebelständen abzuhelfen. Sie schlichtete den Streit, welchen die Hussiten Böhmens erhoben und welcher zum blutigsten Religionskriege geführt hatte. Als sie aber den Weg gründlicher Verbesserungen betrat und die päpstliche Machtvollkommenheit angriff, forderte der Papst Eugen IV., Martins Nachfolger, daß die Versammlung nach Ferrara übersiedeln sollte. Doch die versammelten Geistlichen fürchteten eine Hinterlist des Papstes und seiner Anhänger, die Reformation zu hintertreiben, und gehorchten nicht. Der Papst drohte mit dem Banne, die Kirchenversammlung setzte ihn ab und wählte einen neuen Papst, Felix V. von Savoyen. Hätten sich nun die beiden Hauptmächte der damaligen Zeit kräftiger des Konzils angenommen, hätten Frankreich und Deutschland sich mit allem Nachdrucke für die von der Versammlung gefaßten Beschlüsse erklärt, so wäre wohl schon damals eine gründliche Kirchenverbesserung durchgeführt worden. Dem war aber nicht so. Aeneas Sylvius, einer der beredtesten Vertheidiger der Kirchenfreiheit auf dem Konzilium, ließ sich auf die Seite Eugen's hinüberziehen, und seiner geschickten Unterhandlung gelang es, den Kaiser Friedrich III. gegen die Versammlung zu gewinnen und hierdurch ihre Bestrebungen zu vereiteln. Felix V. legte dann seine Würde nieder; die Baseler Kirchenversammlung, die immer mehr zusammenschmolz und ihren Sitz zuletzt nach Lausanne verlegt hatte, löste sich, von allen Seiten verlassen, 1449 auf, nachdem sie achtzehn Jahre in fruchtlosen Berathungen hingebracht hatte. Trotz dieses untröstlichen Ausganges hatte sie Zeugniß gegeben von einem neuen Geiste, der, in Italien erwacht, sich über viele Länder Europa's verbreitet hatte.

In Italien hatte man sich schon vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken, veranlaßt durch viele eingewanderte griechische Gelehrte, neben dem Studium dessen, was die alten Römer Werthvolles in Kunst und Wissenschaft hinterlassen hatten, auch dem Studium der altgriechischen Weisheit und Kunst hingegeben. Das Schöne und Wahre, das man in den Büchern der Schriftsteller der beiden längst dahingestorbenen Nationen fand, und die Schnelligkeit, mit welcher sich die neuen Kenntnisse durch die 1440 erfundene Buchdruckerpresse verbreiteten, schufen eine solche Begeisterung für die Wissenschaft, daß allenthalben hohe Schulen entstanden, welche sich die Pflege derselben zur Aufgabe setzten. Auch im deutschen Reiche wetteiferten Fürsten und Städte miteinander in der Errichtung solcher Anstalten, aus denen vorzüglich die Männer hervorgingen, welche mit den Waffen ihrer Gelehrsamkeit für die Verbesserung der Kirche stritten. Unter den Männern dieses Geistes, welche auf dem Konzilium zu Basel auftraten, befand sich auch jener Aeneas Sylvius, von welchem sich nur bedauern läßt, daß er sich selber untreu wurde und auf die Seite des Papstes überging, des Gegners jeglicher Verbesserung. Er selbst bestieg, unter dem Namen Pius II., den päpstlichen Stuhl.

Als die Nachricht von dieser Erhöhung nach Basel gelangte, wo Pius seit dem Konzilium viele Freunde und Verehrer hatte, da gedachten der Bischof, die Bürgermeister, Räthe und Bürger der Stadt, sich von dem heiligen Vater eine Gnade zu erbitten. Und diese bestand nicht in besonderen kirchlichen Begünstigungen, welche man der Stadt zuwenden wollte; sondern die Basler erbaten sich die Erlaubniß, in ihrer Stadt eine hohe Schule errichten zu dürfen. Wie freudig der Papst diesen Wunsch erfüllte, geht aus dem Schreiben hervor, in welchem er die Gewährung desselben anzeigte; er schrieb: „Nichts Größeres ist den Sterblichen gegeben, als die Perle der Wissenschaften erringen zu können, welche den Weg zu tugendhaftem und glücklichem Leben eröffnet, den Unterrichteten weit über den Unwissenden erhebt, ihn Gott ähnlich macht und die Niedrigsten zur höchsten Stufe emporträgt. Irdische Güter, die man Andern mittheilt, verkleinern sich; die Wissenschaft aber wird durch Mittheilung immer größer. Wie sollte der apostolische Stuhl, dessen Endzweck die Beförderung des Guten ist, eine solche Bitte unerfüllt lassen? Die Bürgermeister, Räthe und Bürger der schönen, gesunden, zu allem wohlgelegenen Stadt Basel

erhalten hiermit im Namen Gottes zur Beförderung des Glaubens, des Rechtes und jeder Geistesbildung auf ewige Zeiten eine Universität in aller göttlichen und menschlichen erlaubten Wissenschaft, in allen geistlichen und weltlichen Rechten. Kanzler dieser Universität ist unser ehrwürdiger Bruder, der Bischof Johannes von Basel, und Lehrer und Studirende erhalten dieselben Privilegien wie an der Universität Bologna." — Zur Unterhaltung der neuen Anstalt wurden dann das Einkommen von neun Stiftspfründen in Basel und andern benachbarten Städten bestimmt.

Am 4. April 1460, am Tage des heiligen Ambrosius, fand die feierliche Einweihung der neuen Universität Statt. Früh am Tage zog der Bischof Johann von Venningen an der Spitze der gesammten Geistlichkeit der Stadt, die Bürgermeister, Räthe und Bürger in das Münster. Ein feierliches Hochamt eröffnete die Feier; dann überreichte der regierende Bürgermeister, Ritter Hans von Flachsland, dem Bischofe die päpstliche Bulle. Da erhob sich der Bischof, und nachdem er die zu gründende Anstalt durch eine Rede eingeweiht hatte, ernannte er den Dompropst von Andlau zum Rektor derselben. Ein feierliches **Te deum laudamus** (Großer Gott, dich loben wir) schloß die erhebende Feier; ein Licht, zu leuchten in die fernsten Zeiten. — Mit schönen Freiheiten geschmückt, mit zweckmäßigen Einrichtungen versehen und liebevoll von der Stadt gepflegt, erfüllte die Hochschule von Basel die schönen Hoffnungen, welche die Gründung derselben hervorgerufen hatten. Als später der Kampf für die Verbesserung der Kirche abermals ausbrach, lieferte sie manchen muthvollen Streiter für Licht und Wahrheit.

Die Eidgenossen nehmen den Thurgau ein.

Einst kamen zwei Brüder Gradner vornehmen Geschlechtes nach Zürich. Sie waren aus Oesterreich geflohen, wo ihnen Herzog Sigmund die Güter entrissen hatte; jedoch waren sie noch reich genug, das Schloß Eglisau kaufen zu können. Hier saßen sie und warteten auf eine Gelegenheit, sich an dem Herzoge zu rächen; dabei hofften

sie, die Eidgenossen, die Feinde des Herzogshauses, in ihren Racheplan ziehen zu können; was ihnen auch gelang. Herzog Sigmund war nämlich vom Papste mit dem Banne belegt worden, und an die Eidgenossen hatte dieser den Aufruf ergehen lassen, sie sollten alle friedlichen Verhältnisse mit dem Herzoge abbrechen. Die Gradner gaben sich nun alle Mühe, daß dieß geschah; jedoch waren auch die Eidgenossen bereit, gegen den Herzog zu Felde zu ziehen, besonders da sie die Aussicht auf die Eroberung des benachbarten Thurgau's lockte. Von Uri und Schwyz, von Zürich, Glarus und Zug strömte die kriegslustige Jugend zusammen und zog alsbald in den Thurgau, wo einige Eroberungen den Anfang zu größeren Unternehmungen machten. Rappersweil war den Eidgenossen von Uri, Schwyz und Unterwalden zugefallen und hatte für ewige Zeiten ihre Schutzherrlichkeit angenommen; die Burg manches thurgauischen Edelmannes wurde bezwungen, einzelne Ortschaften wurden eingenommen. Da zog endlich der Eidgenossen ganze Macht ins Feld und in kurzer Zeit war fast ohne Blutvergießen der ganze Thurgau erobert, nur Dießenhofen und Winterthur leisteten hartnäckigen Widerstand. Einem Theile des eidgenössischen Heeres gelang es indessen die Stadt Dießenhofen durch eine harte Belagerung und heftige Beschießung zur Uebergabe zu zwingen, wobei man ihr jedoch die Aufrechthaltung aller ihrer Freiheiten zugestehen mußte. Der Fall Dießenhofens bewirkte, daß der ganze Thurgau mit gleichem Vorbehalte zu den Eidgenossen schwur. Nicht so glücklich gelang das Unternehmen gegen Winterthur. Trotz der härtesten Belagerung konnte die Stadt nicht bezwungen werden. Die große Karthaune der Züricher schoß achtzig Pfund schwere Steine, Feuerkugeln zündeten an drei Orten; die Mühlen wurden weggenommen, und doch sprach Niemand von Ergebung, man wollte dem Herzog die Treue bewahren. Tapfer schlugen die Männer jeden Angriff ab; Knaben füllten jeden Mauerbruch mit Steinen, Weiber vertheidigten sich auf den Mauern und arbeiteten Tag und Nacht beim Kornrellen; Alles unter dem Schall der Instrumente und lautem Gesange, so daß die Belagerer ihnen zuriefen: „Seid ihr unsinnig geworden?" Neun volle Wochen hatte die Belagerung gedauert, als ein Waffenstillstand geschlossen werden mußte; Winterthur blieb österreichisch. Ein kurz darauf geschlossener Friede sicherte den Eidgenossen den Besitz der neuen Eroberung des Thurgau's, und die nun auf allen Seiten von eidgenössischem Gebiete um-

schlossene Stadt Winterthur wurde später an Zürich um zehntausend Gulden verkauft, mit Vorbehalt aller ihrer Freiheiten.

Der Eidgenossenkrieg gegen Burgund.

Anfang des Krieges.

Der Herzog Sigmund von Oesterreich hatte durch den Krieg und ein verschwenderisches Leben viel von den Gütern seines Hauses eingebüßt, und sah sich plötzlich in einer solchen Geldverlegenheit, daß er genöthigt war, gegen die Verpfändung einiger seiner Länder Geld zu entlehnen. Zu diesem Schritte mochte ihn jedoch auch das Gefühl seiner Ohnmacht treiben, da er wohl nicht im Stande gewesen wäre, diese in der Nähe der Eidgenossen gelegenen Länder zu schützen, wenn diese, ihrer Eroberungslust weiter Raum gebend, dieselben angegriffen hätten, wie kurz vorher den Thurgau. Sigmund wandte sich deßhalb an den König Ludwig XI. von Frankreich, den Sieger von St. Jakob an der Birs, einen schlauen Herrscher, welcher begierig auf jede Gelegenheit lauerte, seine Macht und sein Reich zu vergrößern. Dieser schlug dem Herzoge seine Bitte ab und wies ihn an seinen Nachbarn, den Herzog Karl den Kühnen von Burgund, seinen Vasallen und einer der reichsten Fürsten seiner Zeit, dessen Macht der des Lehensherrn nahezu gleich kam. Dieser, auch von dem Streben nach Vergrößerung seines Gebietes erfüllt, und beseelt von dem Wunsche, das vergrößerte Gebiet zu einem selbstständigen Königreiche zu erheben, sah in der Gewährung von Sigmunds Begehr eine willkommene Gelegenheit, seine Vergrößerungsplane zu verwirklichen, und lieh ihm die verlangte Summe. Hierdurch kam er in den Besitz des Elsasses, des Sundgaues, der vier Waldstätte am Rhein, des Fricktkals und einiger anderer Länder, und wurde so der Nachbar der Eidgenossen. Auf diesen Umstand hatte Ludwig seinen hinterlistigen Plan gegründet; er kannte nämlich die Lust Karl's, sein Reich immer mehr auszudehnen; er wußte wohl, wie die Eidgenossen mit Eifersucht jeden betrachteten, von welchem sie für ihre Freiheit und ihr Gebiet etwas fürchten zu müssen glaubten, und so hoffte er bald die neuen Nachbarn in einen Krieg mit einander

verwickelt zu sehen, aus welchem er den größten Vortheil für sich zu ziehen gedachte. Dieses Ziel glaubte er um so sicherer zu erreichen, da Karl durch die Annahme der Pfandschaft auf die Seite Oesterreichs, des Erbfeindes der Eidgenossen, getreten war.

Karl nahm die verpfändeten Länder in Besitz und setzte über dieselben als Landvogt den Peter von Hagenbach, einen treuen Diener seines Hauses, der durch seinen allzugroßen Eifer für seinen Herrn demselben mehr schadete, als nützte. Er wollte nämlich alle ehemaligen Einrichtungen in den neuen Ländern abthun und burgundische an ihre Stelle setzen, wodurch er vorzüglich in den Städten große Unzufriedenheit gegen seinen Herrn erzeugte. Unter den so bedrängten Städten war auch das mit den Eidgenossen befreundete Mühlhausen, welches im Vertrauen auf seine starken Freunde im Gebirge festen Widerstand leistete und alle Drohungen des Vogtes verachtete, der der Stadt höhnisch erklärt hatte, er wolle aus ihr, einem Schweizer Kuhstalle, einen Rosengarten machen. Die Bedrängnisse, welche Hagenbach über Mühlhausen brachte, und solche Aeußerungen, erregten bald den Haß der Eidgenossen gegen den neuen Nachbar, und als der Adel in den verpfändeten Ländern, der kurz vorher von den Eidgenossen schwer gedemüthigt worden war und deßhalb nach Rache dürstete, sogar eidgenössische Kaufleute plünderte und gefangen nahm, da stieg die Erbitterung; und als gar der burgundische Vogt auf dem Gebiete von Bern burgundische Fahnen aufpflanzen ließ, wurden viele Eidgenossen erklärte Feinde des Herzogs von Burgund. Noch war aber nicht an den Ausbruch eines Krieges zu denken, wiewohl sich die Klagen, welche aus den verpfändeten Ländern, die an den Herzog von Oesterreich und die Eidgenossen gelangten, von Tag zu Tag mehrten. Man wollte den Weg der Güte versuchen und schickte, gerade als der Herzog von Burgund seine neuen Besitzthümer bereiste, Gesandte an ihn, welche um Erleichterung für die befreundeten Länder bitten sollten. Den freiheitsliebenden Männern, welche bisher nur vor ihrem Schöpfer ihre Kniee gebeugt hatten, kam die Hofsitte, den Herzog knieend zu begrüßen, schon als etwas Erniedrigendes vor, und nur mit verhaltenem Grimme ließen sie sich herbei, diese Ceremonie mitzumachen. Aber, als Herzog Karl sie verächtlich behandelte und ihnen auf ihre Bitten gar keine Antwort gab, da reuete es sie, daß sie sich vor dem stolzen Herrscher so weit gedemüthigt hatten und voll Zorn

reisten sie in ihre Heimat, den Augenblick herbei wünschend, wo sie die ihnen zugefügte Kränkung vergelten könnten. Die Mißstimmung der Eidgenossen suchte der König Ludwig von Frankreich durch alle möglichen Mittel, durch Aufreizung, sogar durch Bestechung einzelner vornehmen Herren von Bern noch höher zu steigern, so daß sich die Absicht bei den Eidgenossen bildete, bei der nächsten Gelegenheit an Burgund Rache zu nehmen.

Hagenbach, welcher nicht glaubte, daß es dem Herzoge Sigmund je gelingen werde, die verpfändeten Länder wieder an sich zu bringen, regierte wie ein Geßler oder Landenberg, und wurde besonders ein Gegenstand des Hasses, als er sogar anfing, mit dem Henkerbeile seinen Befehlen Nachdruck zu geben. Den Eidgenossen gab er, wo er immer konnte, seine Verachtung zu erkennen; so soll er unter Anderm gesagt haben: „Wir wollen dem Bären die Haut abziehen und uns einen Pelz daraus machen; die Eidgenossen sind Buben; bald wollen wir an ihrer Statt Vögte nach Lenzburg, Thun, Baden und Kyburg schicken.“ Einmal erschien er sogar bei einem Feste in Basel mit zahlreichem Gefolge, welches mit dem zweideutigen Spruche: „Ich passe“ auf seinen Armbinden die Befürchtungen und den Zorn der Eidgenossen neu erregte. Während nun von burgundischer Seite scheinbar Alles aufgeboten wurde, um mit den Eidgenossen in ein feindseliges Verhältniß zu gelangen, wandte Ludwig von Frankreich alle nur erdenklichen Mittel an, sich größeren Einfluß in der Schweiz zu verschaffen. Seinen unausgesetzten Bemühungen gelang es endlich, das fast Unmögliche, nämlich zwischen dem Hause Oesterreich und den Eidgenossen einen ewigen Frieden zu Stande zu bringen, welcher den letzteren alle bisher den Herzogen abgenommenen Länder zusicherte und die alten Feinde einander näherte. Dazu kam ein Bündniß zu gegenseitigem Schutze, welches unter dem Namen der „niederen Vereinigung“ geschlossen wurde und in welches Fürsten und Städte am Rhein, wie auch der von Burgund bedrohte Herzog von Lothringen eintraten. Sogar mit Frankreich kam ein Bündniß zu Stande, welches den einzelnen Kantonen Jahrgelder und den angesehensten Magistraten Pensionen zusicherte. Wiewohl nun Herzog Karl von Burgund gerne wieder die Verhältnisse zum Guten gewendet hätte, so war die Abneigung gegen ihn schon so weit gediehen, daß alle seine Schritte vergeblich waren; er wurde als ein gefährlicher Feind betrachtet, vor dem man sich hüten müsse.

Vorerst glaubten die Verbündeten, für die unglücklichen Länder sorgen zu müssen, welche unter Hagenbachs Druck seufzten. Sie schossen daher die Summe zusammen, welche Karl auf dieselben geliehen hatte, und legten sie in Basel nieder, wo der Herzog sie in Empfang nehmen sollte. Karl weigerte sich dessen und Hagenbach fuhr fort, in gewohnter Weise zu herrschen und suchte durch harte Gewaltthätigkeit seinem Herrn den Besitz der verpfändeten Länder zu sichern. Er kam mit seinen ergebenen Söldnern am Charfreitage nach Breisach und um sich dieses festen Platzes zu versichern, stieß er alle Männer, die ihm zuwider waren, aus der Obrigkeit und besetzte ihre Stellen durch seine Anhänger. Er ging sogar so weit, daß er den Bürgern befahl, die Waffen abzulegen, und daß er Weib und Mann aus allen Städten zwang, am Ostermontage Frohnarbeit bei dem Baue eines Brückenkopfes zu verrichten. Die Bürger, welche nach der Erlegung der Pfandsumme seine Herrschaft als eine unrechtmäßige betrachteten, erhoben sich unter der Anführung des beherzten Friedrich Vögelin, verjagten des Tyrannen ergebene Söldner und nahmen ihn im Namen des Herzogs Sigmund selbst gefangen. Hagenbach ward in einen Kerker auf dem Stadtthore geworfen und Sigmund sandte einen neuen Vogt in seine Länder, welche sich um so lieber seiner Herrschaft unterwarfen, nachdem sie so Schweres erduldet hatten. Vier Wochen nach seiner Gefangennehmung saß über Hagenbach ein Gericht, zu welchem Boten aus allen nahen Städten sich versammelt hatten; auch die Eidgenossen kamen herbei. Als sie der Gefangene unter sich durch das Thor reiten hörte, fragte er seinen Wächter, wer die Leute seien. Der Wächter beschrieb sie: „Es kommen fremde Männer auf gestutzten Rossen, hoch an Gestalt, stark gebaut und schlicht gekleidet." Entsetzt rief da Hagenbach: „Das sind die Schweizer, Gott helfe mir!" Vor das Gericht gestellt, welches aus Räthen des Herzogs, aus Boten der niederen Vereinigung und eidgenössischen Abgesandten bestand, wurde Hagenbach zum Tode verurtheilt. Seiner Ritterwürde entblößt, wurde er des Nachts beim Fackelscheine hinausgeführt und enthauptet; acht Scharfrichter stritten sich um die Ehre, den Verhaßten abzuthun.

Hagenbachs Tod war eine That, welche den Ausbruch eines Krieges unvermeidlich machte; denn Karl schwur fürchterliche Rache zu nehmen für den treuen Diener, welchem kein anderes Vergehen zur Last fiel, als daß er seinem Herrn allzu ergeben war. Je mehr sich nun die Ver-

hältnisse mit Burgund verwickelten, desto näher rückte König Ludwig den Eidgenossen und schloß sogar ein Bündniß mit denselben, in welchem er den Schweizern Unterstützung durch Geld, sie ihm aber eine Hülfe von sechstausend Mann versprachen. Französisches Geld brach allen Widerstand, welcher hie und da nicht nur gegen das Bündniß mit Frankreich, sondern auch gegen das Benehmen gegen Burgund sich zeigte. In Bern gelang es sogar, den biederen Altschultheißen Adrian von Bubenberg, welcher vor Frankreich warnte und mildere Maßregeln gegen Burgund empfahl, zu nöthigen, die Stadt zu verlassen und sich auf sein Landgut zu Spiez zurückziehen. Alle Eidgenossen überließen dem Schultheißen von Bern, Nikolaus von Dießbach, einem Freunde König Ludwigs, welcher das französische Geld vertheilt hatte, und einigen seiner Anhänger, diejenigen Maßregeln zu treffen, welche für das Land am zweckmäßigsten seien. Da nun Hagenbachs Bruder einen Rachezug in den nun wieder österreichisch gewordenen Sundgau unternommen hatte und Kaiser Friedrich, damals Karls des Kühnen Feind, mahnte, die Eidgenossen sollten Burgund im Süden angreifen, während er selbst in die Niederlande einfallen wollte; da erklärte Bern im Namen aller Eidgenossen den Krieg an Burgund und mahnte alle Verbündeten um Zuzug und Hülfe. König Ludwig hatte seinen Zweck erreicht.

Die Schlacht von Ericourt.

Stephan, Hagenbachs Bruder, lag mit seiner Söldnerschaar nach gräßlichen Verwüstungen der Umgegend in dem festen Städtchen Ericourt, während Karl von Burgund die Stadt Neus unterhalb Köln am Rheine belagerte. Da zogen die Eidgenossen aus, begleitet von den schwäbischen Rittern und den Zuzügen der niederen Vereinigung. Das Ziel ihres Marsches war Ericourt, um den Hagenbach zu züchtigen. Neunzehntausend Mann kamen im Oktober des Jahres 1474 vor dem Städtchen an und begannen bei großer Kälte die Belagerung. Doch wegen ihrer großen Unkenntniß dieser Art des Krieges wollte dieselbe nicht gelingen, und schon waren die Männer des vergeblichen Schießens und Stoßens in die festen Mauern müde und begehrten den Sturm, als Nachtfeuer die Ankunft eines feindlichen Heeres verkündeten. Karl von Burgund, welcher immer noch vor Neus lag, hatte nämlich seinem

Feldherrn Jakob von Savoyen, Grafen zu Romont, aufgetragen, an der Spitze von zwanzigtausend Mann den Krieg mit den Schweizern aufzunehmen, und dieser war herbeigekommen, dieselben anzugreifen, während Diebold von Neuenburg mit fünftausend Mann denen in Ericourt Proviant zuführen oder sie entsetzen sollte. Am Mittag des 13. Wintermonats griff Romont einen zürcherischen Vorposten an, welcher sich mit einem Verluste von fünf Mann zurückziehen mußte. Schnell wurden die nöthigen Maßregeln getroffen; die Eidgenossen wollten den Feind bestehen, ihnen zur Seite die schwäbischen Ritter; die niedere Vereinigung sollte Lager und Stadt im Auge behalten. In großer Eile ordneten sie sich nun in zwei Treffen, von denen das eine unter Felix Keller von Zürich eine solche Stellung nahm, daß es, von Teichen und Wald gedeckt, nur schwer vom Feinde angegriffen werden konnte, während das Andere unter dem Berner Schultheißen Nikolaus von Scharnachthal auf unwegsamen Pfaden den Feind durch den Wald umgehen und ihm in die Seite fallen sollte. Romont, welcher den Schlachthaufen Kellers für alle Eidgenossen hielt, rückte heran. Da fielen die Eidgenossen nach der frommen Väter Sitte auf die Kniee und beteten still. Dann fielen sie unter furchtbarem Geschrei, unter fürchterlichem Krachen des Geschützes in den Feind, zuerst die Berner aus dem Hinterhalte in Alles niederschmetterndem Angriffe. Ebenso ungestüm rannten die unter Keller heran, so daß an keinen Widerstand gegen ihr Ungestüm gedacht wurde. In unordentlicher Flucht flohen Romont's Schaaren, ihnen nach stürzten die wilden Sieger und die österreichischen Ritter, zum ersten Male eidgenössischer Tapferkeit froh. Ihnen rief das zurückbleibende Fußvolk munter zu: „Wir können sie nimmer ereilen, drum ritterlich dran, Ihr lieben Herren! wir wollen Euch schon wieder auf Euere Pferde helfen.“ — Bis in die Nacht dauerte die Verfolgung und weithin war das Feld mit feindlichen Leichen bedeckt; die Eidgenossen hatten mit geringem Verluste einen ruhmwürdigen Sieg errungen. Ericourts Hoffnung war mit denen dahin, welche ausgezogen waren, es zu retten; nach drei Tagen ergab es sich und wurde von Sigmund besetzt. Wegen der strengen Kälte zogen die Eidgenossen, geschmückt mit vielen Siegeszeichen und reich an schöner Beute, nach Hause. Der glückliche Ausgang des Unternehmens erfüllte Jeden mit Selbstvertrauen und Muth zu neuen Thaten.

Die Mordnacht von Iverdun.

Im Jahr 1475 unternahmen die Eidgenossen viele Eroberungszüge gegen Burgund und gegen das feindliche Savoyen; die Waadt wurde erobert und an vielen Orten wurden Gräuel verübt, welche nur eine unerbittliche Rachgier begehen kann. Der Wohlstand des Landes sank dahin; denn was das Schwert und die Zerstörung schonte, mußte sich durch ungeheure Summen loskaufen, so Genf und Lausanne. Von den eroberten Plätzen wurden nur einige feste Schlösser besetzt, wie Iverdun, Granson, Peterlingen 2c. Die Eroberung der Waadt ergrimmte den Herzog von Burgund noch mehr wider die Eidgenossen, welche die bittere Erfahrung gemacht hatten, daß die fremden Fürsten, der Kaiser und der König von Frankreich, ihre aufrichtigen Freunde, wie sie sich heuchlerisch nannten, nie in der That gewesen waren. Als nämlich die beiden Herren in ihrem Vortheile fanden, mit Karl von Burgund Frieden zu schließen, ließen sie die Eidgenossen im Stiche; ja Ludwig von Frankreich, der Hauptanstifter des Krieges, gab ihm sogar Durchpaß durch sein Land. Einige Zeit beschäftigte den Herzog Karl jedoch noch die Eroberung des Herzogthums Lothringen, dessen Besitz seine Länder von Nord und Süd in den nothwendigen Zusammenhang brachte. Hier kam er zum ersten Male mit Eidgenossen zusammen. Im Schlosse Brie lagen nämlich eine Anzahl Eidgenossen als Besatzung, welche sich nach harter Gegenwehr endlich unter der Bedingung freien Abzugs ergaben. Nachdem sie das Schloß verlassen, wurde nur den Edelleuten der Vertrag gehalten, die Gemeinen wurden aufgehängt mit der Bemerkung, das werde das Schicksal aller eidgenössischen Gefangenen sein. Bevor Karl sein Heer gegen die Eidgenossen führen konnte, fand in der Waadt eine Verschwörung gegen sie Statt, welche in der Mordnacht von Iverdun und einem Anschlage auf Granson ihren Ausbruch nahm.

In Iverdun befehligte Silinen von Luzern die geringe Besatzung, welche am 12. Januar 1476 durch eine neu angekommene Mannschaft unter Hans Müller von Bern abgelöst werden sollte. Die Bürger des Städtchen hatten gegen die anwesenden Eidgenossen eine treue Ergebenheit geheuchelt und dieselben so getäuscht, daß sie sogar die Geiseln, welche die Treue der Bürger verbürgen sollten, losgaben. Heimlich jedoch waren die meisten Bewohner Iverduns im Einverständ-

nisse mit dem Grafen zu Romont, welcher sich rüstete, in einem nächtlichen Ueberfalle, bei dem ihm die Bürger die Stadt öffnen sollten, die Eidgenossen zu ermorden. Nur zu gut gelang der schwarze Plan, welcher auf die Leichtgläubigkeit der Eidgenossen gegründet war. Die Bürger erboten sich nämlich, den abziehenden Luzernern einen Abschiedstrunk zu geben und in der Nacht an den Thoren Wache zu halten und auf den Mauern den Dienst zu thun. Das Anerbieten wurde angenommen und froh und heiter tranken die Krieger und schliefen ruhig ein bei den verrätherischen Bürgern, bei welchen sie einquartirt worden waren, anstatt auf dem Schlosse zu bleiben. Da plötzlich in der Nacht um ein Uhr überfallen die verschworenen Bürger die Thorwachen, um der feindlichen Reiterei und der übrigen Macht die Thore zu öffnen; ein anderer Theil sollte durch eine heimlich gebrochene Mauerlücke eindringen. Zum Glücke aber bemerkten die Thurmwachen in der mondhellen Nacht die heranstürmenden Feinde noch zur rechten Zeit, um ihre Waffenbrüder zu wecken und größeres Unheil zu verhüten. Viele konnten sich rüsten, Viele stürzten aber halbangekleidet an die Thore und auf die Mauern, entschlossen, die Stadt getreulich den Bürgern vertheidigen zu helfen; aber wie erstaunten sie, als sie jetzt statt freundlicher Worte Drohungen, sogar Thätlichkeiten erfuhren, als sie die Worte hörten: „Ah! Ihr seid rechte Buben! Diese Nacht müßt Ihr alle sterben von unsern Händen, denn unser Herr von Romont ist gekommen, uns zu erlösen von Euerer Gewalt!“ Schon waren Angriffe geschehen, als plötzlich eine Macht von anderthalb tausend Mann durch die Thore und jene Mauerlücke in die Stadt brach mit dem Geschrei: „Burgund, Burgund! Stadt gewonnen!“ durch die Straßen stürmte. In dieser gefahrvollen Lage bewährten sich die Eidgenossen als unerschrockene Krieger; sie schlossen sich schnell zu kleinen Schaaren an einander und schlugen sich durch nach der Burg, welche sie noch mehrmals verließen, theils um Proviant und Munition aus den nahe liegenden Häusern zu erbeuten, theils um abgeschnittene Gefährten zu sich in Sicherheit zu führen. Ja sie raubten des Feindes größte Büchse, welche auf das Schloß gerichtet war, fast unter seinen Augen und brachten zwei erschlagene Eidgenossen glücklich ins Schloß, deren Leichen ihnen Speise geben sollten, wenn der Feind sie lange belagern würde. Vom Schlosse aus bemerkte man plötzlich sechs Waffenbrüder, die im Gefechte sich gesäumt hatten und jetzt sich nach der Burg durchzuschla-

gen suchten, aber vom Feinde schon abgeschnitten waren. Sie zu retten ward ein neuer Ausfall gemacht, welcher jenen Bedrängten auch wirklich Rettung brachte. Bei diesem Anlasse hatte sich ein Luzerner Armbrustschütze hervorgethan; gut bewehrt mit Schwert und Armbrust, war ihm nur ein Bolz geblieben, diesen schoß er auf dem Wege nach dem Schlosse einem Feinde durch die Stirne, hieb ihn dann vollends nieder, jagte dann den nämlichen Bolz einem Burgunder in den Rücken, hieb auch diesen nieder und gelangte mit seinem Geschoße glücklich in das Schloß, von wo er den Bolz zum dritten Male unter die Feinde abschoß. Alle Aufforderungen des Feindes sich zu ergeben, blieben fruchtlos, und als man rings um das Schloß aufgehäuftes Stroh und Holz in Brand steckte und einen Sturm wagte, erfuhr man den härtesten Widerstand. Da endlich kam die Kunde vom Anzuge der Eidgenossen; der Feind floh, mit ihm die verrätherischen Bürger mit Weib und Kind, mit Hab und Gut, fürchtend die Strafe ihrer Treulosigkeit. Unter den Händen ihrer treulosen Wirthe waren eilf Eidgenossen gefallen, im Ganzen also dreizehn, der Feind zählte dreißig Leichen.

Als das Mordgeschrei von Iverdun in Granson gehört wurde, begab sich der Hauptmann der dortigen Besatzung, der Berner Brandolf von Stein, mit zwei Begleitern vom Schlosse in die Stadt, zu erfahren, was der Lärm zu bedeuten habe. Er fiel in die Hände der Bürger, welche einen ähnlichen Anschlag wie die in Iverdun auszuführen gedachten. Mit einem Stricke um den Hals führte man ihn vor das Schloß, um die Mannschaft zur Uebergabe zu bestimmen; aber er rief ihr zu, sie solle seinethalb ihre Pflicht nicht verletzen, sondern aushalten bis zum Tode. Brandolf wurde nach Burgund geschleppt, wo er eine Zeit lang gefangen gehalten wurde.

Die Belagerung von Granson.

Karl der Kühne lagerte mit seinem Heere bei Besançon, sechzigtausend Mann stark. Am 6. Hornung brach er auf und gelangte, nachdem Lausanne erobert und Genf gedemüthigt worden war, vor Granson, welches nur von fünfhundert Eidgenossen besetzt war unter der Anführung Georgs von Stein. Ein prächtiges Lager wurde geschlagen, regelmäßig in Gassen getheilt, mit einem Hügel in der Mitte, von welchem das große kostbare Gezelt des Herzogs über die Zelte

seiner Schaaren emporragte. Die herrliche Pracht, welche überall in den Buden der Kaufleute zur Schau lag, die mannigfaltigen Vorräthe an nothwendigem Bedarfe und an Gegenständen des Luxus und der Bequemlichkeit machten, daß das Lager eher einem üppigen Fürstensitze, als einem ernsten Waffenplatze glich. Nur der Donner des Geschützes mahnte, daß es sich hier um Anderes handle, als um Scherz und Spiel. Voll Zuversicht schweifte Karls Auge über sein Kriegsvolk, welches ihm stark genug schien, Größeres zu vollbringen, als der jetzige Krieg erfordere. Daß er die Städte Bern und Freiburg verbrennen und auf ihren Stätten Denkmäler errichten könne, schien ihm gewiß.

Kaum war das Lager geschlagen, so ordnete der Herzog nach seiner Gewohnheit einen Sturm an, welcher zwar glücklich abgeschlagen wurde, aber doch die Eidgenossen überzeugte, daß sie das Städtchen gegen den übermächtigen Feind unmöglich halten könnten. Deßhalb schlugen sie sich, unterstützt von treu gebliebenen Bürgern, nicht ohne Verlust durch die schon eingedrungenen Feinde unter ihrem tapferen Führer Georg von Stein nach dem festen Schlosse, welches die Burgunder nun mit enger Belagerung umschlossen. Tag und Nacht wurde ein starkes Feuer auf die Burg unterhalten, so daß sie in große Noth kam, in noch größere, als Stein gefährlich erkrankte, der erste Büchsenmacher durch eine feindliche Stückkugel das Leben verlor und durch einen Zufall drei Pulverfässer in die Luft sprangen. Pulver war nun fast keines mehr vorhanden; die Lebensmittel so weit aufgezehrt, daß ihnen nur etwas Habermus geblieben war. Mit List konnten zwei Krieger aus der Burg entwischen, und sie flohen nach Bern und schilderten die gefährliche Lage des Schlosses, welches aus fünfhundert Geschützen beständig beschossen wurde. Sogleich zogen Bern, Freiburg und Solothurn in's Feld mit etwa zehntausend Mann, und mahnten die übrigen Eidgenossen um Zuzug, die Belagerten zu retten. Vorerst wollte man ihnen über den See Lebensmittel zuführen; denn die Hungersnoth im Schlosse war auf's Höchste gestiegen. Der Versuch mißlang, da die Burg auch von der Seeseite belagert war und burgundische Schiffe die eidgenössischen zu nehmen drohten. Man konnte der Besatzung nur durch Trommeln und Pfeifen anzeigen, daß man ihr Hülfe zu leisten bereit sei; was von derselben durch Jubel und Tanz auf den Zinnen beantwortet wurde. Hieraus schlossen die eidgenössischen Führer, die Belagerten seien noch wohlgemuth, also noch nicht in so großer Noth,

daß in nächster Zukunft eine Uebergabe an den Feind zu fürchten sei; sie zögerten daher mit ihrem Angriffe und warteten nach erhaltenem Befehle auf die Ankunft der übrigen Eidgenossen. Schon zehn Tage lag Karl vor dem Schlosse, ohne daß seine Stürme oder seine Geschütze ihm hätten einen Weg in die Burg öffnen können, und unwillig, daß ein so geringes Werk ihn schon so lange Zeit aufgehalten habe, befahl er den angestrengtesten Sturm. Zuvor ließ er aber die Besatzung zur unbedingten Uebergabe auffordern mit dem Beifügen, daß, wenn sie noch länger Widerstand zu leisten wagten, der Galgen ihr Lohn sein werde. Obwohl schon Manchem in der Burg beim Anblick der Anstalten Karls zum Sturme der Muth entfallen war, so gab man doch auf diese Aufforderung noch die Antwort, daß man die Burg nur auf Befehl der Eidgenossen öffnen werde. Nicht mehr lange hielt dieser feste Sinn, denn Viele waren von der Noth überwältigt oder hatten sich durch Erinnerung an freudigen Lebensgenuß die Kraft genommen, als Helden zu sterben; es gingen sogar vier Knechte aus dem Schlosse zu den Feinden über, um ihr Leben zu erhalten und von diesen erfuhr man den Zustand und die Stimmung der Belagerten. Wo nicht aus Auftrag, doch wohl nicht ohne Wissen seines Herrn, beschloß nun ein burgundischer Edler, Rondchamps, die Besatzung durch Anerbieten von Gnade zur Uebergabe zu bestimmen. Er näherte sich der Schloßmauer, verlangte mit der Besatzung zu sprechen, und als diese auf der Mauer erschienen war, sagte er: „Freiburg ist gefallen; Bern und Solothurn bitten um Gnade; doch der Herzog verlangt ihren Untergang und der ist gewiß; die andern Eidgenossen haben Bern im Stiche gelassen und wollen nicht seinen ungerechten Krieg thun. Auf eine Rettung von dieser Seite könnt Ihr nicht hoffen. Nun ist der Herzog gerade guter Laune, er bewundert und ehrt Euere Tapferkeit und hat mir erlaubt, Euch freien Abzug zu gestatten.“ Einzelne Zweifel, welche die Besatzung in das Anerbieten setzte, beseitigte Rondchamps dadurch, daß er sein ritterliches Wort für die Wahrheit seiner Sendung verpfändete.

Nachdem Georg von Stein erkrankt und aus der Burg entfernt worden war, führte Hans Wyler von Bern den Oberbefehl; ein Mann, welchem es zwar an Tapferkeit nicht fehlte, wohl aber an Vorsicht, mit welcher Unterhandlungen einem erbitterten Feinde gegenüber gepflogen werden müssen; vielleicht erfüllte ihn auch Lust zum Leben allzu

sehr, als daß ihm die ruhige Ueberlegung der Verhältnisse geblieben wäre. Er sprach von Annahme des ehrenvollen Anerbietens und traf in seinen Worten den Sinn der Mehrheit seiner Gefährten. Ihm entgegen trat Hans Müller, der Anführer der Besatzung von Iverdun, welche sich beim Herannahen Karls nach Granson begeben hatte. Er erinnerte an die burgundische Treulosigkeit bei Brie, er schilderte mit treffenden Worten die Falschheit der Wälschen und mahnte zu treuem Ausharren, bis zu einem rühmlichen Tode, zum Vertrauen auf die Eidgenossen. Seine Worte verhallten; denn nur Wenige waren seines Sinnes. Hans Wyler siegte, und man schenkte sogar dem Vermittler Rondchamps, den man für einen Retter aus großer Noth hielt, hundert Gulden.

Am 28. Februar 1476 öffnete sich das Thor des Schlosses und zwischen einem Doppelhaage burgundischer Krieger zog die Besatzung aus. Sie wurde mit Hohngeschrei und Schmähworten empfangen und sogleich den erhaltenen Zusagen zuwider ihrer Waffen und Habe beraubt. Sie waren also Gefangene. Als sie am Zelte des Herzogs vorbei geführt wurden und dieser sie in der Umgebung vieler Edeln besichtigte, klagten sie ihm die erlittene Behandlung und baten um Haltung der zugesicherten Bedingungen. Karl wandte sich an die Seinigen und fragte: „Was sind das für Leute? — „Gnädiger Herr, antwortete Rondchamps, es ist die Besatzung von Granson, die sich Euch auf Erbarmen und Gnade ergeben hat.“ Alsobald ließ Karl ein Kriegsgericht zusammenberufen, um über das Schicksal der Gefangenen zu entscheiden, welche einstweilen in Schaaren von zwanzig und dreißig getheilt und in verschiedene Zelten abgeführt wurden. Die Mehrheit des Gerichtes soll für Gnade gestimmt gewesen sein; aber da kamen die Leute aus der Waadt und baten den Herzog, er möchte an den Gefangenen die Gräuel und Verwüstungen rächen, welche die Eidgenossen in ihrem Lande begangen. Und der Herzog sprach das Todesurtheil aus, welches sogleich vollzogen wurde.

Manche, eigener Schuld bewußt, doch alle in männlicher Fassung, unerschrockenen Angesichts, gingen die Betrogenen zum Tode, so daß Viele im burgundischen Heere von Bewunderung und Schrecken erfüllt wurden. Vierhundert und zwölf wurden, ganz entkleidet, an Bäumen aufgehängt; die Andern, etwa hundert und fünfzig an der Zahl, darunter Hans Müller, wurden zu Schiffe in den See hinausgefahren,

wo sie an langen Seilen durch das Wasser geschwemmt wurden, bis der Tod erfolgte. Kein Knabe sollte davon kommen, das hatte der Herzog geschworen. — Der Tag dieses Gräuels war „der letzte Tag der Ehre Karls und seines Glückes".

Die Schlacht von Granson.

Karl verliert sein Gut.

In Neuenburg, wo sich unterdessen achtzehn bis zwanzigtausend Mann gesammelt hatten, erfuhren die Eidgenossen den Tod der Ihrigen bei Granson und schwuren, da sie dieselben nicht hatten retten können, furchtbare Rache. Sie wollten in der Stadt nicht mehr ruhen, nicht mehr essen; vorwärts wollten sie gegen den Feind. Aber dem kundigen Auge der Führer entging es nicht, daß es ein schweres Unternehmen sei, die Burgunder in ihrem stark verschanzten Lager anzugreifen; daher wollte man versuchen, den Herzog aus seiner Stellung herauszulocken. Nun hatte er das Schloß Vauxmarcus, welches vor dem Lager, den Eidgenossen entgegen, lag, erobert und mit einer Schaar Bogenschützen besetzt; hier weilten auch einige Räthe des Herzogs, seine Lieblinge. Dieses Schloß sollte angegriffen werden, in der Hoffnung, Karl werde zum Schutze der Seinigen herbeieilen und man habe dann den Zweck erreicht. Karl hatte kaum von der Vereinigung und der Zahl der Eidgenossen gehört, als er auch den Entschluß faßte, aufzubrechen, jene Burg zu schützen; denn die schlechten Schweizerbauern, wie er die Eidgenossen nannte, schienen ihm der Vorsicht nicht werth, eine vortheilhafte Stellung sich zu sichern. Sein Ungestüm ließ ihn nicht einmal erkennen, daß er in eine Gegend ziehe, wo der enge Raum zwischen dem See und dem Gebirge ihm nicht gestatten würde, seine ganze Macht zu entfalten, sein Geschütz und seine Reiterei mit Vortheil zu gebrauchen.

Am dritten März, einem trüben, nebeligen Tage, früh Morgens, setzten sich die Eidgenossen in Bewegung; voran die Schwyzer und Thuner. Bei Vauxmarcus stieß der eidgenössische Vortrab auf eine feindliche Wache, welche sich alsbald vor ihnen zurückzog und dem Herzoge die Kunde vom Herannahen der Feinde brachte. Sogleich ordnete er zur Schlacht Fußvolk und Reiterei und zahlreiches Geschütz. Nur langsam gelangte die Vorhut der Eidgenossen auf beschneiten Wegen

auf einen Berg, von welchem sie die ungeheure Macht des Herzogs erblickten. Muth und Rache trieben sie zu augenblicklichem Angriffe, ihnen nach das ganze eidgenössische Vordertreffen unter Scharnachthal und Hallwyl. In ziemlicher Nähe vor dem Feinde machten sie plötzlich Halt, stießen ihre Banner und Spieße auf den Befehl ihrer Führer vor sich in die Erde und knieeten nieder zum Gebete. Die sittenlosen Krieger Karls wußten nicht, was dieses Knieen zu bedeuten habe, und schlugen ein lautes Hohngelächter auf; denn sie meinten, die Eidgenossen bäten um Gnade. Der Herzog selbst rief: „Beim heiligen Georg, diese Schurken schreien um Gnade! Kanoniere, gebt Feuer auf das Gesindel!" Doch bald erhoben sich die Schweizer, bildeten ein dichtes Viereck und rückten festen Schrittes gegen den Feind, achttausend Mann mit einigen Büchsen von Bern. Da fing das burgundische Geschütz zu spielen an, da es aber zu hoch stand, that es nur geringen Schaden; unaufhaltsam drangen die Eidgenossen vor. Da befahl der Herzog, aus einem Theile seiner Reiterei, lauter Kürassiren, einen Keil zu bilden, um die feste Masse der Eidgenossen zu durchbrechen; und mit furchtbarem Anprall drangen die schweren Reiter heran. Sie wurden fest empfangen und zurückgeschlagen. Aber nun sah man schon wieder ein anderes Reitergeschwader mit verhängtem Zügel von der Seite herbeistürmen, daß der Boden erzitterte. Es war der burgundische Feldherr Graf von Chateau-Guyon mit seinen geharnischten Reitern. Er wollte den Schweizerhaufen umgehen und ihm in den Rücken fallen. Chateau-Guyon sprengte an der Spitze der Seinen, das fliegende Banner schwingend, heran und drang unaufhaltsam in die eidgenössischen Glieder. Zwei Mal griff er mit starker Faust nach der Schwyzer Landbanner, bis er endlich von dem Berner Hans in der Grub erschlagen ward, nachdem ihm Heinrich Elsner von Luzern sein eigen Banner entrissen hatte. Die Reiterei mußte sich zurückziehen und das Geschütz begann von Neuem zu spielen auf die Schweizer, welche immer noch in einer solchen Stellung standen, daß es dem Herzog gefährlich schien, sie mit seinem Fußvolk anzugreifen. Daher wollte er sie weiter in die Ebene herauslocken, und befahl seiner Vorhut, welche bis jetzt einzig im Kampfe gewesen war, sich etwas weiter rückwärts aufzustellen. Die Art und Weise, wie dieser Befehl ausgeführt wurde, und die Nachricht, daß schon viele vornehme Herren gefallen seien, brachte bei den übrigen Heerestheilen die Meinung hervor, Alles sei verloren, Flucht

das einzige Rettungsmittel. Mit dem angstvollen Rufe: „Rette sich, wer kann!“ warfen sich Anführer und Mannschaft, Reiterei, Fußvolk und Troß in die unordentlichste Flucht. Vergebens war der Herzog selbst herbeigeeilt, die Fliehenden aufzuhalten; er mußte unverrichteter Dinge wieder zur Vorhut zurückkehren, war aber entschlossen, mit seiner auserlesenen Reiterei dem Feinde die Spitze zu bieten und sein kostbares Lager von Granson zu retten. Da um die dritte Stunde des Nachmittags klärte sich plötzlich der Himmel, und auf den Höhen zeigte sich neues Kriegsvolk. „Was ist das für ein Volk?“ fragte der Herzog den Brandolf von Stein, welchen er gefangen mit sich führte, „was ist das für ein Volk, welches so rasch heranschreitet? Sind das auch Eidgenossen?“ „Das erst, sprach Stein, sind die wahren alten Schweizer vom Gebirg, die Männer, welche die Oesterreicher schlugen; dort sind die Bürgermeister von Zürich und Schaffhausen; dort führt der Tschudi sein Volk.“ Mit gepreßter Brust wandte sich Karl an seine Umgebung und sagte: „Haben uns die schon so viel zu thun gegeben, die bis jetzt einzig uns gegenüberstanden, wie sollen wir dann der vereinten Macht die Spitze bieten.“ Plötzlich erschallte dreimal der Uristier, seltsam muhte die Kuh von Unterwalden, wunderbar erklangen die Harsthörner von Luzern. Ungehörte Klänge hallten durch die Luft von den Bergen wieder und ergossen Schrecken und Grauen über Karls Heer. Er selbst bot Alles auf, Muth und Selbstvertrauen in den Herzen der Krieger zu wecken, und zeigte sich unerschrocken und muthig. Doch als die Schweizer in geschlossenen Reihen mit gefällten Spießen und geschwungenen Hellebarden daher kamen, als immer neue Schaaren Eidgenossen aus den Schluchten und Hohlwegen emportauchten, da vertrieb der erste Schrecken den kaum gefaßten Entschluß zum Widerstand aus dem Herzen des burgundischen Heeres, weder Roß noch Reiter vermochten länger zu widerstehen. Im Gewirre des Gefechtes wurde dem Herzog das Pferd unter dem Leibe erschossen; er hatte sich schnell auf ein anderes geschwungen und war überall bemüht, Muth und Widerstand herzustellen. Vergebens waren seine Anstrengungen; vergebens die Aufopferung manches ritterlichen Heerführers; auch der letzte Kern des burgundischen Heeres eilte in unaufhaltsamer Flucht davon. Nun wollte Karl wenigstens sein Lager bei Granson retten; nochmals versuchte er die Seinen hier zu sammeln; doch nur wenige waren um ihn, und da er nun selbst Alles verloren

gab, warf er sich mit dem Argwohne im Herzen, verrathen worden zu sein, auf sein Pferd und floh nach Burgund.

Die fliehenden Trümmer des burgundischen Heeres wurden verfolgt und vielfach geschädigt, und als Nacht und Müdigkeit der Verfolgung Einhalt geboten, zogen die Eidgenossen zurück auf die Wahlstatt und dankten in unsäglicher Freude Gott dem Allmächtigen für den verliehenen großen Sieg und die Ueberwindung des grausamen Feindes. Noch hingen die Opfer von Rondchamps Treulosigkeit rings an den Bäumen und der Anblick so manchen lieben Bruders, so manchen theuren Freundes entflammte die Sieger zur Rache. Sie verlangten noch an demselben Tage zum Sturme auf Granson geführt zu werden, wo eine burgundische Besatzung lag. Zitternd ergab sie sich; Tod in vielfacher Weise war ihr Loos; nur wenige Edelknaben rettete der Anblick ihrer Jugend, den Führer der Umstand, daß man ihn gegen Brandolf von Stein auswechseln wollte. Am gleichen Abend schlug der greise Nikolaus von Scharnachthal, der älteste Ritter im eidgenössischen Heere, welcher die Ritterwürde am heiligen Grabe erhalten hatte, diejenigen Führer der Eidgenossen zu Rittern, welche sich am Schlachttage besonders ausgezeichnet hatten; darunter jenen Hans Waldmann, welcher später so berühmt ward und seine thatenreiche, glänzende Laufbahn auf dem Blutgerüste schloß.

Die Beute.

Unermeßlich war die Beute, welche durch die Eroberung des burgundischen Lagers in die Hände der Eidgenossen fiel. Die fürstliche Kapelle enthielt Gegenstände von unerhörtem Werthe; da fanden sich kostbare, künstlich gearbeitete Reliquienbehälter mit ihrem verehrten Inhalte; ein Rosenkranz von Gold, dessen Kugeln aus lauter Edelsteinen bestanden, eine schwere goldene Monstranz und noch viele andere kostbare Geräthschaften.

Doch noch größeren Reichthum enthielt die Beute an Gegenständen, welche sich im herzoglichen Gezelte und den Buden der Kaufleute vorfanden. Mehr als vier Centner, über achthundert Mark, wog das Silbergeschirr an Kannen, Tellern, Schaalen, Pokalen u. s. w., und überdieß wurde noch Vieles heimlich von gemeinen Knechten als zinnernes Geschirr um niedrigen Preis verkauft. Hohen Preis trug

Karls goldener Stuhl ein, auf welchem er beim Empfang fremder Gesandten thronte, und sein Hut, womit er sich bei Festlichkeiten bedeckte und der über und über mit Juwelen verziert war. Weit berühmt wurden in der Folge die herrlichen Diamanten, an Größe und Reinheit damals die kostbarsten in ganz Europa; es waren drei, und noch andere sieben große Diamanten, eben so viele große Rubine und fünfzehn Perlen von unschätzbarem Werthe, mit welchem der Griff von des Herzogs Prachtschwert besetzt war. Ein Pfund wog sein goldenes Siegel, außer welchem sich auch dasjenige Antons von Burgund von vergoldetem Silber vorfand. Prächtige Tapeten, aus farbiger Wolle gewoben, mit Gold- und Silberfäden durchwirkt und Gemälden gleich, Vorfälle der Geschichte darstellend, fand man in großer Menge. Das Ordenszeichen des goldenen Vließes mit kostbarer Kette fiel in die Hände der Sieger und eine ungeheure Menge von Kleidungsstücken, von Sammt und Seide, von Gold- und Silberstoff; was nicht zerschnitten werden konnte, wurde stückweise vertheilt oder bei der Elle ausgemessen, wie gewöhnliches Landtuch. Seidene oder sammetne Wämser wurden so gemein, daß mancher arme Mann mit einem solchen versehen war, welcher zuvor kaum ein zwilchenes zu bezahlen vermochte. Nicht alle Beute wurde, wie es Gesetz war, zur Vertheilung an die Beutemeister abgeliefert; Vieles wurde verheimlicht und mehr als Einer, so ging das Gerücht, wäre durch die zu Granson entwendete Beute reich und mächtig geworden und hätte diesen Reichthum auf sein Geschlecht vererbt.

Was die Eidgenossen an Kriegsgeräthen gewannen, ist nicht minder wichtig. Vierhundert neunzehn Feuerschlünde fielen in ihre Gewalt, achthundert Hackenbüchsen und dreihundert Tonnen Pulver. Sechshundert Banner und Fahnen, darunter sieben und zwanzig Hauptbanner, wurden im Lager gefunden. Dazu kamen viertausend große Streitkolben, eine große Zahl von Streitäxten, Spießen und Hellebarden, und ein großer Vorrath von Feuerbüchsen und Bogen. Die Lagerzelte, über vierhundert an der Zahl, zweitausend Heerwagen und Proviant für Menschen und Thiere in großer Menge waren endlich noch unter der überaus großen Beute, deren nachtheiliger Einfluß auf die schweizerische Sitteneinfalt und Eintracht damals schon besorgt und später von allen redlich Denkenden beklagt wurde.

Die Schlacht bei Murten.

Karl verliert sein Blut.

I.

Welch ein hinterlistiger Mann der König Ludwig von Frankreich war, zeigte sich nach der Schlacht von Granson. Er hatte nämlich, um die Nachrichten vom Ausgang des Kampfes bälder zu erfahren, in Lyon seinen Aufenthalt genommen, und als ihm Karls Niederlage gemeldet wurde, schickte er sogleich Boten an die Eidgenossen und ließ ihnen Glück wünschen zum schönen Siege, einzig bedauerte er, daß nicht mehr Burgunder gefallen waren. Aber zu gleicher Zeit sandte er an den Herzog von Burgund und ließ ihm sein Bedauern über das Mißlingen seines Unternehmens ausdrücken. An die Eidgenossen verschwendete er die reichsten Geschenke, er versprach ihnen die kräftigste Unterstützung, um sie zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen und zu verhindern, daß sie etwaigen Friedensvorschlägen Gehör gaben; denn noch war seine Absicht, die völlige Demüthigung Karls, nicht erreicht. Doch hätte es seiner Bemühungen wohl nicht bedurft, weil Karl ohne dieß die Schmach, welche über ihn gekommen, zu rächen gedachte. Mit äußerster Anstrengung bildete der Herzog von Burgund ein neues Heer; je der sechste Mann der Bevölkerung seiner Staaten ward unter die Waffen gerufen, der sechste Pfenning des Einkommens als Kriegssteuer eingefordert; Kirchenglocken und ehernes Geschirr, wo sie entbehrlich schienen, wurden zu Geschützen umgegossen. Vergeblich waren die Mahnungen redlicher Freunde, der Herzog möchte von einem Vorhaben abstehen, welches wenig Vortheil, aber großen Schaden bringen könnte; er hatte sein Ohr zu sehr den Worten italienischer Schmeichler geöffnet, welche Alles gut hießen, was er in seinem Eigensinn dachte und that. Nach drei Monaten stand er an der Spitze eines sechzigtausend Mann starken Heeres mit hundert und fünfzig Stück Geschützen. Die Waadt war wieder in den Händen Romont's, welcher Karl's Vorhut führte.

Doch auch Bern rüstete sich, und da die alt befreundete, erst kürzlich neu verbündete Stadt Murten zuerst dem feindlichen Angriffe ausgesetzt erschien, so beschloß man, sie durch eine Besatzung zu schützen. Wie in den Tagen des Krieges um Laupen ward das Gesetz gegeben, daß, wo in einem Hause Vater und Sohn, oder zwei Brüder seien,

Einer nach Murten ziehen solle, zur Behauptung dieser Vorburg Berns. Dieses Gesetz traf auch den alt Schultheißen Adrian von Bubenberg, welcher bisher gezwungen auf seinem Landgute zu Spiez gelebt hatte, weil er anfangs den Krieg wider Burgund mißrathen und vor Frankreichs Aufreizung gewarnt hatte. In der drohenden Gefahr des Vaterlandes vergaß er, wie man gegen ihn gehandelt; er gedachte nicht mehr, daß der Krieg wider seinen Willen angefangen worden sei, sondern er sah nur Eines, seine Pflicht, zur Rettung des Vaterlandes und zur Sicherung seiner Freiheit Kraft und Leben einzusetzen. Kaum war er in Bern erschienen, so wurde er zum Feldhauptmanne ernannt, und freudig schwur die Gemeinde, seinen Befehlen zu gehorchen und Alles daran zu setzen, Murten zu behaupten. An der Spitze von fünfzehnhundert Mann zog er nach der bedrohten Stadt. Auch die Stadt Freiburg wurde von tausend Eidgenossen unter Hans Waldmann von Zürich besetzt, bei ihnen die österreichischen Reisigen und die Straßburger.

Mittlerweile war Karl in Lausanne erschienen und zog immer noch neue Hülfsvölker an sich, welche ihm aus den fernsten Theilen seines Reiches und aus Italien zuströmten. Nachdem er sieben Wochen lang zur Last der ganzen Umgegend hier geweilt hatte, hielt der Herzog Musterung über sein zahlreiches Heer, mit welchem er zuversichtlich die Eidgenossen zu bezwingen hoffte. Durch seine Zuversicht suchte er seine Truppen zu ermuthigen, er forderte sie auf, an den Schweizern blutig zu rächen, was sie ihm Uebles gethan und verhieß seinen Freunden zum Voraus alle Eroberungen, welche er machen würde. Sogar soll er die Häuser von Bern und Freiburg unter seine Hauptleute verlooset haben. Da endlich brach er auf gegen Murten; der Graf Romont führte seine Vorhut.

Adrian von Bubenberg, welcher die Besatzung Murtens in beständiger Uebung hielt, Streifzüge unternahm und einige Mal kleine feindliche Abtheilungen angriff, stieß bei einem Ausfall auf die feindliche Vorhut und berichtet alsbald nach Bern: „Der Herzog von Burgund nahe mit aller Macht; Schultheiß, Rath und Bürger sollten sich jedoch nicht fürchten, Nichts übereilen, sie sollten die Hülfe der Eidgenossen ruhig abwarten, er wolle Murten behaupten.“ Dann ließ er seine Krieger und die Bewohner des Städtchens zusammenkommen und auf sein Geheiß schwuren sie, Jeden umzubringen, der ein Wort der

Muthlosigkeit fallen lasse und wenn es der Hauptmann selber wäre. Die Thore, befahl er, nicht zu schließen, um die Wachsamkeit der Seinigen zu erhöhen. Durch Solothurn, Freiburg und Bern rief der Landsturm alles Volk unter die Waffen und freudig eilte es gen Bern. Auch die Eidgenossen wurden gemahnt; doch sie waren säumig; denn schon war das Vieh auf den Alpen und mancher Landmann durch sein Geschäft gehindert am Auszuge; übrigens erklärten sie auch, Murten liege außer dem Kreise ihrer Bundespflicht, mit solchem Kriege wollten sie nicht zu schaffen haben. Als jedoch Bern immer dringender mahnte, als die bedrängte Stadt ihre alten Eidgenossen bei der alten Treue von Laupen, bei den ewigen Bünden beschwor, da fielen alle Gründe der Ablehnung; sie kamen herbei, zu helfen und zu retten. Es eilten zuerst herbei die Urner, die Unterwaldner; es kamen die starken Männer aus dem Entlibuch, die Greierzer, die Saanenländer, Thuner, Aargauer, die von Biel und Basel, von Straßburg und aus dem Elsaß; es erschienen die Vorderösterreicher, die Rotwiler, St. Galler, Schaffhauser und Appenzeller. Bei ihnen war Herzog Renat von Lothringen, welchem Karl von Burgund sein Land entrissen hatte, ein schöner tapferer Jüngling, der Eidgenossen Liebling. Nicht lange ließen die Schwyzer und Luzerner, die von Glarus und Zug auf sich warten; nur Zürich zögerte.

Inzwischen war der Herzog vor Murten angelangt und glaubte gleich zum Anfange die Besatzung zu schrecken, indem er seine ganze Macht in Schlachtordnung in geringer Entfernung von der Stadt vorüberziehen ließ. Dann forderte er die Stadt zur Uebergabe auf, doch Bubenberg schlug dieselbe ab, ihn an die Treulosigkeit von Granson erinnernd. So sah sich denn Karl genöthigt, die Stadt zu belagern. In verschiedenen Lagern umschloß er Murten, so daß die Stadt von allem Verkehre mit Bern und den Eidgenossen abgeschnitten schien; im Norden der Stadt war das Lager des Grafen von Romont; südlich von derselben stand Karls Halbbruder, während er selbst mit der Hauptmacht im Osten Stellung nahm, nur die Seeseite blieb offen, was den Belagerten gar trefflich zu Statten kam. Anfangs hofften die Burgunder, die Besatzung durch Drohworte, welche auf Pergamentstreifen an Pfeilen in die Stadt geschossen wurden, einzuschüchtern, oder durch allerlei Verheißungen ihren festen Entschluß wankend zu machen; doch vergebens. Da gebot Karl, die Stadt zu beschießen und

unter dem unausgesetzten Feuer des burgundischen Geschützes stürzte ein großes Stück Mauer ein. Jetzt ordnete der Herzog in der Nacht einen Sturm an und gebot den Anführern bei Todesstrafe, daß Jeder am Morgen sein Banner vor den Thoren aufgepflanzt haben sollte. Sie versprachen es, aber sie konnten es nicht halten; denn der Sturm mißglückte ganz und die Belagerten benutzten sogar das Dunkel der Nacht, ihre beschädigte Mauer wieder auszubessern. Das Feuer der Feinde warf jedoch bald wieder die Mauer ein, Thürme sanken unter dem Stoße der gewaltigen Kugeln; ein neuer Sturm ward unternommen und abermals abgeschlagen; er hatte die Burgunder tausend Mann gekostet. So viele vergebliche Anstrengungen waren eben so wenig im Stande, Karls einmal gefaßten Entschluß, Murten zu nehmen, wankend zu machen, als die übel zerschossenen Festungswerke den Muth Bubenbergs und seiner Getreuen erschüttern konnten. Volle zehn Tage hatte sich Bubenberg mit zweitausend Mann gegen sechszigtausend gehalten, als er Angesichts großer Noth — er selbst hatte siebenhundert Mann verloren — an die Obrigkeit von Bern schrieb: „So lange eine Ader in uns lebt, gibt Keiner nach!"

Die Eidgenossen hatten sich unterdessen in einem Lager bei Gümminen gesammelt und warteten auf die Züricher, welche trotz der dringenden Mahnungen Waldmanns noch immer nicht herbeigekommen waren. Da endlich erschienen sie mit namhafter Verstärkung aus den Nachbarländern, fünftausend Mann stark. Sogleich meldete Waldmann, welcher seinen Landsleuten entgegen geeilt war, den Eidgenossen ihre Ankunft und mußte durch einen strengen Befehl zu verhindern suchen, daß sie nicht ohne Verzug ins Lager einrückten. Er ließ sie sich durch Nahrung und einige Stunden Schlaf erquicken und zog dann in einer regnerischen Nacht um zehn Uhr aus Berns Thoren, begleitet von den heißesten Segenswünschen Aller, welche in Sorge und Angst zurückblieben. In der Morgendämmerung langten die Züricher in Gümminen an und nachdem sie einen Gottesdienst gehalten und sich an einem Frühstücke gelabt hatten, rückten sie in das Lager ein. Bei dem Anblicke der trefflich geordneten, zahlreichen Schaar riefen viele Eidgenossen freudig: „Es war des Wartens wohl werth!" — In den Herzen aller fünf und dreißigtausend Eidgenossen erwachte eine solche Begierde zur Schlacht, daß viele das Morgenbrod verschmäheten.

II.

Am gleichen Morgen des 22. Brachmonats 1476, des zehntausend Rittertags, den Bernern ewig denkwürdig, weil an eben demselben Tage ihre Väter vor mehr als hundert Jahren den Sieg von Laupen erfochten, hielten die Führer der Eidgenossen und diejenigen ihrer Verbündeten Kriegsrath. Da meinten deutsche Heerführer, es sei zweckmäßig, eine Wagenburg zu schlagen und den Angriff des Feindes zu erwarten. Ihnen entgegen trat Felix Keller von Zürich und sprach: „Die Eidgenossen sind gewohnt, den Feind, wo und wie stark er auch sei, aufzusuchen und zu schlagen; künstlich Ding ist nicht unsere Art."

Hierauf theilten sie ihr Heer, übergaben die Vorhut dem Hans von Hallwyl, welcher sich in Böhmen und Ungarn zum Kriegsmanne gebildet hatte, und setzten über den Gewalthaufen den Hans Waldmann von Zürich und Wilhelm Herter von Straßburg, während Kaspar Hertenstein von Luzern, ein ehrwürdiger Greis, die Nachhut führte. Sie hatten beschlossen, geraden Weges auf Karls Lager los zu gehen, ein Theil sollte, unterstützt von den herbeigeströmten Landleuten, den Grafen Romont, welcher im Norden der Stadt stand, in Unthätigkeit zu halten suchen, und Hertenstein war angewiesen, mit seiner Nachhut dem Feinde den Rückzug nach Wiflisburg zu verlegen. Tausend Mann wurden abgeschickt, des Herzogs Stellung zu erkundschaften. Sie zogen aus und wurden bald von den Burgundern bemerkt, welche ihr Erscheinen als ein Zeichen vom Anzuge einer bedeutenden Macht hielten. Sogleich ordnete Karl sein Heer hinter der aufgeworfenen Verschanzung. Diese bestand in einer langen Pfahlwand, hinter welcher Erde aufgeworfen war und vor welcher sich ein ziemlich breiter und tiefer Graben dahinzog. Von Strecke zu Strecke waren Lücken gemacht, in welche man das Geschütz stellte oder welche man als Wege zu Ausfällen zu benutzen gedachte. Schon sechs Stunden hatte das burgundische Heer zum Theil bei starkem Regen in Reihe und Glied gestanden, und noch wollte kein Feind erscheinen. Da befahl Karl den Seinigen ins Lager zurückzukehren, um sich durch Ruhe und Speise zu stärken. Einige Wachen hatte er bei und vor der Schanze zurückgelassen, um gegen einen plötzlichen Ueberfall sicher zu sein. Es war um Mittagszeit, als diese Besatzung zwischen den Bäumen des nahen Waldes das Glitzern

von Harnischen und Waffen bemerkte. Es war die eidgenössische Vorhut. Ohne Verzug setzte man sich in Bereitschaft, den Feind so gut als möglich zu empfangen, und sandte ins Lager die Botschaft, der Feind sei da.

Hallwyl war bis an den Saum des Waldes gekommen und hieß im ernsten Augenblicke vor beginnender Schlacht sein Fußvolk niederknieen, nach der Väter Weise Gott anzurufen um seinen Beistand zum Siege. Einer der Krieger sprach das Gebet vor, Alle wiederholten dann das Amen! — Als sie beteten, brach plötzlich der Sonne hellleuchtender Strahl durch das dunkle Gewölk hervor. Hallwyl erhob sich schnell und mit hochgeschwungenem Schwerte rief er freudigen Muthes seiner Mannschaft zu: „Sehet, tapfere mannliche Leute, in diesem hervorbrechenden Strahle der Sonne ein Zeichen Gottes, unsers barmherzigen Vaters, daß er unser Gebet erhört hat! Darum seid mannlich, unerschrocken, frisch und beherzt! Gedenke Jeder seines Weibes und seiner Kinder, und Ihr Jünglinge gedenket Euerer Geliebten, daß sie nicht in die Gewalt der schnöden Wälschen dort drüben gerathen!" — Hierauf zog Hallwyl aus dem Walde, um den Feind frisch anzugreifen, zu seiner Rechten der Gewalthaufen unter Waldmann. Dem Feinde näher, wurden sie vom feindlichen Geschütz empfangen, welches so wohl gezielt war, daß es großen Schaden unter den Eidgenossen anrichtete. Bald war auch das schweizerische Geschütz geordnet und konnte das Feuer der Feinde mit Nachdruck erwiedern. Plötzlich unterliefen die Eidgenossen das feindliche Geschütz und da ihnen die feindlichen Kugeln nun schadlos über den Köpfen dahinsausten, so konnten sie einen um so bessern Gebrauch von ihren Handgeschossen, den Armbrüsten und Büchsen machen. Ein Theil drang sogar über den Graben und versuchte die feindliche Verschanzung zu stürmen. Mit übermenschlicher Anstrengung suchten sie die festeingerammelten Spitzpfähle niederzureißen oder sie zu übersteigen und in die Verschanzung einzudringen. Sie wurden durch den hartnäckigen Widerstand der Feinde zur Umkehr gezwungen. Doch einer Schaar der Vorhut gelang es, nachdem der burgundische Büchsenmeister gefallen war, das Pfahlwerk zu umgehen und dem Feinde in die Seite zu fallen. Ein neuer Sturm auf die vordere Seite gelang nun besser; die burgundische Stellung wurde erobert, das Geschütz genommen und die Besatzung mit großem Verluste in die Flucht geworfen. Indessen hatte Karl seine Truppen

aus dem Lager geführt und erwartete, durch die Fliehenden von den Vorfällen bei der Schanze unterrichtet, den anstürmenden Feind. Lange mußte er nicht warten; denn bald erschienen die Eidgenossen, wohlgeordnet und festen Muthes, voran die Reiterei, welche alsbald einen gewaltigen Angriff auf die Burgunder machte. Sie wurde zweimal zurückgeworfen, ja Herzog Renat gerieth in Lebensgefahr. Hallwyl eilte herbei und rettete ihn. Nun hatten die Eidgenossen den gewaltigen Stoß der schweren burgundischen Reiterei auszuhalten, welche mit verhängtem Zügel auf sie einstürmte. Sie hielten Stand und bald mußte der Feind, welchen die vorgestreckten Spieße abgehalten, hart geschädigt von den eidgenössischen Schützen, sein Heil in der Flucht suchen. Das burgundische Fußvolk, auf welches sich jetzt der Angriff der Eidgenossen richtete, wurde zugleich von vorn und von der Seite angegriffen, und nachdem Viele unter den Streichen der Eidgenossen dahingesunken waren, zog es sich zurück. Auf seinem Rückzuge stieß es auf neue Schaaren, welche eben erst in die Schlacht rücken wollten, und brachten Verwirrung in dieselben, die durch einen Befehl des Herzogs zur Umkehr noch vermehrt wurde. Der Graf Sommerset warf sich mit seiner Schaar Engländer, welche im Dienste des Herzogs und seine besten Truppen waren, muthvoll den heranstürmenden Eidgenossen entgegen, um jenen Rückzug zu decken. Es gelang ihm, sie eine Zeit lang aufzuhalten; aber als eine eidgenössische Kugel den Oberbefehlshaber darniederstreckte, und noch andere vornehme Herren gefallen waren, da sank der tapferen Schaar der Muth; sie floh, nachdem achthundert der Ihrigen gefallen waren. Vergebens versuchte Jakob van der Maas, welcher das Hauptbanner von Burgund trug, die Flüchtigen zu sammeln; vergebens rief er sie an, doch wenigstens das Banner zu retten. Von Allen verlassen, umfaßte er das ihm anvertraute Ehrenzeichen des Heeres mit beiden Armen und fand in treuer Erfüllung seiner Pflicht den Tod. So fiel noch ein zweites Banner, mit ihm Karls Muth; er wandte sich zur Flucht, begleitet von dreitausend Reitern. Ueber dem fliehenden Heere, welchem Kaspar von Hertenstein mit der eidgenössischen Nachhut den Rückzug abgeschnitten hatte, walteten alle Arten des Todes. Unter dem Racherufe: „Brie! Granson!" wurden alle Burgunder niedergehauen. Da faßten einige Reiterschaaren, getäuscht durch das Schilf im See, welches seichtes Wasser vermuthen ließ, den Entschluß, durch den See an Murten vorbei zum Heere des

Grafen Romont zu gelangen. Roß und Reiter versanken in dem unter der schweren Last weichenden Moorgrunde. Andere wurden durch Schüsse und Schiffe aus der Stadt weiter hinausgetrieben und von der Tiefe verschlungen; wieder Andere, welche bis an den Hals im Wasser standen, wurden wie Vögel erschossen, daß sie mit ihrem Blute den See rötheten. Als Graf Romont den unglücklichen Ausgang der Schlacht erfahren und durch die Besatzung Murtens sich gehindert sah, zum Hauptheere zu gelangen, eilte er in schleuniger Flucht davon, nicht ohne Sorge, von der ihn bewachenden Abtheilung der Eidgenossen angegriffen und aufgerieben zu werden.

Bis über Wiflisburg ging die Verfolgung des Feindes; es lagen über fünfzehntausend Feinde erschlagen, darunter Viele edlen Geschlechtes. Die Verfolgung aufzugeben wurden die Eidgenossen hauptsächlich durch die Besorgniß genöthigt, Romont, von dessen Flucht sie nichts wußten, möchte ihnen in den Rücken fallen oder ihnen wenigstens die Beute im burgundischen Lager entreißen. Daher kehrten sie auf die Wahlstatt zurück, dieselbe zu behaupten gegen Jeden, der sie ihnen streitig machen wollte. Hier dankten sie dem Herrn der Heerschaaren, dem starken Gotte, der die Bogen ihrer Feinde zerbrochen, ihre Spieße zerschlagen, ihre Wagen mit Feuer verbrannt und mit den Schwachen gestritten. Dann jubelten sie über den errungenen Sieg und sandten Boten mit grünen Zweigen in alle Städte und Länder der Eidgenossenschaft; und bald verkündete Freudengeläute durch das ganze Land den ruhmvollen Sieg. Die Beute von Murten war zwar mit derjenigen von Granson nicht zu vergleichen, doch immer noch bedeutend genug, die Freude des Sieges zu erhöhen und später die Herzen der Eidgenossen in Zwietracht zu entflammen.

Die gefallenen Burgunder wurden in großen Gruben begraben und später, als die Menschen verweset waren, sammelte man ihre Gebeine in ein großes Beinhaus, welches man nebst einer Kapelle auf dem Schlachtfelde erbaute und auf dessen Nordseite man die rühmliche Waffenthat durch eine lateinische Inschrift verewigte. Etwa nach hundert Jahren wurde diese Inschrift in folgende umgeändert: „Ehre sei Gott, der in den Höhen thronet! Das Heer, mit welchem der berühmte und tapfere Karl, Herzog von Burgund, Murten belagerte, hat, von den Eidgenossen vernichtet, dieses Denkmal seines Daseins hinterlassen." Aus Auftrag der Regierung von Bern verfaßte der auch als

Dichter berühmte Albrecht von Haller, ein Berner (1708—1777), folgende neue Inschrift, welche an das wieder neu hergestellte Gebäude gesetzt wurde:

„Steh' still, Helvetier! hier liegt das kühne Heer,
„Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte,
„Nicht unserer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
„Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte.
„Kennt Brüder eu're Macht, sie liegt in eurer Treu,
„O, würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!"

Die Schlacht von Nancy.

Karl verliert sein Leben.

I.

Nach der Schlacht von Murten hatten die Eidgenossen die Waadt erobert, und sie wieder gegen eine große Summe Geldes an Savoyen zurückgegeben. Auch Genf, welches schon nach der Schlacht von Granson von den Eidgenossen sich Schonung erkauft hatte, mußte versprechen, die noch immer schuldige Summe zu bezahlen. Karl der Kühne war durch sein doppeltes Unglück fast bis zum Wahnsinne getrieben worden. Als er sich jedoch wieder erholt hatte, gedachte er den Krieg fortzusetzen; aber sein Volk weigerte sich, noch länger einen Krieg zu thun, der so viel Menschen und Geld bereits verschlungen hatte, ohne die Aussicht auf einen glücklichen Ausgang zu gewähren. Man rieth dem Herzoge, mit den Eidgenossen Frieden zu schließen und sich auf den Schutz des eigenen Landes zu beschränken. Doch die Eidgenossen, von Ludwig XI. bearbeitet, wollten von keinem Frieden hören, wenn nicht Herzog Renat von Lothringen wieder in sein Land eingesetzt würde. Dieß hielt Karl einer neuen Niederlage gleich und die Unterhandlungen zerschlugen sich. Er wollte sich zum neuen Kriege rüsten; allein immer weigerte sich sein Volk, neue Opfer zu bringen. Da hörte er plötzlich die Nachricht, daß Renat mit fünfzehntausend Mann sein Herzogthum wieder erobert und daß sich sogar die Hauptstadt desselben, Nancy, an ihn ergeben habe. Diese Uebergabe war durch eine Verrätherei erfolgt, deren sich der Graf Cola Campobasso, ein vermeintlicher Freund Karls, schuldig machte.

Cola Campobasso, ein italienischer Graf, war in die Dienste Karls

getreten, welcher den Italienern sehr zugethan war und die Kriegskenntnisse seines neuen Dienstmannes so hoch schätzte, daß er ihm gestattete, auf seine Kosten eine auserlesene Schaar von vierhundert italienischen Reitern anzuwerben, die er ihm auch zu unterhalten über sich nahm. Ueberdieß überhäufte er den Günstling mit Wohlthaten aller Art, ohne daß dieser ein Herz zu ihm faßte. Noch war Karl im Glücke, als Campobasso schon mit König Ludwig unterhandelte, er wolle seinen Herrn im Treffen verlassen, sogar umbringen, wenn ihm der König eine große Summe Geldes und eine Grafschaft schenke und seine Krieger in Sold nehme. König Ludwig ließ den Herzog von Burgund von dem, was ihm Campobasso anerboten hatte, in Kenntniß setzen, nicht sowohl aus Redlichkeit, als aus wohl berechneter Arglist, um ihm Mißtrauen in seine Umgebung beizubringen. Diese Mittheilung bewirkte jedoch das Gegentheil von dem, was sie hätte bewirken sollen; denn Karl, welcher Ludwigs heimliche Feindschaft und Falschheit kannte, glaubte, der König wolle ihm seinen Treuesten verdächtigen, damit er ihn entferne, und schenkte ihm daher ein noch größeres Zutrauen. Als aber die Schlachten von Granson und Murten geschlagen worden waren, und Campobasso sah, daß Karls Fall unvermeidlich sei, da machte er dem Könige von Frankreich wieder das gleiche Anerbieten. Ludwig jedoch, welcher trefflich wußte, daß einem Verräther nicht zu trauen sei, wies ihn abermals ab. Nun wandte sich der Graf an Herzog Renat von Lothringen, als dieser gerade vor Nancy lag, dessen Vertheidigung der verblendete Karl ihm übertragen hatte, und um zum Voraus Renat's Gunst zu verdienen, verzögerte der Verräther den Zuzug neuer Hülfstruppen, so daß sich Nancy ergeben mußte. Trotz dieses Unfalls blieb das Vertrauen Karls in den Grafen immer das gleiche; während dieser den schwärzesten Verrath sann, überhäufte er ihn mit Wohlthaten und Auszeichnung. Es war gerade, als ob Gott Karls Auge mit Blindheit geschlagen hätte, damit er desto sicherer in sein Verderben stürze.

Renat besaß jedoch sein Herzogthum nicht lange; denn bald erschien Karl an der Spitze eines Heeres und eroberte das ganze Land in kurzer Zeit. Nur die Stadt Nancy, wo die Bürgerschaft dem Herzoge Renat mit besonderer Treue zugethan war, leistete Widerstand. Sie gelobte ihrem angestammten Fürsten, sich zwei Monate gegen Karl halten zu wollen, der zu ihrer Belagerung herbei zog. Während dieser

nun wirklich die Stadt belagerte, war Renat in die Schweiz geeilt, dort Hülfe zu suchen. Zwar wollten die Eidgenossen anfangs keinen Theil am Kriege nehmen, doch den Bitten Renats und den Vorstellungen des beredten Waldmann gelang es, daß sie endlich ihre Einwilligung zur Hülfleistung gaben. Sechstausend Krieger hatte Renat begehrt; es strömten ihm achttausend zu. So groß war die Lust zum Kriege, daß tausend Knaben mit Gewalt zurückgehalten werden mußten, und daß auf dem kurzen Marsche nach Basel das Heer durch Zuziehende auf zwanzigtausend Mann anschwoll. Auf dem wegen der großen Winterkälte und wegen Mangel an Lebensmitteln beschwerlichen Marsche, ermuthigte Renat seine Hülfsschaar, indem er zu Fuß voranschritt, die Hellebarde auf der Schulter.

Noch lag Karl trotz der fürchterlichsten Kälte vor Nancy mit einem Heere, welches selbst am Nothwendigsten Mangel litt, des Krieges unkundig war und nur die Treue gegen seinen Herrn bewahrt hatte. Umsonst stellte man dem Herzoge vor, daß von einer solchen Mannschaft wenig zu erwarten sei. In furchtbarem Grimme rief er: „Und sollte ich allein kämpfen, mit dem Knaben von Lothringen mache ich nie Frieden; Ihr aber seid Alle Verräther!" Die immer steigende Noth machte sein Heer immer unzufriedener, dumpfe Gährung herrschte überall; daher verheimlichte man den Anmarsch der Eidgenossen, von welchem man Kunde erhalten hatte. Nicht minder drückend war die Lage der Belagerten; Mangel an Nahrung hatte sie genöthigt, das Fleisch von Hunden und Pferden, von Katzen und Mäusen zu essen. Einem Boten gelang es, durch das burgundische Lager zu schleichen und dem Herzog Renat die Noth seiner Stadt Nancy zu hinterbringen. Renat beschleunigte seinen Marsch.

Als man das Herannahen des eidgenössischen Heeres nicht mehr verbergen konnte, da die burgundischen Vorposten dasselbe schon bemerkt hatten, hielt man in Karls Lager Rath, was zu thun sei. Alle Hauptleute meinten, man solle vor dem an Zahl weit überlegenen Feinde das Feld räumen und in günstigerer Jahreszeit und unter besseren Verhältnissen den Kampf wieder aufnehmen. Nur Campobasso, welcher sich am Ziele seiner Wünsche und den Untergang Karls unvermeidlich sah, war entgegengesetzter Ansicht: er rieth Stand zu halten und den Kampf zu wagen. Und Karl verschmähete den wohlgemeinten Rath seiner getreuen Hauptleute; der Verräther hatte sein Herz und

seinen Sinn so umstrickt, daß er die Versammlung mit den Worten entließ: „Heute Nacht wird Nancy gestürmt, und morgen schlagen wir uns!"

II.

Wie Karl befohlen hatte, so geschah es. In der folgenden Nacht (vom 4. auf den 5. Januar 1477) wurde ein Sturm unternommen, der jedoch nicht zum Ziele führte, obwohl er von einem kräftigen Feuer der Geschütze unterstützt wurde. Renat, welcher mit seinem Heere nahe heran gekommen war, hörte die Schüsse; er sah Nothfeuer auf den Thürmen von Nancy und fürchtete, die Stadt möchte sich nicht bis zum folgenden Tage halten können. Deßhalb berieth er sich mit den Eidgenossen, ob es nicht besser sei, ohne Verzug die burgundische Macht anzugreifen. Sie waren jedoch der Ansicht, man müsse den Tag abwarten, um mit gutem Erfolge auf unbekanntem Boden zu kämpfen.

Der Tag brach an; dichter Nebel lag über dem Land und verbarg den Marsch der Eidgenossen. Früh am Morgen bestieg auch Karl sein rabenschwarzes Streitroß, von Todesahnung ergriffen, als ihm seine Helmzierde entfiel. „Das ist ein Zeichen von Gott", sprach er und gab einem Diener in einem versiegelten Briefe seinen letzten Willen. Dann eilte er, sein Heer in Schlachtordnung zu stellen. Mit dem Auge des kriegskundigen Feldherrn wählte er seine Stellung und theilte seine Truppen. Auf dem rechten Flügel stand Campobasso mit achthundert Mann; Geschütz und Hauptmacht deckten die Straße, auf welcher die Eidgenossen anrücken mußten. Alles war auf's Trefflichste geordnet, harter Widerstand möglich. Doch alle diese Maßregeln wurden unnütz durch den Verrath Campobasso's und durch den Uebergang zweier Eidgenossen, welche aus der Heimat verbannt, im burgundischen Heere dienten. Diese versprachen die Stellung des Herzogs zu entdecken und als Führer zu dienen, wenn man ihnen die Rückkehr in die Heimat gestatte. Ihr Anerbieten ward angenommen, weil man Blut und Leben vieler braver Männer zu schonen hoffte. Als aber Cola Campobasso die burgundischen Feldzeichen abriß und mit seinen achthundert Mann zu Herzog Renat überging, um gegen seinen Herrn und Wohlthäter zu kämpfen, da riefen die Eidgenossen: „Campobasso ist in allen Streiten, vor Granson und Murten, wider uns gewesen,

jetzt ist er mit Schande von seinem rechten Herrn geflohen und meineidig geworden; wir aber sind von unsern Vätern her gewohnt, keinen meineidigen Mann unter uns zu dulden, welcher uns überdieß leicht auch verrathen könnte. An der Seite des Verräthers streiten wir nicht!" — So abgewiesen, nahm der Graf im Rücken des burgundischen Heeres Stellung, um auf der Flucht, welche sich voraussehen ließ, den Herzog Karl gefangen zu nehmen.

Noch lag der Nebel ob dem Lande; es fiel Schnee, so daß die Eidgenossen unbemerkt ihren Marsch gegen die Burgunder antreten konnten. Schon in des Feindes Nähe verrichteten sie ihr Schlachtgebet und, geführt von ihren beiden Landsleuten, gelang es ihnen, die feindliche Schlachtlinie zu umgehen und auf einem Berge im Rücken derselben Fuß zu fassen. Da brach plötzlich die Sonne im vollsten Glanze hervor und enthüllte dem Herzog von Burgund seine trostlose Lage. Er verlor jedoch die Besinnung nicht, ließ seine Geschütze wenden und traf alle Anstalten zur kräftigsten Vertheidigung. Da erscholl plötzlich dreimal der Uristier und dreimal durchrieselte Todesschrecken den Herzog. In vollem Laufe stürmten dann die Eidgenossen heran und im ersten Angriffe gewannen sie das burgundische Geschütz. Obgleich nun Karl mit dem äußersten Heldenmuthe stritt, obgleich er, überall gegenwärtig, ordnete, wo die Reihen gebrochen, und ermunterte, wo der Muth gesunken war; die Burgunder konnten dem heftigen Andrange der Eidgenossen nicht widerstehen. Nach kurzem Kampfe, in welchem viele burgundische Führer gefallen oder in Gefangenschaft gerathen waren, sah Karl zu seinem größten Entsetzen ein, daß alle Anstrengung vergebens, jedes Opfer nutzlos sei. Da wirbelte dann noch der Rauch seines Lager hoch in die Luft; die Besatzung von Nancy hatte es bei einem Ausfalle angezündet. Mit lauter Stimme rief er seinen letzten Befehl: „Nach Luxemburg!" und das Heer ergoß sich in die wildeste Flucht.

Karl, welcher immer in den vordersten Reihen gekämpft hatte, war von einem Schlage betäubt und mit in die Flucht fortgerissen worden. Als er an Nancy vorüber in eine Gegend gekommen war, durch welche ein Bach floß, und mit seinem Pferde hinübersetzen wollte, sprang dasselbe zu kurz und brach durch das Eis, welches den Bach bedeckte. Kaum hatten Pferd und Reiter sich herausgearbeitet, so sank der Herzog, von einem Feinde verwundet vom Pferde. Dem,

der ihn verwundet, rief er zu: „Rette den Herzog von Burgund!“ Dieser aber, der völlig taube Castellan von St. Dié, verstand: „Es lebe der Herzog von Burgund!“ und schlug ihn nieder. So lag Karl als Leiche mit viertausend Getreuen auf der blutigen Wahlstatt. Am andern Morgen erkannte ein Weib, welches die Leichen beraubte, den Leichnam des Fürsten, welchen über die Nacht Hunde und Füchse angefressen hatten. Vom Blute gereinigt, stellte man ihn in Nancy zur Schau aus und bei seinem Anblicke überfiel selbst seine Gegner Schauer und Mitleid, wenn sie dachten, wie so viel irdische Macht und Herrlichkeit in so kurzer Zeit dahin gegangen war. Renat, in Trauerkleider gehüllt, trat vor ihn hin, nahm die kalte Hand des Entseelten und sprach: „Lieber Vetter, Ihr habt uns im Leben viel Unglück bereitet, habe Gott Euere Seele gnädig!“

Das tolle Leben.

Die Sitte in fremden Krieg zu ziehen war unter den Eidgenossen schon kurz nach der Stiftung des Bundes der drei Länder aufgekommen und schon in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hat sich die Tagsatzung genöthigt, der kriegslustigen Jugend die Theilnahme an auswärtigen Kriegen zu verbieten; aber die bisherigen Kämpfe bewiesen, daß die Unabhängigkeit des Vaterlandes sowohl bei dem Volke als bei den Obrigkeiten als das höchste Gut galt, für welches jeder Einzelne freudig Gut und Leben einsetzte. Das tapfere Volk, stets siegreich und nie stolz auf seine Siege, fiel nach alter Gewohnheit nach gewonnener Schlacht jedes Mal auf der Wahlstatt nieder, Gott zu danken, daß er ihm seine Freiheit bewahret. Jeder legte dann die blutigen Waffen aus der Hand, und kehrte still zu seinem friedlichen Geschäfte. Erst nach den burgundischen Kriegen traten die fremden Kriegsdienste in ihrer verderblichen Rückwirkung auf die heimatlichen Verhältnisse hervor; erst von dieser Zeit an wurden sie zur Quelle, aus welcher Volk und Obrigkeit Ehre und Reichthum zu schöpfen suchten.*)

*) Das Wort „Reislaufen“, mit welchem man das Ziehen in fremden Krieg zu bezeichnen pflegte, kommt von dem deutschen „Reise“ (resa, reisa, rese),

Bis zum fünfzehnten Jahrhundert blieben die Genüsse des Luxus den Schweizern unbekannt. Manchmal hatten sie sogar Mangel am Nothwendigsten. Einen Beweis hiefür liefert der Freiherr von Egerden, welchen ein König von Böhmen, der mit Frankreich im Kriege begriffen war, zum Feldherrn seines Heeres werben wollte. Er antwortete dem Boten des Königs, er wolle des folgenden Tages mit ihm abreisen; aber als dieser ihn abholen wollte, traf er ihn gestiefelt und gespornt rittlings auf der Ringmauer seines Schlosses sitzend und aus Leibeskräften seine Sporen in das Mauerwerk einhauend. Der Bote begriff sogleich, daß er ihm damit zu verstehen geben wolle, er habe kein Geld, um sich ein Pferd zu kaufen, und berichtete dieß seinem Könige. Dieser schickte ihm ein Streitroß und das nöthige Geld, worauf denn der Freiherr zu Felde zog.

Nach und nach sahen die Freiherrn, deren Schlösser in allen Gegenden der Schweiz von den Höhen herab droheten, ein, daß sie der immer wachsenden Macht der Städte keinen weitern Widerstand leisten könnten, deßhalb traten sie in die Bürgerrechte derselben und nahmen Antheil an der Leitung der städtischen Gemeinwesen. Die jungen Adelichen, beseelt von dem ritterlichen Geiste ihres Standes, zogen in ferne Länder, den Waffendienst zu lernen, dann kehrten sie wieder heim und benutzten die erworbene Kriegserfahrung zur Vertheidigung ihres Vaterlandes, welches ihnen viele seiner schönsten Siege verdankt.

Aber sie brachten auch den Luxus und das ausgelassene Leben der Feldlager mit nach Hause, und die Obrigkeiten konnten nur durch strenge Aufwandsgesetze dem Umsichgreifen solchen Uebels Einhalt thun.

Die armen, einfachen Schweizer, welche durch die Siege von Granson und Murten so plötzlich reich geworden und durch die Freigebigkeit Ludwig XI. von ihren alten Sitten abgebracht worden waren, lernten nur zu bald den Werth des Geldes kennen. Schickten sie einen Gesandten an Ludwig, so beschenkte ihn dieser mit reichen Geschenken an Geld oder Silbergeräthe, und zudem kleidete er ihn in prächtige Seide und gewährte ihm gnädigst ein Jahrgeld, welches mit fast ängstlicher Pünktlichkeit ausbezahlt wurde. Seinem Beispiele folgten andere Fürsten, und so kam es, daß diese sich in Geldanerbietungen überboten, um

---

welches einen Kriegszug bedeutet; daher auch die Reisbüchsen, Kassen, aus denen die Kosten eines Kriegszuges ganz oder theilweise geleistet wurden.

sich des tapferen Armes der Eidgenossen zu versichern. Und — die Eidgenossen? sie vergaßen ihren alten Ruhm und geblendet von dem großen Gewinne, den sie aus ihrer Tapferkeit ziehen konnten, verkauften sie mehr als ein Mal ihr Blut auf schmähliche Weise an fremde Herren. Die burgundische Beute und der Sold der fremden Herren wirkten höchst nachtheilig auf die Sitten des Volks; Wohnung und Kleidung wurden immer prächtiger, und an die Stelle der alten einfachen Lebensweise trat Ausgelassenheit jeglicher Art, Spiel- und Trunksucht. Doch das Schlimmste war, daß das Volk Ueberdruß an der Arbeit fand, welche allein dem Menschen einen sittlichen Halt gibt und ihn vor vielen Fehltritten und Lastern behütet.

Die ersten Spuren inneren Verfalls bestanden darin, daß das gegenseitige Vertrauen zwischen Obrigkeit und Volk, sowie auch zwischen den Eidgenossen verschiedener Kantone schwand, und Mißtrauen und Ungehorsam, Haß und Neid an seine Stelle traten. Einen deutlichen Beweis hiefür liefert ein Ereigniß, welches unter dem Namen des tollen oder thörichten Lebens in der Geschichte aufgezeichnet ist.

Die burgundischen Schlachten waren geschlagen, die Beute, zum Theile vertheilt, hatte schon üble Wirkung hervorgebracht; mancher Kanton, mancher Mann hatte größeren Antheil gehofft, und an vielen Orten sprach man von ungerechter Vertheilung und daß gewisse Obrigkeiten den besten Theil für sich behalten hätten. Im Februar des Jahres 1477 hielten Jünglinge aus den Ländern zu Zug eine lustige Fastnacht, bei welcher einige ältere Männer die gleichen Klagen erhoben und noch hinzu fügten, daß man den Genfern ihre Entschädigungssumme, durch welche sie sich vom Kriege losgekauft hatten, nachgelassen habe, weil sie einige Herren in Bern bestochen hätten. Die Jünglinge, dieser Aussage trauend, ergrimmten und beschlossen, jene Summe selbst in Genf abzuholen. Sie luden die benachbarten Orte zum Zuzuge ein, und es kamen junge Männer aus den vier Waldstätten, aus Zug, aus Glarus und aus dem Zürichgebiet zusammen nach Wäggis, ihrem Sammelplatze, bei siebenhundert an der Zahl. Sie hatten sich ein Banner verfertigt, auf welchem ein Mutterschwein mit Ferkeln abgebildet war, denen ein Narr, mit Schellenkappe und Kolben, Eicheln vorwirft, und nannten sich die Gesellschaft vom tollen Leben. So zogen sie nach Burgdorf, ohne sich von der in Luzern versammelten Tagsatzung abmahnen zu lassen. Da sie gegen einige

vornehme Herrn in Bern grobe Drohungen ausgestoßen hatten, so hielt sich die Stadt nicht sicher und nahm eine Besatzung von dreitausend Mann ein. Zugleich schickte der Rath Abgeordnete an die Abenteurer, sie zur Umkehr zu bewegen. „Mögen Euere Herren sich nur beruhigen und Euere Bürger in Frieden bleiben; wir sind die Gesellen vom tollen Leben und begehren nur durch's Land zu ziehen und unsern Pfennig zu verzehren, ohne Jemand zu schädigen," war die Antwort der kecken Jünglinge. Am Abende gelangten sie vor Bern und fanden die Thore geschlossen. Sie wollten die Aare durchwaten, als man Etlichen aus ihnen den Eintritt als Unterhändler gestattete. Diese beklagten sich dann sehr, daß man sie bei strenger Winterkälte vor der Stadt liegen lasse, da ja ihr Vorhaben nicht gegen Bern gerichtet sei und sie stark genug seien, Jeden zu strafen, welcher Etwas gegen die Stadt begehen sollte. Hierauf wurden sie in die Stadt eingelassen und reichlich bewirthet. Der Anblick der bewaffneten Stadt mag am meisten dazu beigetragen haben, daß sie schon am folgenden Morgen die Stadt wieder verließen und nach Freiburg zogen. Hier sammelten sich an zweitausend, welche dann unter schrecklichen Drohungen auf Genf los zogen. Da eilten Abgesandte der Eidgenossen herbei und mahnten heim; es kamen Gesandte aus der erschrockenen Stadt Genf und baten flehentlichst um Schonung. Nach langen Unterhandlungen und nachdem die Genfer Gesandten Bürgschaft für die schuldige Summe geleistet hatten, willigten die Gesellen ein, heim zu kehren; doch nur unter der Bedingung, daß die bedrohte Stadt jedem Theilnehmer am Zuge zwei Gulden ausbezahlte, Allen gemeinschaftlich vier Fässer Wein zum Abschiedstrunke gab. Jetzt aber ließ die Rotte die Drohung hören, sie wollte den Herrn von Neuenburg, welcher Bürger von Bern war, überfallen und seinen Wein austrinken. Sogleich schickte die Stadt ihrem Bürger eine Hülfe von tausend Mann, und die Drohung wurde nicht ausgeführt. Doch waren die Ausgezogenen darob so erzürnt, daß sie durch Bern heimzogen, ohne Speise und Trank anzunehmen, welche man ihnen anbot. Hierauf ging das tolle Leben auseinander.

Diese Unternehmung war jedoch nur der Anfang zu weit traurigeren Erscheinungen; denn bald zogen kleinere Banden, im Kriege an Saus und Braus gewöhnt und nützlicher Arbeit entfremdet, im Lande umher und verübten Raub und Plünderung, so daß die Kantone den Entschluß faßten, mit aller Strenge gegen das Unwesen einzuschreiten.

Eine Tagsatzung in Baden machte das strenge Gesetz: „Wer eines Strickes werth gestohlen hat, der soll ohne Gnade hängen!" Wirklich mußten dann in einem Jahre fünfzehnhundert Verbrecher im Gebiete der Eidgenossen nach diesem Gesetze bestraft werden, in dem einzigen Kanton Zürich wurden fünfhundert hingerichtet. Durch solche ungemeine Strenge und durch Hebung des religiösen Gefühls im Volke gelang es dann endlich, wieder einen bessern Zustand herbei zu führen.

Da die Länder-Kantone die Unternehmung des tollen Lebens eher gefördert, als gehindert zu haben schienen, so glaubten die Städte Zürich, Bern, Luzern darin eine feindliche Stimmung gegen sich wahrzunehmen, gegen welche man sich schützen müsse. Sie schlossen daher unter sich und mit Freiburg und Solothurn ein eigenes Bündniß zum größten Mißfallen der Eidgenossen in den übrigen Orten. Es war dieß ein Riß in die Eintracht der Eidgenossen, welcher noch lange dieselben in zwei feindliche Partheien trennte.

Der Friede mit Burgund.

Die Eidgenossen hatten Burgund besiegt und kamen daher, sowie durch die mit Frankreich, mit Oesterreich, Lothringen und der niederen Vereinigung geschlossenen Bündnisse, nach der Beendigung des Krieges in vielfache Berührung mit auswärtigen Mächten, theils um den Frieden festzusetzen, theils um die Verhältnisse des besiegten Landes zu ordnen. Schon vor der Schlacht von Nancy war Savoyen, welches während des ganzen Krieges unerschütterlich sich zu Karl dem Kühnen gehalten hatte, gedemüthigt worden, indem es mehrere Theile seines Gebietes abtreten mußte. Die Eidgenossen erhielten Murten, Granson, Orbe und Schallens, welche später an Bern und Freiburg abgetreten wurden; Bern nahm die Herrschaft Aelen (Aigle) mit dem Berglande der Ormonts und Erlach in Besitz; an Freiburg fielen Illingen, Plafeien und Montenach, und das Unterwallis kam unter die Herrschaft von Oberwallis; zudem konnte Savoyen sich den Besitz der Waadt nur durch eine Entschädigung von 50,000 Gulden sichern, welche es an die Eidgenossen bezahlte. Die Stadt Freiburg selbst, welche vor

fünfundzwanzig Jahren von Oesterreich an Savoyen gekommen war, wurde der herzoglichen Herrschaft entledigt und erlangte die Reichsfreiheit, durch welche es ihr dann möglich wurde, in den Bund der Eidgenossen zu treten. Der Bischof von Genf, welcher im Burgunder-Kriege oft in Gefahr schwebte, von den Eidgenossen für seine Anhänglichkeit an Burgund gezüchtigt zu werden, schloß mit Bern und Freiburg ein ewiges Burgrecht ab und wußte auch die Stadt Genf dahin zu bringen, daß auch sie mit jenen Städten für die Lebensdauer des Bischofs ein ähnliches Bündniß einging. — So hatte sich das Gebiet der Eidgenossen erweitert; es waren viele Anknüpfungen für spätere Bündnisse geschaffen und ein beträchtlicher Zuwachs, der ihnen durch die Besitznahme der Freigrafschaft Burgund geworden wäre, ging ihnen durch innere Parteiung und durch Frankreichs Ränke verloren. Ludwig XI. hatte nämlich gleich nach dem Tode Karl's das Herzogthum Burgund, auf welches er rechtmäßige Ansprüche hatte, in Besitz genommen und suchte nun auch von seinen übrigen Ländern so viele als möglich an sich zu bringen. Dieses Schicksal stand auch der Freigrafschaft bevor, welche, aus Furcht vor der französischen Unterdrückung, von den Eidgenossen Aufnahme in ihren Bund sich erbat; sie erklärte sich sogar bereit, zur Eidgenossenschaft in das Verhältniß eines Unterthanenlandes treten zu wollen. Bern, unterstützt von einigen Städten, wollte die Gelegenheit, das salz- und fruchtreiche Land zu gewinnen, nicht unbenutzt vorübergehen lassen; aber die übrigen Eidgenossen widersetzten sich diesen Vorschlägen, indem sie erklärten, die Bewohner jenes Landes seien zu wenig vertraut mit republikanischem Sinne und Leben, und bei der Lage des Landes jenseits des Jura sei eine Vertheidigung desselben mit allzugroßen Kosten verbunden, oder geradezu unmöglich. Nachdem das verlassene Land, unterstützt von einigen Tausend eidgenössischer Reisläufer, tapfer gegen die Franzosen gestritten hatte, wurde es nach weitläufigen Unterhandlungen mit König Ludwig, welche durch die Bestechlichkeit der eidgenössischen Gesandten zu Ungunsten der Freigrafschaft ausliefen, von den Franzosen erobert. Diese Eroberung war gegen die Eidgenossen, welche Frankreichs König nicht weiter zu bedürfen glaubte, eine höhnende Beleidigung, da sie kurz vorher mit Erzherzog Maximilian, dem nachmaligen Kaiser und Gemahle der Tochter Karl's des Kühnen, Maria, für Burgund einen Frieden abgeschlossen hatten. In diesem Frieden entsagten die Eidge-

nossen allen Ansprüchen auf die Freigrafschaft; wogegen ihnen Maximilian die Summe von 150,000 Gulden in verschiedenen Terminen zu bezahlen versprach. Erst nachdem Maximilian die Franzosen von den Niederlanden aus mit Erfolg bekriegt hatte, gelangte er in den Besitz des Landes, welches sich unter den Schutz der benachbarten Eidgenossen begab. — Auch mit den Herzogen von Oesterreich wurde die sogenannte „Erbvereinigung" abgeschlossen, in welcher die Verzichtleistung des Herzoghauses auf Alles, was es im Gebiete der Eidgenossen einst besessen hatte, abermals ausgesprochen war. Die Verbindung der Eidgenossen mit den Städten der niederen Vereinigung und dem Herzoge Renat von Lothringen wurde auf weitere fünfzehn Jahre verlängert (1477—78).

Die Schlacht von Giornico.

Wie die Eidgenossen hauptsächlich durch die Bemühungen Frankreichs in einen Krieg mit Burgund verwickelt worden waren, so gelang es den Bestrebungen des damaligen Papstes Sixtus IV., sie zu einem Kampfe gegen Mailand zu veranlassen. Mit dem Herzoge dieses Landes lebte nämlich Sixtus in Feindschaft und suchte Mittel, denselben zu demüthigen. Sein Auge fiel auf die Eidgenossen, deren Kriegsruhm durch die burgundischen Kriege weithin verherrlicht worden war. Durch allerlei Gunstbezeugungen gelang es ihm endlich, Uri, welches das Livenenthal besaß, für sich zu gewinnen, und bald brach der Krieg aus.

Eine Schaar junger Urner eilte auf eigene Faust im Winter 1478 über den Gotthard, um Mailand zu schädigen, weil Mailänder in einem Wald Holz gefällt hatten, welchen die Bewohner des Livenenthales als Eigenthum ansprachen. Die That der kecken Jünglinge wurde von der Obrigkeit von Uri als die ihrige anerkannt; der Krieg ward an Mailand erklärt und bald zog das Urner Banner über den Gotthard. Man mahnte die Eidgenossen um Zuzug. Vergebens suchten diese zu vermitteln; vergebens stellten die Mailänder das Unrecht von Uri dar und anerboten sich zu gütlichem Vergleiche. Während eidgenössische

Gesandte noch in Bellenz waren, um zu unterhandeln, erschienen zehntausend Eidgenossen vor der Stadt, welche mit achtzehntausend Mailändern besetzt war. Die Mailänder waren über die plötzliche Ueberraschung durch die Eidgenossen so erzürnt, daß die eidgenössischen Gesandten nur mit Mühe ihr Leben retten konnten, und als sie ins eidgenössische Lager kamen, überhäufte man sie mit Vorwürfen, weil sie sich mit den Feinden in Unterhandlung eingelassen hätten. Man beschloß einen Sturm auf die Stadt. Er wurde jedoch so übel ausgeführt, daß er keinen Erfolg hatte. Nun erhoben sich verschiedene Stimmen, welche eine weitere Fortsetzung des Krieges bei der rauhen Winterszeit mißriethen und zum Rückzuge mahnten. Bellenz war nämlich eine Hauptniederlage für den schweizerischen Handel; die Erstürmung und Plünderung der Stadt hätte daher vielen Eidgenossen selbst großen Schaden gebracht. Waldmann war für den Rückzug, ihm entgegen der Hauptmann der Luzerner, Frischhans Theilig. Man zog heim; nur sechshundert Mann aus Uri, Zürich, Luzern, Schwyz und Livenen besetzten unter Heinrich Troger aus Uri das Dorf Giornico am Ausgang des Urnerischen Livenenthales. Kaum hatten die Mailänder in Bellenz den Abzug der Eidgenossen erfahren, so faßten sie den Entschluß, die eidgenössische Besatzung aufzuheben. Deßhalb sollte eine Schaar über die Berge dem Feinde in den Rücken fallen, der Feldherr Borello selbst wollte mit fünfzehntausend Mann sie von vorn angreifen. Den Eidgenossen ward Kunde vom Auszuge der Mailänder. Da rieth Heinrich Stanga, der Hauptmann der Livener, den Tessin auf die Straße und über die Wiesen zu leiten und die Mannschaft mit Fußeisen zu versehen. Am Morgen, als die Mailänder ankamen, fanden sie eine glatte Eisfläche, so daß die Reiterei nur mit größter Noth, das Fußvolk nur auf die Spieße gestützt, vorwärts kommen konnte. Da fielen mit einem Male die Eidgenossen, geführt von Frischhans Theilig, den Stalden herunter in den Feind; sie konnten mit ihren Fußeisen sicher und fest auftreten. Ihr Angriff war entscheidend; denn die Mailänder, welche sich gar nicht wehren konnten, ergossen sich in wilde Flucht. Anderthalb tausend wurden erschlagen, viele in den Tessin gesprengt; die übrigen bis nach Bellenz gejagt. Nur zwei Eidgenossen starben an ihren Wunden, der Eine war Martin Stalder von Schwyz, der Andere der edle Stanga, welcher, bis auf den Tod verwundet, sich noch bis zur Schwelle seines Hauses geschleppt hatte.

So siegten durch den weisen Rath Stanga's und den frischen Muth Theiligs sechshundert Eidgenossen über fünfzehntausend Feinde; was den eidgenössischen Namen in den fernsten Ländern geachtet und gefürchtet machte. Die wichtigste Folge dieser Schlacht war, daß der Herzog von Mailand in dem Frieden, welchen er mit den Eidgnossen zu schließen genöthigt war, auf ewige Zeiten das Livenenthal und einen Theil des Blegnothales an den Kanton Uri abtrat, während es dem Papste gelang, sich noch enger mit den Eidgenossen zu verbinden, um seine Macht in Italien zu stützen und seine Widersacher zu demüthigen. Seinen Einfluß bei den Eidgenossen erlangte er durch die Gewährung eines ausgedehnten Sündenablasses, welcher den Eidgenossen wegen der großen Sittenlosigkeit nach den Burgunderkriegen willkommen war, und welcher dem Papste zugleich die Geldsummen lieferte, die er den einzelnen Kantonen verheißen hatte. Das päpstliche Ansehen stand bei den Eidgenossen so fest, daß es einem römischen Aussendlinge beinahe gelungen wäre, die Leiche des edeln Adrian von Bubenberg zu schänden. Der Held von Murten hatte nämlich seine Vermögensumstände im Dienste des Vaterlandes zerrüttet; nach seinem Tode forderte nun jener Fremdling Ersatz für einen angeblich von Bubenbergs Verwandten erlittenen Schaden aus der Hinterlassenschaft des Verstorbenen. Da derselbe nicht geleistet werden konnte, ward Bubenberg in den Bann gethan, seine Leiche sollte aus der geweihten Erde ausgegraben und auf dem Schindanger verscharrt werden. Nur mit der größten Mühe wurde die Ausführung dieser schmachvollen Anmuthung vereitelt. Welch' finsterer Geist überhaupt damals unter den Eidgenossen noch herrschte, geht aus Folgendem hervor.

In dieser Zeit wurden die Feldfrüchte in Bern von zahllosen Engerlingen verdorben, so daß eine große Theuerung bevorstand und die Obrigkeit alle Mittel anwandte, die schädlichen Thiere zu vertilgen. Als Alles nicht verfangen wollte, wandte man sich auf den Rath Frikers, des Stadtschreibers von Bern, an den Bischof von Lausanne um Rath und Hülfe. Dieser lud nun in feierlicher Mahnung, welche aller Orten verlesen wurde, das Gewürm nach Lausanne vor Gericht. Am festgesetzten Tage wurde das Gericht wirklich abgehalten. Man hörte zuerst die Anklage gegen die schädlichen Würmer; dann rief man einen verstorbenen lockeren Gesellen, einen gewissen Perrodet von Freiburg, als ihren Fürsprecher aus dem Grabe. Da aber weder er, noch

die Angeklagten erschienen waren, sprach der Bischof feierlich einen schweren Fluch gegen sie aus.

Nikolaus von der Flüe.

Nikolaus Leuenbrugger, welcher von seinem Heimwesen in der Flüe oder im Flüeli den Zunamen von der Flüe erhalten hatte und gewöhnlich nur Bruder Klaus genannt wird, war im Jahr 1417 aus einem alten Geschlechte in Unterwalden geboren. Als einfacher Hirtenknabe war er aufgewachsen und zeichnete sich schon in seiner Jugend durch eine rege Liebe zur Arbeit, durch einen gründlichen Abscheu vor allem Lasterhaften und durch lautere Gottesfurcht und Frömmigkeit aus. Schon dem Knaben erschien die Wahrheit als unverletzbares Heiligthum. Zum Manne herangewachsen, war er ein treuer Hausvater, welcher mit Umsicht und Redlichkeit für das Wohl seiner zahlreichen Familie, seiner zehn Kinder, besorgt war. Auch im Dienste des Vaterlandes erfüllte er treu seine Pflicht; unter dem Banner seines Standes focht er bei Ragaz und im Thurgau und als Landrath pflegte er mit Eifer und Gewissenhaftigkeit die Wohlfahrt der Heimat. Durch sein liebevolles Betragen gegen Alle, mit denen er in Berührung kam, und durch die tiefe Weisheit seiner Reden und Handlungen hatte er sich die Achtung Aller erworben. Mit Macht jedoch fühlte sich sein Sinn hingezogen zur ernsten Betrachtung des Göttlichen, zu ungetheilter Verehrung des Schöpfers und des Heilandes der Welt. Mit den Jahren wurde diese Sehnsucht immer lebendiger in ihm und im fünfzigsten Lebensjahre zog er sich mit Zustimmung seiner Gattin und nachdem er segnend Abschied von den Seinigen genommen hatte, aus der Welt in die Einsamkeit zurück, um als frommer Einsiedler seine Tage zu beschließen. Zuerst gewährte ihm ein Jurathal der Basler Landschaft eine Zufluchtsstätte, später bezog er eine Wildniß im Ranft, in der Nähe seiner alten Heimat. Anfangs soll er hier, ohne daß es seine Familie wußte, unter einem Lerchenbaume gelebt haben, und als Jäger, welche in der Wildniß jagten und ihn trafen, seine Anwesenheit bekannt machten, bauten ihm die Unterwaldner eine Zelle und ein

Kirchlein nach seinem eigenen Plane. Die Zelle wurde zehn Fuß lang, neun Fuß breit und fünf Fuß hoch, so daß der hochgewachsene Mann darinnen nur gebückt stehen konnte. Eine hölzerne Bank und ein kleiner Altar war der ganze Schmuck seiner Hütte, sein Lager war ein Brett, sein Polster ein Stein. Er trug einen grob wollenen grauen Rock, der bis auf die Füße ohne Gürtel herabhing, und ging barfuß und barhaupt. Selten sah man ihn außerhalb seiner Zelle, nie am Vormittag und nach Vesperzeit. Er besuchte manchmal einen benachbarten Waldbruder oder seine Familie, um sie zu trösten und zu ermahnen zu Gottesfurcht und Arbeitsamkeit. So lebte er, wie die Sage erzählt, zwanzig Jahre ohne leibliche Speise in Andacht und Gebet, und genoß monatlich nur Ein Mal das heilige Abendmahl; ja er soll zuletzt nicht mehr im Stande gewesen sein, leibliche Speisen zu genießen. Ferner wird erzählt: Einst wollte der Bischof von Konstanz den frommen Mann versuchen und bewähren. Zu dem Ende schickte er seinen Weihbischof zu ihm, seine Kapelle einzuweihen. Nach vollbrachter Weihe fragte der Weihbischof den Einsiedler, welches die größte Tugend sei. Gehorsam, antwortete dieser. Nun so befehle ich Dir, entgegnete Jener, diese Tugend zu bewähren und drei Bissen Brod zu essen und einen Trunk Wein zu trinken. Bruder Klaus bat nun, den einen Bissen in drei zerbrechen zu dürfen und genoß einen davon mit solcher Beschwerde, daß der Bischof und alle Anwesenden Mitleid mit ihm empfanden und ihm jede weitere Befolgung des Befehls erließen. — Allgemein hielt man ihn für einen Heiligen und erzählte viele Wunderwerke von ihm. Daher kam es, daß viele Leute aus der Nähe und Ferne zu ihm strömten, seinen Rath zu holen und seine Tröstungen und Ermahnungen zu hören. Niemand ging von ihm weg, ohne gehoben und gestärkt zu sein, und mit derselben Liebe spendete der schlichte Einsiedler seine Worte des Trostes und der Lehre an Hohe und Geringe. Eine besondere Sorge für das Wohl seines geliebten Vaterlandes erfüllte ihn mit heiligem Eifer, wenn er von Zwietracht, von sittlicher Verschlimmerung oder von fremden Kriegsdiensten und Jahrgeldern hörte. Wie einfach und doch wie eindringlich mahnte er da an die Eintracht der Väter und pries ihre Sittenreinheit als das Einzige, durch welches Gottes Wohlgefallen erlangt werden könne; wie milde und doch wie bitter tadelte er das immer engere Anschließen der Eidgenossen an fremde Mächte.

Fremd' Herren Gold hat schlechten Klang,
Es bringt dem Land den Untergang —

sind Worte, welche von Nikolaus von der Flüe herrühren sollen.

Im Jahr 1487, in seinem siebenzigsten Altersjahre, starb der fromme Mann nach einer kurzen, aber höchst schmerzhaften Krankheit und wurde in Saxelen begraben. Sein Grab ist und bleibt eine Stätte, welche Jedem lieb und werth ist, der wahre Frömmigkeit und Gottesfurcht und eine nie rastende Liebe zum Vaterland als die schönsten Zierden des Menschen und Bürgers anerkennt.

Die Tagsatzung zu Stanz.

Burgund war besiegt; die Siegesfreude war bald verrauscht; denn schon nach kurzer Zeit drohte der gewaltigste Feind, der je wider Völker sich erhoben, die Zwietracht, die Eidgenossen und ihren Bund in namenloses Elend zu stürzen. Nicht bloß in den Burgunderkriegen, sondern schon einige Zeit vorher hatte sich ein Mißverhältniß kundgegeben zwischen den immer mächtiger werdenden Städten und den drei Ländern, den Stiftern eidgenössischer Freiheit. Jene wollten immer mehr Einfluß in der Eidgenossenschaft gewinnen, diese glaubten im Gefühle des Verdienstes ihrer Voreltern an ihrem alten Ansehen ängstlich festhalten zu müssen. Diese Spannung trat als unerbitterlicher Haß zu Tage, als die eidgenössischen Städte mit Freiburg und Solothurn jenen besondern Bund schlossen und verlangten, daß beide Städte, welche in den Kriegen gegen Karl von Burgund treu mitgekämpft hatten, in den ewigen Bund aufgenommen werden sollten. Die Länder, welche durch Aufnahme neuer Städte das Ansehen der alten erhöht, ihr eigenes dagegen geschwächt meinten, widersetzten sich mit aller Macht dem Vorhaben ihrer Eidgenossen. Noch tiefere Wurzeln schlug der Haß in den Herzen, als die Städte verlangten, Alles, was in den Burgunderkriegen erobert und erbeutet worden, sollte nach Maßgabe der aufgebotenen Kräfte unter die Kantone vertheilt werden. Nach dieser Bestimmung hätten die Städte, welche sowohl an Geld als an Mannschaft das Meiste im Kriege geleistet hatten, auch den

größten Antheil an der Beute erhalten. Dagegen sperrten sich die Länder und behaupteten, es müsse Alles, ohne Rücksicht auf größere oder geringere Leistungen unter die Orte alle gleichmäßig vertheilt werden. Die eingetretene Spannung steigerte sich noch, als ein Anschlag gegen Luzern bekannt wurde, durch welchen die Stadt überrumpelt und ihre angesehensten Bürger und Räthe getödtet werden sollten. Wäre dieß gelungen, so wollte man die Mauern und Thürme der Stadt niederreißen und dem Gebiete derselben die Staatseinrichtung geben, welche in den Ländern herrschte. Als Urheber dieses Planes galten einzelne angesehene Unterwaldner, welchen man die Absicht zuschrieb, die Zahl der Länder auf diese Weise zu mehren und das Uebergewicht der Städte zu brechen.

Schon hatte man zu verschiedenen Malen versucht, die Mißhelligkeiten auszugleichen; aber vergebens. Endlich hatte man sich auf den Rath des Nikolaus von der Flüe entschlossen, im Jahre 1481 noch einen letzten Versuch auf einer Tagsatzung zu Stanz zu machen. Doch abermals traten sich die verschiedenen Meinungen so schroff entgegen, daß an keine Ausgleichung zu denken war. Die Länder beharrten trotzig auf ihrer Forderung und verweigerten die Aufnahme von Freiburg und Solothurn, und eben so hartnäckig verfochten die Städte ihre Ansicht. Die Leidenschaften entzündeten sich in dem Grade, daß der Bund der Eidgenossen seiner Auflösung nahe war. Schon waren die Gesandten auseinander gegangen und es schien, als ob kein Mittel gefunden werden könnte, die Gemüther zu versöhnen, als der Pfarrer von Stanz, Heinrich im Grund, vernahm, daß der letzte Tag der Eidgenossenschaft, welchen Oesterreich und Burgund nicht hätten herbeiführen können, gekommen sei. Ihn jammerte des Vaterlandes und er eilte in die Wildniß am Ranft, dem frommen Bruder Klaus die Noth des Landes zu klagen. Dieser bat ihn, die Gesandten zum Bleiben bis auf den folgenden Tag zu bewegen; er wolle mit ihnen reden.

Dem redlichen Pfarrer gelang es, daß die Tagherren zu einer vierten Sitzung zusammentraten. Da trat dann auf einmal Bruder Klaus zu ihnen herein, ein hochgewachsener Mann, hager, die Knochen mit brauner Haut überzogen, das Haar lang, glatt und schwarzgrau; sein dünner Bart hing in zwei Spitzen herab, sein Haupt war unbedeckt; im langen Rocke, barfuß, den Stab in der Hand, schritt er daher. Von seiner Stirne strahlte Gottes Friede, in seinem Auge

leuchtete Liebe und in seinem einfachen feierlichen Gruße sprach heiliger Ernst, so daß alle Tagherren ehrfurchtsvoll sich von ihren Sitzen erhoben und sich neigten vor dem Manne Gottes. „Liebe Herren, treue Eidgenossen!" so begann der fromme Einsiedler, „aus der Einsamkeit komme ich zu Euch, um mit Euch zu reden vom Vaterlande. Kunstlos sind meine Worte, aber was Gott mir eingibt, das will ich Euch wieder geben." Dann schilderte er in ergreifenden Worten die traurige Lage des Vaterlandes, verwies den Städten die Bündnisse, die sie ohne Einwilligung ihrer Eidgenossen eingegangen, und tadelte die Länder, daß sie solche unfreundliche Gesinnung gegen die Städte hegten. Er empfahl die Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund und machte billige Vorschläge zur Vertheilung der Beute. Und Gott gab Gnade zu den Worten des frommen Einsiedlers, daß in Einer Stunde aller Streit verglichen ward. Die beiden Städte wurden unter einigen beschränkenden Bestimmungen in den Bund aufgenommen und die sogenannte Stanzer Verkommniß aufgerichtet, durch welche die alten Bünde auf eine zeitgemäße Weise ergänzt wurden. Die einzelnen Orte verpflichteten sich, jeglichen Aufstand gemeinsam zu verhindern und zu unterdrücken, die Urheber solcher Versuche zu bestrafen, alle unerlaubten Schritte der Untergebenen niederzuhalten und die Hohheitsrechte allenthalben in der Eidgenossenschaft zu schützen. Fortan sollte die Kriegsbeute nach der Zahl der zum Kriege gestellten Truppen, erobertes Land unter alle Orte gleich vertheilt werden. — So wohlthätig diese Bestimmungen für die damaligen Zeitverhältnisse waren, so nachtheilig wirkten sie in der Folge, wo sie nicht selten mißbraucht wurden, um gerechte Forderungen der Unterthanen zu verweigern und herrschende Uebelstände gegen zweckmäßige Verbesserungen zu behaupten.

Die Eidgenossenschaft war aus der Tagsatzung in Stanz in vielfacher Hinsicht neu gekräftigt hervorgegangen, und mit Recht ertönte Freudengeläute, wie nach der Schlacht von Murten, durch das ganze Land, denn die Eidgenossen hatten den glorreichsten Sieg errungen; sie hatten sich selbst besiegt.*)

*) Nach neueren Nachrichten war Bruder Klaus nicht persönlich auf der Tagsatzung, sondern der würdige Pfarrer von Stanz sprach in seinem Namen und Auftrag zu den Gesandten, während er selbst in seiner Kapelle auf den Knieen lag, im heißen Gebete zu Gott für das theure Vaterland. Geschichtsfreund der V Orte. Bd. 8.

Hans Waldmann.

Sein Herkommen und seine erste Lebenszeit.

Bald nach dem Tage, da im alten Zürichkriege Blickenstorf im Lande Zug eine Beute der Flammen wurde, wanderten zwei arme Knaben aus dem Dorfe gen Zürich, um dort eine neue Heimat zu suchen. Es war Hans Waldmann und sein Bruder. In Zürich angekommen, wurden sie freundlich aufgenommen und der acht- oder neunjährige Hans trat bei einem Gerber in die Lehre; später kaufte er um vier Gulden das Bürgerrecht. Schon unter seinen Jugendgefährten zeichnete er sich durch körperliche Schönheit, Kraft und Gewandtheit aus und mancher geistige Vorzug hob ihn in ihren Augen so, daß sie gerne bei ihren Spielen und Streichen sich unter seine Leitung stellten. Nicht nur in seinem Handwerke suchte er sich zu vervollkommen, sondern er war auch bemüht, sich die Kunstfertigkeit des Schreibens anzueignen, welche zu damaliger Zeit noch sehr selten, selbst bei den höhern Ständen, getroffen wurde. Zum Jünglinge herangewachsen, riß ihn sein rasches Wesen zu vielen Verletzungen des Anstandes und der Sitte fort, und Verschwendung und lockeres Leben werden mit Recht in dieser Zeit an ihm getadelt. So sehr sein ganzes Auftreten geeignet war, ihn zum Lieblinge gleichgestimmter Gefährten zu machen, so strenge strafte der Rath den Ungebundenen, indem er ihn zweimal im Wellenberg einthürmte. Immer mehr mißfiel dem feurigen Jünglinge das einförmige Leben in der engen Stadt, er sehnte sich hinaus auf den Schauplatz eines thatenreichen Lebens. Daher schloß er sich den Schaaren an, welche Zürich in einigen kleineren Kriegen aussandte und zeichnete sich sowohl durch Muth und Tapferkeit, als auch durch tiefe Einsicht in die Aufgabe eines Feldherrn aus. Die drückenden Verhältnisse, in welchen er bisher gelebt, änderten sich durch seine Vermählung mit einer reichen Wittwe und durch die Vortheile, welche ihm sein wohleingerichteter Eisenhandel brachte. Mit seinem steigenden Wohlstande stieg auch sein Ansehen bei seinen Mitbürgern. Trotz allen Widerstrebens Solcher, die den geistig starken Mann fürchteten, erwählten sie ihn zum Zunftmeister. So weit war Waldmann emporgestiegen, als der Krieg mit Burgund ausbrach. Schon bei Ericourt bewährte er

das Zeugniß eines tüchtigen Kriegsmannes, welches er in frühern Feldzügen erhalten hatte; bei Granson zeichnete er sich so aus, daß er den Ritterschlag empfing, und bei Murten, wo er den eidgenössischen Gewalthaufen führte, erwarb er sich solches Lob, daß man neben Hallwyl und Hertenstein ihm vorzüglich den glücklichen Erfolg des Tages zuschrieb.

Der Ruhm, mit welchem er sich in den burgundischen Kriegen geschmückt hatte, hob sein Ansehen noch mehr: auf den Tagsatzungen glänzte er durch seine Beredsamkeit und in den Unterhandlungen mit fremden Mächten hörte man gewöhnlich auf seine Stimme, welche er, leider auch manchmal, durch Bestechung verleitet, gegen den Vortheil der Eidgenossen erhob. Daher wurde er dann auch gerade von fremden Fürsten ausgezeichnet durch Ehrengeschenke, durch Titel und Jahrgelder. Sein Reichthum stieg zu der für die damalige Zeit unerhörten Summe von dreißigtausend Gulden; er galt für den reichsten Eidgenossen. Die Freigebigkeit, mit welcher er von seinem ungeheuren Vermögen große Summen an die Stadt oder an einzelne seiner Mitbürger verlieh, die Mildthätigkeit, mit welcher er nothleidende Arme unterstützte, und auch der äußere Glanz, mit welchem er sich nach und nach umgab, hoben ihn in der Gunst seiner Mitbürger, welche ihn zum Obrist-Zunftmeister, der zweiten Stelle im Staate, erhoben. Er strebte noch höher.

Waldmann wird Bürgermeister.

Um zu seinem Ziele, der Würde eines Bürgermeisters, zu gelangen, bedurfte Waldmann die Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel, seinen Kriegsruhm, sein Vermögen, seine körperlichen Vorzüge und die hohen Gaben seines Geistes. An der Spitze des zürcherischen Staates standen nämlich zwei Männer, welche schon durch ihre vornehme Geburt, besonders aber auch durch bedeutende Verdienste in Krieg und Frieden in hohem Ansehen standen und zahlreiche Anhänger hatten. Nichts desto weniger gelang es den Bemühungen Waldmanns und seiner Freunde, daß der Eine von beiden, Heinrich Göldlin, bei der neuen Bürgermeisterwahl übergangen und Waldmann an seine Stelle gesetzt wurde. Zwar konnte er sich nur ein Jahr in der neuen Würde behaupten, indem Göldlin, von seinen zahlreichen Anhängern unterstützt, bei der folgenden Wahl den Sieg davontrug; doch schon im nächsten Jahre erlangte Waldmann die gewünschte Würde für längere

Dauer. Göldlin, durch seine Zurücksetzung schon hinlänglich gekränkt, bekam noch weitere Veranlassung zum Hasse gegen den neuen Bürgermeister, da dieser eifrigst bemüht war, ihn und seine Familienangehörigen von öffentlichen Aemtern zu entfernen. Lazarus Göldlin, ein Vetter des gewesenen Bürgermeisters, welchen Waldmann an seiner Ehre gekränkt hatte, wurde einer bösen That wegen aus dem Rathe gestoßen und entbrannte in unversöhnlichem Hasse gegen den Emporkömmling, dem er die Schuld an dieser Maßregel zuschrieb, obwohl er sie doch mehr als verdient hatte. Auch die übrigen Adelsgeschlechter machte er sich zu Feinden, da er ihren Händen die Regierung der Stadt entwand und dieselbe mehr auf die Zünfte zu übertragen strebte.

Kaum zur höchsten Würde gelangt, entwarf Waldmann den großen Plan, Zürich sowohl im Aeußern, als auch im Innern zur ersten Stadt in der Eidgenossenschaft zu machen. Deßhalb umgab er sich mit zwölf gleichgesinnten Freunden, mit denen er in heitern Zusammenkünften auf dem Gesellschaftshause zum Schnecken die Mittel zur Erreichung des schönen Zweckes berieth. Neue Gebietstheile wurden durch Kauf erworben und die Stadt im Innern verschönert, indem er die Wasserkirche bauen und die Thürme des großen Münsters verzieren ließ. Für Hebung geistiger Bildung suchte er dadurch zu sorgen, daß er die Geschichte Zürichs zu schreiben als eine der besten Staatsmännern würdige Aufgabe anempfahl. Vor allen Dingen aber suchte er alle Kräfte, welche dem Staate widerstrebten, demselben unterzuordnen. Die Klöster und die Geistlichkeit waren es besonders, auf welche er in diesem Bestreben stieß. Diese einst so wohlthätigen Anstalten waren nämlich im Laufe der Zeit immer mehr von ihrer eigentlichen Bedeutung herabgesunken; aus Stätten der Frömmigkeit und Bildung waren sie Zufluchtsörter des Müssiggangs und des Wohllebens geworden und zwar vorzüglich durch das Recht, welches sie besaßen, vor weltlicher Obrigkeit nur in wenig Fällen Rede und Antwort geben zu müssen. Gegen sie hatte der Bürgermeister vom Papste zu erwirken gewußt, daß sie fortan in allen Stücken der bürgerlichen Ordnung unterworfen sein sollten. Wenn nun schon durch diese Einschränkung die Ordensmönche gegen Waldmann gestimmt werden mußten, so geschah dieß doch noch in einem höhern Grade, da der Bürgermeister mit aller Strenge darauf drang, daß in die Klöster wieder die alte Zucht und Ehrbarkeit eingeführt werde, wie sie die Regeln der Ordensstifter verlangten. Die

Ueberzeugung, das Gute zu wollen, machte ihn taub gegen die Stimme der Klugheit; nicht selten arteten seine Strenge in Härte, seine Verbesserungen in Druck aus. Besonders drückend wurde seine Regierung durch die Menge von neuen Gesetzen, welche er rasch nach einander einführte und durch welche er viele bisher tief eingewurzelte Gewohnheiten bekämpfte. Obgleich fast allen diesen neuen Anordnungen die Zweckmäßigkeit ohne Ausnahme zuerkannt werden muß, so ist doch die Hast zu tadeln, mit welcher Waldmann, ohne das Bestehende zu würdigen, verfuhr. So war z. B. das Volk auf der Landschaft schon seit dem alten Zürichkriege nicht mehr in dem strengen Verhältniß der Unterthanen zur Stadt, und in den Burgunder-Kriegen hatte es noch mehr an Unabhängigkeit gewonnen. Waldmann wollte dagegen die Stadt als Herrscherin in ihr volles Recht wieder einsetzen, ohne sich über die Schwierigkeiten Rechenschaft zu geben, auf welche sein Vorhaben stoßen könnte. Daß er das Landvolk durch eine solche Handlungsweise gegen sich aufbrachte, ist leicht zu begreifen; denn es war der Meinung, seine gewonnenen Rechte eher zu erweitern, als ganz aufzugeben. Hierzu kam dann noch der Umstand, daß der Bürgermeister des Geldes bedurfte und Steuern auflegen mußte, um jene Erweiterungen des städtischen Gebietes vornehmen und jene Verschönerungen der Stadt bestreiten zu können. Deßhalb wandte es sich ganz von ihm ab und wünschte heimlich den Sturz des Verhaßten.

Waldmanns Feinde waren also der Adel, die Geistlichkeit und das Landvolk, und von den beiden ersten war der Plan zu seinem Sturze entworfen; das letztere sollte das Werkzeug zur Rache werden. In einer Kapelle des Prediger-Klosters wurde der Plan geschmiedet, welcher künstlich ausgedacht und ganz auf Waldmanns Wesen gegründet war. Man vereinigte sich, man wolle alle Verbesserungen und die Raschheit, mit der sie eingeführt worden, loben und laut bewundern, und immer auf neue Mißbräuche und Gebrechen aufmerksam machen. Hierdurch hoffte man, den Bürgermeister immer zu neuen Veränderungen, immer zu gewaltthätigerem Einschreiten zu treiben. Daß die Zahl seiner Gegner durch solches Beginnen immer wachsen, sein Ansehen immer mehr fallen müsse, war eine ausgemachte Sache; und so erschien sein Sturz gewiß.

Waldmann und Frischhans Theilig.

Waldmann gab nicht selten selbst Ursache zur Unzufriedenheit durch sein eigenes Leben. Ohne Scheu fröhnte er der Ausschweifung und in oft maßlosem Stolze kränkte er manchen biederen Mann. Wie weit er sich von letzerem zu Ungerechtigkeit und Härte hinreißen ließ, beweist sein Benehmen gegen Frischhans Theilig von Luzern, den Sieger von Giornico.

Schon in jenem Kriege gegen Mailand soll Theilig gegen Waldmann vor Bellenz den Vorwurf der Partheilichkeit erhoben und ihn bei einem späteren Feldzuge wiederholt haben. Auch soll er in der gleichen Angelegenheit in einem Wirthshause zu Solothurn gesagt haben, Waldmann habe den Herzog von Mailand gewarnt und aufgereizt wider die Eidgenossen, erlittene Verluste seien seinem Verrathe zuzuschreiben. Nun war Theilig ein ansehnlicher Tuchhändler, welcher jährlich nach Zürich auf die Messe kam. Im Herbste 1487 wurde er hier plötzlich verhaftet und in den Wellenberg geworfen. Als seine Gefangennehmung in Luzern bekannt wurde, schickte der Rath sogleich zwei seiner Mitglieder nach Zürich, um die Befreiung des Gefangenen zu erwirken. Nahe Verwandte Theilig's hatten sich dieser Gesandtschaft angeschlossen, und Alles ward aufgeboten, den Beklagten zu entschuldigen und durch die Erinnerung an seine Verdienste um das Vaterland den gegen ihn gerichteten Haß zu besänftigen. Die Obrigkeit von Luzern bat, man möchte ihr ihren Bürger übergeben, sie wolle sein Benehmen untersuchen und ihn strafen, wenn sie ihn schuldig fände. Umsonst. Waldmann rief in seiner Verblendung: „Alles Bitten ist vergeblich; Euer Frischhans muß fallen und wenn er so hoch wäre, als der Thurm unsers Münsters!" — Ohne Hoffnung kehrten die Luzerner heim, und nach zwei Tagen ward Theilig zum Tode verurtheilt und enthauptet. Im Todesurtheile erscheint eine Beschimpfung der Züricher und des züricherischen Banners als sein hauptsächlichstes Vergehen. Die Luzerner tadelten laut das Verfahren Waldmanns und nannten Theiligs Hinrichtung einen Mord; ja sie erschienen lange nicht mehr auf den Tagsatzungen, welche man in Zürich hielt. Wann die Züricher später nach Luzern auf Tagsatzungen ritten, rief viele Jahre hindurch Theiligs Weib ihnen aus den Fenstern zu: „Wider Gott, Ehre und Recht habt Ihr meinen lieben, unschuldigen Mann jämmerlich umgebracht"; so daß die

Gesandten zuletzt gezwungen waren," auf einem andern Wege in die Stadt zu gelangen.

Durch diese blutige That hatte Waldmann sich den Haß der Luzerner zugezogen und bald sank auch sein Ansehen bei den übrigen Eidgenossen. Wie von Bern aus nämlich die Jahrgelder Frankreichs unter die Eidgenossen vertheilt wurden, so kamen aus Waldmanns Händen diejenigen von Oesterreich. Nun aber zögerte er mit der Vertheilung, was überall Mißmuth und Groll erweckte; so sehr war man schon an das fremde Geld gewohnt. Noch mehr aber verfeindete sich Waldmann bei den Eidgenossen durch sein herrisches Benehmen. „Er maße sich an, der Eidgenossen Herr zu sein, ertönten viele unzufriedene Stimmen im Lande, er unterschlüge Geld und Gaben, die er mit Andern theilen sollte."

Waldmann und das Landvolk.

Daß Waldmann sich auch unter den Eidgenossen so viele Feinde gemacht hatte, das sah Niemand lieber, als seine Gegner in Zürich, welche nach dem entworfenen Plane unverdrossen ihrem Ziele zusteuerten. Im Rathe klagten sie über den Verfall der alten Sitten, wie durch üppige Gastmäler und große Kleiderpracht der Wohlstand zerstört und Leichtfertigkeit gepflanzt werde. Auch die Stimmen wohlmeinender Beamten gesellten sich zu ihnen, und selbst Waldmanns Freunde stimmten bei. Doch bedurfte es noch einer fein berechneten Schmeichelei, um den Bürgermeister vergessen zu machen, wie schwierig es sei, einem Volke Genüsse zu entziehen, welche es als Bedürfnisse schätzt. „Was Kaiser und Königen, hieß es, was den weisen Bernern, den mannfesten Eidgenossen nicht gelungen sei, das werde seine erprobte Klugheit zu Stande bringen." Der bethörte Waldmann legte Hand an's Werk. Neue Gesetze wurde gegeben, welche darauf berechnet waren, den immer mehr um sich greifenden Luxus zu beschränken, welche aber bei allem Volke großen Aerger erregten, da man sich durch dieselben der schönsten Genüsse beraubt sah. Nicht nur das Landvolk, sondern auch die Bürger der Stadt, welche bis dahin mit allen Schritten Waldmanns, so lange sie gegen Adel und Geistlichkeit gerichtet waren, sich zufrieden und einverstanden bezeigten, theilten diese Mißstimmung. Ein Vorfall auf dem Lande führte zu neuen harten Maßregeln, welche

die Gährung der Gemüther noch vermehrten. Es hatten nämlich einige Landleute einen Hirsch gejagt und verzehrt; sie wurden verrathen. Nun war das Recht zu jagen eines der Vorrechte der Stadt, von welchen Waldmanns Feinde wußten, daß er sie mit aller Macht gegen jeden Eingriff schütze; wie ihm ja der Glanz und das Ansehen der Stadt Zürich über Alles ging. Darum wurde auf die Verletzung dieses Rechtes im Rathe ein großes Gewicht gelegt, und Göldlin, der erbitterte Feind Waldmanns, machte den scheinbar unschuldigen Antrag, man solle die großen Bauernhunde, die in Feld und Wald so großen Schaden thun, todt schlagen. Waldmann sah wohl die ganze Bedeutsamkeit einer solchen Maßregel ein; er wußte wohl, wie lieb dem gemeinen Manne sein getreuer Hund sei, und verschob die Berathung. Göldlin brachte nun an allen Rathstagen denselben Antrag, und Landleute mußten auf seinen Antrieb selbst das Todtschlagen der Hunde begehren. Waldmann suchte abermals den Beschluß zu hintertreiben, indem er sagte: „Was nützt ein Befehl, der nicht ausgeführt werden kann? Wer unter Euch will im Lande herum ziehen, die Hunde zu tödten?" Da erboten sich Meiß und Frauenfeld, zwei Freunde und Tischgenossen Waldmanns, zur Ausführung der vorgeschlagenen Maßregel, in der Meinung, ihrem Freunde einen Dienst zu thun. Der Befehl wurde erlassen. Schon vor der Ausführung kamen Boten vom Lande in die Stadt und baten um Zurücknahme des grausamen Gebotes. Waldmann schlug ihre Bitten ab und ließ merken, daß er nicht der Urheber der Verordnung sei. Dagegen drängten sich seine Gegner an die Boten und suchten durch allerlei Reden sie gegen Waldmann aufzureizen; sie sprachen: „Das habt Ihr Alles dem Waldmann zu verdanken. Er ist auch Schuld, daß kein ehrlicher Mann auf seiner Hochzeit, keiner mit Nachbarn und Freunden nach alter Weise von Herzen sich freuen kann."

Am See wurden achtzig große Hunde erschlagen. Mit großem Unwillen und Bedauern sah das Volk zu; Vielen traten die Thränen in die Augen; Einige sagten: „Lieber wollte ich, man schlüge mir den Ochsen im Stalle nieder, als den Hund beim Hause." Ein Anderer rief, er wolle bei seinem Hunde sterben, und ein Dritter spannte sogar die Armbrust gegen die vollziehenden Rathsglieder. In Affoltern am Albis erhoben Mann und Weib und Kind ein herzerschütterndes Jammergeschrei, als die treuen Thiere auf einem freien Platze zusammen-

getrieben waren. Zu Mettmenstätten erschienen über fünfhundert Landleute, Jeder mit seinem Hunde am Stricke; aber sie widersetzten sich der Vollziehung des Blutbefehles, indem sie behaupteten, es müsse zuerst untersucht werden, ob der Rath das Recht habe, ein solches Gesetz zu erlassen. Der Befehl blieb unvollzogen. Endlich gab der Rath dem Unwillen des Volkes nach und das Gesetz gerieth in Vergessenheit. Als kurze Zeit nach diesen Vorfällen der Rathsherr Meiß plötzlich die Sprache verlor, sagte man im Volke: „Gott habe den Jammer der unschuldigen Creaturen also an ihm gerächt."

Die Meiler Fastnacht.

Die Sitten- und Aufwands-Gesetze waren die nächste Ursache zum Ausbruche feindseliger Handlungen des Landvolkes gegen den Rath und Waldmann.

Rudolf Rellstab von Meilen am Zürichsee wollte seinem Sohne eine Schenke (Hochzeitsgelage) geben. Da aber die Verordnungen vorschrieben, daß keine Angehörigen benachbarter Dörfer zu solchen Anlässen eingeladen werden durften, so wurde beschlossen, das Gesetz dadurch zu umgehen, daß man ein Faß Wein auf den Markstein zwischen Meilen und Herrliberg wälze, es vorn und hinten anzapfe und so austrinke. Zwar unterblieb die Ausführung dieses Vorhabens wegen ungünstiger Witterung; doch der Geist der Widersetzlichkeit führte bald eine große Zahl von Jünglingen zusammen, welche sich entschlossen, die über den Besuch fremder Gelage bestehenden Gesetze nicht zu beobachten, welche sich sogar verschworen, lieber zu sterben, als länger solche Knechtschaft, wie sie es nannten, zu dulden. Ihren Trotz vermehrten Leute aus dem Lande Schwyz, welche aufmerksam machten, daß sie sich größerer Freiheit zu erfreuen hätten, als die Züricher Landleute, und dadurch die Unzufriedenheit erhöhten. Man verlangte Abschaffung der Gesetze; doch Waldmann bewies das Recht des Rathes, dieselben zu erlassen, und glaubte dadurch sein und der Stadt Ansehen gewahrt, die Gemüther beruhigt zu haben. Sein Abschlag des Verlangten steigerte die Gährung.

An der Fastnacht 1489 sammelten sich gegen fünfzehnhundert Mann vom See im Dorfe Meilen, wo beschlossen wurde, nochmals die Obrigkeit um Abstellung der Gesetze und Steuern zu bitten. Eine Ge-

sandtschaft des Rathes, welche den Sturm beschwören wollte, wurde trotzig abgewiesen und auf ihre Einladung, ehrbare Leute zu Unterhandlungen in die Stadt zu schicken, zogen die Unzufriedenen alle gegen die Stadt. Waldmann, welcher in der Widersetzlichkeit gefährlichen Aufruhr bemerkt hatte, war einer etwaigen Unternehmung gegen die Stadt dadurch zuvorgekommen, daß er eine Besatzung von dreihundert treu gebliebenen Landleuten in dieselbe aufnahm. Als dann alles Volk vom See, mit Ausnahme der Gemeinde Kirchberg, vor der Stadt erschien, fand es die Thore verschlossen und die Mauern besetzt. Nach einigen Unterhandlungen gestattete der Rath, daß aus jeder Gemeinde zwei Abgeordnete in die Stadt kämen, ihre Beschwerden vorzutragen. Es waren auch von den Eidgenossen Vermittler herbeigekommen, welche den Streit des Rathes mit dem Landvolke schlichten sollten. Während man nun vor dem Rathe unterhandelte, strömten von allen Seiten ganze Schaaren herbei, die Zahl der empörten Landleute zu vermehren. Endlich gelang es den eidgenössischen Boten, den Rath dahin zu vermögen, daß die vorzüglichsten Uebelstände, über welche das Volk klagte, abgethan wurden, und daß man beschloß, darüber eine Urkunde dem Volke einzuhändigen. Diese Urkunde ward von dem Stadtschreiber in schonenden Worten abgefaßt; Waldmann aber, welcher darin das Ansehen der Stadt verletzt sah, konnte zur größten Freude seiner Gegner durchsetzen, daß folgende Stelle in das Schreiben aufgenommen wurde: „Die Bauern haben nur ungegründete Klagen vorgebracht, und um Gottes willen demüthiglich um Verzeihung gebeten und so viel Gnade erhalten, daß ihre Beschwerden bei der ersten Gelegenheit untersucht werden sollen." In dieser Fassung wurde die Urkunde den Zünften vorgelegt und Schmeichler fügten hinzu, die Bauern hätten auf den Knieen um Verzeihung gebeten. Die eidgenössischen Vermittler und die Abgeordneten des Landvolkes wollten die veränderte Schrift nicht annehmen und reisten unwillig ab. Waldmann jedoch glaubte sich sicher, und um sich von den unangenehmen Geschäften zu erholen, eilte er in leichtfertiger Gesellschaft nach Baden.

Waldmann wird gefangen.

Die Abwesenheit des Bürgermeisters wurde von seinen Gegnern benutzt, ihn als den Urheber so vieler Widerwärtigkeiten darzustellen

und sein Ansehen in jeder Hinsicht zu schmälern. Man reizte das ohnehin schon über die demüthigenden Stellen der Urkunde aufgebrachte Volk am See zu neuem Widerstande. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wurde die Gährung gefährlicher, so daß Waldmann sich genöthigt sah, nach Zürich zurückzukehren. Es war die höchste Zeit; denn schon war der Aufstand auf dem Lande wieder losgebrochen, schon hatte sich das Landvolk an allen Orten drohend erhoben. Waldmann besetzte die Stadt und lud Abgeordnete vom Lande ein, ihre Beschwerden vor dem Rathe anzubringen. Sie kamen; aber ihre Forderungen blieben unerhört. Unwillig, ohne zu essen und zu trinken, begaben sie sich aus der Stadt. Ihre Heimkunft war das Zeichen zum Landsturme, welcher alles Volk nach Küßnacht lud. An die Eidgenossen ward geschrieben, Zürich habe den Vertrag gebrochen, darum glaube auch das Landvolk nicht mehr daran gebunden zu sein. Bald hatten sich sechstausend Mann versammelt, deren gefährliche Stimmung gegen Waldmann durch seine Gegner in der Stadt immer mehr aufgestachelt wurde, daß zuletzt alle Schritte zu gütlicher Ausgleichung mißlangen und kaum ein Waffenstillstand zu Stande kam, von welchem jedoch Waldmann und der Oberstzunftmeister Oehen ausgeschlossen wurden. Bei der immer wachsenden Gefahr drangen seine Freunde in den Bürgermeister, er möchte durch die Flucht sein Leben sichern. Waldmann jedoch sprach: „Nein, ich fliehe nicht schändlich; ich habe eine gute Sache und wollte nur Zürichs Ehre und Wohlstand, wie ich es beschworen habe; darum fliehe ich weder heute noch morgen von der Stadt, der ich durch meinen Eid verbunden bin.“ Er besetzte sofort die Thore und Mauern, umgab sich mit einer Sicherheitswache und schlief auf dem Rathhause. Da die Eidgenossen auf jener Tagsatzung zu Stanz, wo Nikolaus von der Flüe das Vaterland gerettet, sich in der Stanzer Verkommniß gegenseitig verpflichtet hatten, die Obrigkeiten der einzelnen Orte zu schützen wider den Aufruhr ihres Volkes, so wandte sich Waldmann an sie und forderte sie zum Beistande auf, welcher um so nöthiger wurde, da auch in der Stadt der Geist der Empörung sich zu regen begann. Die Eidgenossen jedoch, welche größtentheils der Stadt und Waldmann abgeneigt waren, sandten statt bewaffneter Mannschaft Boten mit dem Auftrage, den Streit zwischen Obrigkeit und Volk zu schlichten. Mit diesen Gesandten saß der Bürgermeister eben beim Begrüßungsmahle im Gasthause zum Schwert, als auf der unteren Brücke

ein Tumult entstand, in welchem der Stadtknecht Schneevogel, ein treuer Diener und Freund Waldmanns, wegen drohender Reden von vier Männern erstochen wurde. Die Mörder flüchteten sich in das Fraumünster, wohin der Arm der weltlichen Obrigkeit nicht dringen konnte; gingen jedoch am gleichen Tage, im Vertrauen auf den Schutz der zahlreichen Feinde Waldmanns, frei und ungestraft umher.

Ungeachtet daß ein solcher Vorfall dem Bürgermeister hätte zeigen können, daß die Zeit seiner Herrschaft ihrem Ende nahe, so gab er die Hoffnung auf eine gütliche Beseitigung der Gefahr nicht auf. Die Erinnerung an die Liebe, mit welcher ihm früher seine Mitbürger zugethan waren, gab ihm den Gedanken ein, die Zünfte versammeln zu lassen, ihnen Rechenschaft über sein Thun und Lassen abzulegen und sie zu Treue und Gehorsam aufzufordern. Schon hatte er wirklich einige Zünfte besucht und sie zu seinen Gunsten gestimmt, so daß seine Gegner fürchten mußten, ihren Plan zu seinem Verderben scheitern zu sehen. Eben wollte der Bürgermeister auf die vierte Zunft eilen, als mit einem Male die Rathsglocke erklang, welche ihn auf das Rathhaus rief. Hier fand er zu seinem Erstaunen den Rath schon versammelt, und auf seine Frage, wer Befehl zum Läuten gegeben habe, wollte Niemand Antwort geben. Man brachte Geschäfte zur Behandlung. Unterdessen waren die Zünfte, des langen Wartens müde, verdrossen aus einander gegangen; eine große Menge Bürger sammelte sich um's Rathhaus. Unter ihnen trieb sich Lazarus Göldlin, Waldmanns Todfeind, mit noch andern Gleichgesinnten umher und stachelte durch böswillige Reden die Bürger gegen den Bürgermeister auf. Endlich ward man einig, man wollte Abgeordnete an den Rath schicken, mit der Forderung, Frieden mit dem Landvolke zu schließen. Lazarus Göldlin und noch zwei Andere traten in Folge dieses Entschlusses vor den Rath; in harter Rede trug er der Bürger Begehren vor. Ohne jedoch eine Antwort abzuwarten, welche für ihn ohne Zweifel günstig ausgefallen wäre, entfernte er sich. Unten bei der Thüre erwartete ihn sein Knecht mit Mordaxt und Rüstung. Bewaffnet trat er unter das Volk und rief: „Daß sich Gott der armen Stadt erbarme"; zugleich schrieen seine Anhänger: „Wer ein guter Züricher ist, der stehe zu uns!" Immer neue Schaaren zogen bewaffnet herbei, ein fürchterliches Getümmel umwogte das Rathhaus, die Wuth stieg auf den höchsten Grad. Schon dringen die Aufrührer gegen die Thüren des Rathsaales und

drohen den Rath umzubringen. Mit Mühe konnten sie abgehalten werden und auf die Mahnung der Eidgenossen, ihnen zutrauensvoll die Schlichtung des Streites zu überlassen, schrieen sie: „Wir wollen die Schelmen im Rathe heraus haben, wir wollen sie mit unseren Fäusten selber richten." Nicht minder stürmisch ging es im Rathe zu. Waldmann sagte: „Etliche, die hier sitzen, haben dieses Spiel angestiftet;" was eine solche Wirkung hervorbrachte, daß seine Freunde und seine Gegner fast handgemein geworden wären. Immer lauter tobte die Menge; da rief Einer: „Wo sind die Verräther?" Dort schrie ein Anderer: „Herunter mit ihnen!" Wir wollen sie heraus!" „Waldmann, dein Regiment und deine Hoffart sind vorbei!" „Dein freundliches Wesen hilft dir jetzt nicht!" Endlich gelang es den eidgenössischen Boten vom Fenster herab, den Lärm einigermaßen zu beschwichtigen; nochmals anerboten sie sich, die Klage gegen die Räthe zu untersuchen und nach strengem Rechte zu strafen. Der wüthende Haufe schrie: „Wir wollen sie selbst strafen, heraus mit ihnen!" — Nun zeigte sich die Abneigung der Eidgenossen und vorzüglich des Schultheißen Ludwig Seiler von Luzern wider Waldmann im grellsten Lichte. Denn anstatt die Bürger kräftig zu Ruhe zu mahnen und den Bürgermeister sammt seinen Freunden in Schutz zu nehmen, wie es die geschworenen Bünde verlangten, rief Seiler: „Wenn es denn nicht anders sein kann, als daß Einige in Haft gebracht werden, so lasset sie wenigstens im Rathhause bleiben, oder grenzet sie in ihre Häuser ein, bis über ihre Vergehen entschieden ist!" — „Nein, schrie die tobende Menge, in den Wellenberg müssen sie!" Mit großer Mühe konnten die Boten erlangen, daß sie ungefährdet in das Gefängniß gebracht werden sollten; dann rief Seiler: „Wen wollt ihr denn?" „Den Waldmann!" tönte die Antwort herauf. „Und wen mehr?" wiederholte der Schultheiß unbesonnen; „den Oehen, den Widmer, den Binder, den Stadtschreiber, den obersten Rathschreiber, den Thurmwächter!" schallte es wild durcheinander. Noch viele wurden begehrt; hier nannte Einer seinen Feind, da forderte ein Anderer seinen Schuldherrn, dort wollte ein Dritter sich für eine erlittene Beleidigung rächen und rief den Namen seines Beleidigers. Hierauf traten die Boten wieder vor den Rath und verlangten, daß sich die Genannten gefangen geben sollten. „Euch, sprach Seiler zu Waldmann gewendet, Euch, Herr, wollen sie zuerst." Gefaßt, erhob sich Waldmann



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

[illegible]

[illegible]

[illegible] aber der [illegible]

[illegible] der Hand und [illegible]

[illegible] daß der [illegible]

von seinem Sitze, übergab dem Schultheißen sein Schwert und gab sich gefangen. Dann erinnerte er den Rath, wie er stets für das Wohl der Stadt so eifrig bemüht gewesen, wie er auch jetzt um des Besten der Stadt willen leide; er bat, man möchte gerecht gegen ihn sein und seine Unschuld schützen. Den Eidgenossen hielt er vor, wie er in den heißen Tagen der Schlacht an ihrer Seite gekämpft, wie er auf Tagsatzungen ihr Freund gewesen; er mahnte sie, ihres Eides und der Bünde eingedenk zu sein, nach welchen sie den Bürgermeister von Zürich schützen müßten. Ihm entgegneten die Boten: „Herr Bürgermeister, wir können jetzt nicht anders, wider Recht wollen wir Euch Nichts widerfahren lassen." Waldmann betheuerte: „Gott helfe mir! Das habe ich weder um Zürich, noch um die Eidgenossen verdient!" Dann schritt er zwischen dem Schultheiß Seiler und dem Landammann Ital Reding von Schwyz hinaus, ihm folgten gefangen die übrigen geforderten Rathsglieder. Mit Mühe kam man durch die dichtgedrängte Menge, welche von allen Seiten auf die Gefangenen eindringen und sie ermorden wollte. Drohungen und Schimpfworte über Waldmann ertönten rings um ihn; er sprach kein Wort und wandelte still und fest durch das wüthende Volk. Am Wellenberg angekommen, gelobten die Boten der Eidgenossen nochmals den Gefangenen, daß sie ihnen Nichts wider Recht und Gerechtigkeit wollten zufügen lassen. Sie kehrten zurück; Waldmann und seine Freunde wurden in die Kerker des Thurmes abgeführt, welcher mit starker Wache besetzt ward.

Waldmann wird enthauptet.

Waldmann saß im Wellenberg; aber der Zweck seiner Feinde war noch nicht ganz erreicht; noch galt es, ihn aus der Welt zu schaffen. Darum suchte man vor allen Dingen die Wuth der Bürger über den Bürgermeister zu erhalten, indem man die entsetzlichsten Gerüchte über ihn verbreitete. Man erzählte von einer Liste von sechzig Bürgern, welche nach seinem Plane hätten hingerichtet werden sollen, und wenn Göldlin oder einer seiner Helfershelfer einem Bürger auf der Straße begegneten, drückten sie ihm freundlich die Hand und sprachen mit theilnehmender Miene: „Danke Du Gott, daß der Waldmann gefangen sitzt, auch Dir hätte es den Kopf gekostet!" Auch verbreitete man das Gerücht, es nahe ein österreichisches Heer heran; denn Waldmann habe

dem Kaiser die Stadt verrathen, damit dieser ihn zum Grafen von Kyburg mache. Solche Gerüchte erhielten die Leidenschaften wach und verhinderten jeden Gedanken an Waldmanns Verdienste und Tugenden. Die erste Wirkung dieser Bemühungen von Waldmanns Feinden war, daß in einer Versammlung der Bürger in der Wasserkirche der Rath abgesetzt wurde und zwar in Gegenwart der eidgenössischen Boten, welche ihr den Gefangenen gegebenes Wort vergessen hatten. An die Stelle des abgesetzten Rathes wählte man einen neuen aus sechzig Bürgern, welche sich alle durch eine feindselige Gesinnung gegen Waldmann auszeichneten; an der Spitze stand Lazarus Göldlin mit dem Titel eines Stadthauptmanns. Dieser Rath erhielt schon nach kurzer Zeit wegen seiner Unwissenheit und Unbändigkeit den Beinamen des hörnernen Rathes.

Unterdessen hatte sich das Landvolk, bei achttausend Mann stark, vor der Stadt gelagert und begehrte Einlaß, um dieselbe gegen die fremden Truppen vertheidigen zu helfen. Da man aber wohl wußte, daß das ganze Gerücht erfunden war, und da man die große Menge des Landvolkes und tumultuarische Auftritte in der Stadt fürchtete, erklärte der hörnerne Rath, die Bürger wollten die Stadt im Inneren schützen, das Landvolk möge von Außen das Gleiche thun; indessen sollten sie Wein und Brod in Fülle haben. Wirklich wurde dieses auch verabreicht, aber man nahm es in den Häusern der Gefangenen und verhaßter Bürger. Als schon am folgenden Morgen Brod und Wein nicht mehr gut genug waren, sah man sich genöthigt, Gesottenes und Gebratenes in das Lager der Landleute zu bringen. „Waldmanns Gut, hieß es, muß Alles bestreiten.“ Es zogen Landleute auf sein Schloß Dübelstein, tranken den Wein aus, plünderten und raubten, was sie fanden, und führten ein schändliches Leben.

Die Bürger der Stadt und die Landleute mißtrauten sich gegenseitig; aber darin wurden sie einig, daß Waldmanns Blut fließen müsse, deßhalb setzte man aus Bürgern und Landleuten ein Gericht nieder, welches den Gefangenen verhören sollte. Man forschte nach Verräthereien, deren man ihn beschuldigte; er wies die Vorwürfe dieser Art beharrlich zurück mit der Ruhe eines Mannes, welcher sich bewußt ist, das Gute gewollt zu haben. Doch genügte solches Leugnen, wie man es nannte, nicht; man schritt zu Zwangsmaßregeln, ihn zum Geständnisse zu bringen. Man spannte ihn auf die Folter oft Stunden lang,

man hing ihm einen mehr als zentnerschweren Stein an, man quälte ihn so, daß sein Schmerzgeschrei durch die dicken Mauern seines Kerkers drang; man warf ihn, mit schweren Ketten belastet, in das scheußlichste Moderloch; — er klagte, er bat um Schonung, aber er zeugte nie gegen sich selbst. Im öden Kerker, verlassen von den Eidgenossen, vergessen und gehaßt von seinen Mitbürgern, bemächtigte sich des Unglücklichen eine finstere Schwermuth; eine Ahnung, daß die grimmen Feinde es auf sein Leben abgesehen hätten, durchzuckte seine Seele. Er soll um ein ewiges Gefängniß gebeten haben; es wurde ihm abgeschlagen. Da ward ihm klar, daß er eines entehrenden Todes sterben müsse; er, der Held von Murten, der für des Vaterlandes Wohl und Freiheit so tapfer gestritten, dem es aber nicht vergönnt war, den schönen Tod fürs Vaterland zu sterben, er sollte unter der Hand des Henkers sein Leben enden! Thränen rannen über sein Gesicht bei diesem Gedanken, in Wehmuth und Schmerz legte er von sich jene Ritterzierden, die schönen Erinnerungszeichen an den Schlachttag von Granson; er aß nichts mehr.

Der Montag vor Palmsonntag des Jahres 1489 war festgesetzt als Waldmanns Richttag, und schon hielt der hörnerne Rath bei verschlossenen Thüren Blutgericht, als plötzlich drei Männer schnaubend und von Schweiß triefend, gelaufen kamen und vorgelassen zu werden begehrten. Sie erzählten, der Kaiser nahe mit einem Heere zur Befreiung Waldmanns, schon sei er mit mächtigem Zuge über den Rhein gefallen, sie hätten die Flammen von Eglisau gesehen und das Jammergeschrei derer gehört, welche ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes von dem Feinde seien umgebracht worden. Dieß war Alles veranstaltet und noch heutzutage kennt man den Bach, in welchem diese Buben ihre Hemden genetzt haben. Dieses falsche Gerücht verfehlte seine berechnete Wirkung nicht; obwohl unter allen Vergehen, deren man den unglücklichen Waldmann beschuldigte, kein todeswürdiges war, so wurde er doch zur Enthauptung verurtheilt. Mit großer Seelenruhe vernahm Waldmann die Kunde von diesem Urtheile aus dem Munde seines Beichtvaters. Drei Stunden lang dauerte seine letzte Beichte; da erklang auf dem großen Münster die dumpfe Todtenglocke. Rührend nahm er Abschied von seinen Freunden, deren ungewisses Loos ihm noch seinen letzten Gang verbitterte; dann fuhr er in einem Kahne nach dem Ufer und wurde von zweihundert Bewaffneten nach dem

Fischmarkte geführt, wo ihm das Urtheil vorgelesen wurde. Die hauptsächlichsten Anschuldigungen, welche man ihm machte, waren: Er habe Frankreich sich zu Dienst verschworen, Pensionen und Geschenke genommen, ein lockeres Leben geführt, die Hinrichtung eines Göldlin vorgehabt und die Verfassung der Stadt umändern wollen. Alle diese wirklichen und nicht wirklichen Vergehungen hatte man ihm bei der Untersuchung vorgehalten, aber Nichts hatte er zugestanden, Nichts konnte bewiesen werden. Entrüstet über Alles, was man ihm zur Last legte, rief er: „Es wird mir leicht sein, meine Unschuld klar an den Tag zu geben.“ Der Beichtvater hatte ihm aber, wahrscheinlich im Einverständnisse mit Göldlin, das Versprechen abgenommen, zu schweigen und Alles Gott anheim zu stellen, und erinnerte ihn daran, sobald er sich vertheidigen wollte. Waldmann sprach gefaßt: „Nun so sei es Gott befohlen, er verzeihe mir und meinen Feinden!“ Er schwieg. Festen Muthes ging er zum Tode, grüßte die, welche ihm nahe standen und bat, daß man Gott für ihn bitte. Man führte ihn zu Schiffe auf eine Wiese am See, in Hegnauers Matte, auf daß auch das Landvolk den Anblick seines Todes habe. Bei zehntausend Menschen waren zusammengeströmt, darunter die eidgenössischen Gesandten, welche ihrer Würde vergaßen, wie vorher ihres Wortes. Waldmann, in graue Seide gekleidet und angethan mit allen seinen Ritterzeichen, schritt gegen das Blutgerüste, knieete nieder und betete. Dann erhob er sich und segnete Stadt und Volk. Als er das Blutgerüste bestiegen hatte, blickte er auf das zusammengeströmte Volk und sprach: „Ich danke Gott für so viele Zeugen meines Todes; betet für mich, Gott verzeihe mir meine Sünden um dieses unverschuldeten Todes willen!“ Da fiel ihm der Beichtvater in die Rede und erinnerte ihn, wie er versprochen, nicht gegen sein Schicksal zu sprechen. Hierauf bat Waldmann alles Volk um Verzeihung und versprach, allen seinen Feinden zu verzeihen. Da brach dem Volke das Herz; es entstand ein Schluchzen und Weinen, daß Waldmanns Feinde zitterten aus Furcht, ihr Opfer werde ihnen am Ziele entrissen. Doch er hatte den Gedanken an das Irdische und die Hoffnung auf eine gewaltsame Rettung aufgegeben. Nachdem ihn Herr Heinrich Escher der Ritterschaft beraubt hatte, wandte er sich gegen die Stadt und rief: „Bewahre Dich Gott vor Leid, mein liebes Zürich!“ Dann knieete er nieder und kaum hatte er die Worte gesprochen: „Allmächtiger Gott, erbarme Dich meiner

und verzeihe mir meine Sünden", so empfing er den Todesstreich. Alles weinte laut. Da sprach der Reichsvogt, Gerold Meyer von Knonau: „Es ist sichere Botschaft gekommen, daß das Gerücht von dem Einfalle des Kaisers falsch sei."

Waldmann wurde nach seinem Wunsche im Fraumünster begraben und nach hundert und siebenundfünfzig Jahren fand man seinen Leichnam noch unverwest. Nach dem Tode Waldmanns wurden noch mehrere seiner Freunde gefoltert und enthauptet, andere eingekerkert, in ihre Häuser gebannt und schwer gebüßt an Geld und Gut. Waldmanns großes Vermögen, welches er, da er kinderlos war, wohlthätigen Anstalten der Stadt vermacht hatte, wurde verschleudert, indem man daraus die Kosten des Auflaufs bestritt, das Landvolk und die Zünfte entschädigte, sogar eidgenössische Boten beschenkte. Der hörnerne Rath wurde nach sieben Wochen wieder abgesetzt und eine neue Einrichtung getroffen, welche die Adelsgeschlechter nach dem Sinne Waldmanns eines großen Theiles ihrer Vorrechte beraubte.

„Die beiden Göldlins lebten noch lange in Ehren und Würden, aber die Geschichte nennt ihre Namen mit Abscheu, während der Name ihres Schlachtopfers unter den Zierden des Vaterlandes glänzt."

Die Bewegung, welche gegen Waldmann erregt worden war, wurde nicht so leicht wieder gestillt; denn das Landvolk, welches nach der Hinrichtung vor der Stadt liegen blieb, forderte Abschaffung vieler seinen Erwerb störender Einrichtungen. Alle von Waldmann eingeführten Neuerungen, welche darauf gerichtet waren, Zürich's Ansehen gegenüber der Landschaft zu erhöhen, wurden mehr oder weniger zu Gunsten der Landschaft abgeändert; man mußte es sich sogar gefallen lassen, daß in Zukunft die Landschaft in vielen Fällen als gleichberechtigte Parthei anerkannt werden solle. Die Waldmannischen Spruchbriefe, welche über diese Verhältnisse den einzelnen Landestheilen ausgestellt wurden, sprechen über die Vertheilung der Beute und des Eroberten, von dem Schutze der Landleute gegen Verhaftung, von dem Rechte der Gemeinden, ihre unteren Beamten selbst zu wählen, und den Gemeinden am See war in denselben das Recht zugestanden, in besonderen Fällen über ihre Beschwerden mit der Regierung durch Ausschüsse zu verhandeln. Kurze Zeit nachher, als man diese Zugeständnisse der Landschaft gemacht hatte, wurde auch die Verfassung der Stadt geändert; es wurden gerade die Einrichtungen eingeführt,

welche man Waldmann als todeswürdige Verbrechen angerechnet hatte und durch welche der Einfluß der Konstafel zu Gunsten der übrigen Zünfte beschränkt wurde.

Der Schwabenkrieg.

Anfang desselben.

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts saß auf dem deutschen Throne Kaiser Maximilian aus dem Hause Oesterreich, welcher durch seine glänzenden Eigenschaften als Mensch und Herrscher den besten deutschen Kaisern zugezählt werden darf. Er ging mit dem großen Plane um, die einzelnen Theile des ehemaligen deutschen Reiches, welche im Laufe der Zeit aus einander gefallen und zu mehr oder minder selbstständigen Staaten geworden waren, wieder zu einem starken Körper zu vereinigen. In diesem Vorhaben hatte er (1488) im Süden von Deutschland besonders aus schwäbischen Städten, Rittern und Fürsten den sogenannten schwäbischen oder stählernen Bund vom St. Georgenschilde gestiftet und die Eidgenossen als ehemalige Glieder des Reiches zum Beitritte eingeladen. Um so mehr aber wünschte er sie wieder eng mit dem Reiche vereinigt, da er mit Hülfe ihrer Tapferkeit und Kriegskunst manchen Plan durchzuführen, manche gute Absicht zu erreichen hoffte. Doch seinen Bemühungen widerstand der größere Theil der Eidgenossen, entweder weil sie fürchteten, durch ihren Beitritt in den Bund ihre Unabhängigkeit einzubüßen, oder weil ihre Herzen zu sehr an den Geschenken und Jahrgeldern hingen, mit welchen der König von Frankreich sich die brauchbaren Krieger immer geneigt zu erhalten wußte. Was aber die Freundschaft der Eidgenossen beiden Regenten noch werthvoller machte, war, daß Kaiser Maximilian mit König Karl von Frankreich einen Krieg zu führen hatte. Der schwäbische Bund nahm immer zu an Umfang und Macht, so daß nicht selten gegen Jeden, welcher den Beitritt verweigerte, Drohungen ausgestoßen, oder Gewalt angewendet wurde. Die hartnäckige Weigerung nun, auf welcher die Eidgenossen beharrten, erbitterte die

Glieder des Bundes sehr; Drohungen wurden laut und auf der ganzen Grenze des schweizerischen Gebiets von Basel bis zum Bodensee tönten Schmähworte und Spottlieder, in welchen sich die gegenseitige feindselige Stimmung Luft machte. Wiewohl die Zumuthungen Maximilians und des Bundes fortdauerten, so stieg doch von Tag zu Tag die Abneigung gegen das Reich und Frankreichs Uebergewicht. Als endlich ein Reichstag in Worms abgehalten wurde, wo unter vielen zweckmäßigen Einrichtungen auch die Ordnung des Reichskammergerichts und eine Reichssteuer festgesetzt wurden, da erging abermals an die Eidgenossen unter den schmeichelhaftesten Worten die Einladung, diese für alle Theile des Reiches gültigen Maßregeln anzunehmen. Eine abermalige Weigerung, wie man früher auch den Krieg gegen die Türken und Franzosen, die Feinde des Reichs, verweigert hatte, brachte das ganze Reich gegen die Eidgenossen auf, und diese schlossen mit Ausnahme von Bern, das erst später beitrat, ein Bündniß mit Frankreich. Nochmals wurde ein Versuch auf einem Reichstage zu Lindau gemacht, die Eidgenossen zum Beitritte in den schwäbischen Bund und zur Auflösung des französischen Bündnisses zu bewegen. Vergebens; da rief entrüstet der Erzbischof von Mainz, ein durchaus edler Mann und Kanzler des Reiches: „Schicket Euch in die Sachen, denn der Weg ist gefunden, Euch einen Herrn zu geben, und das werde ich mit der Feder in der Hand zuwege bringen“. Hierauf erwiederte der Stadtschreiber Ammann von Zürich: „Das, gnädiger Herr, ist vormals Andern mißlungen, die es mit Hellebarden versucht, welche doch mehr zu fürchten sind, als ein Federkiel.“ Selbst der Umstand, daß der Papst an den Kirchenthüren von Lindau eine Schrift anschlagen ließ, in welcher er die Eidgenossen in den Bann erklärte, wenn sie das französische Bündniß nicht aufgeben sollten, war nicht im Stande, sie wankend zu machen; sie beriefen sich auf eine Kirchenversammlung, welche über dem Papste stehe.

Immer mehr sanken die friedlichen Verhältnisse, in welchen seither die Eidgenossen zum Reiche gestanden, immer drohender stieg die Gefahr eines gewaltigen Krieges. Ja, Kaiser Maximilian rief unwillig aus: „Man wird Euch Eidgenossen schon zum Gehorsame zwingen; und ich werde einer der Vordersten sein, wenn man Euer Land einnimmt.“ Da antwortete ihm der Bürgermeister Conrad Schwend von Zürich, Waldmanns Nachfolger: „Das rathe ich Euerer Majestät nicht;

denn unser Volk ist so unwissend und grob, daß es nicht einmal der kaiserlichen Krone schonen würde." So waren denn die Eidgenossen genöthigt, sich um Bundesgenossen umzusehen, da es ihnen allein wohl zu schwer geworden wäre, gegen den übermächtigen Feind es aufzunehmen. Die Stadt Konstanz war von den Eidgenossen beleidigt worden und wiewohl sie früher gerne eidgenössisch geworden wäre, so trat sie doch jetzt dem schwäbischen Bunde bei. Dagegen bot das Land Graubünden, welches auch die Reichstagsbeschlüsse verworfen hatte und daher in der gleichen Gefahr schwebte, mit seinen hohen Bergen und tiefen Thälern eine zweckmäßige Vorburg gegen Osten dar. Man trug ihm den Bund an und freudig wurde er angenommen. Wie höchst nothwendig aber damals eine Verstärkung der eidgenössischen Streitkräfte war, geht schon aus der Größe des Krieges hervor, welcher von Basel bis zur Stadt Konstanz an jedem Punkte ausbrechen konnte, der also, um diese ganze Linie besetzen zu können, ein zahlreicheres Heer nothwendig machte, als man bisher aufgestellt hatte. Noch mehr aber war Stärkung der Macht ein Bedürfniß für die Eidgenossen geworden, da im Anblick der dem Vaterlande drohenden Gefahr viele Krieger, vom Golde geblendet, in französischen Kriegsdienst gelaufen waren, so daß die Solothurner-Regierung schreiben konnte: „Unser Land ist so verödet und leer, daß wir kaum so viel Männer darin haben, daß man einen Todten möchte zur Kirche bringen und läuten."

Den Anfang zu Feindseligkeiten machten die Eidgenossen. Im Bade Pfäffers hielt sich nämlich damals der kaiserliche Rath Gossenbrot auf, der laut beschuldigt wurde, er habe das Meiste dazu beigetragen daß der Graf Georg von Sargans, der Eidgenossen Schutzgenosse, war in die Reichsacht erklärt worden. Der Verurtheilte unternahm nun, um sich zu rächen, einen Zug nach Pfäffers, um den Gossenbrot gefangen zu nehmen. Dieser konnte jedoch mit Hülfe des Abtes entrinnen und reizte nun den Kaiser zu einem Einfall in das bündnerische Münsterthal, auf welches Oesterreich einige Ansprüche zu haben vorgab. Bald fielen auch Luziensteig und Meyenfeld in die Hände der Oesterreicher, und in Konstanz beschlossen die Hauptleute des schwäbischen Bundes einen Krieg gegen die Eidgenossen.

Die Schlacht im Hard.

Mit Hülfe der ihnen zugeeilten Eidgenossen hatten die Bündner Meyenfeld und Luziensteig bald wieder erobert und waren siegreich vorgedrungen. Trisen und Vaduz waren in ihre Hände gefallen und die übrigen Eidgenossen waren in verheerendem Zuge in's Hegau gebrochen.

Die Nachricht, daß zu Bregenz ein feindliches Heer liege, bewog jene Schaar der Eidgenossen, welche bei Meyenfeld und Luziensteig gesiegt hatte, vorwärts zu ziehen, von Kampfeslust durchdrungen, mit einem Feinde zusammenzustoßen, der eitel geprahlt hatte, die Schweizer mit einem Schlage zu vernichten. Ihr Vortrab stieß bald auf die Vorhut des Feindes, welche ohne Schwertstreich zurückwich. Freudig wurden die Fliehenden verfolgt, ohne daß man im dichten Nebel bemerkte, wie man unversehens vor der feindlichen Hauptmacht angekommen war, welche plötzlich in wohlgereihter Schlachtordnung mit starkem Geschütze, nahe an zehntausend Mann stark, sich vor den Blicken der Eidgenossen entfaltete. Sie hielten sich zu schwach, den Feind ohne Verzug anzugreifen, da sie nur vierhundert Mann zählten; doch blieben sie unerschrocken stehen und sandten rückwärts Boten, ihre Hauptmacht zur Beschleunigung ihres Marsches zu mahnen. Als die ganze eidgenössische Macht angekommen war, fielen sie auf die Kniee zum Gebet. Die Schwaben, welche meinten, ihre Feinde bäten um Gnade, schrieen: „Nein, nein, die Bösewichter müssen alle sterben!" und brannten all ihr Geschütz gegen sie los. Doch es war zu hoch gerichtet, die Kugeln gingen schadlos vorüber. Dann sprangen die Eidgenossen auf und rannten mit solchem Nachdruck in die Feinde, daß diese Harnisch und Wehr wegwarfen und in schleuniger Flucht ihre Rettung suchten, und alle Bemühungen ihrer Führer, sie zu ordnen, fruchtlos waren. Mehrere Tausende wurden erschlagen; Viele ertranken im See, Andere, welche sich im Schilfe versteckten, erfroren in der Kälte der Nacht, so daß am Morgen nur Wenige gerettet wurden. Die Meisten flohen und man erzählt, daß selbst in Augsburg und Ulm der Schrecken noch so gewaltig in ihnen lag, daß sie sich nicht einmal in so großer Entfernung die nöthige Ruhe gönnen wollten. Die Bürgerschaft von Bregenz hatte sich den Flüchtigen angeschlossen und wenn die Eidgenossen nachgerückt wären, so wäre die Stadt ohne Schwertstreich er-

obert worden (20. Februar 1499). Einer der feindlichen Krieger, welcher sich in einem Hause verborgen hatte, wurde entdeckt und hervorgezogen. Beim Anblick der drohenden Gefahr fiel er auf die Kniee und bat um sein Leben: „O ihr lieben, frommen Kühmäuler, erbarmt Euch meiner, eines armen Menschen.“ Halb im Zorne, halb im Scherze, fragten ihn die Eidgenossen, warum er sie in solchen Schimpfworten um Gnade bitte. Der Bittende weinte und bezeugte bei Gott und den Heiligen, daß er sie nie anders nennen gehört habe, und er ward frei gelassen.

Drei Tage lang blieben die Eidgenossen bei schneidender Winterkälte auf der Wahlstatt, dann legten sie den Bregenzer Waldleuten eine große Summe Geldes auf und zogen aus dem Felde.

Hans Schuler, genannt Wala.

Längs der Nordgrenze der Schweiz geschahen gewaltige Rüstungen, ringsum sammelten sich bedeutende Streitmassen, und bald hier bald dort geschah ein Streifzug durch eine unbewachte Gegend, auf welchem durch Raub und Mord ähnliche Ausfälle der Eidgenossen vergolten wurden. Im Wallgau, einem Thale des Vorarlbergischen, welches früher zu den Schweizern geschworen hatte, hatte sich auch ein Heer von fünfzehntausend Mann gesammelt und sich durch eine starke Verschanzung gegen einen etwaigen Angriff geschützt. Nachdem die Führer dieser Schaar die Kunde erhalten hatten, daß ihnen gegenüber auf dem linken Ufer des Rheines eine unbedeutende Macht der Eidgenossen stehe, faßten sie den Entschluß, über den Rhein zu gehen und dieselbe anzugreifen. Der Plan gelang, und obgleich die Schweizer hartnäckigen Widerstand leisteten, so mußten sie sich doch mit einem Verluste von siebenzig Mann nach Werdenberg zurückziehen. Die Dörfer von Sax und das große Dorf Gambs wurden verbrannt und hohnlachend lästerten die Feinde: „Wo ist nun der Schweizer alter Gott, daß er ihnen nicht hilft?“ Die Flammen der brennenden Dörfer riefen den Landsturm herbei; doch den warteten die Helden nicht ab, sondern zogen mit dem gewonnenen Raube wieder über den Rhein hinter ihre Verschanzung

In diesem Ueberfalle zeichnete sich Hans Schuler, genannt Wala, von Glarus, durch eine heldenmüthige Tapferkeit aus. Im Getümmel

des Gefechtes war er von den Seinigen getrennt worden und sah sich plötzlich von zwanzig Reitern umgeben. Mit mächtiger Lanze bewaffnet, setzte er sich tapfer zur Wehre; es gelang ihm sogar, drei seiner Feinde aus dem Sattel zu heben. Doch Alle zu besiegen, war für den Mann, der schon aus vielen Wunden blutete, ein zu großes Stück Arbeit; nichts desto weniger stritt er muthig fort. Da bemerkte ihn der Ritter Nikolaus von Brandis und von Bewunderung ergriffen, rief er: „Laßt ab von dem Helden!" — ritt auf ihn zu und sicherte ihm das Leben, wenn er sich gefangen gebe. Der erschöpfte Wala willigte ein, und Brandis nahm ihn zu sich auf sein Pferd und brachte ihn nach Feldkirch, wo ihn Jedermann mit Bewunderung betrachtete. Hierauf gab ihm Brandis ein schriftliches, wohl besiegeltes Zeugniß seiner Tapferkeit und entließ ihn ohne Lösegeld nach Hause. Seine Freilassung vergalten die Eidgenossen damit, daß sie den Sohn des von Brandis, den sie bei Vaduz gefangen hatten, sogleich in Freiheit setzten.

Der Ueberfall in Ermatingen.

Im Thurgau lagen längs der Grenze fast in allen Dörfern kleine Besatzungen, um einen etwaigen Angriff der Feinde abzuwehren, welche immer eine bedeutende Zahl Krieger in Konstanz beisammen hielten. Von hier aus wurden nun einzelne Unternehmungen gegen die Eidgenossen und ihr Gebiet gemacht. So brach einmal früh Morgens eine große Macht aus den Thoren von Konstanz und zog zu Pferd und zu Fuß in aller Stille über die hölzerne Brücke, welche man mit Stroh und Mist belegt hatte, auf daß die Tritte nicht gehört würden. Es galt der zürcherischen Besatzung in Ermatingen. Von der Insel Reichenau kam zu Schiffe über den See noch Verstärkung, so daß der feindliche Haufe bis gegen zehntausend anschwoll. Unbemerkt gelangten sie an das schlecht bewachte Dorf Ermatingen, wo der größte Theil der Besatzung noch im tiefen Schlafe lag. Ohne Verzug drangen die Feinde ein, und wiewohl einige der Züricher, welche sich in Eile gewaffnet und gesammelt hatten, sich zu widersetzen wagten, so wurden sie doch bald durch die feindliche Uebermacht zur Flucht gezwungen. Gegen hundert Mann wurden in den Betten erstochen; die meisten konnten fliehen, aber sie mußten Kleider und Waffen zurück lassen. Mit dem

Schreckensrufe: „Fliehet, Alles ist verloren, o weh, liebe Eidgenossen, fliehet!“ — eilten die nackten Flüchtlinge landeinwärts zu ihren wachsameren Landsleuten. Die Luzerner, welche einen Theil der Besatzung im Schwaderloche bildeten, eilten zu Hülfe, zwanzig Knechte und zwei Kanonen; aber auch sie wurden in die Flucht gejagt und verloren ihre Geschütze sammt dem Büchsenmeister.

Nachdem die Schwaben Ermatingen geplündert hatten, zerstreuten sie sich in andere Dörfer, welchen sie das gleiche Loos bereiteten. Ueberall loderten die Flammen aus den ausgeraubten Ortschaften gegen den Himmel, so daß die in Ueberlingen und Lindau meinten, der ganze Thurgau sei erobert und fahre im Rauche zum Himmel. Burkhard von Randeck, der Hauptmann des Fußvolks, welcher in barbarischer Wuth am Altare einer Kirche einen lahmen Greis erstochen, schwur lästerlich, „er wolle auf den Tag im Schweizerlande räuchern und brennen, daß Gott im Regenbogen vor Rauch und Hitze blinzeln und die Füße an sich ziehen müßte.“ Nachdem die Feinde übel im Lande gehaust hatten, hielten sie Rath, was weiter zu thun sei. Da meinten die Einen, man solle sich mit dem gewonnenen Raube begnügen und heimkehren, Andere hingegen hielten den Sieg erst für ganz vollständig, wenn die Besatzung der Eidgenossen im Schwaderloche verjagt und dieser wichtige Paß, der die Straße nach Zürich öffnete, gewonnen wäre. Obwohl die letzte Ansicht als die richtige anerkannt wurde, so konnte doch nicht verhindert werden, daß ein großer Theil der ausgezogenen Macht, um die gemachte Beute besorgt, schwer beladen nach Konstanz zurückkehrte (11. April 1499).

Die Schlacht im Schwaderloche.

Alle Eidgenossen, welche vor den eingebrochenen Feinden geflohen, sammelten sich im Schwaderloche bei der dortigen Besatzung. Bald eilten auf den Klang der Sturmglocken und auf die Nachricht, welche Flüchtige vom Geschehenen brachten, von allen Seiten Männer herbei zur Rettung des Vaterlandes. Als sich nun etwa zweitausend Mann unter Rudolf Haas von Luzern und Oswald von Rotz aus Unterwalden gesammelt hatten, da wurde beschlossen, Alles aufzubieten, den erlittenen Schaden zu rächen. Rudolf Haas ermahnte die Seinen, das Vorbild ihrer Altvordern nachzuahmen, welche in heißem Kampfe

mit feindlicher Uebermacht ihr Vaterland befreit und seine Freiheit geschirmt hätten. Er stellte ihnen vor, wie ohne schnelle Rache der Waffenruhm der Eidgenossen Noth leide, und wie gerade jetzt der Sieg noch möglich, da der Feind noch nicht völlig wieder geordnet sei. „Darum, rief er, Rache oder Tod!" Freudig schwuren Alle, entweder zu siegen oder zu sterben. Nach einem kurzen Gebete begaben sie sich auf den Marsch und gelangten unbemerkt durch den Wald bis nahe an den Feind, welcher noch in Unordnung zerstreut war. Um ihre kleine Zahl zu verbergen, stellten die eidgenössischen Führer im Walde an verschiedenen Stellen Trommelschläger auf, deren Gelärm den Feind auf den Gedanken bringen sollte, als wären noch größere Streitkräfte im Anzuge. Nochmals beteten die Eidgenossen. Dann stürmten sie in furchtbarem Grimme, wüthenden Löwen gleich, dem Feinde in die Seite. Dieser, höchlich überrascht durch den plötzlichen Angriff, wollte sich in Eile ordnen und brannte sein Geschütz los. Es ging zu hoch, und nun brachen die Eidgenossen in den immer noch nicht geordneten Haufen und stachen und schlugen so ritterlich drein, daß nach kurzer Gegenwehr die Feinde zurückwichen. Als dieß die Adelichen sahen, sprangen sie von den Pferden und stellten sich zur Rettung ihrer Waffenehre den Eidgenossen entgegen; aber schon war die Verwirrung und die Flucht so groß, daß sie von den Fliehenden fortgerissen wurden. Viele wurden erschlagen, die übrigen eilten Konstanz zu erreichen. Bis Gottlieben ging der Eidgenossen Verfolgung und so hastig flohen vor ihnen die Feinde, daß Viele in den See sich stürzten, Andere die Schiffe so überfüllten, daß sie untersanken. So sollen über tausend Mann im See und Rheine ertrunken sein; auf der Wahlstatt lagen dreihundert erschlagen, darunter hundert und dreißig Bürger von Konstanz. Der Eidgenossen Verlust war unbedeutend. Unter der Beute fanden die Luzerner ihre beiden Kanonen wieder, und zwei andere mit des Kaisers Wappen. Die Eidgenossen gewannen auch die große Büchse der Konstanzer, welche sie neu hatten gießen lassen und welcher sie den Namen „der Seckel" gegeben, weil sie daraus den Schweizern die Summe bezahlen wollten, die sie ihnen in einem früheren Streite schuldig geworden waren; Fahnen, Waffen und allerlei Vorräthe wurden erbeutet. Die Bürger von Konstanz baten um sicheres Geleit, auf der Wahlstatt die Leichen der Ihrigen zu suchen. Die Eidgenossen gestatteten es, und es kam ein langer, trauriger Zug

von Priestern, Frauen und Kindern, welche mit angstvollem Blicke das Todtenfeld durchsuchten. Hier entdeckt ein greiser Vater die Leiche des Sohnes, der ihm die Stütze seines Alters war; dort stürzt sich die Gattin auf den blutigen Leichnam des theuren Gatten, dessen Tod sie zur armen Wittwe, ihre Kinder zu Waisen gemacht. Vergeblich bittet hier die Schwester, den geliebten Bruder mit Schonung zu tragen, als ob sein Leben noch nicht entflohen wäre, und umsonst müht sich die liebende Braut, den Bräutigam wieder in das Leben zurückzuführen, welches ihnen reiche Fülle der Freude und des Glücks verheißen. Todt, überall todt! Klage und Verzweiflung waren über das Schlachtfeld ergossen, wo noch kurz zuvor wilder Schlachtruf und heißes Kampfgewühl getobt hatte. Traurig bewegte sich der Zug, die Todten umgebend, wieder nach den Thoren von Konstanz, sie dort zu bestatten; die übrigen Leichen blieben nackt liegen den Thieren des Feldes zur Beute.

Die Schlacht bei Frastenz.

Vielfach schon waren die Eidgenossen von jener Verschanzung im Wallgau aus geschädigt worden, als sie einsahen, daß sie sich nicht mehr länger auf die Abwehr feindlicher Angriffe beschränken dürften, sondern daß sie ohne Verzug selbst angreifen müßten. Doch schien es ihnen eine gewagte Sache, die Verschanzung anzugreifen, welche in einem festen Walle bestand, der das Thal bei Frastenz verschloß. Deßhalb suchte man durch allerlei Unternehmungen vor der Verschanzung den Feind aus der festen Stellung zu locken; doch vergebens. Da endlich als man vom Siege im Schwaderloch gehört, beschloß man die Verschanzung anzugreifen.

Das eidgenössische Heer war zehntausend Mann stark unter verschiedenen Führern. Heinrich Wolleb aus Uri, ein kriegserfahrener Mann, erbot sich, mit zweitausend Freiwilligen über den Berg Lanzengast die feindliche Schanze zu umgehen, während die übrigen Eidgenossen von vorn angreifen sollten. Doch dieser Plan ward dem Feinde verkundschaftet; darum legte er auf den Gipfel des Berges dreihundert Büchsenschützen, hinter denen sich in des Berges Mitte fünfzehnhundert wohlgerüstete Knechte aufstellten. Die Hauptmacht behielt ihre Stellung hinter der Schanze.

Samstag den 20. April 1499 am Morgen in aller Frühe zog Wolleb mit den Seinen in großer Stille bergan. Durch niedriges Gestrüpp, über kahle Felsen führte der steile Weg, so daß die Krieger sich an manchen Stellen hinaufschieben und ziehen mußten. Plötzlich erblickten sie den Feind, der alsbald ein lebhaftes Feuer gegen sie richtete. Sie, schnell besonnen, warfen sich auf den Bauch und krochen auf allen Vieren den Schützen näher. Da mit Einem Male sprangen sie auf, ehe die Feinde zum zweiten Male laden konnten, und warfen sie in die Flucht auf jenen Posten, welcher mitten auf dem Berge stand. Wolleb mit seiner Schaar folgte ihnen nach und stieß mit solcher Gewalt auf diesen zweiten Haufen, daß er auf seine Hauptmacht zurückfloh. Als diese sich umgangen sah, gab sie die Vertheidigung der Schanze auf und zog sich weiter ins Thal zurück, um sich zu ordnen und den weiteren Angriff abzuwarten. Die Eidgenossen gelangten nun ohne große Mühe über die Verschanzung, und kamen gerade in der Ebene an, als die flüchtigen Feinde vom Berge herabkamen. Von Wolleb verfolgt und von den Eidgenossen von vorn angegriffen, konnten sich nur wenige zur Hauptmacht durchschlagen. Wollebs Schaar hatte sich mit der eidgenössischen Hauptmacht vereinigt und nun ging es frisch auf den Feind los. Als sie in Schußweite kamen, da schossen die Schwaben, welche mit Geschütz wohl versehen waren, eine Kanone gegen sie ab, um ihnen dann im Anlauf die volle Ladung zu geben. Auf Wollebs Rath hatten sich die Schweizer niedergebückt, und der Schuß ging ohne Schaden über ihre Köpfe. Schon wollten sie sich erheben, um in vollem Laufe den Feind anzufallen, da befahl Wolleb, der die Gefahr erkannte: „Nicht, nicht, liebe Eidgenossen, laßt noch einen Schuß geschehen, und dann greifet die Wehrlosen wacker an!" — Er allein blieb aufrecht, um die Ordnung zu halten. Da krachten alle feindlichen Kanonen — kein Eidgenosse war verletzt, nur der wackere Wolleb fiel, auf den Tod getroffen, zu Boden. Er ließ sich zur Seite tragen und mahnte mit letzter Lebenskraft: „Tapfer dran, liebe Eidgenossen, mit Euch ist Gott, der Sieg kann nicht fehlen!" Er verschied und hatte durch seinen schönen, männlichen Tod das Vaterland versöhnt, dem er als verwegener Kriegsmann durch viele unwürdige Handlungen manche Verlegenheit bereitet hatte. Seine letzten Worte befolgend, stürmten die Eidgenossen in den Feind. Schrecklich war der Angriff, verzweifelt die Gegenwehr. Einem zweiten Stoße

konnte der Feind nicht mehr widerstehen; nach einem Verluste von dreitausend Mann floh er über die Ill. Man störte seine Flucht nicht, denn das Lager und die Wahlstatt luden zu reicher Beute ein. Vor allen Dingen aber knieeten die Eidgenossen auf dem Schlachtfelde nieder und sagten Lob und Dank ihrem alten, gnädigen Gotte.

In banger Erwartung waren während der Schlacht die Wallgauer unten am Ufer der Ill gestanden; denn sie hatten früher den Eidgenossen geschworen und waren wieder untreu geworden und zu ihren Feinden übergegangen. Deßhalb fürchteten sie schwere Züchtigung, wenn die Eidgenossen siegen würden. Als sie den ersten Todten aus den Fluthen der Ill zogen und das weiße eidgenössische Kreuz an ihm entdeckten, jubelten sie laut auf, denn nun hielten sie den Sieg ihrer Freunde für gewiß. Doch als haufenweise Leichname mit rothen Kreuzen dahergeschwommen kamen, da verwandelte sich ihre Freude in Angst und Furcht. Viele der Ihrigen hatte bei Frastenz der Tod getroffen, ihnen selbst stand ein schweres Schicksal bevor. In dieser Noth ergriffen sie das Mittel, welches einzig retten konnte. Sie sandten ihre Priester mit dem heiligen Sakramente, ihre Weiber und Kinder den heranziehenden Eidgenossen entgegen. Diese, von welchen man rühmte, daß sie Beschützer von Wittwen und Waisen und Verehrer des Heiligen seien, vergaßen der Rache, als die unglückliche Schaar um Gottes, des Barmherzigen willen um Schonung bat. Um die Untreue jedoch nach Gebühr zu bestrafen, nahmen die Eidgenossen die dargebotene Brandschatzung von achttausend Gulden und zogen aus dem Lande.

Die Eidgenossen vor Blumenfeld.

Jenseits des Rheines, im Hegau, lagen viele feste Städtchen und Schlösser, welche Adelsherrn gehörten und mit zahlreichen Kriegern besetzt waren. Von hier aus wurden denn die Eidgenossen häufig geschädigt, geneckt und gehöhnt. Dieß verdiente Züchtigung und zugleich lockte reiche Beute, nach welcher in der damaligen Zeit nicht selten die Eidgenossen ebenso begehrten, als nach Sicherung ihres Gebietes und Rettung ihres Waffenruhmes. Es wurden aus diesen Gründen mehrere Raubzüge auch in jene feindlichen Gegenden unternommen, und unter denselben einer fast zu gleicher Zeit, als die Schlachten beim Schwaderloch und bei Frastenz geschlagen wurden. Schrecklich hausten

die Eidgenossen in Feindes Land, Städte und Burgen wurden erobert und oft trotz geschlossener Verträge geplündert und niedergebrannt. In ihrer Zerstörungswuth vernichteten die wilden Krieger große Vorräthe von Getreide, welches ihnen und den Ihrigen zur damaligen Zeit von großem Vortheile gewesen wäre. Nachdem auf diese Weise das Städtchen Thiengen gefallen und Stühlingen zerstört war, legten sich die Eidgenossen vor das Städtchen Blumenfeld, welches ihrem grimmen Feinde, dem Freiherrn von Roseneck gehörte. Fünfhundert Mann lagen im Städtchen und vertheidigten sich tapfer einige Tage lang. Da aber der Eidgenossen Macht zu groß war, als daß man an einen längern glücklichen Widerstand hätte denken können, begehrten die Blumenfelder Frieden zu schließen. Er wurde ihnen unter der Bedingung gestattet, daß Mann, Weib und Kind frei abziehen sollten und so viel von ihrer Habe mitnehmen dürften, als sie tragen könnten; alles Uebrige sollte den Eidgenossen als Beute bleiben. Nur Roseneck war ausgenommen worden. Da lud seine Ehefrau, eine Glarnerin, den Gatten auf ihre Schultern und trug ihn sammt ihren Kleinodien hinaus als ihre beste Habe. Die Eidgenossen, gerührt von ihrer ehelichen Liebe, begnadigten ihren Gatten und als ein Eidgenosse ihr die Kleinodien nehmen wollte, wurde er mit Mühe von der Strafe des Strickes losgebeten.

In das Städtchen wurde der Brand geworfen; denn die Eidgenossen gönnten einander die Beute nicht, welche Jeder für sich haben wollte. Ueberhaupt entzündete sich auf diesen Zügen mehrmals gefährliche Zwietracht ob des gewonnenen Raubes, und mehr als ein Mal standen die Eidgenossen auf dem Punkte, eiteln Gutes wegen ihre sieghaften Waffen gegen einander zu kehren. Zum Glücke für die unglücklichen Länder, welche unter ihren Tritten seufzten und auch zum Glücke für die Eidgenossen selbst, die sich immer mehr entzweit hätten, zogen sie ab, heimgerufen von einer Gefahr, welche ihrem engeren Gebiete drohte. Zwar reich an Beute, doch arm an Brudersinn und Eintracht kehrten sie heim.

Die Schlacht auf der Malserhaide.

Kaiser Maximilian, welcher im Anfange des Krieges gehofft hatte, die widerspenstigen Eidgenossen bald zum Gehorsame bringen zu können,

sah sich in seiner Hoffnung getäuscht und beschloß nun, mit aller Macht den schweizerischen Krieg zu führen. Deßhalb schloß er in den Niederlanden, wo ihn seither eine Fehde fest gehalten hatte, eilig Frieden, um selbst auf dem Kampfplatze zu erscheinen. In alle Gegenden des deutschen Reiches sandte er die Aufforderung zum Kriege gegen die „schweizerischen Bauern", welche er größere Feinde, als die Türken, nannte, und von den Kanzeln herab ward der Krieg als ein heiliges Werk gepredigt. Viel Volk strömte von allen Seiten an der Grenze der Schweiz zusammen, welche dem Anscheine nach unmöglich der ihr drohenden Gefahr entrinnen konnte. Doch auch die Eidgenossen verloren den Muth nicht; sie verstärkten die Besatzungen an ihren Grenzen, schickten an den König von Frankreich um bundesgemäße Hülfe und erwarteten getrost, was da kommen würde. Graubündten erfuhr die erste Bedrängniß; dort geschah die erste Waffenthat, die Schlacht auf der Malserhaide.

Die Malserhaide ist eine schöne fruchtbare Ebene im Vintschgau an der Grenze des unteren Engadin, nicht weit von der Quelle der Etsch. Hier war ein feindliches Lager, wohl verschanzt, von zahlreichem Geschütze vertheidigt und mit ungefähr zwölftausend Mann besetzt. Zahlreiche Unternehmungen wurden von hier aus in das bündnerische Engadin unternommen, welches endlich zu einer schweren Brandschatzung sich verstand, um weiteren Ueberfällen zu entgehen. Die versprochene Summe mußte jedoch durch dreiundzwanzig Geiseln versichert werden, die man aus den Vornehmsten des Thales wählte und nach Meran brachte. Trotz dieser Zugeständnisse hörten die Ueberfälle und Plünderungen nicht auf, so daß sich endlich die Bündtner entschlossen, die Verschanzung zu erstürmen.

In der Nacht zogen neuntausend Mann gegen das feindliche Lager; eine Abtheilung von viertausend sollte es unter Benedikt Fontana über den Schlingenberg umgehen, während der stärkere Theil unter Dietrich Freuler von Schwyz von vorn angreifen sollte. Fontana sollte zum Zeichen, daß der Plan gelungen sei, oben auf dem Berge ein Haus anzünden. Der Feind hatte sein Heer in drei Haufen getheilt, von denen der erste den Paß bewachte, der zweite die Schanze schirmte und der dritte sich weiter rückwärts aufgestellt hatte, damit er einem oder dem andern jener ersten Theile zu Hülfe kommen könnte, wenn es

nöthig werden sollte, oder um auch denselben als Anhaltspunkt bei einem etwaigen Rückzuge zu dienen.

Fontana zog still den rauhen Berg hinan und gelangte gegen Tagesanbruch in die Nähe des feindlichen Haufens unterhalb der Bergesspitze. Kaum hatte er den Feind bemerkt, so schlug er einen Umweg ein und drohte, ihm in den Rücken zu fallen, so daß der Haufen seine Stellung aufgeben und über den Berg zurückweichen mußte. Mit dem Aufgang der Sonne hatte Fontana den Gipfel des Berges erstiegen und gab das verabredete Zeichen. Dann nach kurzem Gebete führte er die Seinen wider den Feind. Nach hartem Gefechte ward er geworfen und vereinigte sich mit dem zweiten Heerhaufen bei der Schanze. Fontana, im Vertrauen auf die Hauptmacht, die Freuler in jedem Augenblicke herbeiführen mußte, griff unverzagt an. Furchtbar wüthete das feindliche Geschütz unter den Bündtnern; doch hielten sie nicht nur Stand, sondern drangen mit solcher Gewalt ein, daß der Feind sich bald auf seinen dritten Haufen zurückziehen mußte. Ein neuer Angriff erfolgte. Schon waren viele Bündtner von Müdigkeit und Wunden erschöpft, schon war Fontana gefallen. Tödtlich in den Unterleib verwundet, drängte er mit einer Hand die hervorquellenden Eingeweide zurück und kämpfte mit der andern noch eine Zeit lang. Endlich sank er unter dem Ausrufe: „Wacker dran, liebe Eidgenossen, kümmert Euch nicht über meinen Fall, ich bin ja nur ein einziger Mann! Rettet Ehre, Freiheit und Vaterland!" — Fünf volle Stunden hatte man mit aller Anstrengung gekämpft, und noch zögerte die ersehnte Hülfe; Dietrich Freuler hielt sie unnütz zurück. Doch als ein abgesandter Bote sie zur Eile mahnte, kam sie herbei und entschied den Sieg. Der Feind, erschreckt durch den Klang der eidgenössischen Schlachthörner, ergoß sich in eilige Flucht. Unter den Fliehenden brach die Brücke zu Glurns und viele ertranken in der Etsch. Viertausend Mann hatte der Feind verloren; die Eidgenossen beklagten den Tod von tausend wackeren Mitbürgern. Dieses große Unglück ward der Zögerung Freulers zugeschrieben und so großer Haß warf sich auf ihn, daß er heimlich fliehen mußte, um dem sichern Tode zu entgehen. Ob er aus Verrätherei, oder aus Unkenntniß, oder aus Nachlässigkeit so großes Unglück angestiftet, ist noch nicht ausgemittelt. Bald nach der Schlacht gab es solche, die ihn schwer anklagten, aber auch solche, die ihn in Schutz nahmen. Das Vaterland und die Freiheit waren gerettet, wenn

auch um hohen Preis. Eine reiche Beute an Waffen und Bannern erhöhte die Freude der Sieger, welche jedoch durch eine Trauerbotschaft getrübt wurde. Die flüchtigen Feinde kamen nämlich vor das Städtchen Meran und zwangen die Bürger durch allerlei Drohungen, daß sie ihnen die Geiseln aus dem Engadin herausgaben, die sie dann schrecklich mordeten. „Das war zwar eine unmännliche Mannheit, aber fliehender Helden zornige Rache." (22. Mai 1499.)

Maximilians Einfall im Engadin.

Alle diese Unglücksfälle waren nicht im Stande, den Groll zu brechen, welchen Maximilian gegen die Schweizer und besonders gegen die Leute im Engadin hegte. Er wollte sogar selbst eine Unternehmung gegen das Thal leiten und so sein Wort halten, voraus zu gehen, wenn man der Schweizer Land einnehme. Mit fünfzehntausend Mann überfiel er das Engadin und verheerte mit Brand und Plünderung, was seither noch verschont geblieben war. Bald trat in dem an und für sich armen Lande Mangel an Lebensmitteln ein und der Kaiser gab seinem tüchtigsten Hauptmanne, dem Nürnberger Wilibald Pirkheimer, welcher den ganzen Krieg in lateinischer Sprache beschrieben hat, den Befehl, Nahrungsmittel aus dem Veltlin herbei zu schaffen. Diesen Befehl auszuführen, zog Pirkheimer an der Spitze von zweihundert Mann durch das Land, dessen Noth er uns in folgenden Worten schildert:

„Der Zufall wollte, daß wir auf unserm Marsche durch ein großes, aber jetzt abgebranntes Dorf kamen. Am Ende desselben sahen wir zwei alte Weiber, die trieben einen Haufen von etwa vierhundert Knaben und Mädchen vor sich her, wie eine Heerde Vieh. Sie waren alle vom Hunger völlig abgemagert und erschreckten durch ihr Aussehen die Vorübergehenden. Ich fragte die alten Weiber, wohin sie die elende Schaar treiben wollten. Da antworteten sie zusammenfahrend, und indem sie kaum den Mund vor Hunger aufzuthun vermochten, ich werde bald sehen, wohin der unglückselige Haufe gehe. — Kaum hatten sie dies ausgesprochen, als sie auf eine Wiese herabstiegen, auf die Kniee stürzten und wilden Thieren gleich die Kräuter abzuweiden begannen, mit dem einzigen Unterschiede, daß diese es mit dem Munde abfressen, sie aber ihre Speise zuvor mit den Händen abrupften. Durch die

Gewohnheit hatten sie die Kräuter unterscheiden gelernt und wußten, welche bitter und unschmackhaft und welche lieblich und genießbar waren. Namentlich suchten sie den Sauerampfer, welchen sie allen Grasarten vorzogen. Bei diesem entsetzlichen Schauspiele stand ich sprachlos, wie vom Donner gerührt. Eine der Alten sprach aber weiter: „Siehst Du nun, warum wir diese unglückliche Schaar hieher getrieben haben. Besser wäre ihr gewesen, wenn sie nie geboren worden, als daß sie unter einem Heere von Leiden ein solches Jammerleben durchschleppen muß. Ihre Väter sind durch's Schwert gefallen, ihre Mütter den Hungertod gestorben; ihre Habe ward als Beute weggeschleppt; ihre Wohnungen hat das Feuer verzehrt; wir Elende sind blos unsers hohen Alters wegen verschont worden, um diese höchst unglückliche Jugend Thieren gleich auf die Weide zu treiben und so lang wir es noch vermögen, durch Grasessen am Leben zu erhalten. Aber wir hoffen, daß sowohl sie, als wir bald aus diesem namenlosen Jammer erlöst werden. Denn schon sind wir, obgleich unsere Zahl noch ein Mal so groß war, bis auf diese herabgeschmolzen, weil täglich einige davon vor Hunger und Schwäche dahin fallen; und glücklich sind diejenigen, welche ein schneller Tod dahin rafft, während uns ein trauriges Leben bleibt!" — O, Bild des Jammers und Entsetzens, welches im Gefolge des Krieges einherzieht!

Pirkheimer konnte den Auftrag des Kaisers nicht ausführen. Zwar überwand er alle Schwierigkeiten, welche ihm die Jahreszeit und die Gegend entgegenstellten. Ihn schreckten weder die steilen Bergpfade über Eis und Abgründe, noch die Lawinen, welche donnernd herabfielen, noch die bündtnerischen Schaaren, welche von allen Höhen herabdroheten. Er gelangte nach Worms, wo er jedoch keine Lebensmittel fand; weßhalb er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte. Als der Hunger im kaiserlichen Heere schon einen furchtbaren Grad erreicht hatte, brach noch die Pest aus und raffte zahlreiche Opfer dahin. Hierdurch sah sich endlich Maximilian genöthigt, sein Heer aus dem Engadin in fruchtbare Gegenden zu führen. Doch wagte im gleichen Jahre abermals eine feindliche Schaar einen Ueberfall des Dorfes Schleins im Engadin. Die meisten Bewohner des Dorfes wohnten gerade dem Begräbnisse eines Verstorbenen bei; nur im Hause des Todten war eine alte Frau geblieben, um das Todtenmahl zu bereiten. Da erschien ein feindlicher Kundschafter und fragte sie, für wen sie eine so

große Mahlzeit bereite. Mit großer Geistesgegenwart antwortete die Alte: „Für die Bündtner und ihre Eidgenossen, welche bald ankommen". Erschrocken eilt der Kundschafter davon, die Frau in die Kirche, und ruft die Männer auf gegen den Feind. Diese ergriffen die ersten besten Waffen, schaarten sich unter die Kirchenfahne und griffen den Feind unverzagt an. Sie schlugen ihn aus dem Lande, nachdem sie siebenundvierzig getödtet und über hundert in Abgründe gesprengt hatten.

Das Schweizermädchen.

Der Kaiser war immer noch nicht gesonnen, den Krieg gegen die Eidgenossen aufzugeben, vielmehr schien er Alles daran setzen zu wollen, sie zu bezwingen. Neue Heere bewegten sich gegen die Schweizergrenze und schon umgaben den Kaiser in Konstanz große Streitkräfte. Schwer lag der Krieg auf den Eidgenossen, nicht nur weil sie beständig unter den Waffen sein mußten, ihre Grenzen zu schützen, sondern auch weil ihnen durch die fremden längs der Grenze stehenden Heere zwei ihrer nothwendigsten Bedürfnisse abgeschnitten waren, nämlich Getreide und Salz. Ueberdieß lagen viele Gegenden, einstmals lachende Fluren voll blühender Dörfer, verheert und öde. Sie kamen daher überein, an Maximilian zu schreiben und einen ehrenvollen Frieden zu begehren. Sie schrieben: „Unsere Feinde*) haben diese Händel in Euerer Abwesenheit angefangen, und werfen nun die Schuld auf die Unschuldigen. Gezwungen haben wir zu den Waffen gegriffen und wollen sie gern niederlegen, wenn Euere Majestät lieber ihrer angeborenen Güte und Sanftmuth, als unsern Verläumdern Gehör gibt. Wird uns aber kein Recht gehalten, so waschen wir vor Gott und Menschen unsere Hände rein vom Blute des Krieges, vertrauen auf Gottes Hülfe und ziehen einen ehrenvollen Tod einem schimpflichen Frieden oder schmählicher Knechtschaft vor."

Weil die gegenseitige Erbitterung so groß war, daß man keine Männer mehr als Boten zu schicken wagte, so trug ein Mädchen aus dem Thurgau, wo die Eidgenossen lagen, diesen Brief nach Konstanz zu dem Kaiser. Während es im Hofe unter der Wachtmannschaft auf

*) Der schwäbische Adel.



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

[illegible]

[illegible] weil sie einen Angriff erwarten [illegible]

[illegible] ich [illegible]

[illegible] neuer Angriff [illegible]

[illegible] daß er [illegible] nicht [illegible]

[illegible] den [illegible] dieses Stadt [illegible]

[illegible] nicht [illegible] hätte."

[illegible] wenn sie doch [illegible] zu [illegible]?"

[illegible] wenn sie nicht [illegible]

[illegible]

[illegible] oder Einer [illegible] und [illegible] und [illegible]

[illegible]

[illegible] gar nicht und fragt: „[illegible] Die entsprungenes Mädchen [illegible] warum [illegible] Er wird gewiß bei Einem [illegible] Aber es ist leichter, ein [illegible] Mädchen [illegible], als den [illegible] nicht mit [illegible], sondern mit dem Schwerte [illegible] zu [illegible]"

[illegible], welcher [illegible] deren [illegible] dem [illegible] zu [illegible] seinen [illegible] und [illegible] seinem [illegible].

Der Kaiser gab auf das Schreiben der Eidgenossen keinen Bescheid [illegible] daß er nicht gekommen sei, ihnen [illegible] zu gewähren. Maximilian, im Vertrauen auf seine Macht und [illegible] durch schlechte Rathgeber, glaubte, daß der [illegible], am Erfolge des Krieges [illegible]; den Frieden [illegible] und daß nun kein Sieg gewiß sei. Doch die Eingeengten [illegible] den Muth nicht verloren; neue Rüstungen wurden gemacht, und [illegible] welche dem feindlichen Angriffe von [illegible] zu [illegible], wurde auf [illegible]

[illegible]

Antwort wartete, fragte Einer derselben: „Was machen die Schweizer in ihrem Lager?“

Das Mädchen: „Seht Ihr nicht, daß sie eueren Angriff erwarten.“

Die Soldaten: „Wie groß ist ihre Zahl?“

Das Mädchen: „Groß genug, um euere Angriffe zurückzuschlagen.“

Die Soldaten drangen nochmals darauf, daß es eine Zahl angebe, und das Mädchen antwortete getrost: „Wenn ich mich nicht irre, so hättet Ihr sie in dem Treffen vor den Thoren dieser Stadt selbst zählen können, wenn die Flucht Euch nicht blind gemacht hätte.“

Die Soldaten: „Haben sie auch Etwas zu essen?“

Das Mädchen: „Wie könnten sie denn leben, wenn sie nicht zu essen und zu trinken hätten?“

Die Umstehenden fingen an zu lachen, aber Einer drohete, um das Mädchen zu erschrecken, ihm den Kopf abzuhauen und legte schon die Hand an's Schwert.

Das Mädchen aber erschrak gar nicht und sagte: „Wahrlich, Du bist ein rechter Held, daß Du ein junges Mädchen umbringen willst. Wenn Du so großes Verlangen trägst zu streiten, warum stürmst Du nicht an das feindliche Lager. Du wirst gewiß dort Einen finden, der deinem Trotze wohl stehen mag. Aber es ist leichter, ein wehrloses, unschuldiges Mädchen anzufahren, als dem bewaffneten Feinde zu begegnen, der nicht mit Worten, sondern mit dem Schwerte seine Sache zu führen versteht.“

Pirkheimer, welcher uns diesen Vorfall erzählt, hörte dem Mädchen mit großem Vergnügen zu und bewunderte seinen Verstand und die kühne Freimüthigkeit in seinen Antworten.

Der Kaiser gab auf das Schreiben der Eidgenossen keinen Bescheid, woraus denn diese schlossen, daß er nicht gesonnen sei, ihnen den gewünschten Frieden zu gewähren. Maximilian, im Vertrauen auf seine Macht und aufgestachelt durch schlechte Rathgeber, glaubte, daß die Schweizer, am Erfolge des Krieges verzweifelnd, den Frieden gesucht hätten, und daß nun sein Sieg gewiß sei. Doch die Eidgenossen hatten den Muth nicht verloren; neue Rüstungen wurden gemacht, und die Besatzung im Schwaderloche, welche dem feindlichen Angriffe von Konstanz aus zuerst bloß gestellt zu sein schien, wurde auf sechstausend Mann vermehrt.

Die Schlacht bei Dornach.

Während Maximilian immer noch mehr Streitkräfte in Konstanz an sich zog und die Eidgenossen einen Angriff auf das Schwaderloch befürchteten, zog sich ein anderes feindliches Heer unter Heinrich von Fürstenberg im Elsaß zusammen, um über Dornach in die Schweiz einzudringen. In diesem Schlosse lag eine solothurnische Besatzung unter dem Befehle des tapferen Benedikt Hugi, welcher kaum vom Herannahen des Feindes Kunde erhalten, als er auch schon seine Regierung um Verstärkung anging und sich anschickte, den ihm anvertrauten Posten mit äußerster Kraft zu vertheidigen. Sogleich eilte das Hauptbanner Solothurns von fünfzehnhundert Mann unter Anführung des Schultheißen Nikolaus Konrad herbei; es erging Mahnung an Bern und Zürich. Bern sandte dreitausend Mann unter Rudolf von Erlach, der anfangs die Uebernahme des Befehls ablehnte, aber endlich wegen der Noth des Vaterlandes sich dazu verstand. Von Zürich zogen vierhundert Streiter unter Kaspar Göldlin zu Felde.

Glarus, Appenzell, St. Gallen und Graubündten waren auf den Schutz ihrer Grenzen angewiesen, und die übrigen Eidgenossen eilten nach dem bedrohten Schwaderloche. Als sie jedoch erfuhren, daß die nächste Gefahr bei Dornach drohe, sandten sie den Ihrigen Boten nach, welche sie zur Hülfeleistung nach Dornach zurückrufen sollten. In Winterthur traf diese Mahnung die Banner von Luzern und Zug, und sogleich wandten sie ihren Marsch und eilten nach Dornach.

Fürstenberg war unterdessen an der Spitze einer ausgezeichneten Kriegerschaar von fünfzehntausend Mann unter Mord und Plünderung vor Dornach erschienen; bei ihm die ehemals den Eidgenossen befreundete Stadt Straßburg. In der schönen Ebene bei Arlesheim an den Ufern der Birs hatte er ein weites Lager geschlagen, in welchem ein Leben herrschte, als ob man schon den errungenen Sieg feiere. Der Donner des Geschützes, welches die Mauern des feindlichen Schlosses brechen sollte, war der einzige kriegerische Schall, den man vernahm. Fröhliche Gesänge, Tanz und allerlei Kurzweil gaben dem Lager eher den Anschein eines Freudenfestes, als daß man hätte denken können, hier gelte es einen Kampf mit den Siegern von Frastenz und vom Schwaderloche. Ueppige Gastmähler, Wein in Fülle, von den adelichen Herren zu Basel hergesandt, ließen die Krieger jede Vorsicht vergessen,

besonders da noch der Bürgermeister von Basel, Immer von Gilgenberg (in seinen Briefen an Fürstenberg nannte er sich Pfefferhans), geschrieben hatte, daß die Eidgenossen ihre ganze Macht nach dem Schwaderloche entsendet hätten. Der Feldherr selbst war so weit entfernt, etwas Ernstliches zu ahnen, daß er die Warnung erfahrener Kriegsleute und weiser Männer keck verachtete. Umsonst mahnte der Leutpriester von Straßburg, Gailer von Kaisersberg, man dürfe nicht gegen die Eidgenossen ziehen, wie auf eine lustige Fahrt, sondern mit männlichen Herzen und langen Spießen; umsonst warnten die alten Hauptleute, man solle vorsichtig sein im Feindeslande; umsonst erzählte man, wie Gefangene ausgesagt hätten, daß die Schweizer im Anzuge seien. Fürstenberg sprach lachend: „Es wird doch nicht Schweizer schneien; sie haben wohl zu schaffen im Schwaderloche und bei Constanz, daß wir hier nichts vor ihnen zu fürchten haben; wer sich aber dennoch fürchtet, der mag seinen Panzer anlegen oder heimziehen zu den Weibern.“ —

In Liestal hatten sich die Banner von Solothurn, von Bern und Zürich vereinigt und waren schnell aufgebrochen nach Dornach gegen den Feind; denn Hugi mahnte zur Eile. Von der Schartenfluh überschauten die eidgenössischen Führer das Lager der Feinde und freuten sich der Sorglosigkeit, welche darin herrschte. Sie beschlossen ungesäumten Angriff. Die Solothurner unter ihrem tapfern Schultheißen bildeten die Vorhut; ihnen folgte Bern und Zürich. Von einem des Landes kundigen Solothurner geführt, gelangte Konrad mit den Seinigen durch den Wald bis dicht an den Feind; da sprach er: „Biedere Eidgenossen, gedenket der Tapferkeit Euerer Altvordern, welche nie eine feindliche Uebermacht gescheut haben, auch keinen Tod, wenn es galt, Ehre, Freiheit und Vaterland zu schirmen und zu retten. Ihr höret die Flüche und Lästerungen unserer Todfeinde, welche auf unserem Boden liegen, unser Land, unsere Weiber und Kinder zu verderben. Haltet treulich zusammen und männlich; der Sieg über den sorglosen, getrennten Feind wird uns nicht entgehen.“ Die Eidgenossen fielen nieder zum kurzen, aber inbrünstigen Gebete; dann stürzten sie mit Macht in das feindliche Lager. Die feindlichen Führer meinten anfänglich, ihr eigenes Volk wäre unter sich in Streit gerathen, und eilten herbei Frieden herzustellen. Fürstenberg selbst war unter ihnen; er wurde im ersten Angriffe erschlagen und bezahlte so als Krieger die

Schuld, welche er als Feldherr gemacht. Sein Tod entschied jedoch den Sieg noch nicht. Die entfernteren Theile des feindlichen Heeres erfuhren die Ankunft der Eidgenossen und hatten Zeit, sich zu rüsten. Schon lagen viele Feinde erschlagen, als die Eidgenossen von der Reiterei im Rücken angegriffen wurden und das auserlesene Fußvolk ihnen über die Birs in die Seite fiel. Es ward ein heißer Kampf, welcher die Eidgenossen in zwei Theile trennte und in welchem gar Mancher von ihnen den Tod fand. Doch endlich gelang es ihnen, sich wieder zu vereinigen, und obgleich nicht vorauszusehen war, daß sie siegen würden, setzten sie doch den Kampf fest und unerschrocken fort; sie wollten als Männer sterben. Es geschahen von Einzelnen Thaten des höchsten Muthes; so erstritt Heinrich Rahn von Zürich nicht ohne Blut das Banner der einst befreundeten Stadt Straßburg, welche, der Eidgenossen Krieg für ungerecht haltend, auf des Feindes Seite getreten war. Doch die Zahl der Eidgenossen nahm zusehends ab, während die des zahlreichen Feindes sich immer gleich zu bleiben schien; Viele vergaßen sich sogar so weit, daß sie flohen.

Diese Flüchtigen trafen unterwegs die Banner von Luzern und Zug, jenes achthundert Mann stark unter dem Schultheißen Peter Feer, dieses von vierhundert Mann unter dem Landammann Steiner. Jammernd über das schwere Unglück, welches bei Dornach walte, riefen sie: „O Ihr lieben Eidgenossen, ziehet nicht weiter; denn Ihr werdet Nichts mehr ausrichten, da die Unsrigen rings umzingelt und schon so geschädigt sind, daß nur wenige davon kommen werden!“ Entrüstet ob dieser Rede erwiederte der Schultheiß von Luzern: „Ihr hättet bis in den Tod von Eueren Brüdern nicht weichen sollen! Wir wollen zu unsern treuen lieben Eidgenossen Leib und Leben setzen, zu den Todten wie zu den Lebendigen!“ Der Ammann Steiner von Zug rief: „Sollen wir das Gefecht hören und nicht zulaufen? Das wäre uns eine ewige Schande! Ich halte dafür, daß unsere Eidgenossen noch nicht, wie Ihr vorgebet, überwältiget sind, und sind sie auch erschlagen, so werden sie sich so an den Feind gehalten und ihn so geschädigt haben, daß wir wohl Etwas ausrichten und unsere Eidgenossen rächen werden. Darum wer ein redlicher Eidgenosse ist, folge mir!“ Muthig eilten sie dem Schlachtfelde zu, die Flüchtigen folgten beschämt. Da erblickten sie endlich ihre in Noth kämpfenden Freunde. Ihnen Trost zu bringen und ihren sinkenden Muth aufzurichten, eilte der Feldprediger Hans Schönbrunner,

Dekan von Zug, zu ihnen hin und rief laut: „Seid tapfer, liebe Eidgenossen; denn meine Herren von Luzern und Zug sind da mit aller Macht, Euch zu helfen!" Dieser Zuruf des wackern Pfarrers erfüllte die Eidgenossen mit neuem Muthe, und als das Feldgeschrei der Freunde erscholl und ihre Harsthörner erklangen, da war des Feindes Widerstand gebrochen. Nach kurzem Widerstande floh er über die Birs und von den siegreichen Eidgenossen verfolgt aus dem Lande. Groß war seine Niederlage; denn über dreitausend Mann waren gefallen, darunter mancher Führer. Die Eidgenossen hatten den Tod von sechshundert der Ihrigen zu betrauern, von welchen eine namhafte Zahl wälscher Berner von den Zugern und Luzernern erschlagen wurden, weil sie ihre Sprache nicht verstanden. (21. Juli 1499.)

Nachdem der Feinde Verfolgung wegen der eingebrochenen Nacht aufgegeben worden, kehrten die Eidgenossen auf das Schlachtfeld zurück und schickten ihr frommes Dankgebet gen Himmel zum Gotte ihrer Väter, der sich ihnen in der Schlacht als ein Retter aus schwerer Noth so sichtbarlich bewähret hatte. Dann nahmen sie Besitz von dem reichen Lager des Feindes und erquickten sich an den Vorräthen von ihrer schweren Blutarbeit. Des andern Tages kamen die Eidgenossen von Uri, Schwyz, Unterwalden und Freiburg und bedauerten nicht wenig, nur Zeugen des schönen Sieges sein zu können, welchen Mannskraft und treuer Brudersinn ruhmvoll erstritten. Auch kamen Mönche von Basel und Abgesandte der Verwandten des gefallenen Adels und baten um die Leichen der Erschlagenen; doch die Solothurner, welchen die Eidgenossen den Entscheid überließen, antworteten trotzig: „Die Edeln müssen bei den Bauern liegen!" Eine reiche Beute an Bannern und Geschütz, welche die Sieger unter sich theilten, brachte sichtbare Gedenkzeichen an den Heldenkampf von Dornach in die einzelnen Orte.

Basel und Schaffhausen treten in den Bund.

Nachdem der Krieg etwa acht Monate gedauert und unsägliches Elend über die einzelnen Gegenden gebracht hatte, wurde Kaiser Maximilian endlich versöhnlicher gegen die Eidgenossen gestimmt und schloß einen Frieden zu Basel, welcher den Zustand vor dem Kriege wieder herstellte und einzig nur die Herrschaftsrechte der Eidgenossen im Thurgau auf Kosten der Stadt Konstanz erweiterte. Dieser Friede, welcher

zwar nicht eine förmliche Lostrennung der Eidgenossenschaft vom deutschen Reiche, aber doch ihre Unabhängigkeit vom Reichskammergerichte aussprach, wurde jedoch an der Stadt Basel nicht gehalten. Diese Stadt war nämlich während des Schwabenkrieges in ihrem Innern gespalten: die Bürgerschaft hielt es mit den Eidgenossen, der Adel mit Oesterreich. Eine jede Partei unterstützte heimlich ihre Freunde, wiewohl die Stadt versprochen hatte, sich auf keine Seite zu schlagen. Als nun nach der Schlacht von Dornach die Eidgenossen das städtische Gebiet besetzt hielten, verließen viele Adeliche die Stadt. Diese schlossen sich in der Folge den österreichischen Herren in der Umgegend an, welche ihrem Hasse gegen die eidgenössisch gesinnte Bürgerschaft dadurch Luft machten, daß sie Basler Kaufleute beraubten und sogar tödteten. Man sah sogar noch drohendere Gefahren für die Stadt und war daher genöthigt, wie in Zeiten des Krieges, zahlreiche Wachen an den Thoren aufzustellen. Dieser Unsicherheit müde und eingedenk der Liebe und Freundschaft, welche sie von den Eidgenossen erfahren hatte, wandte sich die Stadt an dieselben um Aufnahme in den ewigen Bund. Nach einigem Widerstande der Länder, in welchen die alte Eifersucht gegen die Städte wieder erwachte, wurde diese Bitte gewährt und der 8. Brachmonat 1501 für die Beschwörung des Bundes festgesetzt.

Am festgesetzten Tage kamen die eidgenössischen Boten gen Basel und als sie, begleitet von vielen Baslern, die ihnen entgegen gezogen waren, in die Stadt eintraten, jauchzte ihnen die Jugend freudig den Gruß entgegen: „Hie Schweizerland!“ — Dann ging es nach dem Münster, wo ein feierlicher Gottesdienst abgehalten wurde, und hierauf nach dem Kornmarkte, wo eine große Bühne für die Gesandten und die Räthe von Basel errichtet war. Hier wurde vor der versammelten Bürgerschaft der Bundesbrief verlesen, welcher der Stadt Basel die unbedingte Hülfe der Eidgenossen zusicherte und ihr die schöne Aufgabe zutheilte, in Streitigkeiten der Eidgenossen unter sich als Vermittlerin des Friedens aufzutreten. Der Bürgermeister von Zürich empfing dann von den Anwesenden den Eid, diesen Bund zu halten ewiglich. Auch die Eidgenossen schwuren den Baslern einen gleichen Eid, und hierauf endigte die Feierlichkeit mit einem freudigen Feste. So sicher hielten sich die Basler als Glied der starken Eidgenossenschaft, daß sie an die Stadtthore anstatt der zwanzig geharnischten Reiter, welche die-

selben zu bewachen pflegten, ein altes Weib mit der Kunkel setzten zur Bewachung der Stadt und zum Einzuge des Zolles.

Zwei Monate nachher trat auch Schaffhausen in den Bund. Diese Stadt hatte sich schon kurz nach dem Konstanzer Concil den Eidgenossen genähert, seit 1454 ein Bündniß mit denselben geschlossen und während des Schwabenkrieges treu und redlich zu den Schweizern gehalten. Darum bemühte sich auch Zürich, die ihm vorzugsweise befreundete Stadt in den Bund zu bringen, was auch trotz des Widerstrebens der Länder gelang. Obgleich der Bund mit Schaffhausen demjenigen, welcher mit Basel geschlossen worden war, ähnlich war und auch dieser Stadt die Vermittelung in eidgenössischen Streitigkeiten zusicherte, so stellte er doch die Stadt in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Orten auf die Rangstufe von Freiburg und Solothurn, welche mehr als bloß verbündete oder zugewandte Orte betrachtet wurden.

Einigen Streit verursachte noch der Umstand, daß man dagegen die Stadt Basel im Range vor Freiburg und Solothurn setzte. Beide Städte wollten anfänglich dieß nicht zugeben; als man sie jedoch des Rechtes, auf den Tagsatzungen Sitz und Stimme zu haben, berauben wollte, fügten sie sich dem Willen ihrer Eidgenossen.

Mit dem Eintritt Appenzells in den Gesammtbund, welcher 1513 erfolgte, schloß sich die Eidgenossenschaft der dreizehn alten Orte. Auch dieser Ort, schon längst einzelnen eidgenössischen Orten verbündet, konnte, obwohl er an den mailändischen Feldzügen einen ruhmvollen Antheil genommen hatte, im Bunde nur eine solche Stellung erlangen, wie die zuletzt aufgenommenen.

Die mailändischen Feldzüge.

Die Eidgenossen als Söldner.

Schon kurze Zeit nach den Burgunderkriegen finden wir Eidgenossen in französischem Solde, welche des fremden Königs Gold nicht selten höher achteten, als die Pflicht gegen das eigene Vaterland.

Während des Schwabenkrieges gab es sogar solche, die des schnöden Soldes wegen das Vaterland in Augenblicken verließen, wo es eines jeden tapfern Armes zum eigenen Schutze so benöthigt war. Den Frieden, mit welchem Maximilian den Krieg schloß, hatten die Eidgenossen besonders den Bemühungen zweier Fürsten zu verdanken, welche nicht aus Liebe zum Frieden und zu den Eidgenossen denselben herbeiführten, sondern weil Beide eidgenössischer Söldner bedurften, um sich gegenseitig zu bekämpfen. Diese Fürsten waren Ludwig XII. von Frankreich und Ludwig Sforza, der Herzog von Mailand. Mailand war der Gegenstand ihres Streites, den der Letztere besaß, der Erstere beanspruchte; die Eidgenossen schienen Beiden die geeignetsten Werkzeuge, ihren Zweck zu erreichen, Geld das beste Mittel, dieselben zu gewinnen. Ludwig XII., welcher seine großen Schätze nicht sparte, wußte sich wider den Willen der schweizerischen Obrigkeiten in den Besitz eines großen Heeres von Eidgenossen zu bringen und mit demselben eroberte er das Herzogthum Mailand. Als er sich jedoch am Ziele seiner Wünsche sah, wurde er gegen die Eidgenossen übermüthig, verweigerte ihnen die Herausgabe der Stadt Bellenz, um welche sie baten, und bezahlte ihnen den Sold nicht, welchen er ihnen versprochen. Darüber wurden die Eidgenossen aufgebracht und als Ludwig Sforza wieder um ihre Gunst buhlte, erklärten sich alle diejenigen für ihn, welche der König beleidigt hatte, und so liefen ihm mehrere tausend Söldner zu, mit welchen er in kurzer Zeit sein Herzogthum wieder eroberte. Ludwig XII. wurde dadurch genöthigt, ein neues Heer zu werben, und da die Tagsatzung ihm die Erlaubniß dazu verweigerte, durfte sein Gesandter sich erfrechen zu sagen: „Ich merke wohl, wo es fehlt; es ist um Geld zu thun, ich will den Kronensack erschütten, dann wird es schon gehen!" Hierauf reiste er im Lande umher, warf Geld unter das Volk, versprach noch größere Summen, und es liefen ihm vierundzwanzigtausend Söldner zu, mit welchen er ungesäumt über den St. Bernhard in das Herzogthum Mailand einfiel. Ludwig Sforza erhielt diese Nachricht in Novara, und da er das Verbot der Tagsatzung kannte, meinte er, das Gerücht vom Herannahen der Eidgenossen sei falsch und blieb wider den Rath seiner schweizerischen Hauptleute in der Stadt, welche ihm nur geringe Mittel zur Vertheidigung darbot. Nach wenigen Tagen wurde Novara belagert und es standen Eidgenossen wider Eidgenossen bereit, ihre Waffen mit Bruderblut zu beflecken zu fremdem

Vortheile und um elenden Sold. Tief bekümmert erfuhr die Tagsatzung diesen Stand der Dinge und sandte sogleich Boten an die Söldner, sie heimzurufen oder wenigstens zu verhüten, daß Eidgenossen gegen Eidgenossen stritten. — Sforza, aufs Härteste belagert, wollte sich durchschlagen; doch seine Söldner standen schon mit den Franzosen in Unterhandlung um freien Abzug, welcher ihnen auch endlich gestattet wurde. Der unglückliche Herzog, von Allen verlassen, sah sich seinen Feinden preisgegeben, da er und einige mailändische Edle von dem freien Abzuge ausgenommen worden waren. Er bat daher unter Thränen die Eidgenossen, sie möchten ihn, als gemeinen Krieger gekleidet, beim Auszuge in ihre Mitte nehmen. Es ward ihm bewilligt. Man zog aus und durchschritt langsam die enge Gasse, welche die französischen Truppen vor der Stadt gebildet hatten. „Wo ist der Herzog?" hörte man im französischen Heere murmeln. Vergeblich waren lange Zeit alle Nachforschungen, vergeblich alle Drohungen und sogar die Ermordung vieler Mailänder. Da endlich bot der französische Führer Geld, und Rudolf Turmann von Uri verrieth den Herzog, welchem er den Eid der Treue geschworen hatte, um Geld. Vergebens schrieen jetzt die französischen Eidgenossen, der Herzog sei ihr Gefangener; er wurde mißhandelt und nach Frankreich abgeführt, wo er den Rest seines Lebens in scheußlichem Kerker unter harter Behandlung verbrachte. Vorher aber mußte er noch sehen, wie seine treuesten Freunde, seine ergebensten Anhänger schmählich getödtet wurden. Wiewohl Sforza, welcher sich durch Gift und Dolch den Weg zum Throne gebahnt hatte, in seinem Schicksale den gerechten Lohn für seine Verbrechen empfing, so ist doch der schmähliche Verrath unter keinen Umständen zu rechtfertigen. So wurde derselbe auch von der Tagsatzung betrachtet, auf deren Veranlassung Rudolf Turmann zum Tode verurtheilt und enthauptet wurde. Diese Strenge, an dem Einzigen geübt, war keineswegs geeignet, dem unheilvollen Söldnerwesen ein Ende zu machen, in dessen Gefolge Verachtung des Vaterländischen und Sittenverderben ins Land kamen, hauptsächlich da die Obrigkeiten selbst, vom fremden Golde geblendet, des Landes wahre Wohlfahrt immer mehr aus den Augen verloren.

Die Schlacht von Novara.

Das freundschaftliche Verhältniß, in welchem die Eidgenossen zu Ludwig XII. standen, war nicht von langer Dauer; denn die Eidgenossen mußten gar bald erfahren, daß der König ihnen nur so lange hold war, als er ihres Dienstes bedurfte. Ein Hader um die Stadt Bellenz und um den Sold, welchen der König wider sein Versprechen ihnen vorenthielt, schien sie für immer zu trennen. Doch wußte Ludwig durch Erfüllung der Zusagen bald wieder seinen Einfluß in der Eidgenossenschaft zu erlangen und durch reiche Geldspenden zu erhalten. Seinem Beispiele folgten auch andere Mächte, welche die Kraft der Eidgenossen zu ihren Zwecken zu erwerben suchten, vorzüglich das den Franzosen abgeneigte Oesterreich. So kam es, daß bald Frankreich, bald Oesterreich die Eidgenossen vermittelst reicher Geldbelohnungen zu ihren Vortheilen lenkten. An das Vaterland dachten nur Wenige und ihrer Stimme ward nur dann gehorcht, wenn schweres Unglück im Soldkriege die Blüthe der Jugend dahingerafft hatte, oder wenn Treulosigkeit der Fürsten den versprochenen Sold verweigerte. In solchen Fällen ermannte man sich; man schwur feierlich, keine fremden Jahrgelder und Pensionen mehr anzunehmen; aber man war schon zu sehr an ein üppiges Leben und Ungenügsamkeit gewöhnt, als daß man für lange Zeit des fremden Geldes hätte entbehren können. Dergleichen Eide wurden nicht gehalten und mit Freuden sogar gebrochen, wenn von Seiten der Bischöfe, welche theils für Frankreich, theils für den Kaiser wirkten, ihre Nichtigkeit erklärt worden war. Eine Zeit lang blieben die Eidgenossen dem Könige von Frankreich zugewendet, da dieser ungeheuere Summen auf die verderblichste Weise unter Volk und Obrigkeit vertheilen ließ. Als jedoch der Papst, welcher durch allerlei Begünstigungen die Eidgenossen für sich zu gewinnen wußte, sich gegen Frankreich mit dem Kaiser verband, konnte der Bischof Schinner von Sitten sogar ein Bündniß der Eidgenossen mit dem Papste zu Stande bringen. Wenn nun auch diese Vereinigung gegen Frankreich nicht lange hielt, so wurde sie doch bald fester erneuert, als die Franzosen sich übermüthiger Beschimpfung und wegwerfender Behandlung gegen die Eidgenossen schuldig machten und der Papst seine Gnaden- und Goldschätze reichlich fließen ließ. Mit dem Papste verbündet, traten die Eidgenossen auf die Seite des Kaisers, welcher den jungen Maxi-

milian Sfarza, den Sohn jenes unglücklichen Ludwigs, gerne auf dem mailändischen Herzogsstuhle gesehen hätte. Ihrem Beistande war es vorzüglich zu danken, daß nach einigen Feldzügen Mailand erobert und Sforza als Herzog eingesetzt wurde. Reiche Geschenke, schmeichelhafte Titel waren ihr Lohn, die Herrschaften Lugano, Locarno, Mendrisio, Meyn- und Eschenthal der Siegespreis, gegen welchen sie die Verpflichtung übernahmen, den neuen Herzog im Besitze seiner Länder zu schützen. Diese Pflicht führte die Eidgenossen in die Schlacht von Novara.

Herzog Maximilian, ein junger Fürst, war zu abhängig von auswärtigen Völkern, als daß er im Stande gewesen wäre, die schweren Wunden zu heilen, welche der Krieg seinem Lande geschlagen hatte. Er bedurfte zu viel Geld, um sich seine auswärtigen Freunde geneigt zu erhalten, als daß er hätte die schwer drückenden Steuern von seinen Unterthanen nehmen können. Diese Umstände machten seine Herrschaft im Lande von Tag zu Tag verhaßter, man sehnte sich zurück nach der milderen französischen Herrschaft. Dieß entging den Beobachtungen Ludwigs **XII.** nicht; er faßte aufs Neue den Plan, Mailand wieder zu erobern. Plötzlich stand er in Verbindung mit der Republik Venedig an der Spitze eines dreißigtausend Mann starken Heeres im Lande, welches er ohne Schwertstreich eroberte. Nur die Städte Como und Novara blieben dem Herzoge treu, den alle seine Truppen bis auf die viertausend Schweizer, welche ihm zugesandt worden waren, und einige hundert lombardische Reiter verlassen hatten. Mit diesen geringen Streitkräften warf er sich in die Stadt Novara, wohin ihm das französische Heer auf dem Fuße folgte.

Es begann eine harte Belagerung. Aus zahlreichen Feuerschlünden ward die Mauer der Stadt heftig beschlossen, so daß sie an vielen Orten einstürzte und Maximilians Muth brach. Er gedachte wohl der Zeit, wo sein Vater am gleichen Orte in der gleichen Gefahr ein Opfer des Verrathes durch dieselben Vertheidiger geworden. Doch dieß Mal bewährten die Eidgenossen ihre Treue, wiewohl es an Verlockungen zum Verrathe und selbst an Verräthern nicht fehlte. Mit ungebrochenem Muthe sahen sie die Mauern brechen, hörten sie den Hohn der deutschen Landsknechte, welche schrieen: „Nun haben wir einmal die Kühe und die Kälber in den Stall gesperrt, daß sie nicht mehr entrinnen können.“ Ja, sie erwiederten den Hohn, indem sie voll Geringschätzung

heraus riefen: „Braucht doch nicht so viel Pulver und Kugeln! Wir wollen Euch gerne noch ein Stück Mauer einreißen, wenn Euch die Lücke zum Sturme noch nicht groß genug ist.“ — Ein französischer Führer, Latremoille, hatte seinem Könige geschrieben, er werde ihm in Kurzem den Sohn liefern, wie er ihm vor dreizehn Jahren den Vater geliefert habe; er hatte sich getäuscht, denn als ein anderer Führer, Trivulzio, den Eidgenossen Anerbietungen für die Auslieferung des Herzogs machte, erwiederten sie mit einem Ausfalle, in welchem sie eines der auf sie gerichteten Geschütze wegnahmen. Selbst als die Noth noch größer wurde, als der größte Theil der Mauer in Trümmern lag und der Herzog an jeder Rettung verzweifelte, standen sie fest um die Stadt, eine lebendige Mauer, in so stolzer Haltung, daß der Feind den Sturm nicht wagte. Da kam die Nachricht, daß achttausend Eidgenossen im Anmarsche seien, ihre Brüder und den Herzog zu entsetzen. Auch gegen sie waren alle Mittel versucht worden, sie von der Ausführung ihres Auftrages abzuhalten. Zu ihnen waren Boten gekommen mit der Nachricht, daß alle Eidgenossen erschlagen seien, und daß sie umkehren sollten; doch sie beschlossen, vorwärts zu gehen und ihre Eidgenossen todt oder lebendig zu suchen. Ihr Anzug bewirkte, daß die Franzosen die Belagerung von Novara aufgaben und sich in einiger Entfernung von der Stadt in ein Lager zurückzogen. Hierdurch gelang es den neu Angekommenen, sich mit ihren Brüdern in der Stadt zu vereinigen. Der Heldenmuth, mit welchem die Belagerten den größten Gefahren getrotzt hatten, entflammte Alle zu rascher That. Obgleich die Stellung der Feinde fest, ihre Macht überlegen erschien, beschloß schweizerische Tapferkeit die Schlacht.

Der Tag des 6. Brachmonats 1513 brach an, und in Novara bereiteten sich neuntausend Eidgenossen durch inbrünstiges Gebet zum Kampfe. Durch die Thore und Mauerlücken brachen sie, den Herzog in ihrer Mitte, dann heraus, wie ein Bienenschwarm, den Feind zu suchen. Bald war man in seiner Nähe und nun erst theilten die Eidgenossen ihr Heer in drei Haufen. Der erste sollte den Feind umgehen, während ihn der zweite von vorn angriff; der dritte sollte die Reiterei beobachten. Voran zogen die Freiwilligen, kecke, verwegene Krieger, welche die feindlichen Vorwachen ins Lager zurücktrieben und hiedurch den Feind aufmahnten. Latremoille und Trivulzio, die kriegskundigen Führer der Franzosen, hatten bald eine feste Schlachtordnung hergestellt;

dichte Schaaren tapferer Landsknechte standen in Reihe und Glied, hinter einem Graben war das zahlreiche Geschütz aufgefahren, und des Angriffes gewärtig, hielt die Reiterei auf den Flügeln. Die Freiwilligen mußten bald zurückweichen; die eidgenössische Hauptmacht rückte vor. Da donnerte furchtbar das feindliche Geschütz, und die Reiterei sprengte heran zu gewaltigem Stoße. In diesem Augenblicke ermahnte Hans Keller von Bülach die Seinen: „Erschreckt nicht vor der Menge, sondern gedenket des Ruhmes Euerer Väter, welche an den heißen Tagen der Schlacht nur des Vaterlandes Ehre gewollt; rächet Euch für die vielfachen Kränkungen, welche Ihr von Frankreich erfahren, und haltet die Treue, welche Ihr dem Herzoge gelobet!“ — Da brachen die Reiter ein und schrecklich tobte das feindliche Geschütz, so daß die aufgehende Sonne das bleiche Angesicht manches wackeren Eidgenossen beschien, der im ersten Anprall dahin gesunken war. Schnell jedoch traten Lebende in die Lücken der Todten und unaufhaltsam ging es in die feindlichen Reihen. Doch flohen auch Einige; unter ihnen der Herzog, für welchen so Viele ihr Leben einsetzten und welcher sich nun mit einigen Reitern nach Novara zurück begab. Wild und immer wilder tobte der Kampf, je weiter die Eidgenossen vordrangen, das ihnen so furchtbare Geschütz wegzunehmen. Mit ungeheuerer Anstrengung drängten sie sich an den Feind; der heftigste Widerstand trat ihnen entgegen. Die deutschen Landsknechte schienen an Tapferkeit die Söhne der Helden von Sempach und St. Jakob überbieten zu wollen. Schon war man handgemein; Dolch und Beimesser waren die einzigen Waffen, welche mit Vortheil gebraucht wurden. Mitten im Gewühle ertönten die Stimmen der eidgenössischen Führer, eines Nikolaus Konrad, eines Benedikt von Weingart und eines Arnold von Winkelried, welche durch Ermunterung und Befehl die Ihrigen zusammenhielten und durch heldenmüthiges Beispiel ihren Muth entflammten. Stunden lang hatte der verzweifelte Kampf gedauert, als plötzlich jener seitwärts geordnete eidgenössische Haufe dem Feinde in die Seite fiel. Da flohen die Landsknechte; ihnen folgten die Reiterei, ohne die Befehle des erfahrenen Trivulzio zu achten. Unaufhaltsam floh der Feind über die Alpen nach Frankreich, wo man sich rühmte, „mit eitel leidigen Teufeln gefochten zu haben.“

Drei Stunden hatte der Kampf gedauert, und auf der Wahlstatt lagen achttausend Landsknechte und Franzosen, von welchen jene in

rühmlichem Kampfe, diese auf schmählicher Flucht erschlagen worden sind. Die Sieger hatten fünfzehnhundert Mann verloren, darunter ihren wackeren Führer Benedikt von Weingart, und Jakob von Uri, auf dessen Anrathen vorzüglich die Schlacht gewagt worden war. Nachdem die Verfolgung des Feindes wegen der Ermüdung der Eidgenossen nur in kurze Entfernung gedauert hatte, kehrten die Sieger auf die Wahlstatt und dankten dem Allmächtigen für den glücklichen Ausgang. Dann blieben sie einige Stunden in guter Ordnung, zu sehen, ob sich der Feind etwa wieder sammle; hierauf begruben sie ihre Todten, versorgten die Verwundeten und sammelten die Beute, welche zwar groß und bedeutend war, aber durch Veruntreuung aller Art kaum so weit reichte, daß man dem gemeinen Manne hinreichendes Geld zur Bestreitung eines guten Mahles geben konnte. Nachdem dann die Eidgenossen das wieder eroberte Land durchplündert hatten, um den versprochenen Sold zu bekommen, ließen sie einige tausend Mann zum Schutze des Herzogs zurück und zogen über die Alpen in ihre Heimath, wo gegen das Söldnerwesen in einzelnen Kantonen bedenklicher Aufruhr ausgebrochen war, welcher hie und da ein eifriges Streben der Landleute nach größerer Unabhängigkeit von ihren Herrschern zu erkennen gab.

Die Schlacht bei Marignano.

König Ludwig war gestorben und hatte den französischen Thron seinem Eidam Franz I. hinterlassen, einem ritterlichen Manne, dessen sehnlichster Wunsch es war, den Namen eines Helden zu erringen. Zu diesem Zwecke suchte er die Freundschaft der Eidgenossen, welche noch immer auf der Seite des Herzogs von Mailand standen. Wirklich gelang es ihm, durch reiche Geschenke und Jahrgelder viele angesehene Männer in den einzelnen Orten für sich zu gewinnen; doch als er sich weigerte, einen unter seinem Vorgänger abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen, worin den Eidgenossen das Herzogthum Mailand und eine bedeutende Summe Geldes abgetreten wurden, da erklärte man sich wider ihn und sandte dem Herzoge von Mailand vierzehntausend Mann zu Hülfe. Franz gedachte nämlich das Herzogthum wieder für sich zu erobern, und durch diese Unternehmung den Fleck zu tilgen, welchen die verlorene Schlacht von Novara auf die französische Waffenehre geworfen hatte. Mit einem starken, wohlgerüsteten Heere unter

tüchtigen Feldherrn und seiner eigenen Leitung stand er sogar schon bereit, über das Alpengebirge in Mailand einzufallen. Die Vertheidigung des Landes lag ganz in den Händen der Eidgenossen, welche ihre Macht auf beinahe vierzigtausend Mann vermehrten, eine Streitkraft, welche den Franzosen jedes Vordringen unmöglich hätte machen können. Aber der Geist der Zwietracht und des Verraths ließ sie zu keiner zweckmäßigen Maßregel kommen. Zwar hielten sie die Bergpässe besetzt, um hier dem französischen Heere die Spitze zu bieten; doch als dasselbe herannahte, zog man eiligst zurück und überließ ihm ohne Schwertstreich die Eingänge des Landes. Ohne alle Ordnung, geschädigt vom nachdringenden Feinde, unter grausamen Plünderungen und Verwüstungen geschah dieser Rückzug. Streitigkeiten, noch mehr aber die Geschenke des Königs entzweieten das eidgenössische Heer in dem Grade, daß es sich trennte, daß ein Theil erklärte, nicht weiter Krieg wider Frankreich führen zu wollen. Bern, Freiburg, Solothurn und Wallis zogen ihre Truppen nach Galera, angeblich um neuen Zuzügen aus der Heimath entgegen zu gehen, in Wirklichkeit aber, um einen Frieden mit Franz zu unterhandeln. Dieser Friede kam auch wirklich zu Stande; Mailand wurde dem Könige überlassen, wogegen dieser den Eidgenossen große Summen zusicherte. Zwölftausend Mann zogen aus dem Felde. Uri, Schwyz und Glarus verschmähten die Unterhandlungen mit dem Feinde und blieben ihrer Pflicht getreu; ihnen folgten Unterwalden und Zug sammt den übrigen Eidgenossen. Ohne Schwertstreich eroberte Franz das ganze Herzogthum Mailand; selbst von der Hauptstadt nahm er Besitz; doch verließ er sie wieder, um in der Nähe, beim Dorfe Marignano, ein festes Lager zu beziehen, auf daß er sich besser mit dem ihm zu Hülfe eilenden venetianischen Heere vereinigen könne. Kaum war er aus Mailand abgezogen, so rückten die Eidgenossen unter dem Jubel der Einwohner ein. Doch von ihnen wich immer mehr der Geist der Eintracht, da Einige den Frieden von Galera anzunehmen bereit waren, wie Zug und Zürich; Andere, wie Uri, Schwyz, Glarus, Unterwalden und Appenzell in allen Treuen beim Herzoge ausharren wollten.

Das Lager von Marignano war der Stadt so nahe, daß tagtäglich kleine Gefechte vor den Thoren vorfielen und daß auch mit Leichtigkeit französische Unterhandlungen mit den Eidgenossen gepflogen werden konnten. Unter ihnen selbst herrschte immer noch die größte Uneinig-

keit, die Einen wollten aus dem Felde ziehen, die Andern begehrten die Schlacht, welche dann auch durch die Bemühungen des von Franzosenhaß erfüllten Cardinals Matthäus Schinner von Sitten herbeigeführt wurde. Er hatte sich durch Geld und gute Worte einige von den eidgenössischen Hauptleuten gewonnen. Als dann am 13. Herbstmonat 1515 am Nachmittag der eidgenössische Kriegsrath versammelt war und jene beiden Ansichten wieder scharf einander entgegentraten, erscholl plötzlich die Kunde, die herzogliche Leibwache sei vor den Thoren im Gefechte, das ganze feindliche Heer nahe der Stadt. Alles griff nun zu den Waffen und in begeisterter Rede entflammte der Cardinal die Krieger, warf sich dann im vollen Schmucke seiner Würde auf ein Pferd und zog an der Spitze einiger hundert Reiter voraus aus den Thoren Mailands. Ihm folgten freudig die Waldstätten, langsamer und verdrossen die Uebrigen, im Ganzen etwa vierundzwanzigtausend Mann.

In sorgloser Fröhlichkeit ruhte das französische Heer in seinem wohlbefestigten Lager, von dessen Wällen herab vierundsechszig Geschütze den heranziehenden Feind bedrohten, während zahlreiche Bogenschützen wohl verschanzt, die allzu Kühnen zurücktreiben sollten, und ein breiter Graben das Lager uneinnehmbar zu machen schien. Von einem Gefangenen erfuhren die Eidgenossen die Stellung des Feindes und bildeten alsbald drei Schlachthaufen, mit denen sie in die nahe Ebene rückten, indeß ihr Geschütz gegen das feindliche Lager auf der Landstraße fuhr. Schon neigte sich die Sonne zum Untergange, da schlugen Mehrere vor, man solle ein Lager schlagen und die Nacht in Ruhe verbringen. Die Meisten jedoch waren der Meinung, man sollte ohne Verzug angreifen, und vergeblich waren die Bemühungen der Führer, welche einen Angriff verhindern wollten. Die Freiwilligen stürzten auf den Feind, welcher sich kaum gerüstet hatte. Als da die Führer einsahen, daß es ihnen nicht gelingen werde, den Ungestüm des Volkes zu bemeistern, fügten sie sich und ermahnten zur Tapferkeit. Der Landammann Steiner von Zug ließ sich drei Erdschollen geben, warf dieselben über die Köpfe der Krieger und sprach: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Hier soll unser Kirchhof sein; fromme, treue, liebe Eidgenossen seid männlich und unverzagt, vergesset die Heimat und denket nur auf Lob und Ehre, die wir heute mit Gottes Hülfe erlangen wollen; laßt uns darum zu ihm flehen!"

Im feindlichen Lager hatte die Nachricht vom Anzuge der Eidgenossen Bestürzung hervorgebracht, denn man hatte sich dem Gedanken hingegeben, daß mit den Eidgenossen Friede geschlossen sei und daß man also von ihrer Seite keinen Angriff zu erwarten habe. Doch rief bald der Klang der Trompeten und der Befehl der Führer das ganze Heer in Schlachtordnung. Die Eidgenossen nahen. Laut donnert das Geschütz ihnen entgegen und streckt ganze Reihen darnieder. Sie rücken vor und werfen die besten Truppen über den Graben zurück. Da kracht abermals das ganze feindliche Geschütz, daß die Erde erbebt; die Eidgenossen haben den Graben überschritten und dringen unaufhaltsam ein. Vergebens stellen sich ihnen die bewährtesten Truppen des französischen Heeres entgegen; sie müssen der übermenschlichen Kraft weichen. Nun kommen die Eidgenossen zum feindlichen Geschütze, das ihnen so großen Schaden gethan; es wird in gewaltigem Sturme genommen, Fahnen werden erbeutet. Die feindlichen Führer treten selbst an die Spitze der Ihrigen, und führen sie, durch Wort und Beispiel ermuthigt, zu neuem Kampf. Umsonst; die Eidgenossen dringen, Alles zermalmend, immer weiter vor. Da sinken viele französische Edle in den Staub; selbst der König wird verwundet. Dort fliehen Andere aus der Schlacht, um ihr Leben zu retten; auch Bayard flieht, der Ritter ohne Furcht und Tadel. Schwach leuchtete zu dem grausamen Gemetzel der blutrothe Widerschein der untergegangenen Sonne, dann schwächer der bleiche Schimmer des Halbmondes. Gegen Mitternacht lagerte sich dichtes Dunkel über dem Schlachtfelde und gebot Waffenruhe zum Glücke der Franzosen, welche unstreitig eine völlige Niederlage erlitten hätten. Boten mit der Nachricht vom Siege der Eidgenossen eilten sogleich nach Frankreich und in die Schweiz, nach allen Gegenden.

Im ersten Augenblicke mußte ein Jeder stehen bleiben, wo ihn die Dunkelheit überrascht hatte, Freunde und Feinde bunt durcheinander. Mancher, der mit seinem Nachbar ein Gespräch anknüpfen wollte, erhielt statt der Antwort den Todesstoß. Besonders war das eidgenössische Heer zu beklagen; denn es war durch die Hitze des Gefechtes in eine Menge kleiner Abtheilungen getrennt, welche um so weniger vereinigt werden konnten, da unter den Führern selbst verschiedene Ansichten herrschten, was für den folgenden Tag zu thun sei. Hunger und Durst, Kälte und Nässe trennten das Heer noch

mehr; hier suchte eine Schaar nach Speise und Trank, dort flüchtete sich eine andere, um der Qual des Frostes zu entgehen, zu abgebrannten Häusern; da begab sich eine dritte, im Unmuth über den ausgebrochenen Krieg und die schlechte Verpflegung, auf die Flucht nach der Heimath; viele Hände waren beschäftigt mit der Versorgung der Verwundeten. Und bei all dem Elend konnten sich die um den Kardinal versammelten Hauptleute immer nicht einigen weder zu Maßregeln für den folgenden Tag, noch zur Herbeischaffung von Lebensmitteln. — Im französischen Lager herrschte dagegen die äußerste Thätigkeit; alle Anführer waren bemüht, die getrennten Truppen wieder zu sammeln und eine neue Schlachtordnung zu bilden, und am folgenden Tage den Kampf wieder zu beginnen.

Die Sonne des 14. Septembers trat blutigroth hinter den Wolken hervor, als der Eidgenossen Hörner erklangen und die Zerstreuten zusammenriefen. Schnell waren drei Haufen gebildet und der größte derselben, Uri und Zürich an der Spitze, stürzte unter wildem Geschrei auf das feindliche Mitteltreffen. Von allen Seiten drangen die Eidgenossen auf den Feind ein, voll Kraft und Ungestüm, als hätten die Mühen des vorigen Tages und die Leiden der verflossenen Nacht ihre Kräfte nur erhöht. Die Feinde wichen mit großem Verluste zurück, nur ihr Mitteltreffen hielt noch Stand. Die Eidgenossen hatten manchen wackeren Führer fallen sehen, welcher durch sein Beispiel die äußerste Anstrengung in seinem Volke entflammen wollte. Da fiel der Ammann Püntiner von Uri, von Pfeilen und Spießen durchbohrt; laut scholl noch die mahnende Stimme des Ammann Kätzi von Schwyz, welcher mit mehreren Pfeilen in der Brust fortkämpfte, bis mit dem Blute seine letzte Kraft entwich. Immer wollte das feindliche Mitteltreffen nicht weichen, sonst schien der Sieg errungen. Es war Mittag. Da verkündeten Staubwolken im Rücken des eidgenössischen Heeres die Ankunft neuer Truppen. Es waren nicht die mit den Eidgenossen verbündeten Truppen des Papstes, welche unthätig in der Nähe standen, sondern sechszehntausend Venetianer, welche unter Anführung des Grafen Alviano den Franzosen zu Hülfe kamen. Ihre Ankunft entschied den Sieg, denn neu belebte sich der Muth der Feinde; die Zuversicht der Eidgenossen war dahin, das Glück des Tages hatte sich gewendet, sie zogen sich zurück. Das Geschütz in der Mitte, die Verwundeten auf den Schultern, traten sie langsamen Schrittes, in fester, stolzer Hal-

tung, mit eroberten Büchsen und Fahnen den Rückzug an. Oft mußten sie Halt machen und durch neuen Kampf sich den Weg sichern. Was hier zur Rettung der Banner geschah, gehört zu den größten Heldenthaten, die je geschehen sind. Moriz Gerber von Appenzell riß die Fahne von der Stange, verbarg sie im Busen und starb. Hans Bär, durch eine Kugel der Beine beraubt, strengte seine letzten Kräfte an, um das Basler Banner den Seinen zu überreichen. Der Bannerträger von Unterwalden war gefallen, das Banner in Feindeshand; da stürmte der Kaplan Erhard Lindenfels, sonst Lehrer, jetzt Krieger, herbei und rettete es. Aber doch erbeutete der Feind einige Ehrenzeichen; so ging der Stier von Uri, vor dessen Schall Karl der Kühne gebebt hatte, schwer versilbert, aus grauem Alterthume herstammend, verloren. — Mit Wunden bedeckt, von Hunger und Ermattung erschöpft, von Staub und Blut entstellt, zog der Eidgenossen Gewaltshaufe in Mailand ein, von den Feinden wenig verfolgt; denn Franz ehrte die Tapferkeit solcher Helden.

Doch nicht alle Eidgenossen waren so glücklich, die Stadt zu erreichen; viele Verwundete und Sterbende lagen auf der Wahlstatt und kleinere Schaaren blieben getrennt zurück. Vierhundert Züricher besetzten ein Landhaus, welches alsbald vom Feinde angegriffen wurde. Man bot Gnade an; sie wurde verschmäht und der Kampf entbrannte. Das feindliche Geschütz und die in das Haus geworfenen Feuerbrände verzehrten die Schutzwehr, unter ihrem Schutte wurden die tapfern Züricher begraben. Unter den Uebrigen wüthete der Tod in verschiedener Gestalt. Besonders roh zeigten sich die deutschen Landsknechte, welche in der Mißhandlung der Leichname noch ihre Rache kühlen wollten. Den Ammann Püntiner schnitten sie auf, schmierten mit seinem Fette ihre Stiefel und Spieße und ließen die Pferde aus seinem Bauche Haber fressen.

Zwölftausend Todte, zum größten Theile Eidgenossen, bedeckten das Schlachtfeld; beide Heere beklagten viele ihrer angesehensten Führer. Wie hoch König Franz den errungenen Sieg anschlug, geht daraus hervor, daß er sich nach der Schlacht vom Ritter Bayard zum Ritter schlagen ließ, daß er Seelenmessen zum Heile der Erschlagenen anordnete und zum Andenken der Schlacht von Marignano eine Kapelle auf der Wahlstatt zu erbauen befahl. Viele der Sieger höhnten: „Ist der Kuh der Kübel einmal umgestoßen? Sind sie auch gerichtet, die Fersen

vor sich zu kehren? Haben sie einmal Leib und Gut, Schutz und Schirm genug zugesagt?" Doch der im Felde ergraute Trivulzio sagte: „Achtzehn Schlachten habe ich mitgekämpft, aber alle sind Kinderspiele; diese aber ist keine Menschen-, sondern eine Riesenschlacht gewesen."

Ganz Mailand wetteiferte in Pflege und Bewirthung seiner tapfern Vertheidiger; doch nichts konnte die Eidgenossen aufhalten. Von Scham erfüllt, zum ersten Male seit den ewigen Bünden im freien Felde besiegt worden zu sein, von Furcht ergriffen, begaben sie sich auf den Heimweg, nachdem sie das Schloß von Mailand mit fünfzehnhundert Mann besetzt hatten. Die Niederlage von Marignano brachte in der ganzen Eidgenossenschaft den Entschluß der Rache hervor; aber der Partheihader ließ keine kräftige Maßregel aufkommen, die zurückgelassene Besatzung in ihrem Kampfe gegen die Franzosen zu unterstützen. Da endlich Herzog Maximilian Sforza unter Verzichtleistung auf sein Herzogthum mit Franz I. einen Frieden schloß, dem auch der Papst beitrat, blieb den Eidgenossen Nichts anderes übrig, als die Aussöhnung mit Frankreich zu suchen. Anfangs stellte sich diesem Bemühen der Obrigkeiten eine starke Aufregung des Volkes entgegen, welches den Unglückstag von Marignano dem Verrathe der französischen Parthei zuschrieb. Man mußte die angeknüpften Unterhandlungen abbrechen, innere Unruhen durch Bestrafung einzelner Anhänger Frankreichs niederhalten und sogar dem Kaiser zur Wiedereroberung Mailands zuziehen. Allein Franz I., welchem eidgenössische Söldner in großen Schaaren zugeführt wurden, konnte sich im Besitze des Herzogthums behaupten; und da der Kaiser sich zum Frieden genöthigt sah, kam auch zwischen den Eidgenossen und Frankreich der sogenannte ewige Frieden 1516 zu Stande, in welchem Franz den Eidgenossen zwar große Geldsummen und eine Gebietsabtretung gewährte; dafür aber auch die Zusicherung erhielt, daß fortan keine eidgenössischen Söldner wider Frankreich dienen sollten

Der Betrug des Johannes von Furno.

Am 3. März 1508 erschien im Begleite mehrerer Rathsherren von Freiburg vor dem Rathe zu Bern Johannes von Furno, ein ehemaliger Schreiber des Herzogs von Savoyen. Er brachte vor, daß er, wenn man ihm Schutz und Belohnung zusichere, beiden Städten einen Schatz anzeigen wolle, der ihnen mit Fug und Recht gebühre. Man gab ihm die verlangte Zusicherung, wenn sein Anerbieten rechtlichen Grund habe, und bestimmte einen Tag, an welchem er in Genf die nöthigen Eröffnungen machen sollte. Am festgesetzten Tage übergab nun Furno den Abgeordneten der beiden Städte einen Schenkungsbrief, welchen seiner Zeit der verstorbene Herzog Karl von Savoyen, wie er vorgab, hatte aufsetzen lassen, in der üblichen Form mit seiner Namensunterschrift und besiegelt mit seinem Siegel. In dieser Urkunde schenkte der Herzog jeder der beiden Städte 200,000 Gulden und verpfändete ihnen gewisse Herrschaften so lange, bis seine Nachkommen die Summe ausbezahlt hätten. Ohne weitere Untersuchung wurde der Brief als gültig angenommen, und zum Danke gegen den Herzog, ihren vermeintlichen Wohlthäter, wurden in beiden Städten Gedächtnißfeste angeordnet; Furno erhielt den ausbedungenen Lohn. Zugleich sandte man Boten mit der Abschrift der Urkunde an den regierenden Herzog von Savoyen, die Summe sammt den Zinsen einzufordern, mit der Drohung, man werde sich selber helfen, im Falle der Herzog sich weigere, das Schuldige zu leisten. Der Herzog, welcher von dem Vorhandensein des Schenkbriefes um so weniger etwas wissen konnte, als derselbe falsch war, war äußerst betroffen über die empfangene Botschaft und schickte einen Sachwalter nach Bern. Dieser bewies nun die Falschheit des Briefes, welcher sich auf Zeugen stützte, die jetzt gestorben seien; er suchte darzuthun, daß Furno ein Betrüger sei. Doch die Städte, von Habgier geblendet, verwarfen seine Beweise und behaupteten die Gültigkeit des Briefes. In seiner Bedrängniß wandte sich der Herzog an den Papst, den Kaiser und den König von Frankreich, durch deren Vermittelung endlich der Streit dahin geschlichtet wurde, daß der Herzog von Savoyen in acht Jahren an beide Städte die Summe von 125,000 Gulden bezahlen und ihnen bisdahin einige Herrschaften zum Unterpfande geben

sollte. Furno mußte in der Kirche zu Freiburg feierlich schwören, daß er keine solche Schenkungsbriefe mehr hätte, noch wüßte.

Trotz dieses Eides trat Furno drei Jahre später wieder hervor, und anerbot sich den acht Orten, Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus und Solothurn, er wolle ihnen gegen eine Belohnung von 24,000 Gulden Eröffnungen machen, welche große Vortheile für die einzelnen Orte brächten. Man willigte ein, und der Betrüger übergab einen ähnlichen Brief, wie an Bern und Freiburg, in welchem jedem Ort 100,000 Gulden unwiderruflich zugesichert wurden und zwar innert Monatsfrist zu bezahlen. Kaum hatte der Herzog Nachricht von diesem Vorfalle erhalten, so schickte er eine Gesandtschaft nach Bern, welche den Furno als einen treulosen Betrüger anklagen sollte. Doch die Eidgenossen, welche nach der versprochenen Geldsumme lüstern waren, wußten den Ausfertiger der falschen Urkunde den Folgen der Anklage zu entziehen und nach Schwyz in Sicherheit zu bringen. Vergebens bemühten sich die Tagsatzung und auswärtige Vermittler, die Orte zu beschwichtigen. Sie bestanden auf ihrer Forderung, gestützt auf Furno's falsche Urkunde; sie zogen sogar mit bewaffneter Hand aus, das Ihrige, wie sie es nannten, vom Herzoge zu erstreiten. Mit großer Mühe konnte endlich ein Vertrag abgeschlossen werden und die Eidgenossen scheueten sich nicht, dem Herzoge die Verpflichtung aufzulegen, an die zehn Orte 300,000 Gulden (jene 125,000 inbegriffen), an jeden Ort also 30,000 Gulden zu bezahlen, sammt 10,000 Gulden Kosten. Der Herzog fügte sich diesem ungerechten Vergleiche, welcher ihn so arm machte, daß er schon bei der ersten Bezahlung einen guten Theil seines Silbergeschirres nach Bern schicken mußte, es zu vermünzen. Endlich da er seine Schuld schon zu einem bedeutenden Theil bezahlt hatte, bat er um Schonung für seine durch überaus große Steuern hart bedrückten Unterthanen. Da endlich ließ man sich herbei, ihm gegen ein Geschenk an die Orte den Rest der Schuld zu erlassen und den Brief herauszugeben, meinte aber eine Handlung bewundernswürdiger Großmuth gethan zu haben.

Genf.

Am Westende des schönen Genfersee's liegt die Stadt Genf, deren Ursprung sich im grauen Alterthume verliert. Schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt war dieselbe der Sitz eines Bischofes und wurde später unter Karl dem Großen Bestandtheil einer eigenen Grafschaft Genf. Aus dem Kampfe der Grafen gegen die Bischöfe um die höchste Gewalt gingen die letztern siegreich hervor, weil sie vom Kaiser und der Bürgerschaft unterstützt wurden. Als Herr von Genf herrschte der Bischof durch einen Statthalter (Vicedominus, Vidôme, Vizthum), welcher mit den vier Syndiks, den von den Bürgern gewählten Häuptern der Stadt das Recht unter dem höhern Entscheide des Bischofes sprach. Dieser hatte zudem noch gewisse Einkünfte aus der Stadt, welche noch die Verpflichtung hatte, den Bischof, ihren Herrn, und sein Stift zu schützen und zu schirmen. Durch Gewerbsthätigkeit, besonders aber durch die schon von Karl dem Großen der Stadt verliehenen Messen hob sich der Wohlstand immer mehr und in seinem Gefolge erweiterten sich die Rechte und Freiheiten der Bürger. In den Zeiten des Faustrechtes hatte sich das benachbarte Grafenhaus von Savoyen, welches anfänglich über ein kleines Gebiet herrschte, zu großer Macht erhoben und sich mit Ruhm der Stadt Bern angenommen. Als nun Genf für seine Freiheit besorgt war, da sein Bischof und der Graf Brüder waren, so schloß es mit dem Grafen Amadeus von Savoyen ein Schutzbündniß. Der Bischof wußte jedoch die Stadt dafür zu strafen, indem er den Grafen dadurch auf seine Seite zog, daß er ihm die Rechte eines Grafen von Genf übertrug. So war das Haus Savoyen zu einem Einflusse auf die Angelegenheiten Genfs gelangt, welchen es in der Folge immer mehr zu vermehren gedachte. Schon Amadeus geberdete sich als unumschränkter Herrscher und achtete weder die Rechte des Bischofs, noch diejenigen der Bürgerschaft. Dieß zerriß gar bald wieder das Band, welches den Bischof und Savoyen vereinte, und da beide nur dadurch sich gegeneinander halten konnten, daß Jeder die Stadt für sich zu gewinnen suchte, so brachte dieser Zwiespalt der Herrscher der genferischen Freiheit den größten Nutzen. Der Bischof Ademar Fabri faßte 1387 alle bis dahin von der Stadt

erworbenen Rechte und Freiheiten in eine Urkunde zusammen, in welcher die Bischöfe nicht sowohl als Herrscher, sondern mehr als väterliche Beschützer und Mitverwalter des bürgerlichen Gemeinwesens erschienen.

Das Ansehen des Hauses Savoyen stieg noch höher, als es durch Kauf auch das Land und die übrigen Rechte des ehemaligen Grafen von Genf an sich brachte und der Kaiser den savoyischen Grafen den Herzogstitel verlieh. Das städtische Gebiet, nun rings von Savoyen umschlossen, war abermals bedroht, besonders die Herrschaftsrechte des Bischofs. Doch die Bürgerschaft, mit des Bischofs Regierung zufrieden, da er ihre Rechte achtete, erklärte einmüthig: „Wir wollen keinen andern Herrn, als den Bischof, und verwahren uns für alle Zeiten gegen jede Veräußerung an einen andern Regenten." Wegen dieses Widerstandes mußte der Graf abstehen; ja, da er später in den geistlichen Stand trat und Verwalter des Genfer Bisthumes wurde, ward er der eifrigste Beschützer der bischöflichen und städtischen Rechte. Nach ihm saßen mehrere Bischöfe aus dem savoyischen Hause auf dem Bischofstuhle von Genf; aber unter ihrer Herrschaft konnten die Herzoge nie eine größere Macht über die Stadt erlangen, als diejenige war, welche der bischöfliche Statthalter ursprünglich besaß. Erzürnt über einen widrigen Vorfall suchte Herzog Ludwig, sonst ein schwacher, leicht zu bestimmender Mann, sich an der Stadt zu rächen. Durch den Bischof, seinen Bruder, wußte er sich in den Besitz der Stiftungsurkunde von der Genfer Messe zu bringen und lieferte sie an Ludwig XI. von Frankreich aus, welcher die Messe zuerst nach Bourges und von da nach Lyon verlegte und Maßregeln traf, daß kein französischer Kaufmann mehr nach Genf kommen konnte. Die Genfer, welche diesen Verlust einer Hauptquelle ihres Wohlstandes tief empfanden, baten um die Wiederherstellung. Nach langem Bitten ward sie ihnen versprochen, aber nur unter der Bedingung, daß sie dem Herzoge den Eid des Gehorsams schwüren und sich zu gewissen Abgaben verpflichteten; sie sollten überhaupt seine Herrschaftsrechte über ihre Stadt anerkennen. Doch dazu glaubte der große Rath von Genf sich nicht verstehen zu können; im Vereine mit dreihundert Bürgern faßte er den einmüthigen Beschluß, die kostbare Freiheit sei allen andern Dingen vorzuziehen und es sei besser, keine Messe zu haben, als sie mit Knechtschaft zu erkaufen; man wollte deßwegen mit dem Herzoge nicht mehr verhandeln. Der Herzog

wollte von allen Forderungen abstehen, wenn sie nur seine Oberherrlichkeit anerkennen würden. Der Beschluß: „Besser ist es, frei und arm zu leben, als reich sein unter Knechtesjoch!" war die Antwort auf seine neuen Anerbietungen. Nichts destoweniger dauerten die Bestrebungen der Herzoge fort, die Stadt ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Alle Mittel wurden geheim und öffentlich angewandt, um zum Ziele zu gelangen; doch je häufiger und heftiger die Angriffe waren, desto entschlossenere Widerstand fanden sie.

Philipp Berthelier.

Im Jahre 1504 starb Herzog Philibert von Savoyen, und hinterließ, da er keine Kinder hatte, das Herzogthum seinem achtzehnjährigen Bruder Karl III. Dieser Fürst führte einen Krieg mit den Wallisern, und deßhalb verlangte er von den Genfern einen Zuzug von hundert und zwanzig Mann sammt Geschütz: eine Forderung, zu welcher er in keiner Hinsicht berechtigt schien. Darum erhielt er auch zu wiederholten Malen eine abschlägige Antwort und hatte mit allen erdenklichen Schwierigkeiten zu kämpfen, mit denen man ihn immer wieder aufs Neue abwies. Diejenigen, welche ihm bei seiner Forderung den offenbarsten Widerstand leisteten, erregten seinen Haß in solchem Maße, daß er schwur, sie aus der Welt zu schaffen, und daß sie kein anderes Schutzmittel gegen seine Drohung wußten, als sich in Freiburg zu Bürgern annehmen zu lassen. Hierdurch verschafften sie ihrer Vaterstadt Beschützer, die sie sich anfangs nur persönlich zu erwerben meinten; denn von nun an mischten sich die Freiburger in alle Streitigkeiten, welche zwischen den Genfern und den Savoyarden Statt fanden. Besonders heftig ward dieser Kampf, als der Bischof Karl von Seyßel die Reihe der savoyischen Bischöfe unterbrach und sich als eifriger Vertheidiger der städtischen Rechte zeigte. Doch als nach seinem Tode Johann von Savoyen Bischof wurde, änderte sich der Gang der Angelegenheiten wesentlich, indem er die Bestrebungen des Herzogs aus allen Kräften unterstützte. Nachdem er eine Menge Savoyarden als Bürger aufgenommen und so die herzoglich gesinnte Partei verstärkt

hatte, übertrug er sogar mit Zustimmung des Papstes alle weltliche Macht, welche bisher die Bischöfe besessen, an den Herzog. Dieses Beginnen scheiterte jedoch größtentheils an dem Widerstande der Bürgerschaft, welche sich nun in zwei feindliche Partheien spaltete, in eine savoyische, die man Mameluken, und in eine freie genferische, die man die Eidgenossen nannte. Der Bischof suchte sich besonders die letzteren durch Bevorzugung einzelner Männer geneigt zu machen, indem er ihnen allerlei Ehrenstellen übergab; so auch Philipp Berthelier, den er zu seinem Schloßvogte machte. Ueber die Annahme solcher Stellen entstand eine große Unzufriedenheit unter der Bürgerschaft, man murrte über die Söldner des Bischofes, denen das Geld ihres Herren lieber sei, als die Freiheiten der Stadt. Kaum hatte Berthelier dieß vernommen, so trat er vor den Rath, zog die Urkunde hervor, die ihn zum Schloßvogte ernannte, und sprach: „Wenn ich Euch dadurch ein schlechtes Beispiel gegeben habe, daß ich ein Amt aus der Hand des Bischofes angenommen, welches mich der Pflicht vergessen lassen konnte, die ich dem Vaterlande schuldig bin, so gebe ich heute das Beispiel, ein solches Amt aufzugeben!" Mit diesen Worten zerriß er mit der Urkunde das, was ihn bisher hinderte, sich mit vollem Herzen dem Wohle seiner Vaterstadt hinzugeben. Einige seiner Mitbürger ahmten sein Beispiel freudig nach.

Wegen eines einfachen Schwankes peinlich verfolgt, flüchtete sich Berthelier nach Freiburg, wo er Bürger geworden war. Fern von der Vaterstadt vergaß er sie keinen Augenblick, sondern erwarb ihr sogar das Schutzbündniß des Staates, der ihm eine Zufluchtsstätte gewährte. Sicher des Schutzes der Freiburger, kehrte er nach Genf zurück, um den Anschuldigungen entgegen zu treten, welche man von vielen Seiten wider ihn erhob. So klagte man ihn einiger Jugendstreiche an, man beschuldigte ihn, er habe Umgang mit sittenlosen Menschen und sei Mitschuldiger des Pecolat, welchen man wider alles Recht und alle Gerechtigkeit als Hochverräther mit allen möglichen Leiden überschüttet hatte. Berthelier antwortete freimüthig, es könne wohl möglich sein, daß seine Freunde Fehler hätten, er kenne jedoch nur Einen an ihnen, ihre Liebe zur Vaterstadt und zur Freiheit. Dann fuhr er fort: „Ihr sagt, Pecolat habe eingestanden, daß ich sein Mitschuldiger sei; aber wie hat er es gethan? Angeklagt von einem erkauften Knechte, den man fortgeschafft hat, obgleich ihn die Gesetze schützen; gequält durch

die fürchterlichsten Folterkünste, habt Ihr ihn gezwungen, sich als schuldig anzugeben: er war nicht das Opfer seines Verbrechens, denn ein solches hatte er nicht begangen; sondern er war ein Opfer der Verfolgungswuth seiner Dränger!" — Der bischöfliche Statthalter, betroffen durch die Wahrheit aller seiner Gegenbeweise, getraute sich nicht, ihn zu verurtheilen. Selbst der Herzog und der Bischof waren beschämt über die Leichtfertigkeit ihrer ungerechten Anklage, ließen die ganze Sache auf sich beruhen und boten ihm sogar Gnade an, wenn er sie darum bitten wolle. Doch Bertheliers Seele, voll edeln Stolzes, verschmähete solche Erniedrigung; er antwortete, nur Schuldige bedürfen der Gnade, er wolle von seinen Richtern entweder verurtheilt oder frei gesprochen sein. Man war wirklich im Begriff, ihn frei zu sprechen, als die Fürsten dem Gerichte hindernd in den Weg traten. Berthelier verlangte unausgesetzt seine Beurtheilung nach den Gesetzen durch die Syndiks, und eigene Gesandtschaften von Freiburg unterstützten seine Bitten. Doch die Syndiks, eingeschüchtert durch die Drohungen des Bischofs, wagten anfangs nicht, Etwas in dieser Angelegenheit zu thun. Als aber der Rath sie ermächtigte, gegen Berthelier ein Urtheil zu fällen, erklärte sogar der erste Syndik, Peter Mouthion, eine Creatur des Herzogs, die Freisprechung. Noch einmal versuchten die Fürsten, den Verfolgten für sich zu gewinnen; sie drangen in ihn, das Bündniß mit Freiburg aufzugeben; er blieb unerschütterlich und sein Tod ward beschlossen. Er kannte die Absichten seiner Gegner, man bat ihn dringendst, sich in Sicherheit zu begeben; aber sein Vaterland war unterdrückt; daher hielt er für seine Pflicht, auf seinem Posten auszuharren, komme, was da wolle. Der Tod war für ihn nur das Ende eines unsicheren Lebens. Der Bischof hatte Kriegsvolk in die Stadt gelegt.

Berthelier besaß einen Garten außerhalb der Stadt. Eines Tages ging er nach seiner Gewohnheit dahin und trug in seinem Busen ein zahmes Wiesel. Von ferne sah er den bischöflichen Statthalter mit seinen Trabanten auf sich zukommen, ohne daß ihm der Gedanke daran kam, zu entfliehen. Er wurde gefangen genommen; der Statthalter nahm ihm seinen Degen ab und Berthelier sagte mit Nachdruck: „Behaltet ihn wohl, denn Ihr müßt Rechenschaft davon geben." Dann folgte er mit großer Ruhe den Soldaten und spielte mit seinem Wiesel. Man führte ihn in den Kerker auf der Insel, wo seine Wächter zu

ihm sagten: „Bitte den Herrn um Gnade!“ „Welchen Herrn?“ fragte Berthelier. „Den Herrn von Savoyen, unsern und deinen Fürsten“, war die Antwort. — „Er mag wohl Euer Fürst sein, versetzte Berthelier, der meinige ist er nicht, und wenn er es wäre, so würde ich ihn doch nicht um Gnade bitten, denn ein rechtschaffener Mann hat dessen nicht nöthig.“ — „So mußt Du sterben!“ schrieen die Schergen unrechtmäßiger Gewalt. Berthelier schwieg und schrieb an die Wand seines Kerkers: „Ich werde nicht sterben, sondern leben und die Werke Gottes verkünden.“

Ein elender Mann, erkauft durch das Geld der Gewalthaber, welcher sich ehemals damit beschäftigte, Zähne auszuziehen, wurde in aller Eile zum Profosen gemacht und ins Gefängniß geschickt, den Gefangenen zu verhören. Berthelier weigerte sich zu antworten, doch erklärte er: „Wenn die Syndiks, meine gesetzlichen Richter mich fragen, so werde ich antworten; Dir aber antworte ich nicht, da Dir keine Macht zukommt, mich zu fragen.“ Die Syndiks forderten vom Bischof, daß er ihn ihnen übergebe, wie es die Gesetze verlangten; der Bischof schlug es ab. — Am folgenden Morgen kam der Profos wieder, begleitet von Soldaten, einem Beichtvater und dem Henker. Vergebens forderte er den Gefangenen auf, zu antworten; vergebens drohete er mit dem Tode; Berthelier schwieg. Da sprach der elende Richter folgendes Urtheil über ihn aus:

„Da Du, Philipp Berthelier, Dich im gegenwärtigen Falle, sowie in „vielen andern als Aufrührer gegen unseren und deinen allverehrten „Fürsten bewiesen hast; da Du Dich der Verletzung der Majestät und „vieler anderer todeswürdiger Verbrechen schuldig gemacht hast, so „verurtheilen wir Dich, daß dein Kopf mit dem Schwerte vom Rumpfe „getrennt, dein Leib an den Galgen von Champel aufgehängt, dein „Kopf mit einem Nagel an einen Pfahl bei der Arve geheftet und „dein Vermögen zu Gunsten des Fürsten eingezogen werde.“

Die Bürger trauerten über dieses Urtheil, aber sie wagten nicht, die Vollstreckung desselben zu verhindern. Nach einer kurzen Unterhaltung mit dem Beichtvater wurde Berthelier zum Tode geführt. Heiteren Muthes ging er zum Richtplatze vor dem Gefängnisse, verrichtete ein kurzes Gebet und wollte zu seinen Mitbürgern reden. Man hinderte ihn daran, der Scharfrichter befahl ihm niederzuknieen. Berthelier gehorchte und bei seinem Ausrufe: „O, meine Genfer!“ fiel sein Haupt.

Um Schrecken in die Gemüther der Bewohner zu werfen, fuhr der Henker den Leichnam durch alle Hauptstraßen der Stadt, das Haupt aber hielt er in der Hand und rief: „Sehet den Kopf des Verräthers Berthelier! Nehmet ein Exempel daran!“ Lauter Jubel erscholl aus dem Haufen der Schergen und des feilen Pöbels, welcher dem Wagen folgte; die Guten wagten kaum zu athmen. Das Haupt wurde neben die Häupter zweier anderer Genfer aufgesteckt, der Leib nach dem Urtheile an den Galgen gehängt (1519). Seine Freunde, von Bewunderung seiner heldenmüthigen Standhaftigkeit erfüllt, machten folgende Grabschrift für ihn:

„Was denn schadet der Tod mir? die Tugend blüht auf nach dem Tode.
„Weder mit Marter, noch Schwert tilgt sie der wilde Tyrann.“ —

Bonnivard, ein Zeitgenosse und Freund Bertheliers, erzählt von ihm, daß er nie einen Mann gekannt habe, der den Namen eines Republikaners besser verdiente, und daß er seinen Tod wohl vorausgesehen habe, was aus der Aeußerung hervorgeht, welche Berthelier gegen seine Freunde gethan: „Die Liebe zur Freiheit wird Dich dein Vermögen und deine Stellen, mich den Kopf kosten.“

Noch eine kurze Zeit lastete der Druck der Gewaltherrschaft über der unglücklichen Stadt, welche endlich in einem Schutzbündniß mit Bern und Freiburg ihre Errettung und Freiheit fand.

Johannes Jetzer.

Zwischen den beiden Mönchsorden der Dominikaner oder Prediger, und der Franziskaner oder Barfüßer bestanden schon seit langer Zeit heftige Streitigkeiten über Gegenstände der Religion, welche beide in eine erbitterte Feindschaft gegen einander brachten. Zudem war noch jeder einzelne Orden bemüht, sein Ansehen zu erhöhen und dasjenige seiner Gegner zu erniedrigen. Die Franziskaner standen aber bei dem Volke in größerer Achtung, weil sie im Besitze einer Legende von ihrem Ordensstifter waren, welche ihnen bei der leichtgläubigen Menge einen bedeutenden Einfluß sicherte. Sie erzählten nämlich, dem

heiligen Franz von Assisi sei zwei Jahre vor seinem Tode der Heiland erschienen und habe ihm seine Wundenmale eingedrückt, ohne daß Franz einen Schmerz empfunden hätte. Diese Sage, welche allenthalben geglaubt wurde, ließ den Ordensstifter als zweiten Heiland, die Angehörigen seines Ordens als von Gott besonders berufen erscheinen, die Menschen zum Himmelreiche zu führen, und trug nicht wenig dazu bei, daß der Orden lange Zeit der geachteteste war, besonders nachdem sich Papst Sixtus VI. entschieden auf ihre Seite geschlagen hatte. Die Dominikaner beneideten nicht nur die Franziskaner um diesen Vorzug, sondern sie gaben sich auch alle erdenkliche Mühe, ihren Orden durch eine ähnliche Wundersage jenem an die Seite zu stellen, wo möglich ihn noch höher zu heben. Es soll sogar in geheimer Zusammenkunft einiger Ordensvorsteher verabredet worden sein, daß in Bern, wo die Leute leichtgläubiger, als anderswo, seien, ein neues Wunder geschehen sollte. Kurz nachher kam ein Schneidergeselle von Zurzach nach Bern, um sich hier in seinem Handwerke zu vervollkommnen, er hieß Johannes Jetzer und war ein einfältiger, leichtgläubiger junger Mann. Der Bruder Oswald, der Küchenmeister der Dominikaner, welcher seine Einkäufe machte, begegnete dem neuen Ankömmlinge und rieth ihm, nachdem er ihn näher kennen gelernt hatte, sobald immer möglich in seinen Orden zu treten; dieß erheische das Wohl seiner Seele. Nach den Aeußerungen Oswalds hielt sich der arme Jetzer in Zeit und Ewigkeit für verloren und eilte zum Prior, ihn um die Aufnahme ins Kloster zu bitten. Dieser aber wies ihn ab, um die Verzweiflung des unglücklichen Schneiders noch zu erhöhen; er ließ ihn aber scharf beobachten. Jetzer, von Bekümmerniß über das Heil seiner Seele gequält und müde eines unglückseligen Lebens, nahm seinen Weg nach dem Flusse, entschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen. Schon auf dem Punkte, in die Fluthen zu springen, fühlt er plötzlich einen leichten Schlag auf die Schulter. Er dreht sich um und erblickt den Bruder Oswald, welcher mit sanfter, theilnehmender Stimme zu ihm sprach: „Mein Sohn, da Du von der Kirche wünschest in ihren Schooß aufgenommen zu werden, solltest Du ihr nicht dein Verlangen durch irgend eine fromme Gabe bezeugen?“ Alsbald eilte Jetzer in seine Wohnung, nahm die drei und fünfzig Gulden, die Früchte seiner Sparsamkeit, dazu einige Ellen Damast und rothen Seidenzeuges und trat dann mit diesen Geschenken vor den Prior der Dominikaner, welcher mit großer Freundlichkeit das Geld

und die übrigen Dinge in Empfang nahm und sprach: „Komm mein Sohn, die Kirche hat nur deine Beharrlichkeit prüfen wollen; nun hält sie dich der Aufnahme für würdig.“ Am Tage der heiligen drei Könige 1507 ward Jetzer als Novize in das gottselige Kloster aufgenommen.

Als die Nacht herangekommen war, schickte man ihn schlafen in einen großen Saal, welcher weit von den Schlafzellen der übrigen Brüder entfernt war. Kaum begann er einzuschlafen, als ein Hagel von Steinen auf sein Bett niederfiel und seine Decke ihm mit Gewalt weggerissen wurde. Voll Entsetzen schlug er die Augen auf und sah vor seinem Bette eine grause, schwarze Gestalt, welche mit den Zähnen knirschte und mit schauerlicher Stimme sprach: „Wehe, wehe, was muß ich dulden meiner Sünden halben!“ — Jetzer, vor Schrecken starr, blieb die ganze Nacht mit geschlossenen Augen liegen und wagte nicht, sich zu regen, kaum daß er athmete.

Am folgenden Morgen erzählte er dem Prior die schreckiche Erscheinung, die er gehabt, und bat ihn, er möchte ihn in Zukunft nicht mehr allein schlafen lassen. Der Prior aber erwiederte, er wisse gar wohl, daß in diesem Saale ein Gespenst sein Wesen treibe, da es aber noch Niemanden etwas zu Leide gethan, so möge er sich nur nicht fürchten.

Der arme Jetzer hatte in dieser Nacht einen solchen Schrecken erlebt, daß er sechs Wochen lang sein Bett hüten mußte. Kaum geheilt, bat er dringend um die Erlaubniß, in dem Schlafzimmer der andern Novizen schlafen zu dürfen; allein man schlug es ihm ab unter dem Vorwande, es sei kein Platz mehr vorhanden; doch wies man ihm eine Zelle an zwischen derjenigen des Küchenmeisters und derjenigen des Schaffners. Man stellte eine geweihte Lampe und Weihwasser auf seinen Tisch und der Prior sagte: „Da ist eine Schnur, welche an zwei Glocken in die Zellen deiner Nachbarn geht; Du darfst sie nur anziehen, wenn Du, was ich jedoch nicht glaube, wieder eine Erscheinung haben solltest.“ Bruder Oswald sagte: „Wenn das Gespenst wieder kehrt, so rufe ihm zu: „Weiche von mir; mögen der Heiland und die heilige Jungfrau Dir beistehen; ich kann Nichts für Dich thun.““ Nachdem beide hinausgegangen waren, blieb Jetzer eine Zeit lang an seiner Thüre stehen und horchte auf das Geräusch, welches die Mönche machten, indem sie sich in ihre Zellen zerstreuten, und als

Alles stille geworden war, legte er sich, bebend an allen Gliedern, auch zu Bette.

Jeden Augenblick fuhr er aus dem Schlafe auf; es kam ihm vor, als seufze Jemand neben ihm, bis endlich ein tiefer Schlummer seine Angst endigte. Ein schöner Traum spiegelte ihm die schönste Zukunft vor, als plötzlich das Fenster seiner Zelle aufsprang und der Wind mit Macht hereinbrauste.

Beim flackernden Lichte seiner Lampe erblickte er einen leichten Schatten, welcher seufzend längs der Wand dahin glitt; er wurde verfolgt von vier schwarzen Hunden von ungeheurer Größe. Plötzlich blieb das Gespenst vor seinem Bette stehen, Feuer leuchtete in seinen Augen und strömte aus seinem Munde; es warf die Lampe und das Weihwasser um und entriß dem unglücklichen Novizen mit Gewalt seine Decke. „Weiche von mir, möge die heilige Jungfrau Dir helfen; ich kann Nichts für Dich thun!" stammelte Jetzer mit schwacher Stimme und wandte sein Gesicht gegen die Wand. „Gerade Deiner und Deiner Brüder bedarf ich", erwiederte der Geist. „Zu Hülfe, zu Hülfe!" schrie Jetzer. „In acht Tagen werde ich wieder kommen", sprach das Gespenst und verschwand. „Zu Hülfe, Erbarmen, Bruder Oswald!" schrie Jetzer abermals und sank halb todt in seine Kissen zurück. „Da bin ich", antwortete der Küchenmeister in seiner Zelle. „Was gibts dann?" fragte der Schaffner. „Ich will nur schnell meine Lampe anzünden", erwiederte der Bruder Oswald, welcher dem Gespenste Zeit geben wollte, zu entwischen.

Der Tag brach an, als der Küchenmeister und der Schaffner bei Jetzer eintraten, begleitet von allen Mönchen, welche so eben aufgestanden waren, um in die Frühmette zu gehen. Sie stellten sich um das Bett des Novizen und wünschten ihm Glück dazu, daß ihn der Himmel so augenscheinlich einer höheren Aufgabe gewürdigt habe.

Am Abend des achten Tages, an welchem der Geist wieder erscheinen sollte, ließ der Subprior Jetzern das Abendmahl nehmen und hing ihm um den Hals ein seidenes Säckchen, in welchem, wie er sagte, ein Stück vom wahren Kreuze Jesu war. Um Mitternacht kam das Gespenst, immer noch verfolgt von den vier schwarzen Hunden; es löschte die Lampe aus, stieß das Weihwasser um und sagte mit feuersprühenden Augen zu dem Novizen: „Ich beschwöre Dich, entferne von mir diese Thiere, welche mich ohne Unterlaß im Fegfeuer quälen."

„Heilige Jungfrau Maria, heilige Jungfrau Maria, entferne diese Schaar von bösen Geistern!“ stöhnte Jetzer mit geschlossenen Augen, und die Hunde verschwanden sogleich. Da rief der Geist mit sanfter Stimme: „Dank Dir, dank Dir, Bruder Johannes, jetzt ist mir erlaubt zu reden; Du sollst wissen, wer ich war. Vor hundert und sechszig Jahren war ich Meister der schönen Künste in diesem Kloster, man nannte mich Heinrich Kalpurg von Solothurn. Ich verließ für einige Zeit das Kloster und ging nach Paris, dort zu studiren. In einer Nacht legte ich mein Mönchsgewand ab und ging mit einigen meiner Kameraden in gewöhnlichen Kleidern durch die Straßen, wir wurden alle ermordet, und wegen der Mißachtung meines Ordenskleides ward ich in das Fegfeuer geworfen, wo ich, ach! unendlich hart leiden muß!“ — Bei diesen Worten enthüllte er sein von Würmern zernagtes Angesicht. „Wie kann ich Dir helfen?“ fragte Jetzer gutmüthig. „Wenn Jeder Deiner Brüder drei Messen für das Heil meiner Seele liest, und wenn Du Dich binnen acht Tagen bis auf's Blut geiselst, werde ich aus den Flammen des Fegefeuers erlöst. Lebe wohl, mein Bruder, reich' mir deine Hand!“ Bei diesen Worten nimmt das Gespenst seine Hand, bricht ihm einen Finger, reißt einen Nagel aus und verschwindet seufzend, verfolgt von den vier schwarzen Hunden, welche alsbald wieder über ihre Beute herfielen.

In einer Nacht erschien dann später dem armen Jetzer eine Jungfrau in weißem glänzenden Kleide mit herabwallendem Haare und sprach: „Bruder Johannes, Du Freund Gottes, ich bin die heilige Barbara, die Magd Mariens, welche Dir durch mich ankündigen läßt, daß sie Dir erscheinen wird.“ Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, so erschien tief verhüllet eine zweite Gestalt zwischen zwei Engeln und sagte: „Bruder Johannes, fürchte Dich nicht, ich bin die heilige Jungfrau Maria und will Dir große Dinge offenbaren. Vernimm vor Allem, daß ich tiefen Seelenschmerz empfinde, daß die Welt deine Brüder geringer schätzt, als die Franziskaner, obgleich sie allein auf dem rechten Pfade wandeln. Und um letzteres zu beweisen, schenke ich ihnen hier ein Stück Leinwand, welches ich aus dem Grabe meines Sohnes genommen habe; es enthält fünf Tropfen von seinem Blute und drei Thränen, welche ich an seinem Todestage geweint. Der Himmel hat Dich zum Werkzeuge bestimmt, die Aechtheit dieser Reliquie zu behaup-

ten vor aller Welt und zu erklären, daß ich Dich gewürdigt habe, Dir zu erscheinen!"

„O, Maria, rief Jetzer, Niemand wird mir glauben!" —

„Gib mir deine rechte Hand, versetzte die Erscheinung, ich will darauf ein Zeichen zurücklassen, daß ich Dir wahrhaftig erschienen bin; es ist dieß eine Gunst, welche ich noch keinem Heiligen zugestanden habe." Bei diesen Worten faßte sie seine Hand, drückte dieselbe auf die Bettlade und durchstach sie mit einem großen, scharfen Nagel. „O, wehe! o, wehe! Erbarmen Jungfrau Maria!" seufzte der Novize. „Dulde und freue Dich," sprach eine Stimme und die Erscheinung verschwand.

Am Morgen in aller Frühe kamen alle Mönche des Klosters in Jetzers Zelle und riefen voll Erstaunen beim Anblicke des Blutes auf der Bettdecke: „O, Himmel! Lieber Bruder, was ist Dir begegnet?" — Ein freudiges Lächeln durchzuckte das bleiche, abgemagerte Gesicht des Unglücklichen, er streckte seine durchbohrte Hand seinen Drängern entgegen und erzählte ihnen treuherzig die Erscheinung. Alsbald warfen sich die Heuchler vor ihm nieder, nannten ihn heiligen Vater und küßten seine Wunde mit dem Ausdrucke der tiefsten Andacht.

Am gleichen Tage wurde die Leinwand, welche die fünf Blutstropfen und die Thränen enthielt, in einem silbernen Kästchen den Gläubigen zur Anbetung ausgestellt. Der Lesemeister des Klosters zeigte von der Kanzel herab an, daß die Jungfrau Maria aus besonderer Gnade einem der Dominikanerbrüder erschienen sei und ihm diese kostbare Reliquie übergeben habe. Seine Rede schloß er, indem er in höchster Begeisterung rief: „O, Bern! o, Bern! Du auserwählte Stadt! Unter allen Städten des Erdballs hat der Himmel Dich erkoren, seinen Ruhm und seine Allmacht zu offenbaren!"

Noch war die Entweihung des Heiligen nicht weit genug getrieben: die gleichen Mönche, welche den armen Jetzer in den nächtlichen Erscheinungen bisher gequält hatten, entwarfen neue Pläne. Sie machten einige Löcher in die Mauer, welche die Zelle Jetzers von derjenigen des Küchenmeisters trennte, auf daß sie ihn unbemerkt beobachten konnten.

Kurze Zeit nachher begleitete der Prior den Novizen selbst zu Bette, ließ die Vorhänge der Fenster herab und entfernte sich mit dem Wunsche einer guten Nacht. Um 12 Uhr erschien wieder einer der Mönche unter

der Gestalt der heiligen Jungfrau zwischen zwei Engeln, welche von zwei andern Brüdern vorgestellt wurden. Jetzer rief sogleich, wie ihm der Prior befohlen hatte: „Wenn Du die heilige Jungfrau bist, o, so zeige mir deinen Sohn. Die Gestalt nahm zwei Hostien aus dem Aermel, von denen die Eine weiß, die Andere roth gemalt war, und indem sie die weiße empor hielt, sprach sie: „Hier ist mein Sohn Jesus Christus, und um dir zu beweisen, wie tief ihn die Lehre der Franziskaner schmerzt, wird sich diese Hostie in Fleisch und Blut verwandeln." Da war plötzlich die weiße Hostie verschwunden und Jetzer sah nur noch die rothe.

Von Schreck ergriffen, stürzte er bei diesem Anblicke aus dem Bette. Erschrocken flohen die Engel, die heilige Jungfrau wollte die Lampe auslöschen, aber Jetzer faßte sie und hielt sie aus allen Kräften fest. Sie seufzte kläglich; dann stieß sie den Betrogenen mit Macht von sich; doch da entfiel ihr der Mantel und entblöste die volle Gestalt des verkleideten Lesemeisters. „Verflucht seist Du, Bösewicht, rief Jetzer, weinend vor Zorn, der Du das heilige Sakrament zu entweihen vermagst, um einen armen Menschen zu hintergehen, welcher Dir nie Etwas zu Leide gethan hat." Bei diesen Worten öffnete er schnell die Thüre und erblickte den Prior und die Mönche des Klosters, welche auf der Treppe lauerten. „Bruder Johannes, sagte Einer von ihnen, laß es Dir nicht leid sein, Alles dieß ist aus guten Gründen so geschehen, welche wir Dir später auseinandersetzen werden, wenn Du ruhiger bist; jetzt gehen wir, Frühmette zu singen." Dann entfernten sie sich und ließen Jetzern allein, welcher fluchte und schrie. Vor dem Nachtessen rief ihn der Prior zu sich und stellte ihm vor, wie ungerecht er gegen sie gewesen sei, da er sie beschuldigte, als wollten sie ihn hintergehen. Sie hätten, fuhr er fort, ihn durch dieses nur die falschen Erscheinungen von den wahren wollen unterscheiden lehren; aber vom Zorne geblendet, habe er dem Bruder Thiennet übel gelohnt für seine liebevolle Aufopferung für ihn. Der Novize war ganz zerknirscht und stammelte einige Entschuldigungen, welche der Prior huldvollst annahm, die er aber mit der väterlichen Ermahnung erwiederte, künftighin nicht mehr dem Zorne sich so schnell zu überlassen, welcher immer nur üble Folgen haben könne.

Nicht lange nachher erschien der Subprior abermals dem armen Jetzer in Gestalt der heiligen Jungfrau und sprach: „Bruder Johannes,

absichtlich habe ich deinen frommen Brüdern erlaubt, Dich zu prüfen und zu befestigen in der Wahrheit; diese Nacht bin ich selbst wieder gekommen, um Dir die andern Wunden zu geben, welche mein Sohn empfangen hat, auf daß die Ungläubigen gläubig werden, wenn sie es sehen." — „Ach! Maria, seufzte Jetzer, habe ich noch nicht genug gelitten?" „Es muß sein, entgegnete die Erscheinung, wir müssen dem Willen des Herrn gehorchen." „Wohlan es sei, entgegnete Jetzer gläubig, weil es sein Wille ist, so ergebe ich mich darein." Sogleich zog der Subprior ein krummes Eisen aus seinem Aermel und macht ihm zwei breite Wunden an den Füßen, eine in der Seite und eine vierte durch die linke Hand. Jetzer stöhnte bei jeder neuen Wunde und stammelte: „O, Maria! wie schwer muß ich leiden!" — Die Wunden waren gemacht; die Erscheinung segnete ihn und verschwand. —

Am Tage des heiligen Eulogius, früh Morgens um drei Uhr, klopfte der Lesemeister wiederholt an der Wohnung des Freiherrn Wilhelm von Diesbach. Der ehrwürdige Greis lag noch zu Bette, aber der Lesemeister bat ihn so inständig, doch ja Zeuge des Wunders zu sein, welches sich diesen Augenblick im Kloster zutrage, daß er endlich aufstand und ihm folgte. Sie begegneten in geringer Entfernung dem Schultheißen Rudolf von Erlach, welcher nach seiner Gewohnheit sich in den Frühgottesdienst begeben wollte. Sie überredeten ihn, mit ihnen zu kommen. Der erste Gegenstand, welcher ihnen beim Eintritte in die Kirche in die Augen fiel, war der arme Jetzer, welcher sich wie ein Besessener vor dem Bilde der heiligen Jungfrau geberdete. Neben ihm stand der Prior und erläuterte in Gegenwart einer zahlreichen Volksmenge jede seiner Bewegungen. „Sehet, sehet, rief er aus, der Bruder wirft sich auf die Knie und schlägt sich auf die Brust, wie der Heiland am Oelberge gethan. Jetzt erhebt er sich und scheint sich zu beugen unter der Last des Kreuzes, nun legt er sich auf den Rücken und breitet die Arme aus, um gekreuzigt zu werden. Kommet heran, meine Brüder, und sehet mit heiliger Andacht die Wundenmale und das Bild der heiligen Jungfrau, welches blutige Thränen weint."

Endlich blieb Jetzer regungslos in der Stellung eines Gekreuzigten liegen und da der Prior sah, daß er vor Erschöpfung halb todt war, ließ er ihn in seine Zelle bringen und zu Bette legen.

Das Wunder machte in der Stadt ein ungeheures Aufsehen; man begab sich in Menge nach der Dominikanerkirche, um die Reliquien zu

sehen, welche die heilige Jungfrau in eigener Person dem Bruder Johannes übergeben hatte. Der Eifer für die Wahrheit des ganzen Vorfalls ging so weit, daß einige Männer, welche gewagt hatten, über die blutigen Thränen des Bildes einigen Zweifel zu äußern, es mehrere Tage lang nicht wagen durften, sich öffentlich zu zeigen.

Bei einer folgenden Erscheinung, in welcher sich der Lesemeister Jetzern als die heilige Katharina darstellte, erkannte ihn dieser abermals und stieß sogar mit einem Messer nach ihm. Auf sein Geschrei kamen die übrigen Mönche herbei und erlösten ihn aus den Händen des entrüsteten Novizen.

Später hatte Jetzer auch Gelegenheit, den Prior, den Küchenmeister, den Schaffner und den Lesemeister bei einer üppigen Abendmahlzeit zu belauschen. Nachdem er einige Zeit lang das Treiben der unsittlichen Mönche unbemerkt beobachtet hatte, rief er plötzlich aus: „Ihr Alle seid vom Teufel besessen; was würde das Kapitel von Bern sagen, wenn es Euch in diesem Zustande sähe?“ Mit diesen Worten verschwand er. Die Mönche aber, welche sich verrathen sahen und vermutheten, daß Jetzer bei der ersten Gelegenheit ihr ganzes Thun und Treiben entdecken würde, sannen auf eine schwarze That. Endlich wurden sie einig, den Armen zu vergiften.

Eines Tages lud der Prior Jetzern ein, bei ihm zu frühstücken mit dem Subprior, dem Küchenmeister, dem Schaffner und dem Lesemeister. Kaum war die Suppe auf dem Tische, als alle vier unter verschiedenen Vorwänden hinausgingen mit der Bitte, Jetzer möchte sich ohne Umstände bedienen. Der gute Bruder Johannes, welcher gerade großen Hunger hatte, ließ sich das nicht zweimal sagen und tauchte sogleich seinen Löffel in die Schüssel. Er zog zu seinem größten Erstaunen einige grüne, übel riechende Brocken heraus, welche ihm einen solchen Eckel verursachten, daß er dem dienenden Novizen befahl, ihm in der Küche frische Eier zu sieden. Indem er die grünen Brocken wieder in die Schüssel warf, dämmerte in seiner Seele die Ahnung von dem frevlerischen Vorhaben; er stieß seinen Teller weit von sich und brachte die Suppe sechs jungen Füchsen, welche der Prior mit der größten Sorgfalt pflegte.

„Der Teufel hat Euch dieses Gebräu kochen gelernt“, rief er den vier eintretenden Mönchen entgegen, die leere Suppenschüssel in der Hand, „die sechs Füchse des Priors sind davon krepirt“.

„Undankbarer", rief der Prior mit Thränen in den Augen, „dieß also ist der Dank für alles Gute, das ich Dir erwiesen habe, daß Du diese nützlichen Thiere vergiftet hast mit einer stark gewürzten Suppe, die sie nicht vertragen können? Wärest Du doch an ihrer Statt zur Hölle gefahren!"

Seit einiger Zeit gingen allerlei Gerüchte in Bern herum hinsichtlich der Dominikaner über gräuliche Zaubereien und schändliche Entweihung des Heiligen, und von Tag zu Tag erlangten sie im Volke mehr Glauben, besonders da die Franziskaner eifrig bemüht waren, ihre Glaubwürdigkeit zu bekräftigen. Endlich mußte der Rath von Bern auf die dringenden Bitten des Bischofs von Lausanne Jetzern ins Gefängniß bringen lassen. Auf die Drohung mit der Folter erklärte sich der Gefangene bereit, die Verbrechen zu enthüllen, deren erstes Opfer er gewesen war. Nach seinen Geständnissen wurde der Prior, der Schaffner, der Lesemeister und der Subprior alsbald in Haft gebracht als Zauberer und Giftmischer, und der Rath wandte sich an die Kapitel von Basel und Lausanne mit der Bitte, sie möchten ihm so bald als möglich einige gelehrte Doktoren senden, den schwierigen Prozeß zu entscheiden.

Die Bischöfe von Lausanne und von Sitten und der von Castel kamen in eigner Person, um in dem Gerichte den Vorsitz zu führen, und ließen Jetzern weitläufig verhören. Nach fünfhundert Fragen und Antworten, welche achtundzwanzig große Schreibbücher füllten, wurde erkannt, daß er mit Wissen und Willen keinen Antheil an den Verbrechen genommen habe, deren man ihn anklagte.

Die vier Mönche wurden im Büßergewande in einen der Keller ihres Klosters geführt, wo sie vom Schinder auf die Folter gespannt wurden. Voll Erstaunen sah man sie hier alle Qualen mit großer Standhaftigkeit ertragen; sie riefen die Freiheiten*) ihres Ordens an. Der Prior wurde an beiden Händen aufgehängt und man hing ihm nach und nach drei schwere Steine an die Füße; er wollte Nichts gestehen.

„Widerstehet nicht länger, mein Vater, sagte Jetzer, welcher bei

*) Nach diesen Freiheiten brauchten sie der weltlichen Obrigkeit keine Rede zu stehen.

ihm stand, Euere Glieder vermögen nicht mehr neue Qualen auszuhalten und Euer Geist ist auf dem Punkte, zu entfliehen."

„Mein Gott, mein Gott, seufzte der Gemarterte, ich weiß es wohl, sie werden mich noch grausamer martern, aber ich kann mich nicht entschließen, ein Verbrechen einzugestehen, welches mich schändet."

Während die Folter aufs Neue ihm den Körper verrenkte, ermahnte ihn der Bischof von Sitten, nicht in der Lüge zu verharren und ohne Scheu die Wahrheit zu sagen, auf daß er Gnade erlange bei Gott und den Menschen.

Plötzlich rief der Prior: „Dank!" und als man ihn losgebunden hatte, lag er in tiefer Ohnmacht, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Die Mitschuldigen des Unglücklichen erschracken beim Anblicke seiner Leiden, legten ein vollständiges Geständniß ihrer Verbrechen ab und erlitten geduldig die Qualen der Folter, die Gnade der Richter anrufend.

Als der Prior wieder zu sich selbst gekommen war, las man den vier Angeklagten das Urtheil vor, welches sie verdammte, der priesterlichen Würde entsetzt und öffentlich verbrannt zu werden.

Schon beim Aufgange der Sonne strömte eine zahlreiche Menge aus allen Kantonen nach der Stadt, um die traurige Hinrichtung mitanzusehen. In der Kreuzgasse war eine Bühne errichtet, auf welcher um acht Uhr die Bischöfe von Sitten, von Lausanne und von Castel, Rudolf von Scharnachthal, der Schultheiß von Bern, der Seckelmeister und die Bannerherren die für sie bereiteten Plätze einnahmen.

Auf ein Zeichen des Schultheißen wurden die Verurtheilten herbeigeführt. Der Prior trat mit allen priesterlichen Gewändern bekleidet, mit dem Kelche in der Hand auf das Gerüste und kniete vor dem Bischof von Castel nieder, welcher ihm den Kelch abnahm, ihm ein Kleidungsstück nach dem andern abriß und ihn dann mit dem Fuße zum Schultheißen hinstieß. Hier nahm ihn der Henker in Empfang, schor ihm den Kopf, warf ihm einen grauen Mantel über die Schultern und trieb ihn wie ein Thier in den Kerker zurück, wohin auch bald seine Mitschuldigen wieder gebracht wurden. Nach ihnen erschien Jetzer vor den Richtern; mit Mühe schleppte er seinen von Leiden aller Art erschöpften Körper bis zu dem Bischofe von Castel. Er kniete und sah

mit stierem Blicke, wie man ihn des Mönchsgewandes beraubte, unter welchem er Glück und Heil gehofft hatte. Dann las der Bischof sein Urtheil, welches Jetzer im Hemde knieend anhörte:

„Weil Du uns in der ersten Stunde, da Du Kenntniß hattest, „die Verbrechen nicht angezeigt hast, welche im Kloster begangen „worden sind, so erklären wir Dich als einen Treulosen, als einen „Lügner, als einen verstockten, elenden Sünder. Du bist in „dem Grade das Gespött der ganzen Umgegend geworden, daß „Du, ohne Aergerniß zu erregen, nicht ferner hier bleiben „darfst. Wir verurtheilen Dich, eine Stunde lang beim Stadt„hause an einem Schandpfahle ausgestellt und auf ewige Zei„ten bei Todesstrafe aus den deutschen Landen verbannt zu „werden.“

Jetzer stieg die Treppe des Gerüstes herab und wurde mit einem allgemeinen Hohngelächter begrüßt. Eine einzige Person schuchzte laut beim Anblicke des Unglücklichen. Es war seine arme, alte Mutter, welche von Zurzach zu Fuß hieher gekommen war, um seiner Verurtheilung beizuwohnen und ihn zu trösten.

Am letzten Tage des Mai 1509 wurden die vier Dominikanermönche auf das jenseitige Ufer der Aare geführt, wo der Scheiterhaufen errichtet war. Der Henker legte mit solcher Ungeschicklichkeit das Feuer an, daß ein allgemeiner Schrei des Unwillens sich unter der Menge erhob, welche die beiden Ufer des Flusses bedeckte. Die Füße der Verurtheilten verbrannten, ohne daß ihr übriger Körper von den Flammen erreicht wurde. Man sah, wie der unglückliche Prior sich vergeblich abmühte, sich in die Gluth zu stürzen. Da mit einem Male umhüllte sie eine mächtige Rauchwolke, und als sie verschwunden war, hatten alle vier aufgehört zu leben.

Der Rath von Bern widerrief am gleichen Tage das gegen Jetzern ausgefällte Urtheil und verurtheilte ihn zum Schwert; doch gelang es seiner Mutter, mit Hülfe der Franziskaner die Wachsamkeit der Wächter zu täuschen und mit ihrem Sohne zu entfliehen.

Bei solchen Vorfällen mußte nothwendig die Achtung des Volkes vor seinen geistlichen Führern sinken, wahre Religion und Gottesfurcht sich immer mehr und mehr verlieren: aber es mußte auch in allen Bessern und Einsichtigen der Wunsch, das heilige Verlangen entstehen, das verlorene Kleinod wieder aufzusuchen und durch zweckmäßige

Verbesserung der Kirche allen solchen Mißbräuchen Thür und Thor zu verschließen.

Ulrich Zwingli.

Seine erste Lebenszeit.

Im Jahre 1484 am ersten Januar wurde in einer freundlichen Hütte zu Wildhaus im Toggenburg Ulrich Zwingli geboren. Er war der dritte Sohn des Ammanns Ulrich Zwingli und erhielt, wie seine übrigen neun Geschwister, die erste Erziehung im väterlichen Hause. Das Leben in der schönen Berggegend und der heitere Sinn ihrer Bewohner erzeugten in dem Knaben schon frühe Lust zur Freiheit und Gefallen an harmloser Fröhlichkeit neben jenem tiefen Gemüthsleben, welches den Bergbewohnern so besonders eigen ist. Seine hervorragenden Geistesgaben weckten in den Eltern den Entschluß, den jungen Ulrich einer wissenschaftlichen Laufbahn zuzuführen; was um so eher ausführbar schien, da des Vaters Bruder, Bartholomäus Zwingli, Pfarrer und Dekan zu Wesen, sich bereit erklärte, den talentvollen Knaben zu sich zu nehmen und seinen ersten Unterricht zu besorgen. Mit unermüdetem Fleiße und bewundernswürdigen Fortschritten lohnte Ulrich die Bemühungen des wackern Oheims, so daß er im zehnten Jahre die Theodorschule zu Kleinbasel beziehen konnte. Der erweiterte Umfang des Unterrichtes bot dem Fleiße und den Talenten des Knaben wenig Schwierigkeiten dar. Bald war er der beste Schüler, an welchem der Lehrer mit Wohlgefallen hing, und als er nach drei Jahren den Lehrkurs beendigt hatte, schied er mit einer Achtung und Dankbarkeit von dem Lehrer und der Anstalt, welche ihm durch sein ganzes Leben blieben. Er wandte sich nach Bern, wo damals der berühmteste Lehrer in der ganzen Eidgenossenschaft wirkte, Heinrich Wölfli, ein Mann, welcher unsern jungen Ulrich in den Geist des römischen Alterthums einführte am Gängelbande der klassischen Schriftsteller, deren Werke durch die neu erfundene Buchdruckerkunst aus dem Dunkel der Klosterbibliotheken an's Tageslicht gezogen worden waren. Mit hoher Begeisterung nahm der Schüler die gründlichen Lehren in sich auf,

welche der weise Lehrer auch in andern Fächern, in der Geographie und Geschichte freiwillig spendete. Besonders fühlte sich aber Zwingli hingezogen zur Musik, so daß er alle damals bekannten Instrumente zu behandeln verstand. Seine Gelehrsamkeit, besonders aber seine musikalischen Kenntnisse lenkten bald die Augen der Dominikanermönche auf den Jüngling. Sie (welche wir oben in der Erzählung von Johannes Jetzer kennen gelernt haben), suchten ihn zu bewegen, in ihr Kloster zu treten. Doch der gesunde Sinn des lebensfrischen Ulrich widerstand allen ihren Bitten und Anerbietungen, und als er nach zweijährigem Aufenthalte in Bern fähig erfunden ward, die hohe Schule zu besuchen, schied er, die gleichen Gefühle im Herzen, welche ihn von Basel begleitet hatten. Er ging nach dem Willen seines väterlichen Oheims nach Wien, um sich der Philosophie zuzuwenden. Hier fand er zwei Landsleute, Joachim von Watt aus St. Gallen und Heinrich Loriti von Glarus, zwei Jünglinge, beseelt von einem regen Eifer für die Wissenschaft, denen er sich mit voller Seele anschloß. (Beide hatten nach dem Gebrauche damaliger Zeit ihre Namen in's Lateinische geändert; ersterer nannte sich Vadianus, letzterer Glareanus.) Mit großer Freude lernte hier Zwingli die griechische Sprache und las mit wahrem Entzücken die hohen Meisterwerke dieses längst dahingestorbenen Volkes, welches einst vor allen Völkern Kunst und Wissenschaft mit besonderem Eifer gepflegt hatte. Eine schöne Freundschaft umschlang die drei gleichstrebenden Jünglinge, welche Alles in das Bereich ihrer Beschäftigungen zogen, was zu wissen des Menschen würdig ist. Mit der gleichen Wißbegierde, mit welcher sie sich in den Geist des griechischen und römischen Alterthums versenkten, studirten sie die Wunder der Natur, die neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Geographie, suchten sie mit ihrem geistigen Auge jene Ordnung zu durchdringen, in welcher die tausend und aber tausend Gestirne am Himmel sich bewegen. Solches Streben und solche Freude am Schönen und Erhabenen mußte das Herz der lebensfrohen Jünglinge rein erhalten von der Sittenverderbniß, welche damals, besonders in Wien herrschte. An Geist und Herz gekräftigt, kehrte Zwingli nach zwei Jahren wieder in die Heimath zurück und begab sich nach einem kurzen Aufenthalte bei den Seinen nach Basel, wohin ihn eine Lehrstelle der alten Sprachen rief. Hier schloß er abermals einen Freundschaftsbund, welcher sein ganzes Leben hindurch dauerte, mit dem gleichgesinnten Leo Judä aus dem Elsaß.

Beide waren entschlossen, sich zu Religionslehrern auszubilden und hatten von diesem erwählten Berufe die reinste, die heiligste Vorstellung in sich aufgenommen. Zu ihrem Glücke fanden sie in dem gelehrten Professor Thomas Wittenbach einen Lehrer, welcher tief erkannt hatte, daß Etwas geschehen müsse, um dem Verderben der Kirche und der Sitten entgegenzuwirken, und welcher in diesem Sinne den ersten Keim zu ihrem künftigen Wirken in die Herzen seiner Schüler legte. Vorher schon hatte Zwingli den Titel eines Meisters der freien Künste sich erworben; aber nie hat er sich denselben beigelegt. Er pflegte zu sagen: „Einer ist unser aller Meister, Christus".

Im 22. Altersjahre verließ er Basel, um die Pfarrstelle in Glarus anzutreten, welche ihm vermuthlich sein väterlich besorgter Oheim zugewendet hatte. Mit dem festen Willen, alle Pflichten seines neuen Amtes getreulich zu erfüllen, mit dem Bewußtsein eines reinen Strebens und mit dem Vertrauen, daß Gott im Himmel Jeden segnet, welcher in reinem Streben die Wohlfahrt seiner Nebenmenschen sich zur Lebensaufgabe macht; mit solchen Gefühlen trat er sein Amt an. Mit eben demselben Eifer, mit welchem er sich früher dem mehr weltlichen Wissen zugewendet hatte, legte er sich nun auf das Studium der heiligen Schrift, welche er zur Grundlage aller seiner Lehren machte; sowie er sich den Heiland der Welt zum Vorbilde seines Wirkens nahm. Besonders wandte er seine Kraft der Erziehung der Jugend zu und förderte Alles, was zur Aufklärung und Verbesserung der Sitten beitragen konnte. Hierdurch bildete er einen Kreis von tüchtigen Männern, welche später treue Pfleger und Beförderer seiner Lehre wurden.

Noch bevor die Versunkenheit der Kirche seine Aufmerksamkeit auf sich zog, ward er das sittliche Verderben gewahr, welches der fremde Kriegsdienst über sein geliebtes Vaterland gebracht hatte. Er hatte ja miterlebt, daß Obrigkeiten das Leben ihrer Mitbürger um schnödes Geld an fremde Fürsten verkauften, er sah tagtäglich, wie sie mit dem Blutgelde schwelgten und durch Beispiel und Nachläßigkeit die fürchterlichste Sittenlosigkeit unter dem Volke verbreiteten. Noch rauchten die Schlachtfelder vom Herzblute der schweizerischen Jugend, die der Eigennutz der Obrigkeiten fremdem Vortheile geopfert; noch lebte frisch das Andenken an jenen treulosen Verrath bei Novara, welcher den von den Altvordern ererbten Ruhm so tief schändete. Schaaren verabschiedeter Söldner, an Körper und Geist zerrüttet, zogen im Lande umher und

verbreiteten Laster und Seuche, welche sie im fremden Lande als Lohn der Sünde empfangen hatten. Arbeitsscheu, nützlicher Beschäftigung entwöhnt, suchten andere Horden den einzigen Genuß des Lebens in lärmenden Gelagen, bei Trunk und Spiel. Welch tief erschütternden Eindruck mußte Alles das auf Zwingli machen, welcher von heißer Liebe zum Vaterlande, von einem so reinen Streben für sein körperliches und sittliches Wohl erfüllt war? Doch wie schnitt es erst in das Innerste seiner Seele, als er selbst als Feldprediger die Glarner in die mailändischen Feldzüge begeitete, als er hier die Feilheit der Obrigkeiten und des Volkes, die gegenseitige Treulosigkeit und den Verrath, den ganzen Umfang des Schadens kennen lernte, den fremdes Geld und fremder Krieg den Eidgenossen gebracht hatte. Nicht thatloses Beklagen der einmal erkannten Uebelstände war die Sache des heimgekehrten Seelsorgers, sondern vielmehr ein thatkräftiges Bestreben, die Quellen zu verstopfen, aus welchen so viel Unheil für Volk und Vaterland geflossen war. Mit heiligem Eifer enthüllte er das schändliche Treiben derer, welche um schnödes Geld des Vaterlandes Ruhm und Wohlfahrt, das Blut seiner Söhne an fremde Fürsten verkauften, und welche das Blutgeld verwendeten, ein sittenloses Leben zu führen. Des Uebels hauptsächlichsten Grund sah er in vernachläßigter religiöser Bildung des Volkes und war eifrig bemüht, reine Begriffe von göttlichen Dingen in die Herzen des Volkes zu pflanzen. Hierdurch erregte er jedoch den ganzen Haß derjenigen, welche durch fremde Pensionen und durch den verwerflichen Menschenhandel reich geworden waren und welche die Quelle ihres Reichthums bedroht sahen. Ihnen schlossen sich viele Priester an, Miethlinge, welchen der Beifall irdischer Großen höher stehet, als das Wohlgefallen des Größten, der da thronet im Himmel. Verleumdung und Verfolgung waren das Loos, das den für wahre Religion und Sittlichkeit begeisterten Zwingli traf; er folgte daher gerne dem Rufe, durch welchen ihn der Abt Conrad von Rechberg nach Einsiedeln berief.

Zwingli in Einsiedeln.

Was dem angefeindeten Zwingli den Ruf nach Einsiedeln verschafft hatte, war gerade sein Streben, reinere Begriffe von Religion in das Volk zu pflanzen. Im Kloster lebten nämlich dazumal unter

dem jedem Aberglauben feindlichen Abte tüchtige Männer, welche, wie der Verwalter Theobald von Geroldseck, das Verderben der Kirche erkannt hatten und auf Verbesserungen dachten. Die Stille der Klosterzelle lud den aufstrebenden Zwingli mächtig ein, seine religiösen Ansichten zu vervollkommnen und zu befestigen, und der Umstand, daß am berühmten Wallfahrtsorte jährlich viele Tausende aus allen Ländern zusammen strömten, bot seiner Wirksamkeit den größtmöglichen Umfang dar. Darum zögerte er keinen Augenblick, nachdem seine Angelegenheiten in Glarus zu seiner Ehre geordnet waren, auf dem Felde seines neuen Wirkungskreises zu erscheinen. Hier lernte er nun die Grundübel kennen, durch welche die Kirche den Aberglauben unter dem Volke zu verbreiten und festzuhalten suchte, und je mehr er sich in stillen Nächten in die tiefen Lehren des reinen Evangeliums versenkte, desto mehr reifte in ihm der Entschluß, alle Kräfte aufzubieten, dieselben zur einzigen Richtschnur seines Wirkens zu machen. Statt die Wunder der Jungfrau Maria, wie dies am Wallfahrtsorte bisheriger Gebrauch war, zu verkünden, predigte er gegen die Wallfahrten, gegen die Anbetung der Heiligen, gegen die Verehrung der Reliquien und andere Erfindungen der Kirche und empfahl Anbetung Gottes und Jesu im Geiste und in der Wahrheit. Viele bewunderten ihn, viele zürnten ob der Neuerung; aber die Wahrheit seiner Rede, seine heilige Begeisterung, Gutes zu schaffen, hatten ihm manches Herz geöffnet, daß es den Samen aufnahm, welcher in der Zukunft gute Früchte brachte. Selbst der Papst ward aufmerksam auf den gottbegeisterten Mann und ließ ihm durch seine Gesandten ein belobendes Schreiben zustellen, in welchem er ihm auf den Fall der Ergebenheit und Unterwerfung eine hohe Stelle antrug, eine noch höhere verhieß. Mit dem Bischofe von Konstanz, in dessen Sprengel das Kloster lag, trat Zwingli in Verbindung, da jener durch seine Klagen über die Verderbtheit der Kirche und die Versunkenheit der Geistlichen zu erkennen gab, daß auch ihm um Verbesserungen der Kirche zu thun sei. Aber auch einzelne Bürgerschaften des Vaterlandes hatten sich ihm zugewendet; so verlangte ihn Winterthur zu seinem Seelsorger und in Zürich waren viele Bürger, darunter hochgestellte Magistrate, seine eifrigen Bewunderer und Freunde der reineren Lehre.

Da traf es sich, daß der Barfüßermönch Samson nach der Schweiz kam, um seinen schändlichen Ablaßhandel zu treiben. Der Bischof von

Konstanz, diesem Unwesen aus eigennützigen Absichten abhold, forderte Zwingli auf, gegen den Ablaß zu kämpfen und von der Kanzel zu Einsiedeln erfuhr der päpstliche Aussendling den ersten Widerstand gegen sein verderbliches Gewerbe.*) So weit ging Zwingli's Wirksamkeit in Einsiedeln; dann gegen das Ende des Jahres 1518 ward er zum Leutpriester am großen Münster zu Zürich gewählt. Diese Stadt, der Vorort der Eidgenossenschaft, zählte in ihren Mauern viele freisinnige, gelehrte und rechtschaffene Männer und erschien dem nun schon mit bestimmteren Verbesserungsplanen erfüllten Zwingli als der Ort, wo er die besten Mittel zur Verwirklichung seiner Absichten finde; weßhalb er auch die auf ihn gefallene Wahl mit Freude annahm.

Zwingli in Zürich.

Es war am Neujahrstage 1519, an seinem sechsunddreißigsten Geburtstage, als Zwingli in Zürich sein Amt antrat, wobei er der versammelten Gemeinde erklärte, daß er die Predigt des göttlichen Wortes für seine höchste Pflicht ansehe und daß er sich hiebei strenge an die heilige Schrift halten werde. Er begann dann ohne Verzug eine Reihe von Predigten in diesem Sinne und erwarb sich dadurch die Zufriedenheit und den Beifall der Vornehmen und Geringen um so mehr, da man allen seinen Reden und der Begeisterung, mit welcher sie vorgetragen wurden, wohl anfühlte, daß es ihm um wahre Religiösität und Sittlichkeit zu thun sei. Doch stieß er nach kurzem Wirken schon auf seine natürlichen Gegner, nämlich auf solche Geistlichen, welche aus guten Treuen an der alten Kirchenordnung festhalten wollten, auf die Mönche, welche in Müssiggang und Unwissenheit versunken, den Aberglauben im Volke zu unterhalten suchten, und auf die Anhänger fremder Kriegsdienste und Jahrgelder, welche den Mann haßten, der schon in Glarus seine Stimme gegen ihr schändliches Treiben erhoben hatte. Nichts desto weniger blieben aber auch viele ange-

*) Schon in der ältesten Zeit hatten die Päpste sich das Recht angemaßt, Ablaß zu ertheilen, welcher sich anfangs auf bloße Kirchenstrafen, dann aber auch auf Strafen der Ewigkeit bezog. Als dann die Verschwendung der Päpste wuchs, verkaufte man Ablaß für alle Sünden für Geld und verpachtete diesen Handel, wodurch er dann in die Hände abgefeimter Mönche kam, wie dieser Samson war, oder Tetzel in Deutschland.

sehene Männer fest auf seiner Seite und ermunterten ihn, auf dem betretenen Wege fortzuwandeln. Doch auch ohne diesen Beifall wäre Zwingli nicht zurückgegangen, denn er fühlte zu tief den Beruf in sich, die Menschen aus der Nacht des Aberglaubens zum Lichte religiöser Erkenntniß zu führen, als daß ihn ein Beifallsruf oder ein Verdammungsurtheil hätten bestimmen können. Mit rücksichtsloser Strenge tadelte er, wenn die zürcherische Regierung das Söldnerwesen unterstützte; mit heiligem Feuereifer wußte er zu bewirken, daß dem Ablaßkrämer Samson, welcher an andern Orten sich Reichthümer gesammelt hatte, nicht nur der Eintritt in die Stadt verweigert wurde, sondern auch, daß sich der Papst gezwungen sah, das Benehmen seines Aussendlings zu tadeln. Bei dem letzten Unternehmen fand Zwingli die Billigung des Bischofs von Konstanz und seines Generalvikars Faber, welche nicht sowohl aus gleicher Ansicht wie Zwingli, als vielmehr aus Eifersucht gegen den Papst wider den schändlichen Handel eiferten. Mitten in diesen Bestrebungen, über welchen er die Sorge für alle Pflichten seines wichtigen Amtes nicht vergaß, wurde er von der damals herrschenden Pest ergriffen, auf's Krankenlager geworfen und dem Tode nahe gebracht. Mit welcher Ergebung in den Willen seines Herrn und Gottes ertrug er die brennendsten Schmerzen, mit welcher Seelenruhe entsagte er am Rande der Ewigkeit seinem Lieblingsgedanken, dem er sein ganzes Leben zu opfern entschlossen war! Doch seine kräftige Natur widerstand dem Uebel; er genas. Die Krankheit war ihm eine Prüfung seiner Ansichten geworden, aus welcher sie geläutert und gekräftigt hervorgegangen sind, so daß er seinem Freunde Mykonius sagen konnte: „Ich erwarte, zum Opfer schon geweiht, alles Schlimme von Geistlichen und Laien. Nur dafür bitte ich Christus, daß er mir Muth gebe, Alles mit männlichem Sinne zu tragen, und mich, seinen Arbeiter, breche oder stärke, wie es sein Wille ist. — Sollte aber ein Ruhm meiner warten, möchte es der sein, Schmach für Christum zu leiden!"

So fuhr er denn fort, mit neuer Kraft das Evangelium zu verkünden, ohne auf eine eigentliche Veränderung des Gottesdienstes und der Kirche zu dringen. Dagegen unterließ er nicht, alle Mißbräuche, welche sich ihm darboten, schonungslos zu enthüllen. Eine Angelegenheit des Staates nahm um diese Zeit abermals seine volle Thätigkeit in Anspruch. Franz I. von Frankreich war nämlich eifrig bemüht, die

Eidgenossen wieder auf seine Seite zu ziehen und sparte weder Geld noch Schmeichelei, um wieder recht viele Söldner in seinen Dienst zu bekommen. Er suchte sogar ein Bündniß mit den dreizehn Orten. Zwölf willigten ein, geblendet vom Golde. Zürich schlug das Bündniß ab, was besonders den unausgesetzten Bemühungen Zwingli's zu verdanken war, welcher den Rath und die Bürgerschaft von dem Verderblichen solcher Soldkriege aufs treffendste zu belehren wußte. Kaum hatte der Rath den Abschlag des angetragenen Bündnisses bekannt gemacht, als er auch von allen Gemeinden des zürcherischen Gebietes volle Zustimmung zu dem gefaßten Beschlusse erhielt. So ehrenvoll diese Handlungsweise für Zürich war, so wurde sie doch in damaliger Zeit von allen Freunden des Söldnerwesens im ganzen weiten Vaterlande übel verleumdet; man schmähte über Zürich, es wolle sich von der Sache, vom Bunde der Eidgenossen trennen, man schalt Zwingli einen Ketzer. Die angesehensten Anhänger der fremden Kriege und Jahrgelder gaben sogar das zürcherische Bürgerrecht auf und siedelten sich an andern Orten an.

Drei volle Jahre hatte Zwingli in Zürich gepredigt, ohne, wie schon gesagt, einen Angriff auf die bestehende Kirche gemacht zu haben. Da geschah es, daß einige Bürger von Zürich das bischöfliche Verbot des Fleischessens zur Fastenzeit übertraten. Durch Zwingli's Fürsprache ward den Uebertretern der einfache Verweis des Rathes, eine Strafe, welche den Anhängern der alten Kirchenordnung und den übrigen Gegnern Zwingli's zu gering schien. Darum wandten sie sich an den Bischof von Konstanz, damit er durch kräftiges Einschreiten solche Verletzungen der Kirchengebote für die Zukunft unmöglich mache. Wirklich schickte der Bischof eine Gesandtschaft, welche vor den Chorherren und dem Rathe gegen diejenigen auftrat, die, auf Neuerungeu bedacht, die alt ehrwürdigen Gebräuche der Kirche tadelten, die lehrten, das Fasten sei überflüssig und die heilige Schrift die einzige Quelle des wahren Christenthums. Doch Zwingli, gegen welchen allein eigentlich der Angriff gerichtet war, wußte sich mit solcher Beredsamkeit und solcher Wahrheit zu vertheidigen, daß vom Rathe nichts gegen ihn beschlossen, sondern daß der Bischof eingeladen wurde, neue Aufschlüsse über die streitigen Punkte zu ertheilen; einstweilen sollten die Fastengeböte beobachtet werden.

Durch diese Verhandlungen vor dem Rathe hatte Zwingli zum

ersten Male Gelegenheit bekommen, seine Ansichten über gewisse kirchliche Anordnungen bestimmt und weitläufig auseinanderzusetzen, und hatte sich dadurch eine Menge von Angriffen zugezogen, welche nun die Anhänger des Alten gegen ihn richteten. Es blieb nicht nur bei gelehrten Erörterungen, sondern auch von den Kanzeln herab ertönten die Stimmen der Prediger gegen die Neuerungen und ihren Urheber. Besonders waren es die Mönche, welche sich in ihrer Unwissenheit oft in den lächerlichsten Schmähungen ergingen. Zwingli, der wohlgerüstete Gottesstreiter, widerlegte aufs vollständigste die gegen seine Ansichten aufgebrachten Gründe und züchtigte mit Kraft und beißendem Witze Jeden, der es, wie die Mönche, wagte, in dem Streite eine Stimme abzugeben, zu welcher er weder durch Religiösität noch durch Kenntnisse berechtigt war. Seine Anhänger mehrten sich von Tag zu Tage und der Rath faßte sogar den Beschluß, daß hinfort nur das Evangelium, Paulus und die Propheten gepredigt werden sollten. Die Mönche, durch ihre Niederlage und den Beschluß des Rathes vom öffentlichen Auftreten gegen Zwingli abgeschreckt, griffen zu heimlichen Mitteln, seinen Einfluß zu untergraben. Der Beichtstuhl, Besuche in den Häusern der Bürger und andere Verbindungen wurden benutzt, um den gehaßten Gegner zu verleumden. Doch Zwingli's Sache fand in und außer dem Kantone Zürich immer freudigere Anhänger und warme Vertheidiger. In Luzern stritten für ihn Mykonius und der Chorherr Kilchmeier, in St. Gallen der aus Wien zurückgekehrte Vadian, in Konstanz der Domprediger Wanner, in Bern der Franziskaner Sebastian Meier, in Freiburg der Organist Kother, in Graubünden Martin Sänger und selbst der Abt von Pfäffers zählte sich zu seinen Freunden. Das Wachsthum der neuen Lehre steigerte die Erbitterung der Gegner in dem Grade, daß sie sogar einen Versuch machten, den verhaßten Leutpriester durch einen Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, was jedoch nicht gelang.

Zwingli wandelte unerschrocken auf der betretenen Bahn weiter und verlangte zunächst in eignen Bittschreiben an den Bischof von Konstanz und die Räthe der Eidgenossenschaft die Bewilligung der Priesterehe, und noch bevor eine Antwort gegeben worden war, traten einige Priester in den Ehestand. Zwar traf Verfolgung und Gefangenschaft diejenigen, welche diesen Schritt wagten; doch war durch die Anregung Grund zur Hoffnung vorhanden, daß mit der Zeit die übeln

Folgen des Cölibats erkannnt und die Priesterehe gestattet werden würde. — Ein schweres Unglück, welches die schweizerischen Söldner bei Bicocca getroffen, nahm Zwingli's Thätigkeit auf's Neue in Anspruch, um den Eidgenossen die Schändlichkeit und Schädlichkeit des Reislaufens zu schildern. Seiner wahrhaft christlichen Aufforderung an die Schwyzer, den fremden Dienst zu meiden, gelang es auch wirklich, daß Schwyz und Nidwalden beschlossen, fünfundzwanzig Jahre hindurch fremde Bündnisse und Jahrgelder abzuweisen. Der Bischof von Konstanz glaubte noch stets, durch immer strengere Verordnungen, durch immer schärferen Tadel gegen Zwingli ihn abschrecken und seine Lehren unterdrücken zu können. Er erreichte jedoch das Gegentheil, denn Zwingli entschloß sich, durch diese Angriffe gedrängt, zum Kampfe auf Leben und Tod gegen die alte Kirche. Selbst die glänzenden Anerbietungen, welche ihm der neue Papst Hadrian machte, wenn er sich ihm als gehorsamer Sohn unterwerfen würde, konnten ihn nicht einen Augenblick in dem gefaßten Entschlusse wankend machen. Der Kampf ward in Wort und Schrift alsbald begonnen.

Die Religionsgespräche in Zürich.

Vor allen Dingen hielt es Zwingli für nöthig, die Uebereinstimmung seiner Lehre mit der heiligen Schrift vor einem größeren Kreise von Geistlichen und Gelehrten nachzuweisen; deßhalb suchte er den Rath dafür zu gewinnen, daß er ein sogenanntes Religionsgespräch anordnete. Wiewohl eine solche Prüfung der Lehre nur dem Bischof oder den andern geistlichen Oberen zugestanden wäre, so willigte der Rath doch ein und ließ eine Einladung ergehen an alle Geistlichen und Lehrer des zürcherischen Gebietes und sogar an den Bischof selbst, am festgesetzten Tage in Zürich zu erscheinen, um in gründlicher Rede und Gegenrede die wahre Lehre aus der heiligen Schrift nachzuweisen. Der Bischof erschien zwar nicht persönlich, doch schickte er seine Abgeordneten, welche seine und der Kirche Rechte wahren sollten. Einige von Zwingli's Freunden aus andern Kantonen waren auch gekommen, ihn zu unterstützen im Kampfe mit seinen Gegnern. Doch dessen hätte es nicht bedurft, denn Zwingli stritt auf dem sichern Boden des Evangeliums und mit einer Gelehrsamkeit ausgerüstet, gegen welche die bischöflichen Gesandten vergeblich ankämpften. Zwingli blieb Sieger und

der Rath von Zürich beschloß, daß in Zukunft sowohl in der Stadt, als auf der Landschaft alle Prediger und Seelsorger Nichts anderes predigen sollten, als was mit der heiligen Schrift übereinstimme. Bei Eröffnung dieses Beschlusses rief Zwingli aus: „Gott sei gelobet, er will, daß sein Wort herrsche im Himmel und auf Erden, und Euch, meine Herren von Zürich, wird er ohne Zweifel Kraft und Macht geben, daß Ihr in seinem Lande seine Wahrheit handhabet.“ (1523.) — Entrüstet über die erlittene Niederlage, zogen die bischöflichen Gesandten ab, und der Generalvikar Faber, welcher vorzugsweise seinem gewandten Gegner unterlegen war, warf einen tödtlichen Haß auf Zwingli, seine Freunde und Zürich.

Daß Zwingli im Religionsgespräche siegreich bestanden war, mußte seiner Lehre auch außerhalb dem Kanton Zürich zahlreiche Anhänger verschaffen, besonders da er durch eine besondere Schrift seine Ansichten über Staat und Kirche verbreitete. Aber ebenso erstanden ihm in allen schweizerischen Gauen heftige Gegner, welche mit besorgtem Auge den Tag herankommen sahen, an welchem der alte, auf Menschensatzung gegründete Kirchenglaube, die fremden Jahrgelder und Kriegsdienste ihre Endschaft erreichen würden. Lüge und Verläumdung wurden die Waffen, mit welchen man den Reformator niederringen wollte, da man es nicht wagte, auf dem Felde der Lehre ihm entgegenzutreten. Mit ungebeugtem Muthe vertheidigte sich Zwingli nach allen Seiten gegen die Vorwürfe der Unsittlichkeit und Ketzerei; er konnte sogar rühmen, daß der sittliche Zustand von Zürich ein erfreulicher geworden sei, seitdem das reine Evangelium daselbst verkündet werde. Unbekümmert um alle diese Angriffe schritt der Rath in den Verbesserungen der Kirche vorwärts, und auch zu Bern ward der Entschluß gefaßt, daß die heilige Schrift allen Predigten zu Grunde gelegt werden sollte. Zugleich erhielten die Nonnen in Königsfelden die Erlaubniß, ihr Kloster zu verlassen; ein Beispiel, welches hinwiederum Zürich nachahmte, indem es den Nonnen im Oedenbach freistellte, aus dem Kloster zu treten oder zu bleiben. Bald nachher ward auch die Aufhebung anderer Klöster beschlossen, und viele Priester traten trotz der bischöflichen Verbote in den Stand der Ehe. Alle diese Schritte waren mit Billigung der Regierung geschehen, welche sich immer enger an den kühnen Reformator anschloß. Doch bald entstand unter Zwingli's Anhängern selbst ein ärgerlicher Streit, welcher ohne das kräftige Einschrei-

ten Zwingli's seinem Werke die höchste Gefahr hätte bringen können. Von einigen Stellen des Evangeliums, das ihnen eine zu neue Waffe war, irre geleitet, fingen einige Freunde der neuen Lehre an, den Zehnten als eine ungerechte Abgabe anzugreifen, was unter dem Volke, welches gerne der lästigen Abgabe los geworden wäre, eine große Aufregung schuf. Alle Gegner der Reformation schöpften aus diesem Umstande neue Gründe gegen die Lehre Zwingli's, welche den Staat, wie sie sagten, untergrabe und jeder bürgerlichen Ordnung den Krieg erkläre, so daß Zwingli sich genöthigt sah, mit Gründen der heiligen Schrift in einer Predigt „von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit" darzuthun, daß jenes Treiben thöricht und schriftwidrig sei.

Doch bald beschäftigte man sich mit einem andern Gegenstande, welcher wieder zu einem Fortschritte der Reformation führte. Durch Wort und Schrift hatte sich nämlich die Ansicht verbreitet, daß die Verehrung der Bilder, wie sie sich in der bisherigen Kirche ausgebildet hatte, eitler Götzendienst und der Verehrung Gottes im Geiste und der Wahrheit zuwider sei. Eifrige Anhänger dieser Ansicht, welche ihre Abneigung gegen diese Abgötterei nicht zu zügeln vermochten, gingen sogar soweit, daß sie ohne Bewilligung der Regierung oder der Eigenthümer solche Bilder umstürzten und zertrümmerten. Im Laufe der Zeit aber hatte sich ein großer Theil des Volkes an den Bilderdienst dermaßen gewöhnt, daß er in dieser Bilderstürmerei ein schweres, todeswürdiges Verbrechen erblickte, daß eine gefährliche Spaltung zu entstehen drohete. Diese Gefahr abzuwenden, wurde ein zweites Religionsgespräch, das sich besonders mit den Bildern und der damit verwandten Messe beschäftigen sollte und zu welchem auch Abgeordnete aus den andern Orten, die Bischöfe von Constanz, Chur und Basel und der Abt von St. Gallen eingeladen wurden. Diese Einladung wurde von einigen Orten unter Befürchtungen und Warnungen, von andern unter Drohung und Verwahrung abgelehnt und von andern gar nicht beachtet. Nur Schaffhausen und die Stadt St. Gallen schickten ihre Abgeordneten. Wenn nun auch dieser Umstand dazu beigetragen hat, daß die Verehrung der Bilder nicht der Anlaß zu einem heftigen Kampfe wurde, so war doch der Grund, daß der Bilderdienst auf keine Weise mit der heiligen Schrift in Einklang gebracht werden konnte, der entscheidende, welcher Zwingli's Ansicht den Sieg verschaffte. Mit äußerst scharfen Beweisen wurde dann auch dargethan,

daß die Messe sich mit einer reinen Auffassung der reinen Christenlehre nicht vertrage und daß eine würdigere Feier des Abendmahls einzuführen sei. Jene Irregeleiteten, welche schon einmal durch ihre Ansicht über den Zehenten Widerwärtigkeiten für die neue Lehre bereitet hatten, traten wieder hervor, und verlangten plötzlich kleinliche Neuerungen in Beziehung auf das Abendmahl; ja sie bestritten sogar der Regierung das Recht, Verordnungen zu erlassen, und bezeichneten so den Weg, welcher sie später zum Verderben führte. Zwingli und seine Freunde boten ihre ganze Beredsamkeit auf, um das Unrichtige und Gefährliche der aufgestellten Behauptungen zu beweisen, was auch im vollsten Maße gelang.

Obwohl die reinere Lehre abermals siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen war, so glaubte doch die Regierung von Zürich, gegen das Bestehende schonend zu Werke gehen zu müssen. Sie beschloß, daß die Bilder einstweilen noch in der Kirche bleiben, aber verdeckt oder verschlossen, keineswegs beschädigt werden, und daß die Messe neben der Predigt ihr Bestehen habe. Nun galt es, um vor Mißgriffen sicher zu sein, alle Lehrer des Volkes bekannt zu machen mit der Art und Weise ihres künftigen Wirkens. Zwingli schrieb eine „Christliche Einleitung", welche die Hauptabschnitte der Lehre des Evangeliums und das auf dieselben gegründete Urtheil über die bisherigen Glaubenssätze und Uebungen der Kirche in faßlicher Sprache enthielt. Dieses Büchlein wurde allen Predigern des Kantons mitgetheilt mit der Aufforderung, sich bei ihren Vorträgen an diese Vorschrift zu halten. So glaubte man durch Belehrung des Volkes nicht nur einer reinen Christenlehre Bahn zu brechen, sondern auch dieselbe auf die Dauer zu befestigen. Fast gleichzeitig mit diesen Bemühungen war Zwingli in voller Thätigkeit, das immer noch vorhandene Unwesen der fremden Jahrgelder auszurotten, und wirklich gelang es seinen Ermahnungen, daß Bürgermeister, Räthe und sämmtliche Priester den Eid leisteten, keine fremden Pensionen mehr zu nehmen und zu dulden; Uebertretern ward mit Todesstrafe gedroht.

Die Eidgenossen folgten den Vorgängen in Zürich in verschiedener Stimmung. Schaffhausen, Bern, Glarus, Basel und Solothurn waren zur Versöhnung geneigt; Luzern, Zug und Freiburg und die drei Länder zeigten sich feindlich gegen Zürich und Zwingli. Von allen zwölf Orten erschienen jedoch Boten in Zürich, Beschwerde zu

führen über Alles, was auf dem Boden der Kirche vorgegangen war. Schaffhausen allein trennte sich von diesem Beschlusse der übrigen Eidgenossen. Alles, was die Verleumdung ersonnen und verschlimmert, zum Theil auch Dinge, welche wirklich vorgefallen, wurden hier zur Sprache gebracht; alles Ernstes floß die Mahnung an Zürich, am Herkommen festzuhalten, man wolle Uebelstände gemeinsam beseitigen. Es war ein Leichtes, darzuthun, wie weit die gemachten Vorwürfe begrüudet waren; doch schwerer war die Vertheidigung der züricherischen Glaubensansichten, welche Zwingli selbst übernommen hatte. Durch diese gründliche Arbeit fühlten sich die Eidgenossen im Gefühle der Wahrheit der darin niedergelegten Sätze so verletzt, daß einige Stände auf dem Punkte gewesen sein sollen, den Zürichern die Bundesbriefe zurückzusenden. So trostlos die Lage Zürichs gegen die Eidgenossen geworden war, so erfreulich zeigten sich seine innern Verhältnisse; denn alles Volk in der Landschaft Zürichs erklärte sich für die gemachten Verbesserungen und mahnten die Regierung, auf dem betretenen Wege zu beharren. Diese Entschiedenheit des Volkes hatte dann auch zur Folge, daß die Bilder ohne besonderes Aufsehen aus den Kirchen gebracht, Prozessionen und Wallfahrten abgethan und einige Klöster aufgehoben wurden. Freiwillig traten das Chorherrenstift des großen Münsters und die Aebtissin des Fraumünsters ihre letzten weltlichen Rechte und Besitzthümer an Bürgermeister und Räthe ab. Schöne Anstalten, welche den Geist der Stifter ehren, wurden aus den nun der Stadt zugefallenen Einkünften geistlicher Stiftungen gegründet; es entstanden Schulen, eine Pflegeanstalt für Studierende, das Almosenamt, ein Lazareth für Pestkranke, eine Waisenstiftung und eine Erweiterung des Spitals. Solche Blüthen brachte der Baum, welchen Ulrich Zwingli gepflanzt und gepflegt hatte.

Viele der Mitarbeiter des Reformators hatten sich schon vermählt, er selbst heirathete (1524) die Wittwe Hans Meiers von Knonau, Anna Reinhart, mit welcher er bis zu seinem Tode in glücklicher Ehe lebte.

Zwingli und die Wiedertäufer.

Wenn die Erscheinung, daß das Werk Zwingli's, der Ausfluß reinen Bestrebens, von Tag zu Tag herrlicher gedieh, jeden Freund

der Wahrheit freuen muß; so ist der Umstand um so betrübender, daß unter den Anhängern der Verbesserung Leute auftauchten, welche durch unüberlegte Schritte der neuen Lehre die größte Gefahr brachten. Dieß waren die Wiedertäufer, welche ihren Namen davon hatten, daß sie die Kindertaufe verwarfen und Jeden, der in ihre Gemeinschaft treten wollte, noch einmal tauften. Ihren Ursprung hatten sie in Deutschland, wo gleichzeitig mit Zwingli der große Reformator Luther wirkte und wo sich ähnliche Auswüchse gezeigt hatten. Außer der Lehre von der Wiedertaufe waren es jedoch noch andere Grundsätze, welche diese Sekte zu einer gefährlichen machte. Abschaffung des Zehenten und aller Zinse, Unrechtmäßigkeit jeder obrigkeitlichen Gewalt und ähnliche verderbliche Lehren wurden angewendet, um die Volksmenge für sich zu gewinnen und gegen Zwingli und die Regierung aufzuhetzen. Anfangs glaubte man durch Belehrung am Besten die Häupter der Sekte von dem betretenen Wege abbringen zu können, und veranstaltete ein eignes Religionsgespräch, auf welchem Zwingli mit großer Umsicht ihre Lehre von der Wiedertaufe widerlegte. Die Häupter der Sekte gaben sich jedoch nicht besiegt; Wilhelm Röubli, Johannes Brödlein, Georg Blaurock, Konrad Grebel und Felix Manz erklärten sich im Gegentheil unter prahlerischen Worten als Sieger. „Er ist gefallen, hieß es, der falsche Prophet, der große Drache; der Geist des Herrn ist mit uns!"

Ein zweites Religionsgespräch, in welchem Zwingli abermals einen vollständigen Sieg errang, hatte den gleichen Erfolg, wie das erste. Die Wiedertäufer trotzten jeder Maßregel der Regierung, selbst Gefangenschaft und Verbannung konnte sie nicht ihrer Verblendung entreißen. Immer weiter griff das Unwesen um sich und erzeugte nun ein Leben voll Schwärmerei und Albernheit, voll Ausschweifung und Laster. Jeder Sinnenlust fröhnten die Wiedertäufer ungescheut; Einige hofften auf den Anbruch des tausendjährigen Reiches voll Genuß und Herrlichkeit; Andere deckten Tische, luden Gäste und erwarteten leibliche Speise, Manna und Kuchen, vom Himmel fallen zu sehen. Einige, welche in Zürich aus dem Gefängnisse gebrochen waren, gaben vor, sie seien wie Paulus und Silas von Engeln befreit worden; Andere tändelten mit Puppen, zogen Tannzapfen, an Fäden gebunden, auf dem Boden umher, weinten kindisch und ließen sich mit Aepfeln trösten, warfen alle Kleider von sich und beschönigten ihr Thun, die erhabne Wahrheit höhnend, mit dem Spruche: „Wenn Ihr nicht werdet, wie

die Kinder, so werdet Ihr nicht eingehen in das Reich der Himmel!“ — Es gab sogar Solche, welche das neue Testament zerrissen und in's Feuer warfen, weil „der Buchstabe tödte, der Geist aber lebendig mache.“ Ja, die Schwärmerei ging so weit, daß Thomas Schucker im St. Gallischen seinen eignen Bruder im Beisein von Eltern und Geschwistern enthauptete, weil der Enthauptete vorgab, Gott habe seinen Tod geboten. — Bei all diesen Thorheiten erlaubten sich die Wiedertäufer immer noch, wider Obrigkeit und Prediger mit den ärgsten Schimpfworten zu wüthen.

Die Regierung von Zürich machte einen letzten Versuch in Güte, die Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen, indem sie vor allem Volke ein drittes Religionsgespräch veranstaltete. Zwingli und seine Freunde blieb abermals Sieger, nachdem man drei Tage lang mit Heftigkeit gestritten hatte. Nach Beendigung des Gespräches verlangte nun die Regierung von den Häuptern der Sekte, daß sie widerrufen sollten; allein umsonst. Unterdessen war im benachbarten Deutschland, wo wiedertäuferische Prediger wirkten, der sogenannte Bauernkrieg wider die geistlichen und weltlichen Herren losgebrochen, in welchem die Bauern die Fesseln unmenschlicher Bedrückung zu sprengen und sich für das Erlittene an ihren Drängern zu rächen suchten. Verbindungen, welche die deutschen Bauern mit schweizerischen Unterthanen unterhielten, riefen einige bedenkliche Störungen der Ruhe und Ordnung hervor, obwohl in der Schweiz die Unterthanen in weit glücklicheren Verhältnissen lebten, als in Deutschland. Darum schien größere Strenge gegen die wiedertäuferischen Urheber solcher Bewegungen nothwendig; man warf sie in den Kerker. Aber als sie versprachen, sich ruhig zu verhalten, wenn man sie ledig lasse, ließ man sie los und begnügte sich mit der Androhung strenger Ahndung für Jeden, welcher die Wiedertaufe lehre oder übe. Nichtsdestoweniger mißbrauchten die Freigelassenen diese Milde der Regierung und trieben bald wieder das alte Unwesen, so daß man genöthigt war, die Häupter Manz, Grebel und Blaurock, nebst einer Anzahl ihrer Anhänger auf's Neue einzukerkern. Ihrer Haft konnten sie jedoch nächtlicher Weile entrinnen und bald zeigten sich wieder deutliche Spuren ihres Wirkens, wiewohl man das Gesetz dahin verschärft hatte, daß Jeder, welcher Erwachsene taufe, hinfort ertränkt werden sollte. Wirklich wurde an Manz und noch zweien seiner Gefährten am 5. Januar 1527 dieses

Urtheil vollzogen; worauf durch gemeinsame Maßregeln der der Reformation zugethanen Stände Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen und St. Gallen die schädliche Sekte ausgerottet wurde.

Das Religionsgespräch zu Baden.

Das Auftauchen der Wiedertäuferei und die übrigen Vorfälle, durch welche Ruhe und Ordnung gestört, ja sogar der Friede mit Oesterreich in Frage gestellt wurde, waren keineswegs geeignet, der Reformation neue Anhänger zu erwerben. Im Gegentheil erhielt die Meinung ihrer Gegner, daß die Verbesserung in sich selbst zerfallen werde, immer mehr Zuversicht, und es erschien ihnen ein Leichtes, eine Menge unentschiedener Anhänger Zwingli's auf ihre Seite zu ziehen. Dann erklärte auch eine Tagsatzung, zu welcher Zürich und Schaffhausen nicht geladen waren, sich bereit, einigen Uebelständen auf dem Gebiete der Kirche abzuhelfen, gab jedoch dabei unzweideutig zu erkennen, daß man im Ganzen beim alten Glauben zu verbleiben habe. Da man sich ferner überzeugte, daß der ganze Fortgang der Reformation auf dem Ansehen und der Wirksamkeit Zwingli's beruhe, so faßte man den Entschluß, ihn durch dasselbe Mittel zu stürzen, durch welches er zu seinem Einflusse gelangt war, nämlich durch ein Religionsgespräch. Um jedoch des Sieges einigermaßen sicher zu sein, nahm man das Anerbieten Ecks, eines deutschen Gelehrten, an, welcher sich schon in einem Religionsgespräche gegen den deutschen Luther versucht hatte und sich nun bereit erklärte, den Kampf auch mit dem schweizerischen Reformator aufzunehmen. Obwohl sich nun die Züricher große Mühe gaben, das Gespräch in ihrer Stadt abzuhalten, und die Berner die Stadt Basel vorschlugen, so wurde dasselbe doch von der Tagsatzung nach Baden verlegt; was um so eher geschehen konnte, da Zürich zu den eigentlichen Berathungen nicht eingeladen worden war. Zwingli erhielt auch eine Aufforderung zu erscheinen und einen Geleitsbrief, welcher ihm sichere Hin- und Rückreise gewährleistete. Aus dieser außergewöhnlichen Zusicherung, vorzüglich aber aus den empfangenen Warnungen schloß der Reformator, daß man Böses gegen ihn im Sinne habe, und erschien nicht. Kein Gelehrter von Zürich ging nach Baden, weil man die Stadt bei der ganzen Anordnung des Gespräches so geringschätzig behandelt hatte.

Am 21. Mai 1526 ward das Religionsgespräch in der Kirche zu Baden mit großer Pracht eröffnet. Von reichgeschmückter Kanzel herab sprachen die Anhänger der alten Lehre, Eck, Faber und der Luzerner Prediger Murner gegen die Vertheidiger der Reformation, welche zwar an Zahl ihren Gegnern nicht gewachsen waren, aber von Gottvertrauen und dem Bewußtsein einer gerechten Sache erfüllt, unverzagt für das Evangelium in die Schranken traten. Oekolampadius (Hausschein) von Basel und der Prediger Berchthold Haller von Bern nahmen Zwingli's Stelle ein und kämpften mit Gelehrsamkeit, Ruhe und Mäßigung mannhaft gegen die spitzfindigen Sätze, welche ihre Gegner hauptsächlich über die Messe und das mit derselben verwandte Abendmahl aufstellten. Zwingli blieb dem Kampfe für seine Sache nicht fremd; denn täglich erhielt er durch einen vertrauten Boten (Thomas Platter) Nachricht vom Stande der Dinge zu Baden und schickte seine Ansichten schriftlich an seine Freunde. Sechszehn Tage dauerte das Gespräch und am Ende desselben sprachen sich die Anhänger des alten Glaubens den Sieg zu, während nur Wenige sich mit den von Oekolampad ausgesprochenen Sätzen einverstanden erklärten. Ja, Murner ging so weit, daß er einen Anschlag an die Kirchenthüren zu Baden heften ließ, in welchem er die Züricher und Zwingli mit den abscheulichsten Ausdrücken verdammte. Nach allen Seiten verbreitete sich die Kunde, daß Zwingli und Oekolampad glänzend besiegt, daß ihre Lehren aus der heiligen Schrift als unwahr und ketzerisch bewiesen worden seien. Mancher Freund der neuen Lehre erschrack bei dieser Nachricht und sah mit banger Sorge in die Zukunft; doch Zwingli und Oekolampad, welche sich unmöglich für besiegt halten konnten, blieben standhaft und Zürich trat unentwegt den Anmuthungen entgegen, welche ihm von den fünf Orten*) gemacht wurden, die alte Kirche wieder herzustellen. Seinem Beispiele folgte Basel, wo Oekolampad in regem Eifer alle Hindernisse bekämpfte, welche der Reformation in den Weg traten, und wenn auch in den andern Kantonen wenig Entscheidendes geschah, so ließ sich doch nicht verkennen, daß man dem so prahlerisch ausgekündeten Siege der fünf Orte nicht ganz traute. Dieses Mißtrauen wuchs noch mehr, als man den Ständen Basel und Bern,

*) Uri, Schwyz, Unterwalden, Luzern und Zug waren die erklärtesten Gegner der Reformation.

welche Einsicht von den Badener Akten nehmen wollten, dieselben verweigerte. Allgemeiner ward die Ansicht, der Sieg der fünf Orte zu Baden käme einer Niederlage gleich, und als Murner, der leidenschaftlichste Gegner der Reformation, endlich die Akten veröffentlichte, meinte man sowohl in Bern als in Basel, freilich ohne vorhergegangene Prüfung, dieselben wären verfälscht, und schenkte ihnen keinen Glauben. Die Spannung zwischen den Parteien ward so groß, daß die fünf Orte in Verbindung mit Freiburg und Solothurn beschlossen, Zürich, Basel und St. Gallen beim Bundeseide zu übergehen. In Bern und Basel neigte man sich indeß immer entschiedener zur Reformation.

Das Religionsgespräch zu Bern.

Die Stadt Bern, welche schon im Anfange des Bundes in freundschaftlichem Verhältnisse zu Zürich gestanden war, nahm in den Zeiten, wo Verdächtigung und Schmähung in vollstem Maße über die Bestrebungen Zwingli's und der Stadt ausgegossen wurden, wo man sie förmlich vom Bunde ausschloß, innigen Antheil am Schicksale ihrer Freundin. Berchthold Haller hatte durch seine Predigten im Sinne der Reformation so viel für dieselbe gewirkt, daß der Anschluß Berns an Zürich immer fester wurde, je feindseliger die fünf Orte den Zürichern entgegen traten, und daß man in Bern und auf seiner Landschaft den Weg der Reformation nach dem Beispiele Zürichs immer mehr betrat. Endlich wurde die Spaltung so groß, daß die Regierung sich entscheiden mußte, ob die alte oder die neue Kirche fortan im Lande herrschen sollte. Um diesen Entscheid so gründlich als immer möglich abgeben zu können, erschien ein Religionsgespräch das geeignete Mittel, besonders wenn dasselbe zahlreich besucht würde. Darum faßte denn auch die Regierung den Beschluß, ein solches abzuhalten und alle Geistlichen des Kantons zu nöthigen, an demselben Theil zu nehmen. Den Bemühungen Hallers gelang es jedoch, daß dasselbe auf die ganze Eidgenossenschaft ausgedehnt wurde. Zwingli und andere reformirte Gelehrten nahmen bereitwillig die Einladungen an, welche an sie ergingen. So kam denn trotz der Abmahnung der fünf Orte am 6. Januar 1528 das Religionsgespräch in Bern zu Stande, welches für Bern die völlige Durchführung der Reformation zur Folge hatte.

Ohne jene Pracht, welche in Baden geherrscht hatte, wurden die

Verhandlungen eröffnet, in welchen Zwingli und seine Freunde sich sowohl durch reiche Kenntniß der heiligen Schrift, als durch tiefe Gelehrsamkeit überhaupt auszeichneten. Die Gegner standen in jeder Hinsicht weit unter ihnen und waren zudem noch durch Uneinigkeit gespalten, so daß ein vollständiger Sieg über sie mit leichter Mühe errungen wurde. Hauptsächlich waren die Reden und Predigten Zwingli's so schlagend und überzeugend, daß die Regierung von Bern noch in Anwesenheit des Reformators die Bilder und die Messe abschaffte, gegen die Wiedertäufer scharfe Beschlüsse faßte und die Klöster in ihrem ganzen Gebiete aufhob. Die Reliquien wurden begraben, die Kirchengüter eingezogen und zum Besten der Armen verwendet, und wie in Zürich, beschloß man, mit aller Kraft die Sittlichkeit zu heben und dem Reislaufen, dieser Quelle der allgemeinen Verwilderung, entgegen zu arbeiten. Der Uebertritt Berns zur Reformation brachte eine tiefe Erbitterung der fünf Orte hervor, welche zuerst hervortrat, als Zürich und Bern sich mit der Stadt Konstanz verbündeten zu gegenseitigem Schutze des neuen Glaubens; ein Bündniß, welches man das christliche Bürgerrecht nannte. Mit Ungestüm forderten jene die Auflösung desselben und sannen auf Rache, als dieselbe verweigert wurde. Sie stellten dem christlichen Bürgerrecht ein eigenes Bündniß entgegen, in welches sie unter sich und mit Freiburg und Wallis zur Aufrechthaltung des alten Glaubens traten. Einige Orte verschmäheten es sogar nicht, einen Theil des Berner Landvolkes zu unterstützen, als dasselbe in einem Aufstande die Herstellung der alten Kirche ertrotzen wollte. An der kräftigen Haltung Berns scheiterte dieses unheilvolle Unternehmen.

Berns Uebertritt zur Reformation war für andere Theile der Eidgenossenschaft von der größten Wichtigkeit. Die Stadt St. Gallen, wo schon früher die Bilder und die Messe abgeschafft worden waren, trat dem christlichen Bürgerrechte bei; in Basel, wo Oekolampad mit großer Umsicht wirkte, gelang es nicht ohne Widerstand, die Reformation einzuführen. Auch in Glarus, Schaffhausen, Appenzell und Graubünden mehrten sich die Anhänger von Zwingli's neuer Kirche, und selbst in Solothurn, wo Berchthold Haller eine Zeit lang predigte, wankte der alte Glaube.

Der erste Kappeler Krieg.

Wenn schon durch die Annahme der Reformation auf der einen Seite, und durch die Verfolgung derselben auf der andern die Eidgenossen sich in zwei feindliche Partheien geschieden hatten, so war doch Alles, was bisher geschehen war, nur der Anfang noch größerer Zerwürfniß. Diese entzündete sich zunächst in den gemeinen Herrschaften, wo die katholischen Landvögte mit aller Macht der Reformation entgegen wirkten, während die Reformirten dieselbe nach Kräften unterstützten. Die fünf Orte verlangten, daß die Mehrzahl der regierenden Stände für die gemeinen Herrschaften in Glaubenssachen zu bestimmen hätten; Zürich und Bern forderten, daß es dem Volke überlassen werden sollte, sich für den neuen oder den alten Glauben zu entscheiden. Ihren Bemühungen gelang es, daß auch in den gemeinen Herrschaften die Reformation immer mehr Anhänger gewann, und daß sie sogar in das Gebiet der fünf Orte einzudringen drohte, was nur durch die strengsten Strafmittel verhindert werden konnte. Da Zürich und Bern sich überdieß ihren überwiegenden Einfluß in solchen Ländern, welche sie mit den fünf Orten gemeinschaftlich besaßen, zu sichern suchten, führten diese ein Vorhaben aus, welches sie schon längere Zeit im Sinne trugen. Einsehend, daß bei ihrer Lage, in welcher sie rings von reformirten Orten umgeben waren, für den Fall größerer Spaltung oder eines Krieges das Aeußerste zu fürchten sei, schlossen sie mit dem Erbfeinde der Eidgenossenschaft, dem Erzherzoge Ferdinand von Oesterreich, dem Könige von Ungarn und Böhmen, ein Bündniß zum Schirme des alten Glaubens. In demselben war zwar, wie man vorgab, nur ein Gegenstück zu dem christlichen Bürgerrechte zu finden, aber verschiedene Punkte ließen die eigentliche Bedeutung desselben nicht verkennen. Man versprach sich gegenseitig Unterstützung zur Unterdrückung des neuen Glaubens; Oesterreich sicherte seinen neuen Verbündeten eine Bundeshülfe von sechstausend Mann Fußvolk, vierzehnhundert Reitern und dem hinreichenden Feldgeschütze zu und gestattete noch andern Bundesgenossen außerhalb der Eidgenossenschaft den Beitritt, um wider die Feinde und Widerwärtigen in der Eidgenossenschaft zu ziehen mit aller Macht und in eigenen Kosten. Sperre der Lebensmittel ward als erlaubtes Angriffsmittel besonders hervorgehoben.

Kaum war der Inhalt dieses Bündnisses bekannt geworden, so

schickte eine Tagsatzung, welche von den übrigen Orten zu Zürich versammelt war, im Namen von Zürich, Bern, Glarus, Basel, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell, St. Gallen, Mühlhausen und Biel eine Gesandtschaft nach Luzern und in die Länder mit der Bitte um Aufhebung dieser Verbindung, welche die Eidgenossenschaft zu vernichten im Stande sei. Obwohl die Gesandten in einigen Orten freundlich empfangen wurden, so ward doch die Gewährung ihrer Bitte abgeschlagen, da man besonders in Beziehung auf die gemeinen Herrschaften auf der Herstellung des alten Glaubens beharrte. Die Erbitterung stieg. Zürich und Bern wollten die Gesandten Unterwaldens nicht mehr auf der Tagsatzung erscheinen, die Landvögte dieses Landes zu Baden und im freien Amte nicht aufziehen lassen, bis Bern Genugthuung erhalten habe für jene Aufreizung seines Landvolkes, welche vorzüglich von Obwalden ausgegangen war. Zwingli veranlaßte in Zürich, daß die Obrigkeit trotz der Abmahnung Berns noch strengere Maßregeln gegen Unterwalden anempfahl. Da brach zuletzt ein Vorfall den letzten Faden, welcher die Eidgenossen noch zusammenhielt. Jakob Kaiser, der Pfarrer von Neftenbach im Züricher Gebiet, welchen die Schwyzer haßten, weil er früher als Pfarrer auf der Ufnau stark gegen den Bilderdienst und die Messe gepredigt hatte, war nach Oberkirch im Lande Gaster als Prediger berufen. Noch ehe er sein bisheriges Amt abgegeben hatte, wanderte er bisweilen zu seiner neuen Gemeinde. Der Vogt in Utznach, welches unter der Oberherrschaft von Schwyz und Glarus stand, ließ ihn bei der Durchreise auffangen und nach Schwyz bringen. Hier wurde Kaiser zum Feuertode verurtheilt und trotz der Fürbitte Zürichs, trotz der Abmahnung der Glarner hingerichtet. Diese That verdiente Bestrafung; der Krieg ward beschlossen; eine Sperre der Zufuhr angeordnet. Selbst Zwingli rieth zum Kriege; er schrieb an einen Freund: „Der Friede, dem Viele jetzt noch das Wort reden, ist Krieg, der Krieg, den ich wünsche, ist Friede.“ — Am 3. Brachmonat 1529 ward der Krieg den Schwyzern erklärt, welche alsbald die andern vier Orte mahnten.

Nachdem Zürich sich der Hülfe verschiedener Gegenden versichert, zogen viertausend Mann unter seinem Banner nach Kappel, wo sie ein Lager schlugen; Zwingli war wider den Willen der Obrigkeit bewaffnet bei ihnen. Am 10. Brachmonat erging die Kriegserklärung an die fünf Orte, deren Rüstungen ihr Vorhaben verrathen hatten,

die Schwyzer in dem ausbrechenden Kriege zu unterstützen. Eilig sammelten sich diese auf dem Baarer Boden und mahnten ihre in- und ausländischen Bundesgenossen um schnellen Zuzug. Auf der Seite Zürichs erschienen nach langem Zögern Bern, Basel, Biel und Mühlhausen, nicht um die angreifenden Züricher zu unterstützen, sondern um etwaige Angriffe auf das Züricher Gebiet abzuweisen; sie nahmen Stellung bei Bremgarten; der Rath von Bern hatte sogar erklärt, daß er bereit sei, bei angebotenen billigen Bedingungen eines Friedens den widerstrebenden Theil zur Annahme zwingen zu helfen. Die Züricher jedoch, unbekümmert um diese unentschiedene Gesinnung ihrer Freunde, ordneten sich, um die Grenze zu überschreiten und setzten sich schon in Bewegung. Da kam ihnen von Baar Hans Aebli entgegen, der Landammann von Glarus, ein redlicher Eidgenosse, welcher den Jahrgeldern ebenso abhold, als der neuen Lehre treu ergeben war, und welcher schon in Glarus die streitenden Glaubensparteien verglichen hatte. Mit Thränen in den Augen beschwor er die Züricher Führer, nicht weiter vorwärts zu ziehen, sondern der bundesbrüderlichen Stimme der Versöhnung Gehör zu geben. Seine Worte bewirkten, daß man beschloß, neue Befehle von Zürich einzuholen, bevor man ein Weiteres unternehme. Da trat Zwingli zum Landammann, welcher zu Glarus zu seinen besten Freunden gehört hatte, und sprach: „Gevatter Ammann, Du wirst Gott Rechenschaft geben müssen für diesen Frieden. Jetzt weil die Feinde im Sack und ungerüstet sind, geben sie gute Worte. Du glaubst ihnen und scheidest. Hernach wenn sie gerüstet sind, werden sie unser nicht schonen; wer wird dann scheiden?" Der Ammann erwiederte: „Ich traue auf Gott. Er wird es gut machen. Thut auch Ihr euer Bestes!" Es gelang wirklich, eine eidgenössische Tagsatzung in Aarau zu vereinigen, welche sich mit der Ausgleichung des Streites beschäftigte, während beide Heere einander gegenüber lagerten. In dieser Zwischenzeit zeigte es sich klar, wie wenig dieser Streit der Regierungen in das Volk gedrungen war; denn die gemeinen Krieger aus beiden Heeren pflogen freundschaftlichen Umgang und versprachen sich, einander nicht ohne Noth zu schädigen. Im Lager der fünf Orte herrschte Theuerung und Mangel, bei den Zürichern Ueberfluß. Da vertrauten einige kecke katholische Jünglinge der Freundschaft ihrer alten Bundesbrüder so wohl, daß sie freudig die Grenzen überschritten und sich gefangen nehmen ließen. Mit Brod und Speise

beschenkt, wurden sie dann wieder entlassen. Ein ander Mal nahmen viele Krieger der fünf Orte einen Zuber mit Milch und stellten ihn auf die Landmark und riefen den zürcherischen Vorposten zu, sie hätten da eine gute Milch, aber Nichts darein zu brocken. Die Züricher brachten Brod. Man aß und war guter Dinge. Wenn Einer über die Mitte des Zubers nach einem guten Bissen fischte, schlug ihm sein Gegner mit dem Löffel auf die Finger, scherzend: „Iß Du auf deinem Boden!" — Der Stadtmeister Sturm von Straßburg, der diesen Vorfall mit ansah, rief voll Verwunderung aus: „Ihr Eidgenossen seid doch ein seltsam Volk; wenn Ihr schon uneinig scheint, seid Ihr doch einig und vergeßt der alten Freundschaft nicht."

Unterdessen hatte man sich in Aarau wirklich zu einer friedlichen Ausgleichung des Streites verständigt; der erste Landesfriede war geschlossen. In demselben waren die fünf Orte zur Auflösung des österreichischen Bündnisses und zur Bezahlung von Kriegskosten angehalten, in den gemeinen Herrschaften wurde die Ansicht Zürichs in Beziehung auf die neue Lehre anerkannt, und endlich den Städten Bern und Zürich für einzelne Beschimpfungen und Beleidigungen die gehörige Genugthuung zugesprochen. Freudig, einen so ehrenvollen Frieden erlangt zu haben, zogen die Züricher heim. Zwingli theilte nicht ihre Freude, Besorgniß für die Zukunft umdüsterte seine Seele und unverhohlen erklärte er, daß ein Krieg zu einem dauerhafteren Frieden geführt haben würde.

In der nächsten Zeit nach diesem ersten Kappeler Kriege wurde der Reformator von einem wichtigen Geschäfte in Deutschland in Anspruch genommen. Hier nämlich hatte Luther mit großem Anhang unter fast denselben Gefahren, wie sie Zwingli in der Schweiz erlebt, seine Kirchenverbesserung eingeführt. Beide Männer waren jedoch hinsichtlich der Lehre vom Abendmahle verschiedener Ansicht und dieser Umstand trennte sogar die nach Verbesserung des Glaubens Strebenden in zwei feindliche Lager. Luther lehrte aus den Worten der heiligen Schrift: „Das ist mein Leib und mein Blut", daß Brod und Wein sich im Augenblicke des Genusses in den wahren Leib und das wahre Blut Christi verwandeln, während Zwingli Brod und Wein für sinnbildliche Zeichen des Leibes und Blutes Jesu nahm. Der Landgraf Philipp von Hessen, welcher der Reformation von ganzer Seele zugethan war, wünschte eine Vereinigung der Getrennten und lud sie zu einem Reli-

gionsgespräche nach Marburg ein. Beide Reformatoren erschienen, begleitet von ihren gelehrtesten Freunden. Man konnte sich über viele Punkte verständigen, aber im Abendmahlstreite bewirkte Luthers Ungestüm, daß die völlige Ausgleichung mißlang. Zwingli kam wieder nach Zürich, wohin ihm die Freundschaft des Landgrafen folgte, welcher den schlichten, entschiedenen und gelehrten Schweizer bewundert und lieb gewonnen hatte.

Der zweite Kappeler Krieg.

Schon das Widerstreben, mit welchem das österreichische Bündniß von den fünf Orten aufgehoben wurde, bewies, daß die Aussöhnung keine aufrichtige, sondern eine durch die Umstände abgenöthigte war. Noch deutlicher trat dieß hervor, als es sich um die Vollziehung anderer Bestimmungen des Friedens, um die Bezahlung der den fünf Orten auferlegten Kriegskosten handelte; es wurden neue Drohungen, neue Vermittelungen nothwendig, um die Friedensbedingungen durchzuführen. Ueberdieß führten die durch den ersten Landesfrieden gewonnenen Vortheile die Züricher zu Handlungen, welche den Wiederausbruch von Feindseligkeiten früher oder später nach sich ziehen mußten. Im Eifer für die Reformation waren sie in der Auswahl der Mittel zu ihrer Einführung nicht sehr gewissenhaft, und verletzten nicht selten willkürlich die begründeten Rechte der fünf Orte. So erklärten sie das Kloster von St. Gallen, dessen Schutzvogtei sie mit Luzern, Schwyz und Glarus theilten, für aufgehoben und gestatteten dem Toggenburg, sich von der Herrschaft des Klosters um die Summe von vierzehntausend Gulden loszukaufen, und in den gemeinen Herrschaften wurde nicht selten mit Härte die neue Lehre eingeführt. Das christliche Bürgerrecht gewann immer mehr Ausdehnung und der Landgraf von Hessen trat demselben bei; ja man suchte sogar eine Verbindung mit Frankreich und Venedig, um auch auf den Fall gerüstet zu sein, daß Kaiser Karl V. nach seinem Vorhaben mit Waffengewalt den alten Glauben wiederherzustellen versuche. Alle diese Schritte mußten die fünf Orte um so tiefer verletzen, da Zürich jede Mahnung an die Bestimmungen des Landesfriedens, jede Warnung vor rücksichtslosem Handeln unbeachtet ließ. Gegenseitige Beschimpfungen erhöheten die gegenseitige Erbitterung so, daß alle Vermittelungsversuche scheiterten und der Zeitpunkt blutiger

Entscheidung herangenaht schien. Schon wandten sich die fünf Orte an den Kaiser und empfahlen ihm ihre Sache; schon tagten die Städte des christlichen Bürgerrechtes abgesondert von den fünf Orten; als Zürich und seine Verbündeten die unselige Maßregel trafen, den fünf Orten die Zufuhr von Korn, Salz, Wein, Stahl und Eisen abzuschneiden und selbst Gaster und Wesen, Unterthanenlande von Schwyz und Glarus, zur Theilnahme an dieser Sperre zu zwingen. Diese Härte brachte in den fünf Orten einen tiefen Haß gegen die Städte des christlichen Bürgerrechtes hervor, und das gesammte Volk, welches in Noth und Theuerung darben mußte, erklärte sich wider Zürich und seine Bundesgenossen. Zwingli, welcher zwar alle übrigen Schritte Zürichs nicht nur gebilligt, sondern zum größten Theile auch geleitet hatte, sprach seinen Tadel laut gegen eine Maßregel aus, welche Nichts nützen, wohl aber Vieles verschlimmern könnte, und rieth viel eher zum offenen Kriege; denn nur durch einen solchen glaubte er das Vaterland von so vielem Hader, von so vielem Schädlichen und Schändlichen zu befreien, welches die Religionszwiste und die unseligen fremden Jahrgelder über dasselbe gebracht hatten. Dieser Ansicht hatten auch anfangs die Züricher gehuldigt, doch hatten sie endlich ihren Verbündeten nachgegeben, welche verschiedener Ursachen halber keinen Krieg beginnen wollten. Wohlgemeinte Vermittelungsversuche scheiterten abermals sowohl an dem hartnäckigen Begehren der fünf Orte, die Sperre aufzuheben, als an dem starren Festhalten der Verbündeten, daß die Ausbreitung der Reformation nicht nur in den gemeinen Herrschaften, sondern auch im unmittelbaren Gebiete ihrer Gegner gestattet sei. Von Bern aus, wo man den Ausbruch eines Krieges fürchtete, kam zuerst ein Schwanken in die reformirten Stände, welches auch Zürich ergriff und die Stellung Zwingli's so gefährdete, daß er vom Rathe seine Entlassung verlangte. Man drang in ihn, zu bleiben, und freudig erklärte er, fortan treu in seinem von der Stadt erhaltenen Amte ausharren zu wollen bis in den Tod. Durch sein Beispiel bewirkte er, daß auch der Rath wieder zu kräftigeren Maßregeln die Hand bot. Nach einem abermals vergeblichen Versuche zu vermitteln, welcher in Bremgarten gemacht wurde und welchem auch Zwingli beiwohnte, ermannten sich auch die Berner und versprachen, im Falle eines Krieges ihr Bestes zu thun. Voll trüber Ahnung schied Zwingli von Bremgarten und von seinem Freunde und späteren Nachfolger Heinrich Bul-

linger, welchem er dreimal unter Thränen die Worte wiederholte: „Bewahre Dich Gott, lieber Heinrich, und sei getreu am Herrn Christo!“ Wie sehr Zwingli seinen nahen Tod voraussah, geht daraus hervor, daß er auf die Frage, was der erschienene Komet zu bedeuten habe, antwortete: „Mich und manchen Ehrenmann wird es kosten. Die Wahrheit und die Kirche werden Noth leiden, aber Gott wird sie nicht verlassen.“ —

Unterdessen war die Noth in den fünf Orten immer höher gestiegen; man faßte den Entschluß, die nöthigen Lebensmittel mit bewaffneter Hand zu holen. Die Kunde von diesem Vorhaben rief auch in Zürich Maßregeln zum Widerstande hervor. Nachdem die Regierung ihr bisheriges Verfahren gegen die fünf Orte vor ihrem Volke gerechtfertigt hatte, ward Rudolf Lavater, Landvogt von Kyburg, zum obersten Feldhauptmanne bestimmt; es wurden ihm noch zwei kriegserfahrene Männer beigegeben und diesen dreien die Vollmacht ertheilt, je nach Bedarf Mannschaft aufzubieten, den Nutzen und die Ehre des Landes zu schirmen und zu retten. Doch so kräftig auch dieser Beschluß war, so wenig fruchtete er, da nicht undeutliche Anzeichen vorhanden waren, daß selbst in Zürich die Gegner der Reformation noch einen bedeutenden Einfluß hatten. Als daher keine kräftige Maßregel zur Ausführung kam, kehrte Lavater unwillig nach Kyburg zurück. Auch in Bern schwankte man. Da kamen dann am 9. Oktober 1531 Abgeordnete der fünf Orte in Brunnen zusammen, um zu berathen, ob die Bünde von Zürich und Bern so verletzt worden seien, daß ein Recht zum Kriege gegen dieselben vorhanden sei. Einmüthig wurde die Frage bejaht und sogleich der Auszug gegen Zürich beschlossen. Am 10. brach die Hauptmacht der fünf Orte gegen Zug auf, wo man einen Angriff der Züricher zunächst erwarten zu müssen glaubte und schickte von hier die Kriegserklärung an Zürich.

Die erste Kunde vom Anzuge der fünf Orte hatte in den Zürichern Schrecken und Verwirrung hervorgerufen, was um so verderblicher war, da die ernst drohende Gefahr eine ruhige Besonnenheit, ein entschiedenes Handeln nöthig machte. Selbst der Rath war nicht im Stande, einen kräftigen Entschluß zu fassen, sogar da nicht, als Augenzeugen das Herannahen der fünf Orte an die Kantonsgrenze meldeten. Zwar hatte man den Landvogt Lavater von Kyburg wieder zurückberufen und in seine und seiner Beigeordneten Hände den unbe-

schränkten Oberbefehl gelegt; aber sowohl die Freunde als die heimlichen Feinde der Reformation wußten durch allerlei leere Einwände seine kraftvollen Anordnungen zu hemmen. Umsonst berief sich Lavater auf seine Vollmacht. Erst gegen Nachmittag konnte Georg Göldlin an der Spitze einiger hundert Mann nach der Landesgrenze bei Kappel entsendet werden mit dem Befehle, nichts Entscheidendes zu wagen, sondern sich in einer sichern Stellung zu halten. Am Abend erst konnte Lavater den Sturm durchs ganze Land ergehen lassen, auf daß sich das Volk sammle um das Banner, welches den folgenden Morgen früh um 6 Uhr nach der Sitte der damaligen Zeit am Rathhause ausgehängt wurde (10. Okt. 1531).

Kaum hatten sich anstatt viertausend, siebenhundert Männer versammelt, Rathsglieder, Geistliche, Greise und Jünglinge, so drängte man zum Abzuge; denn Göldlin sei jenseits des Berges in heftigem Kampfe. Zwingli entsprach gerne der Aufforderung des Rathes, die Ausziehenden als Feldprediger zu begleiten. Wehmüthig nahm er Abschied von Weib und Kindern und von seinen Freunden, und wies sie auf Gott, der seine Kirche retten, sie kräftigen und trösten werde. Er fühlte, daß er seinem Tode entgegenziehe und schauderte nicht. Warum sollte er den Tod fürchten, welcher ihm Gelegenheit gab, zu beweisen, daß er sein Leben lang mit Redlichkeit gestrebt, die innere und äußere Wohlfahrt seiner Mitmenschen zu fördern? Auf dem Zuge ritt er öfters bei Seite und betete mit großer Inbrunst, besonders für Christi Kirche.

Auf der Höhe des Albis, wo man der ermüdeten Mannschaft einen Augenblick Rast gönnen mußte, hörte man den Donner des Geschützes von Kappel her. Ein Blick auf das Heer, von welchem eine große Anzahl beim Ersteigen des Berges sich getrennt hatte, bewog einen der Führer zum Rathe, die Zurückgebliebenen sich hier wieder sammeln zu lassen, überhaupt nicht weiter zu ziehen, sondern den Albis zu besetzen und hier den Feind, sowie die sicher kommende Hülfe von Zürich zu erwarten. Doch Zwingli entgegnete fest entschlossen: „Ich in Gottes Namen will zu den biedern Leuten hin, mit ihnen sterben oder sie retten helfen.“ — Diesem Entschlusse fügten sich Lavater und die übrigen Führer; man zog weiter.

Bei Kappel waren die Züricher wirklich wider den erhaltenen Befehl mit dem Feinde in Kampf gerathen. Nachdem nämlich der ganze



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

[illegible] vorgegeben, [illegible] sollten sich die [illegible]
[illegible], [illegible] beim [illegible] Feinde [illegible]
beiten, [illegible] des [illegible]; Gmeine
und Wälne in [illegible], so daß nur eine [illegible] Mann um von
[illegible] gegen [illegible] den Verwundeten die
Nachricht, der Feind [illegible] daß die [illegible] und
den Schluß der [illegible] gekommen, [illegible] hatte [illegible] die Engen
[illegible] und [illegible] zum Kriegsrathe um sich versammelt, so
[illegible] Hauptmann [illegible], welcher den Oberbefehl [illegible]
[illegible], entstand ein Streit, ob man bei so
[illegible] Zahl und bei so großer Uebermacht des Feindes weiter
[illegible], [illegible] umkehren, oder bleiben und den Angriff
des Feindes abwarten wolle. Zürcher aber, der langen Verhandlungen
[illegible], ein Müller der Umgegend: „Hier muß mein
[illegible] sein! Gott lasse den Tag mich nicht erleben, wo ich den
[illegible] werden soll!" — Seine Meinung siegte. Man stellte
sich in Schlachtordnung, brachte das Geschütz auf und erwartete den
Feind. Der Feind [illegible] eröffnete, nachdem er seine Kanonen auf
einem Berge aufgefahren hatte, ein lebhaftes Feuer gegen die Zürcher,
welche [illegible] Schritt [illegible]. Ohne wesentlichen Verlust
für beide Theile dauerte dieses Feuer, welches von dem heranrückenden
[illegible] des Feindes gehört worden war, mehrere Stunden an,
[illegible], als es endlich auf beiden Seiten eingestellt wurde. Es war
[illegible]. Es erschien [illegible] auf dem Wahlplatze der
[illegible], der [illegible] Schneider und andere Führer; in
[illegible] Ordnung [illegible] das Heer.

[illegible] der [illegible] Orte war man zu der Ueberzeugung gelangt, daß die angenommene Stellung nicht zum Ziele führen könne, und daß man sie verändern müsse, wenn mit größerm Erfolge gekämpft werden sollte. Während der Berathungen über diesen Punkt machte sich die Stimme einiger vorsichtiger Männer geltend, den Kampf für heute einzustellen und erst am folgenden Tag fortzusetzen. Dieß war der Grund, warum das Feuer so plötzlich unterbrochen worden war. [illegible] war der Hauptmann Hans Jauch von Uri auf Kundschaft ausgezogen und kehrte mit der Nachricht zurück, daß ein Buchwäldchen, welches den linken Flügel der Zürcher deckte, unbesetzt sei, daß man [illegible] nicht in die Seite fallen [illegible].

Vormittag ohne Feindseligkeit vergangen war, hatten sich die Schaaren Göldlin's, wiewohl sie Kunde vom Anmarsche zahlreicher Feinde erhalten hatten, in das Kloster und die umliegenden Häuser begeben, Speise und Wärme zu suchen, so daß nur etwa zweihundert Mann um das Banner standen. Plötzlich kam gegen eilf Uhr von den Vorposten die Nachricht, der Feind komme und kaum hatten sich die Zerstreuten auf den Schall der Trommel gesammelt, kaum hatte Göldlin die Angeseheneren und Erfahreneren zum Kriegsrathe um sich versammelt, so erschien ein Trompeter von Luzern, welcher den Absagebrief brachte. Nachdem derselbe vorgelesen war, entstand ein Streit, ob man bei so geringer eigener Zahl und bei so großer Uebermacht der Feinde weiter rückwärts eine feste Stellung einnehmen, oder bleiben und den Angriff des Feindes abwarten wolle. Zürnend über die langen Verhandlungen rief Rudolf Gallmann, ein Müller der Umgegend: „Hier muß mein Kirchhof sein! Gott lasse den Tag mich nicht erleben, wo ich den Götzendienern weichen soll!“ — Seine Meinung siegte. Man stellte sich in Schlachtordnung, pflanzte das Geschütz auf und erwartete den Feind. Er kam bald und eröffnete, nachdem er seine Kanonen auf einem Berge aufgefahren hatte, ein lebhaftes Feuer gegen die Züricher, welches diese in gleicher Stärke erwiederten. Ohne wesentlichen Verlust für beide Theile hatte dieses Feuer, welches von dem heranziehenden Banner jenseits des Berges gehört worden war, mehrere Stunden gedauert, als es plötzlich auf beiden Seiten eingestellt wurde. Es war drei Uhr Nachmittags. Da erschien Lavater auf dem Wahlplatze; bei ihm Zwingli, der greise Bannerherr Schweizer und andere Führer; in aufgelöster Ordnung folgte das Heer.

Im Lager der fünf Orte war man zu der Ueberzeugung gelangt, daß die eingenommene Stellung nicht zum Ziele führen könne, und daß man sie verändern müsse, wenn mit größerm Erfolge gekämpft werden sollte. Während der Berathungen über diesen Punkt machte sich die Stimme einiger vorsichtiger Männer geltend, den Kampf für heute einzustellen und erst am folgenden Tag fortzusetzen. Dieß war der Grund, warum das Feuer so plötzlich unterbrochen worden war. Mittlerweile war der Hauptmann Hans Jauch von Uri auf Kundschaft ausgeritten und kehrte mit der Nachricht zurück, daß ein Buchwäldchen, welches den linken Flügel der Züricher deckte, unbesetzt sei, daß man dem Feinde also leicht in die Seite fallen, ihn sogar umgehen könne.

Er verlangte barsch Fortsetzung des Kampfes und wurde hierin von Kaspar Göldlin unterstützt, dem Bruder des züricherischen Führers, welcher im Luzerner Heere diente, nachdem er wegen seiner Anhänglichkeit an die alte Kirche und wegen bezogener Jahrgelder aus Zürich verwiesen worden war. Da seine Forderung nicht sogleich gewährt wurde, eilte Jauch wieder in das Wäldchen, wo sich dreihundert freiwillige Schützen gesammelt hatten, um unter seinem Befehle die Züricher anzugreifen; zugleich sah er einen andern Haufen, welcher vom Kloster her seinen Angriff zu unterstützen bereit war. Unterdessen hatten auch die zu einer Berathung zusammengetretenen Führer der Züricher die Bewegung des Feindes bemerkt und schlossen daraus, daß es darauf abgesehen sei, ihnen den Rückzug auf den Albis abzuschneiden. Darum schickten sie eine Abtheilung ihres Heeres ab, die Straße nach dem Dorfe Hausen zu besetzen. Diese Schaar mußte dicht bei jenem Wäldchen vorüber, wo sie alsbald, wiewohl ohne großen Schaden, von Jauch's Schützen angegriffen wurden, während jene andere Schaar vom Kloster her kampflustig vordrang. Schnell ordneten sich die Züricher, den Feind zu empfangen. Im vordersten Gliede stand der alte Bannerherr Schweizer mit flatterndem Banner, bei ihm Lavater, Zwingli und andere angesehene Männer. Da rief Leonhard Burkhard, ein Bäcker von Zürich, welcher dem Reformator nicht gewogen war: „Wie ist's, Meister Ulrich? Sind die Rüben gesalzen? Wer soll sie essen?" — Zwingli antwortete: „Ich und mancher Biedermann, die wir hier stehen in Gottes Hand, dessen Eigenthum wir sind im Leben und im Tode." Darauf versetzte Jener: „Und ich will Euch redlich helfen; mein Leben sei dran gesetzt!" — Nun trat Lavater hervor und rief: „Ihr Züricher, seid eingedenk der Ehre Gottes und Zürichs, haltet Euch redlich!" Dann sprach Zwingli zu den Kriegern: „Fürchtet Euch nicht, leiden wir auch, so geschieht es für Gottes Sache Rufet zu ihm! Er wird uns und die Unseren stärken." — Nach verschiedenen Schmähungen von beiden Seiten geschah der Angriff; dann begann sogleich mit großer Wuth das Handgemenge. Lange Zeit schwankte der Sieg, ja er schien sich schon auf die Seite der Züricher zu neigen, als plötzlich der Gewalthaufe der fünf Orte herbeikam und den Angriff mit Heftigkeit erneuerte. Da fielen viele Züricher; es gingen Banner verloren, Viele flohen. Dieß bemerkte Hans Kambli und rief dem Bannerherr Schweizer zu: „Die Schlacht ist verloren,

rettet das Banner!“ „Stehet biedere Züricher, stehet!“ rief mit lauter Stimme der Greis und wich nicht eher, bis ihn Kambli mit sich fortriß. Er fiel; aus seiner sterbenden Hand, welche dasselbe krampfhaft festhielt, entriß Kambli das Banner und floh, von Feinden verfolgt. Bevor er von Wunden und Blutverlust zusammenbrach, konnte er das Feldzeichen noch über eine Hecke dem Jakob Denzler zuwerfen, welcher es glücklich rettete. Die Nacht brach ein und endigte die Verfolgung der flüchtigen Züricher, welche sich unter Göldlin auf dem Albis sammelten, wo auch am folgenden Tage Lavater nach langem Umherirren eintraf.

Die Sieger sammelten sich auf der Matte bei Hausen zum Dankgebete, zogen dann zum Kloster und auf das Schlachtfeld zurück und lagerten sich um die zahlreichen Wachtfeuer. Auf der Wahlstatt lagen achtzehn Geistliche, sechsundzwanzig Rathsglieder, fünfundsechszig Bürger von Zürich, eilf von Winterthur, vierhundert und zehn von der Landschaft todt oder sterbend, unter ihnen Zwingli, der treue Hirte unter seiner Heerde. Im Augenblicke, wo er einem neben ihm Sinkenden Worte des Trostes zugesprochen, war er, von einem Steine schwer am Kopfe verwundet, gefallen, worauf er noch mehrere Stiche in den Schenkel erhielt. „Den Leib können sie tödten, die Seele nicht;“ sollen seine letzten Worte gewesen sein. — Mit Fackeln gingen die Sieger zwischen den Haufen Erschlagener und Sterbender umher; Viele, um Kleider und Waffen auszuziehen; Viele, um von Rachsucht und Bekehrungswuth entflammt, Verwundete, welche sie persönlich haßten, oder welche sich weigerten zu beichten und die Heiligen anzurufen, niederzumachen; doch auch Viele in der edeln Absicht zu trösten, zu verbinden, Hülfe zu bringen, wo es möglich war. Auch Zwingli ward gefunden, noch lebend, in der Nähe eines Birnbaums, unverstellt und mit heiterem Angesichte. Man fragte ihn, ob er beichten wolle. Er schüttelte sein Haupt und sah unverwandt mit gefalteten Händen gen Himmel. Man forderte ihn auf, die heilige Jungfrau und die Heiligen anzurufen. Abermals schüttelte Zwingli das Haupt. „So stirb denn, hartnäckiger Ketzer!“ rief Hauptmann Vockinger von Unterwalden und gab ihm den Todesstreich. Als man vernahm, daß Zwingli’s Leiche gefunden sei, eilten viele der Sieger herbei, ihn zu sehen. Hans Schönbrunner von Zug, ein ehemaliger Mönch von Kappel, aber jetzt im Heere der fünf Orte, konnte sich bei seinem Anblicke der Thränen

nicht enthalten; er sprach: „Welches auch dein Glaube gewesen, ich weiß, daß Du ein redlicher Eidgenosse warst; Gott sei deiner Seele gnädig!" Mehrere verlangten, daß man den Leichnam in fünf Theile zerstücke, und jedem Orte einen Theil zusende, und vergebens warnte Schultheiß Golder von Luzern und Ammann Thoß von Zug: „Lasset die Todten ruhen, wir sind noch nicht am Ende; Gott wird richten." Am andern Morgen ward ein Ketzergericht gehalten und nach seinem Ausspruche wurde der Leichnam geviertheilt, verbrannt und die Asche mit derjenigen getödteter Schweine vermischt.

Den Leib hatten sie getödtet, aber die Seele nicht, denn obgleich die Züricher noch einen schweren Verlust erlitten, bis ihnen der zweite Landesfriede ward; obgleich später noch einigemal die Flamme religiöser Zwietracht sich verheerend durch die Gauen der Eidgenossenschaft wälzte, so blieb doch Zwingli's schönes Werk, und sein Andenken wird noch heute gesegnet von Jedem, welcher nach Wahrheit und reiner Gotteserkenntniß strebt. —

Ein Ereigniß, wie die Reformation, mußte von bedeutenden Folgen für die inneren Verhältnisse der Eidgenossenschaft sein. Die neue Lehre breitete sich, wenn auch unter vielen und schweren Kämpfen, nach und nach über einen großen Theil des eidgenössischen Gebietes aus. Zürich, Bern, ein Theil von Glarus, Basel, Schaffhausen, die Stadt St. Gallen, das dem Abte von St. Gallen gehörige Toggenburg, Mühlhausen, Neuenburg, ein großer Theil von Bünden und von den gemeinen Herrschaften nahmen mit Freuden die Wohlthat eines reineren Christenthums an. Sie erfuhren in seinem Gefolge alle die Segnungen, welche ein religiös gehobener Sinn für die Verbesserung der sittlichen Zustände, für die Schöpfung wohlthätiger Anstalten, für wahre Bildung und Wissenschaft herbeizuführen vermag. In den Waldstätten, in Zug, Freiburg und Solothurn, sowie im Wallis blieb der evangelischen Lehre der Zugang verschlossen; sie hielten fest am alten Glauben, in welchem sie einzig das Heil erblickten, und waren ebenso fest entschlossen, der Neuerung mit demselben Eifer entgegenzutreten, mit welchem jene Kantone dieselbe zu verbreiten suchten. So kam es, daß die Eidgenossen sich in zwei feindliche Parteien theilten, welche in wilder Leidenschaft einander hart bedrängten. In der Reformation nämlich tauchten alle die Gegensätze wieder auf, welche schon lange vorher die Kantone in zwei feindliche Lager gespalten hatten, und die schon ent-

standene Kluft wurde noch größer, da zu den alten Ursachen des Haders neue hinzukamen, welche den gegenseitigen Haß nicht selten zur lichten Flamme anfachten. Daß ein Theil der Eidgenossen eine andere religiöse Ansicht hatte, verleitete den andern zu dem irrigen Wahne, daß jene Abtrünnige von Gott und Vaterland seien. Gegenseitige Verfolgung, schreiende Ungerechtigkeiten wurden die unheilvollen Folgen der Reformation, welche die altehrwürdigen Bünde der Eidgenossen bis in ihre Grundfesten erschütterten und ihrer Auflösung nahe brachten. Und hauptsächlich waren es die gemeinen Herrschaften, an welchen sich der Bruderhaß entzündete; denn auf ihrem Boden begegneten sich am häufigsten und heftigsten die religiösen und politischen Vortheile der beiden streitenden Parteien. So tief gehend war die Zerrissenheit, so groß die blinde Parteileidenschaft, daß eine Vereinigung unter die schöne, erhabene Wahrheit: „Wir glauben All' an Einen Gott und haben Alle Ein Vaterland, für welches wir Gut und Blut opfern sollen und wollen!" immer mehr in das Reich der Unmöglichkeit sank.

Der Ittinger Aufkauf.

Im nordöstlichen Theile des Kantons Zürich unweit des Rheins liegt in fruchtbarer Ebene das Dorf Stammheim, wo im sechszehnten Jahrhundert die Stadt Zürich alle Gerichte besaß bis auf das Land- und Blutgericht, welches der in Frauenfeld residirende Landvogt der zehn regierenden Orte*) ausübte. Hier wirkten die beiden Brüder Hans und Adrian Wirth als Prediger des Evangeliums zur großen Zufriedenheit der Gemeinde, aber zum Aerger und Verdruß ihres geistlichen Oberen, welcher es durch seine Bemühungen dahin brachte, daß der erste eine Zeit lang seine Wirksamkeit aufgeben mußte, der zweite nur durch einstimmiges Anhalten der Gemeinde seinem Berufskreise erhalten werden konnte. Endlich erging von Zürich der Befehl, die Messe abzuthun und die Bilder aus den Kirchen zu entfernen. Unter den mit

*) Zürich, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Bern, Freiburg und Solothurn.

der Ausführung dieser Maßregel Beauftragten befand sich auch der Untervogt Hans Wirth, der Vater der beiden Prediger, welcher schon seines Amtes und Einflusses wegen dem thurgauischen Landvogt Joseph am Berg von Schwyz verhaßt war. Am Berg hatte, wie alle Landvögte der gemeinen Herrschaften, von einer Tagsatzung in Zug, zu welcher man Zürich, Schaffhausen und Appenzell nicht einmal geladen hatte, den Befehl erhalten, neuernde Prediger, Bücherausthweiler und Bilderstürmer zu fangen und einzukerkern. Der Landvogt, jetzt ein ebenso fanatischer Gegner der Reformation, als einst ihr entschiedener Anhänger, und bestochen vom Dekan von Stammheim, wollte diesen Befehl über seine Befugniß auch auf den verhaßten Untervogt und seine beiden Söhne ausdehnen und machte einen Anschlag, dieselben zu fangen. An der Ausführung wurde er jedoch gehindert; denn die Gemeinde hatte Kenntniß von der Gefahr erhalten, welche den geachteten Männern drohete. Man begnügte sich nicht nur damit, seine Maßnahmen durch Wachsamkeit zu vereiteln, sondern man verband sich auch, Leib und Leben für die Prediger zu wagen. Die Aufregung der Gemüther, welche der Landvogt durch diese Handlungsweise angestiftet hatte, legte sich nicht, da man ihn als einen erbitterten Feind der neuen Lehre und ihrer Verbreiter kannte und von den Befehlen wußte, die er erhalten hatte. Nun wirkte auf Burg bei Stein Hans Oechslin von Einsiedeln als Prediger und eifriger Verbreiter der neuen Lehre; ihn ersah sich am Berg zum Opfer seiner Plane. Mitten in der Nacht wurde Oechslin in seinem Hause überfallen und gefangen über Frauenfeld nach Luzern abgeführt, wo man ihn wider Recht und Gerechtigkeit richten wollte. Sein Nothgeschrei hörten die Wächter auf Hohenklingen und die Nachbarn; es ergingen Nothschüsse und in der ganzen Gegend ertönten die Sturmglocken. Da lief viel Volk zusammen; es kamen die Bürger von Stein und klagten laut über Verletzung ihrer Freiheiten, nach welchen sie allein das Recht besäßen, auf Burg zu fangen und zu richten; ihnen schlossen sich die Stammheimer und zahlreiche Schaaren aus der Umgegend an. Der Untervogt Wirth und seine beiden Söhne waren bei ihnen, als man beschloß, den Häschern des Landvogts nachzueilen, um ihnen den Gefangenen zu entreißen. So kamen die Schaaren bis an das rechte Ufer der Thur, wo sie anhalten mußten, weil der Mangel einer Brücke das Weitereilen unmöglich machte. Diese Frist benutzte der Untervogt, um seine Leute einiger-

maßen zu beschwichtigen und zur Mäßigung zu mahnen. Ihm und einigen Gleichgesinnten gelang es, daß man einen Boten nach Frauenfeld sandte, welcher die Freigebung Oechslins begehren und dem Landvogte Recht vorschlagen sollte. Der Landvogt aber, welcher den oberen Thurgau zu seinem Schutz herbeigerufen hatte, schlug das Begehren ab mit dem Vorgeben, er habe auf Befehl und im Rechte der regierenden Stände gehandelt. Dieser Abschlag reizte die Ausgezogenen zum heftigsten Zorne, der um so gefährlicher auszubrechen drohete, da die Stammheimer mißbeliebige Reden gehört hatten, welche der Prior der benachbarten Karthause Ittingen gegen sie geführt, und da eine Menge Volkes aus dem umliegenden Thurgau zugeströmt war, welches aus anderen Gründen wider das Kloster und den Landvogt gestimmt sein mochte. Vielen mag nun das reiche Kloster als ein zur Wiedervergeltung des erlittenen Unrechts geeigneter Gegenstand vorgekommen sein; Andere trieb vielleicht der nächtliche Eilmarsch und das Bedürfniß nach Speise und Trank; man beschloß, nach dem Kloster zu ziehen. Die ersten baten wirklich freundlich um Speise und Trank; als aber immer mehr Volk herbeikam, entstand Tumult und wildes Wesen. Viele eilten in die Keller, tranken Wein im Uebermaß und schlugen die Böden der Fässer ein; Andere zerschlugen Hausgeräthe, zerrissen Bücher und Schriften und raubten Vieh; Mönche wurden gehöhnt und mißhandelt. Hans Wirth und seine beiden Söhne blieben diesem Unwesen nicht nur fremd, sondern sie waren sogar bemüht, das aufgeregte Volk zur Ruhe und Ordnung zu bringen. Auf die Mahnung des Landvogts an Zürich schickte diese Stadt Abgesandte, ihre Angehörigen zur Heimkehr zu mahnen. Sie fanden willigen Gehorsam; da stand plötzlich das Kloster in lichten Flammen. Wer den Brand gelegt hat, das konnte trotz der schärfsten Verhöre nachher nicht ausgemittelt werden.

Dieser Vorfall brachte in den fünf Orten die größte Erbitterung hervor und es hätte wenig gefehlt, so wäre es zum Krieg gegen Stein und Stammheim gekommen; ja einige Zuger machten Anstalten, das der Reformation zugethane Kloster Cappel aus Rache zu verbrennen. Doch auch die Regierung von Zürich schritt gegen die Schuldigen ein; indem sie einige Mannschaft abschickte, die Rädelsführer zu verhaften; die von Stein waren geflohen, nicht so der Untervogt in Stammheim und seine beiden Söhne. Als sie gefangen genommen wurden, erklärte der Vater im Bewußtsein seiner Unschuld: „Ihr hättet, liebe Herren,

die großen Anstalten und Kosten sparen können; ich wäre ruhig einem nach mir geschickten Kinde gefolgt.“ Sie wurden nach Zürich gebracht und im Wellenberge eingekerkert. Die Untersuchung hatte schon drei Wochen in aller Strenge gedauert, ohne daß man in Hinsicht auf Raub und Brand im Kloster eine Schuld an den Angeschuldigten finden konnte; als die neun Orte forderten, daß man die Gefangenen nach Baden sende und sie dort vor ihr Gericht stelle, vor welches sie wegen des Friedensbruchs und des Kirchenraubs, die man ihnen zur Last legte, gehörten: denn diese Verbrechen seien Fälle, deren Beurtheilung nur dem Blutgericht zustünde. Vergebens waren die Einwände, welche Zürich erhob; die neun Orte droheten mit Krieg, und Zürich überlieferte die Gefangenen ihren Feinden, nachdem dieselben versprochen hatten, daß sich die Untersuchung nur auf den Auflauf, nicht auf den Glauben beziehen sollte. Dieses Versprechen ward gegeben, aber nicht gehalten. Gegen den Untervogt und seine beiden Söhne begann nun die Untersuchung mit all den barbarischen Mitteln jener Zeit, mit all dem fürchterlichen Hohne, mit welchem erbitterte Feinde ihre Schlachtopfer zu überschütten pflegen. Zwar mußte man bald von der erhobenen Anschuldigung auf Friedensbruch und Kirchenraub abstehen; denn der Prior von Ittingen erklärte selbst, daß Hans Wirth und seine Söhne eifrig bemüht gewesen, Gewaltthaten zu verhindern; aber man blieb dabei nicht stehen. Da man sie wegen derjenigen Verbrechen, durch deren Beschuldigung man die Unglücklichen vor das Gericht der neun Orte gefordert hatte, nicht strafen konnte, machte man die Abschaffung der Messe und der Bilder in Stammheim zum Gegenstand der Untersuchung. Die anwesenden Züricher Gesandten erhoben zwar Einsprache, daß der Entscheid dieser Sache den neun Orten nicht zustehe; umsonst, — man schritt alsbald an's Werk. Da reisten die Zürcherischen Gesandten ab, und die Gefangenen, ihrer einzigen Fürsprecher und Beschützer beraubt, gingen nun rettungslos dem traurigsten Schicksale entgegen. Als Hans Wirth, der Sohn, bei fürchterlichen Folterqualen schrie: „Barmherziger Gott, komm mir zu Trost und Hülf!“, höhnte ihn einer der Richter, indem er sagte: „Wo ist denn jetzt euer Christus? Du Lecker! heiß Dir jetzt deinen Christus helfen!“ Zu Adrian, welcher noch mit schwereren Qualen überschüttet wurde, sprach Sebastian zum Stein von Bern: „Priester, das ist die Morgengabe zu deiner Hochzeit.“ Doch auch menschlichere Stimmen

machten sich geltend trotz der Gefahr, mit welcher die wilde Leidenschaft Jeden bedrohte, der sich der Unschuldigen anzunehmen schien. Als Adrian unter den furchtbarsten Schmerzen sich beharrlich weigerte, wider seinen Vater zu zeugen, erklärte einer der Richter laut, das sei edel.

Nach solch qualvoller Untersuchung nahte endlich der Tag, an welchem das Urtheil über die Gefangenen gesprochen werden sollte. Jammernd erschien Wirths gebeugte Gattin, ihren kleinsten Knaben an der Hand, vor den Richtern, Gnade für die Ihrigen zu erflehen. Hoffnungslos ward sie abgewiesen. Bei verschlossenen Thüren wurde das Todesurtheil über den Untervogt Hans Wirth, seinen älteren Sohn und den Untervogt Burkhard Rütimann von Nußbaumen ausgesprochen; Adrian Wirth wurde der betrübten Mutter aus Gnaden freigegeben. Als den Unglücklichen ihr Urtheil vorgelesen wurde, fand der Vater, daß viele seiner Aussagen entstellt seien, und da er deßhalb unwillig wurde, tröstete ihn sein verurtheilter Sohn mit den Worten: „Laß es hingehen, der Richter im Himmel weiß, wer wir sind und wie es ergangen ist.“ Adrian bedauerte, daß er von den Seinen getrennt werden sollte; darüber ermahnte ihn sein Bruder: „Preise Gott für deine Rettung und unsern schuldfreien Tod!“ „Und suche ihn nicht zu rächen“, setzte der Vater hinzu. Am gleichen Tage, am 28. Sept. 1524, wurde das Urtheil vollzogen; standhaft die Verehrung vorgewiesener Heiligthümer ablehnend, gingen die Verurtheilten in den Tod. Das Vermögen der Hingerichteten sollte eingezogen werden, was jedoch durch die Fürbitten einiger Kantone verhindert wurde; nichtsdestoweniger mußte Wirths Gattin achthundert Kronen Kosten bezahlen, und dem Scharfrichter acht Goldkronen Lohn geben, weil er denen, die ihr hienieden die Theuersten waren, das Leben geraubt. Adrian Wirth wirkte noch vierzig Jahre als treuer Seelsorger einer zürcherischen Gemeinde hochgeehrt von seinen Amtsgenossen und gesegnet von denen, deren geistliche Pflege ihm anvertraut war. Auch Oechslin, wiewol von Kerker zu Kerker geschleppt und schwer gefoltert, mußte endlich als unschuldig entlassen werden und wurde durch eine Pfarrstelle im zürcherischen Gebiete für die ausgestandenen Leiden entschädigt.

So handelten die Anhänger an eine Lehre, „welche die Religion „der reinsten Milde in diejenige der Verfolgung umwandelt, und des

„Menschen schönstes Erbtheil, ein fühlendes Herz, zum kalten Steine „erhärtet.“

Die Unruhen im Berner Oberlande.

Nach der denkwürdigen Disputation vom 6. Januar 1528 war Bern auf die Seite der Reformation getreten und hatte unter schonenden Bestimmungen eine Verordnung erlassen, nach welcher die Glaubensänderung in seinen verschiedenen Gebietstheilen ein- und durchgeführt werden sollte. Unter Anderem war auch festgesetzt worden, daß Zinse, Zehnten, Bodengülten u. s. w., die bisher an Kirchen und fromme Stiftungen entrichtet worden waren, auch fortan geleistet werden sollten; die Obrigkeit werde so darüber verfügen, daß sie es vor ihrer eigenen Ehre und vor Gott verantworten könne. Durch den Uebertritt hatte nun Bern sich die Anhänger der alten Lehre unter seinen Eidgenossen zu erbitterten Feinden gemacht, und in seinem eigenen Lande große Unzufriedenheit erweckt. Diese Unzufriedenen waren nicht nur solche, welche jede Aenderung der Religion als einen vor Gott unverantwortlichen Gräuel betrachteten; sondern auch solche, welche in der Annahme der Reformation das Mittel erblickten, zu größerer Freiheit und geringerer Besteuerung zu gelangen. Es wurden Klöster und Stifte aufgehoben und viele Unterthanen und Zinspflichtige derselben vermeinten, durch das Erlöschen ihrer Ober- und Zinsherren jeder Verpflichtung gegen dieselben ledig zu sein; eine Ansicht, die noch durch die von den Wiedertäufern verbreiteten Lehren unterstützt wurde. Und gerade diese Ansicht zählte im Berner Oberlande viele Anhänger, welche jeden Augenblick bereit waren, dem Kloster Interlachen den schuldigen Gehorsam und die altherkömmlichen Abgaben zu versagen. Dieß fürchtete auch der unbehülfliche und unwissende Vorsteher des Klosters und empfahl sich nicht nur dem Schutze Berns, sondern schloß sogar in Uebereinstimmung mit seinen Mönchen einen Vertrag mit der Stadt ab, nach welchem er gegen anständige Leibgedinge alle Herrschaften und Rechtsamen seines Stiftes an die Obrigkeit von Bern abtrat. Ueber diese neue Errungenschaft freute man sich zu Bern, und das neu erworbene Land wurde

in eine bernerische Landvogtei umgewandelt, in welcher die oben erwähnte Reformationsverordnung zur Anwendung gebracht wurde. Aber dadurch ward im ganzen Oberlande, hauptsächlich im Haslithale, großes Mißvergnügen erregt, sowohl bei denen, die beim alten Glauben zu bleiben gedachten, als auch bei solchen, welche durch die Reformation zu größerer Freiheit zu kommen, vielleicht ein selbstständiger Ort der Eidgenossenschaft zu werden hofften. Und kaum war die Kunde von dieser Aufregung der Gemüther nach Obwalden gelangt, so begannen einige Landleute dieses Landes hinüberzuwandern zu den befreundeten Haslithalern und ihre Unzufriedenheit zu einem thätlichen Widerstande zu entflammen. Um den mit Bern abgeschlossenen Vertrag des Klosters aufzuheben, besetzte man dasselbe, plünderte es und mißhandelte die, welche das Oberland unter Berns Herrschaft gegeben hatten. Vergebens sandte Bern seinen Schultheißen an der Spitze einer Gesandtschaft; er und der neugesetzte Amtmann konnten nur durch schleunige Flucht ihr Leben retten. Unter dem Einflusse von Obwalden erklärten alle Oberländer beim alten Glauben bleiben zu wollen und forderten daher die Wiederherstellung des Klosters. Die Lage Berns wurde von Tag zu Tag gefährlicher, denn auch in andern Theilen seines Gebietes erhob sich die Stimme: „Wenn Messe singen und beten als Gotteslästerung abgeschafft werden müssen, seien Zinse und Zehnten als ebenso große Gräuel von dannen zu thun.“ Es galt nun den Sturm zu beschwören, bevor er verheerend über das ganze Land losbrach, und mit großer Würde entledigte sich eine zweite Gesandtschaft, die man ins Oberland schickte, dieses Auftrages. Es wurde allen gerechten Beschwerden abgeholfen, Zinse, Zehnten und andere Abgaben wurden gemildert, einige rückständige Schulden nachgelassen, Unterstützungen der Armen und Kranken bereitwillig übernommen. Doch das Gift des Ungehorsams hatte sich schon zu tief eingefressen in die Gemüther, als daß solch billige Ausgleichung des Streites ihre Würdigung gefunden hätte, und die Aufreizungen der fünf Orte und der benachbarten katholischen Geistlichkeit bewirkten bald wieder neue Maßregeln gegen Bern. Auf einer Landsgemeinde am 7. Juni 1528 ward mit geringer Stimmenmehrheit die Herstellung des alten Gottesdienstes beschlossen; was man um so eher sich erlauben zu können glaubte, da man das Versprechen auf Hülfe und Beistand von Seiten der fünf Orte erhalten hatte. Umsonst sandte Bern an die versammelte Tagsatzung der fünf

Orte nach Beckenried, umsonst an die Landsgemeinde nach Hasli mit der Mahnung zu Friede und Gehorsam. Die evangelischen Prediger wurden vertrieben und der alte Gottesdienst wieder hergestellt. Geistliche aus Unterwalden wurden berufen und an manchen Orten unter Jubel und Jauchzen in ihr neues Amt eingesetzt; selbst der Abt Barnabas von Engelberg hatte in eigener Person zu Brienz die Messe gehalten. Da entschloß sich die Regierung von Bern, nachdem alle Vermittelungsversuche fehlgeschlagen, zu durchgreifenden Maßregeln und mahnte sämmtliche Bundesgenossen zur Hülfe. Freudig entsprachen Zürich, Biel, Neuenstadt, Genf, Neuenburg, Vallangin und Lausanne diesem Rufe, Luzern und Basel erklärten sich zur Vermittelung geneigt, und Freiburg und Solothurn, jene alten Freunde Berns, zeigten sich nicht nur zweideutig, sondern Freiburg rüstete sogar einen starken Auszug, welcher auf die Mahnung der Eidgenossen durch das Simmenthal den Oberländern zu Hülfe ziehen sollte. Ohne sich jetzt weiter aufhalten zu lassen, hatte Bern seine Mannschaft aufgeboten und sie unter der Führung des nach Thun entsandten, kriegerischen Venners Nikolaus Manuel gestellt. Unterdessen hatten sich auch die Oberländer gerüstet und um Hülfe nach Unterwalden und Uri gesandt. Von Unterwalden kamen achthundert Mann, geführt von Hans Götschi und Oswald Bergmann, des Landes Banner trug Kaspar von der Flüe, der Enkel des ehrwürdigen Friedensboten auf dem Tage zu Stanz; von Uri wurde Zuzug erwartet. Eine Zögerung der Empörer entschied ihr Loos; denn die Berner erschienen plötzlich mit unerwartet starker Mannschaft im Felde, vor welcher sie sich zurückziehen und die Unterwaldner Hülfstruppen über den Brünig heimkehren mußten. So von ihren Helfern verlassen, wagten die Oberländer keinen Widerstand mehr; sie gingen aus einander, ein Jeder in seine Heimat. Am 4. November mußten sie jedoch auf des Schultheißen von Erlach Mahnung auf dem Felde von Interlachen erscheinen und nachdem Erlach den Schuldigen in ernster Strafrede ihr Vergehen vorgeführt hatte, ward das Urtheil eröffnet, dessen Hauptpunkte die Annahme der Reformation und die Aufhebung aller Vorrechte und Freiheiten aussprachen. Hierauf mußte von den Versammelten auf den Knieen der Eid unbedingten Gehorsams geleistet werden. Mehrere Gefangene, die Rädelsführer, wurden nach Bern gebracht und obgleich die meisten auf Fürbitten oder Bürgschaft die Freiheit erhielten, so starben doch vier derselben den Tod durch Henkershand.

Bern hatte im eigenen Gebiete gesiegt und seine Herrschaft befestigt; Friede herrschte im Lande, aber er barg mit Noth den tiefen Groll, welchen man gegen Unterwalden hegte wegen unbefugter Einmischung und Aufreizung. Trotz der Vermittelung wohlmeinender Kantone konnte die Versöhnung nicht zu Stande kommen, besonders da Unterwalden im Gefühle, nicht allein zu stehen, sich trotzig gegen Bern benahm, und Zürich eine Versöhnung für nachtheilig hielt, wenn dieselbe dem Fortschritte der Reformation keinen Vorschub leiste.

Auf diese Weise erhielt der Aufstand im Oberlande eine eidgenössische Bedeutung, denn er lockerte noch mehr, als es bisher geschehen war, die Bande bundesbrüderlicher Eintracht und mehrte den Groll, der immer tiefere Wurzeln in den Herzen der Eidgenossen faßte, bis er endlich im fürchterlichen Bürgerkriege ausbrach.

Das Gefecht am Gubel.

Die Schlacht von Kappel war geschlagen. In Zürich, wo man noch am Abend des Schlachttages die Schreckensnachricht von ihrem Ausgange erhielt, hörte man Weinen und Wehklagen von Müttern, Weibern und Kindern auf allen Straßen, und in den vielfachen Aeußerungen gaben sich die widersprechendsten Gefühle zu erkennen. Während die Einen über Zwingli, als den Urheber des unsäglichen Unglücks schalten, eiferten die Anderen gegen den Verrath der Führer, durch deren absichtlich begangene Fehler so namenloses Elend über die Stadt und die Sache der Reformation gekommen sei. Und mitten in den Jammer hinein ertönten die Sturmglocken, die Bürger aufzumahnen zum Zuge nach dem Albis, wo die Trümmer des geschlagenen Heeres sich unter Hans Steiner gesammelt hatten. Hierher kam auch Georg Göldlin, der sich zur Besichtigung einer Aufstellung am Mönchenbühl entfernt hatte und, wie es scheint, am Kampfe keinen Antheil nahm. Am Morgen kamen auch Lavater und Füßli. Wirklich zogen etliche Streitlustige aus, so daß der Feind am folgenden Morgen schon einen stärkeren Widerstand getroffen hätte, wenn er gegen die Stadt gezogen und nicht nach alter Gewohnheit drei Tage auf der Wahlstatt geblie-

ben wäre. Der Rath von Zürich, welcher sich vom ersten Schrecken wieder ermannt und nachdrückliche Fortsetzung des Krieges beschlossen hatte, ließ an alle Bundesgenossen Mahnung zur Hülfe ergehen, und es zogen herbei neben den Leuten aus dem Zürichgebiet die Mannschaft aus dem Thurgau, die Toggenburger, die von Stein und noch aus andern Orten, so daß bald eine wohlgerüstete Macht von 12,000 Mann am Albis stand. Aber der Geist der Uneinigkeit herrschte unter dieser Mannschaft; Einige redeten laut von Friedensunterhandlungen, die man anknüpfen sollte; Andere konnten sogar ihre Freude über das Unglück nicht verhehlen, und wieder Andere begehrten, ohne Verzug gegen den Feind geführt zu werden. Lavater und Frei verlangten, daß man die fünf Orte, welche indeß einen Streifzug in das züricherische Gebiet gemacht hatten, sogleich im Rücken angreifen solle. Weder die ernste Ermahnung der Führer, noch die eindringliche Rede des Predigers, noch der feierliche Schwur des Gehorsams waren im Stande, das in sich gespaltene Heer zu einträchtigem Handeln zu begeistern. Da kam die Nachricht, es sei Hülfe von Bern im Anzuge. Diese Stadt hatte nämlich auf die ängstliche Mahnung Zürichs alsbald 6000 Mann aufgeboten und unter Anführung des der katholischen Lehre ergebenen Sebastian von Dießbach abgesandt; andere 6000 sollten unter Anführung des Schultheißen von Erlach nachfolgen und die noch übrige Mannschaft sollte den Brünig und die Wallisergrenze besetzen. Dießbach zog über Lenzburg, wo sich die Mannschaften von Basel, Solothurn, Biel und Mühlhausen ihm anschlossen, nach Bremgarten, wohin auf Dießbachs Mahnung auch das Heer vom Albis zog; hier vereinigte sich dann die ganze Macht der reformirten Bundesgenossen, ein Heer von 24,000 Mann. Im Gefühle der Uebermacht und in der gewissen Hoffnung auf Sieg wies man angebotene Vermittelung des Friedens ab. Doch was half diese Uebermacht, welche durch den ihr inwohnenden Geist und durch die Gesinnung ihrer Führer zu jedem thatkräftigen Handeln unfähig war! Zwar wurden ungesäumt die fünf Orte angegriffen, welche auch nach einigen Scharmützeln zurückwichen, aber durch das langsame Vordringen der Reformirten Zeit genug fanden, bei Baar ein festes Lager zu beziehen; anstatt nun mit Nachdruck einen entscheidenden Schlag zu wagen, bedurfte das reformirte Heer eines Marsches von sieben vollen Tagen, um einen Weg von wenigen Stunden zurückzulegen und endlich bei Blickenstorf den

Katholischen gegenüber Stellung zu nehmen. Alle Führer schienen erschlafft, das ganze Heer muthlos; so hatte die Gesinnung und Handlungsweise Dießbachs auf den an und für sich nicht guten Geist der Reformirten gewirkt. Endlich nach langen Berathungen konnte es der Landeshauptmann Jakob Frei von Zürich dahin bringen, daß ein gemeinsamer Angriff beschlossen wurde. Man einigte sich dahin, daß eine auserlesene Schaar das stark befestigte und mit Geschütz wohl versehene Lager der Feinde umgehen und im Rücken angreifen sollte, während die Hauptmacht den Angriff von vorn ausführe. Zur Ausführung des ersten Theiles dieses Planes ward Jakob Frei bestimmt, welcher dann auch am 23. Oktober 1531 mit 4000 Auserlesenen über Kappel, die Sihlbrücke nach dem Zugerberge aufbrach. Die feindlichen Vorposten wurden mit leichter Mühe zurückgeworfen, und nun ergossen sich die anfgelösten Schaaren über die zugerischen Dörfer Neuheim und Menzingen, lärmend und plündernd. Auf dem Gubel, einer Anhöhe ob Menzingen, schlugen sie ihr Nachtlager auf. In größter Sorglosigkeit lagen sie da bei ihren Wachtfeuern, aßen und tranken und schliefen; nicht einmal Wachen wurden ausgestellt, keine Streifpartieen angeordnet, wie es die Nähe des Feindes nöthig machte. Mittlerweile hatten Weiber und Kinder aus den beraubten Dörfern ins Lager der fünf Orte die Nachricht von dem erlittenen Schaden und der sorglosen Lagerung der Feinde gebracht. Es war spät am Abend; Dießbach hatte durch eine Scheinbewegung gezeigt, daß er mit seinen Bernern den verabredeten Hauptangriff nicht auszuführen gesonnen sei; daher beschloß man, auf das Drängen einiger hundert kriegslustiger Männer, daß 1500 Mann unter dem Schultheißen Hug die Feinde am Gubel überfallen sollten. Christian Iten von Aegeri, der Gegend wohl kundig, führte 630 der Keckften voraus, einander kenntlich durch die Hemden, welche sie über ihre Kleider geworfen hatten. In aller Stille war man in einen Tannenwald gekommen, ganz in der Nähe des reformirten Lagers, wo man Warnung auf Warnung erhalten hatte und eben im Begriffe stand, in Reihe und Glied zu treten. Es war nach Mitternacht; der Mond schien hell. Ohne die völlige Herstellung einer Schlachtordnung abzuwarten, griffen nach kurzem Rathschlage und Gebete die Katholischen an, unerwartet und ungestüm. Kurz und planlos war der Widerstand der Ueberraschten; schon im Anfange des Kampfes fielen die tüchtigsten Führer, unter ihnen Jakob Frei. Es

waren mehrere hundert mit ihnen gefallen, als sich die übrige Schaar in aufgelöster Ordnung auf blinder Flucht in die unbekannte Gegend ergoß. Viele wurden ereilt und erschlagen, Viele in Abgründe gesprengt oder gefangen; die übrigen gelangten mit Tagesanbruch voll Schrecken ins Lager bei Kappel. Mit 830 Todten, vielen Verwundeten und Gefangenen, großem Verluste an Geschütz und Kriegsrüstung hatte das reformirte Heer seine Zuchtlosigkeit und die Verachtung des Feindes gebüßt. Die Todten wurden in drei großen Gruben auf dem Schlachtfelde begraben und Freudenschüsse verkündeten den Sieg der fünf Orte.

Selbst nach diesem zweiten Unglücke wollten die Züricher den Krieg fortsetzen und verwarfen daher die anerbotene Vermittelung; doch ließ eines Theils die Zwietracht zwischen Bern und Zürich, anderen Theils die Unzufriedenheit, welche die Mannschaft der Städte mit dem Kriege und seiner Führung zeigte, keine durchgreifende Maßregel aufkommen. Man zog sich zurück, und die siegreichen Schaaren der fünf Orte drangen in das Zürichgebiet ein und raubten Vieh und Lebensmittel. Viel Landvolk rettete sich in die Stadt, welcher eine harte Belagerung drohete, wie im alten Zürichkriege. In dieser Noth rief die schwer geängstigte Stadt den Führer der Berner, Sebastian von Dießbach, um Hülfe an; sie wurde aber mit Hohn und Kälte abgewiesen. Von ihren mächtigsten Bundesgenossen verlassen, von ihrem eigenen Landvolke, das den Krieg ungern führte und schon schwere Verluste erlitten hatte, gedrängt, zeigte sich die Stadt zum Frieden geneigt, welchen eifrige Vermittler bald zu Stande brachten. Beim Abschlusse desselben wollte sich der ganze Haß der fünf Orte in den härtesten Forderungen an das besiegte Zürich geltend machen; doch erhoben sich mitten unter den stürmischen Unterhandlungen die Stimmen solcher, welche in den Besiegten ihre alten Eidgenossen erkannten und ihnen gelang es, jene Forderungen zu mildern, die immer noch schwere Opfer an Geld und Einfluß von der gedemüthigten Stadt verlangten. In der Friedensurkunde wurde den Zürichern zwar gestattet, bei der Reformation zu bleiben; aber zugleich war mit klaren Worten ausgesprochen, daß die katholische Kirche und ihr Glauben die unzweifelhaft wahren christlichen seien. In den gemeinen Herrschaften wurde der weiteren Ausbreitung der Reformation eine Grenze gesetzt, indem der Friede Alle in Schutz nahm, welche bisher bei dem alten Glauben geblieben waren und in

getheilten Gemeinden die Kirchengüter unter beide Glaubenspartheien nach Verhältniß getheilt wurden. Die Züricher mußten ferner noch die durch den ersten Landfrieden erhaltenen Summen wieder zurückerstatten, das christliche Bürgerrecht aufgeben, den durch die Plünderung im Lande Zug an den Kirchen angerichteten Schaden ersetzen und für ihre Gefangenen ein Lösegeld bezahlen. Kurze Zeit nachher, nachdem auch Bremgarten sich unter demüthigenden Bedingungen hatte unterwerfen müssen, kam auch ein Frieden mit Bern zu Stande, welcher im Wesentlichen mit dem züricherischen übereinstimmte, seinen Streit mit Unterwalden zu Gunsten desselben beilegte und nur mit Bezug auf die Auslösung der Gefangenen mildere Bedingungen enthielt. Auch die übrigen Städte mußten eine jede für sich einen besonderen Frieden abschließen: Basel, Schaffhausen, St. Gallen und Mühlhausen mußten größere oder kleinere Summen bezahlen; von Solothurn verlangte man achthundert Kronen, welche man gegen die Entfernung der reformirten Prediger jedoch erlassen wollte. Besonders hart war das Loos derjenigen Lande, welche in einem engeren oder weiteren Unterthanenverhältnisse zu den fünf Orten standen, aber während des Krieges zum Theile gezwungen auf die Seite der Reformirten getreten waren: Rappersweil und die dazu gehörigen Höfe wurden zur Rückkehr zum alten Glauben gezwungen, ebenso Gaster und Wesen, welche überdieß mit schweren Bußen belegt und aller ihrer Rechte und Freiheiten beraubt wurden. Die freien Aemter, in deren Mitregierung Uri aufgenommen werden mußte, traf ein gleiches Loos und in den übrigen gemeinen Herrschaften, in den Landen des Abtes von St. Gallen, sogar in Glarus und Appenzell, wo die Bevölkerung in Rücksicht der Religion getheilt war, wurden ähnliche Schritte theils versucht, theils wirklich durchgeführt.

Die Kappeler Briefe.

Im Kantone Zürich wurden der unglückliche Ausgang des Kappeler Krieges und die Demüthigungen, die im Gefolge desselben über die reformirten Orte gekommen waren, die Ursache einer großen Auf-

regung in der Stadt und auf dem Lande. Man suchte die Gründe des Mißgeschickes nicht in der Zersplitterung der Reformirten gegenüber dem einträchtigen Vorgehen der fünf Orte, sondern schrieb dasselbe immer mehr dem Verrathe einzelner Führer zu, welche die Rückkehr zum alten Glauben, zum Pensionenwesen und Reislaufen hätten erreichen wollen; eine Beschuldigung, welche dadurch an Glaubwürdigkeit gewann, daß bald nach dem zweiten Landfrieden sich auch in Zürich die Freunde des Alten immer ungescheuter gegen Zwingli und die von ihm herbeigeführten Neuerungen in Staat und Kirche aussprachen. Von diesem Auftreten mochte Mancher um so eher glücklichen Erfolg hoffen, als die Zahl derer, welche in den Kriegen durch Plünderung und Vernachlässigung ihres Hauswesens verarmt waren, zu jedem rückwärts führenden Schritte geneigte und kräftige Unterstützung darzubieten schien. Darin aber hatten sich diese Parteiführer getäuscht; denn die Reformation, für welche man so große Opfer gebracht hatte, war für den größten Theil der Züricher zu Stadt und Land wahre Herzenssache geworden, für deren Forterhaltung man Alles einzusetzen bereit war und für deren Sicherung Heinrich Bullinger, Zwingli's Nachfolger, und Leo Judä mit allen Waffen des Geistes und der Rede stritten. Indessen mußte sich doch die Regierung herbeilassen, mit den Landgemeinden, um die Eintracht wieder herzustellen, einen Vergleich abzuschließen, welcher unter dem Namen des Kappeler- oder Pfaffenbriefes bekannt gemacht wurde. In demselben wurde der Landschaft die Zusicherung gegeben, daß die Regierung fortan ohne ihre Einwilligung weder Bündnisse eingehen, noch Krieg anfangen werde; daß der Rath für Zukunft nur mit eingeborenen Zürichern von Stadt und Land besetzt und der Einfluß der Geistlichkeit auf politische Dinge beschränkt werden solle; daß der Rechtsgang beschleunigt und die Rechte und Freiheiten der Landschaft, wie der Stadt, unangetastet bleiben sollen.

Aehnliche Gährungen riefen im Kantone Bern ähnliche Maßregeln hervor. Auch hier gab die Regierung ihrer Landschaft einen Kappeler Brief, welcher, mit Ausnahme einiger Bestimmungen ökonomischen Inhaltes, mit dem züricherischen im Wesentlichen übereinstimmt. Beide Städte, und nach ihrem Beispiele auch die übrigen, in denen die Verbesserung der Kirche angenommen worden war, blieben unentwegt bei der Reformation und nöthigten alle Widersacher derselben zur Aus-

wanderung. Unter den Ausgewanderten finden wir den Anführer in der Schlacht von Kappel, Georg Göldlin von Zürich, und den Oberfeldherrn der Berner, Sebastian von Dießbach; eine Thatsache, durch welche die Handlungsweise beider nicht im besten Lichte erscheint.

Auswärtige Kriege der Eidgenossen während der Reformation.

Nach dem Tode Maximilians saß auf dem Throne des deutschen Reiches sein Enkel, Kaiser Karl V., welcher eifrig bemüht war, Reich und Selbstherrschaft zu erweitern. Ihm entgegen und für sich von gleichem Streben beseelt, stand Franz I. von Frankreich, schon darum Karl's Feind, weil dieser ihm bei der Kaiserwahl vorgezogen worden war. Ein vorzüglicher Gegenstand des Streites zwischen diesen beiden Fürsten war das Herzogthum Mailand, welches der König von Frankreich durch die Schlacht von Marignano gewonnen hatte und auf welches der Kaiser die alten Rechtsansprüche des Reiches geltend machte. An dem Kampfe, welcher sich aus diesen Ursachen entspann, nahmen auch die Eidgenossen als französische Soldtruppen Antheil; so Geringes hatten die schreckliche Niederlage bei Marignano und die begeisterten Reden Zwingli's gegen den Klang fremden Goldes vermocht.

Franz I. hatte nämlich 1521 ein Bündniß mit zwölf Orten der Eidgenossenschaft geschlossen, nach welchem ihm gestattet war, bis auf 16,000 eidgenössische Krieger in seinen Sold zu nehmen. Zürich allein, wo die Reformation schon ihren Anfang genommen hatte, ließ sich von den lockenden Versprechungen nicht verleiten, der warnenden Stimme seines Zwingli ungehorsam zu sein; es blieb zwar dem neuen Bündnisse fern, doch erfüllte es die Pflichten, welche ihm ein älteres, mit dem Papste abgeschlossenes auferlegte. Der Papst stand auf der Seite Karls V. und beide waren entschlossen, die Franzosen aus Italien zu vertreiben. Mit Hülfe anderer Verbündeten gelang dieses Vorhaben besonders darum, weil die oberitalische Bevölkerung, selbst der französischen Herrschaft müde, die nahenden Retter mit Freuden empfing. Von allen Seiten waren Eidgenossen zum französischen Heere geeilt,

und schnöde Parteiführer brachten es dahin, daß auch unter den kaiserlichen Fahnen eidgenössische Söldner standen, bereit, gegen ihre Miteidgenossen zu streiten. Durch kräftige Maßregeln der Tagsatzung wurde dieß jedoch verhindert; nur eine feile, reisläuferische Bande nahm im Solde des Papstes Antheil an der Wiedereroberung Mailands, wo Franz Sforza als Herzog wieder eingesetzt wurde. Der Tod Leo's X. entband die Züricher ihres lästigen Bündnisses, und sie traten daher vom Schauplatz des mailändischen Kampfes ab.

Der Sturm auf Bicocca.

Mailand war für die Franzosen verloren gegangen; doch standen noch immer französische Streitkräfte im Lande, auf welche man die Hoffnung stützte, bei etwelcher Verstärkung das Verlorene wieder gewinnen zu können. Der König wandte sich daher an die Eidgenossen, und diese stellten ihm nach dem bestehenden Bündnisse 16,000 Mann, welchen man reichlichen Sold versprach und die Pflicht auferlegte, dem Könige gegen Jedermann zu dienen. Auf höchst beschwerlichem Wege über die mit tiefem Schnee bedeckten Gebirge gelangten diese Hülfsvölker in das mailändische Gebiet, wo sie sich mit dem französischen Heere vereinigten. Alsbald schritt man zu einer Belagerung der Stadt Mailand, die von Prosper Colonna vertheidigt wurde und noch zur rechten Stunde die herbeieilenden deutschen Landsknechte unter Georg von Frundsberg aufgenommen hatte. An der tapferen Vertheidigung dieser Besatzung scheiterte jeder Versuch der Belagerer, die Stadt zu nehmen. Eine Unternehmung gegen Pavia hatte keinen bessern Erfolg. Diese beiden mißglückten Versuche, das Ausbleiben des Soldes und Mangel an Lebensmitteln, nicht minder auch die übermüthigen Aeußerungen der prahlerischen Franzosen, als sie über das Schlachtfeld von Marignano zogen, versetzten die schweizerischen Söldner in gefährliche Mißstimmung. Ihre Hauptleute erklärten daher dem französischen Feldherrn, er müsse ihnen entweder Geld, oder Entlassung, oder die Schlacht ohne Aufschub gewähren. Dem französischen Feldherrn Lautrec war die Erfüllung der beiden ersten Forderungen unmöglich; er stellte daher die baldige Lieferung einer Schlacht in Aussicht; doch mußte er schon auf den folgenden Morgen den Angriff auf die feindliche Stellung versprechen. Bei Bicocca, einem Landgute an der Straße von

Mailand nach Monza, hatten die kaiserlich-päpstlichen Truppen Stellung gefaßt. Der geräumige, von Gräben und Bächen umflossene Park eignete sich schon von Natur zum festen Lager eines ansehnlichen Heeres, um so eher, nachdem Prosper Colonna durch die Anlage von Befestigungen dem Orte noch mehr Stärke gegeben hatte. Dieser Feldherr, welcher noch am Abend Kenntniß von dem Plane der Franzosen erhalten hatte, traf mit großer Umsicht seine Anordnungen zur zweckmäßigen Vertheidigung des Platzes. Von nicht minderem Feldherrntalente zeugt der Plan Lautrec's, welcher den Schweizern und einem Theil seiner eigenen Truppen das Lager von vorn anzugreifen befahl, während eine andere Abtheilung unter seinem Bruder, dem Marschall von Foix, es umgehen und im Rücken angreifen sollte.

Am 27. April 1522, noch ehe die Sonne aufging, drängte schon Alles im schweizerischen Heere zum Angriffe; vor allen die achttausend, welche zum Hauptangriffe bestimmt waren. Sie wurden in zwei Schlachthaufen getheilt; die Mannschaft der Länder bildete den Vortrab, die aus den Städten folgte, an ihrer Spitze Albrecht von Stein und Arnold von Winkelried, beide aber wieder unter dem Oberbefehl des tapferen französischen Feldherrn Montmorency. Die Haufen waren geordnet; vorwärts drängten die Schweizer. Lautrec sprengte vor ihre Fronte, warnte vor Unbesonnenheit, deutete auf die schweren Geschütze des Feindes und bat, mit dem Angriff zuzuwarten, bis sein Bruder den Feind im Rücken gefaßt hatte. „Vorwärts! vorwärts!" riefen die Schweizer. Zugleich erschollen mehrere Stimmen: „Wo sind jetzt die Junker, die vierfachen Söldner und die, welche Jahrgelder beziehen? Sie sollen hervortreten und nicht bloß hinten befehlen und lärmen?" Viele folgten diesem Rufe und selbst Montmorency trat mit seinem glänzenden Gefolge in die vordersten Reihen. Festen Schrittes ging es nun auf die feindliche Stellung los. Da donnerten die wohlbedienten Geschütze Colonna's. Ganze Reihen wurden niedergeschmettert und in wenigen Augenblicken deckten bei tausend Leichen das Schlachtfeld. Die Eidgenossen wichen zurück, doch nur, um mit dem Schlachthaufen ihrer Städte wieder vorzudringen. Noch ehe der Feind zum zweiten Male geladen hatte, standen sie schon am Fuße seiner unersteiglichen Verschanzungen vor einem tiefen Graben. Jetzt begannen die spanischen Schützen, im hohen Getreide versteckt, aus 4000 Musketen ein regelmäßiges Wechselfeuer auf die dichtgedrängten Schaaren. Ganze Rotten,

die meisten Führer, die Banner mit ihren Trägern stürzten dahin. Nach einem engen Hohlwege hingedrängt, stießen sie plötzlich auf die deutschen Landsknechte, welche hier unter Georg von Frundsberg im Hinterhalte lagen. Kaum hatten sie ihre Nebenbuhler im Schlachtenruhm erblickt, so begann ein mörderisches Gefecht. Frundsberg und Winkelried stießen in wildem Zweikampfe zusammen, und schon blutete der deutsche Feldherr aus schwerer Wunde, als Winkelried, von mehreren Kugeln durchbohrt, zu Boden sank. Schrecklich wüthete abermals der Tod in den Reihen der Eidgenossen, bis endlich der Stier von Uri sein großes Horn zum Rückzug erschallen ließ. Ohne von den Landsknechten verfolgt zu werden, machten sie an der gleichen Stelle Halt, bei welcher der Anlauf begonnen hatte, um ihre zerrissenen Glieder auf's Neue zu ordnen.

Der Ungestüm, mit welchem die Schweizer die Befehle der französischen Feldherrn verachtet hatten, zog nicht nur ihnen eine schwere Niederlage zu, sondern er vereitelte auch das Unternehmen des Marschalls von Foix. Diesem war es nämlich gelungen, das feindliche Lager zu umgehen und, jeden Widerstand niederwerfend, weit in das Innere desselben vorzudringen. In diesem Augenblicke aber war der Angriff der Eidgenossen abgeschlagen, so daß der Feind seine ganze Macht gegen den siegreichen Marschall wenden konnte und ihn zum Rückzug brachte. Umsonst bat nun Lautrec die Schweizer um Erneuerung des Angriffs; diese wiesen mißmuthig auf die Leichenhügel ihrer Brüder und schalten auf die treulosen Venetianer, welche von einem Hügel aus der Ferne zugesehen und, da der Sturm zum Verderben der Eidgenossen auszufallen schien, in schmählichem Rückzuge ihr Heil gesucht hatten.

Ueber 300 Eidgenossen, unter ihnen 17 der angesehensten Führer, waren gefallen. Im fremden Solde war abermals eine Menge Blutes geflossen, die bewunderungswürdigste Tapferkeit war vergeudet und ein großer Theil des geerbten Ruhmes der Unbezwinglichkeit eingebüßt worden. Diesen Verlust fühlten auch die Ueberlebenden tief; denn von Wuth und Scham gefoltert, von Muthlosigkeit ergriffen, kehrten sie unaufhaltsam in die Heimat, deren Geschicke sie geringer geschätzt hatten, als den Sold, welchen ihnen der französische Feldherr nicht einmal auszubezahlen vermochte.

Die Schlacht von Pavia.

Es war des Unglückes noch nicht genug durch den fremden Kriegsdienst über das Vaterland gekommen; ein abermaliger Verlust von achttausend streitbaren Männern, welche in französischem Solde ihr Grab durch Seuche und Feindesschwert auf italischem Boden gefunden, reichte noch nicht hin, die Eidgenossen von dem verderblichen Söldnerwesen abzubringen. Als Franz I. neue Anstalten machte, das Herzogthum Mailand zu erobern, eilten 14,000 eidgenössische Söldner, getrieben von Gelddurst und Rachgier, zu seinen Fahnen. Der ritterliche König führte selbst sein Heer, welches schon durch seinen bloßen Anmarsch unter den kaiserlichen Truppen einen solchen Schrecken hervorrief, daß sie sich in die einzelnen Festungen warfen und selbst die Stadt Mailand aufgaben, nachdem sie 700 Mann in der Zitadelle dieser Hauptstadt zurückgelassen hatten. Selbst der kaiserliche Feldherr Pescara, der an der Spitze eines Heeres von einem Kriegszuge nach Frankreich zurückkehrte, wagte sich nicht aus dem Gebirge hervor, und an einer Bildsäule in Rom konnte man den Spott lesen, es sei in den Alpen ein kaiserliches Heer verloren gegangen, der ehrliche Finder werde gebeten, es gegen eine gute Belohnung auszuliefern. Ueberdieß schien Mangel an dem zur Kriegsführung nöthigen Gelde jeden Entsatz der Festungen unmöglich zu machen. Franz begann nun auf den Rath seines Feldherrn Bonnivet die Belagerung der Stadt Pavia, deren Vertheidigung Antonio von Leyva an der Spitze von 6000 Mann übernommen hatte; beide hatten als Ritter den heiligen Schwur gethan, das Siegespanier auf Pavia's Mauern zu pflanzen oder zu sterben. Drei Monate hatte schon die Belagerung gedauert, ohne daß an die Einnahme der Stadt zu denken war. Mittlerweile hatte der Connetable von Bourbon*) in Deutschland aus dem Verkauf seiner Juwelen

*) Der Herzog von Bourbon, Connetable von Frankreich (der Erste nach dem Könige), stand nicht nur wegen seines Reichthums und großen Länderbesitzes, sondern auch wegen seiner Tapferkeit, Freigebigkeit und Leutseligkeit in allgemeinem Ansehen. Er gedachte, sogar den französischen Thron zu besteigen, wenn Franz keinen rechtmäßigen Thronerben hinterließe. Als Franz aber einen thronfähigen Sohn erhalten hatte, schloß er den Connetable von allen Staatsgeschäften aus und entzog ihm sogar seine hohe Würde. Noch mehr gekränkt, als des Königs Mutter Ansprüche auf seine Länder erhob und der König dieselben auch noch aus

18 Fähnlein Landsknechte geworben, und Lannoy, der Vizekönig von Neapel, hatte die Einkünfte seiner neapolitanischen Provinzen veräußert und das Geld an Georg von Frundsberg geschickt, welcher damit 11 Fähnlein*) warb. Diese Schaaren eilten herbei; ihnen schloß sich der ermuthigte Pescara an, Pavia zu entsetzen und deßhalb die Franzosen um jeden Preis zur Schlacht zu bringen. Doch Mangel an Sold und Lebensmitteln, welcher unter diesen Schaaren herrschte, schien jedes Vorhaben der Feldherrn zu vereiteln, besonders da die Geworbenen meistens nur aus Hoffnung auf Beute den kaiserlichen Fahnen gefolgt waren. Aber gerade dieser Umstand wurde in der Hand des rachgierigen Bourbon das Mittel zur Schlacht und zum Sieg. Im französischen Lager herrschte nämlich Ueberfluß an Allem, was der Krieger nothwendig hat und wünscht; darum deutete Bourbon auf das französische Lager: dort sei Reichthum und Ehre, Sieg und Ruhm zu holen. Als auf diese Weise der Muth und die Habgier der deutschen Landsknechte entflammt war, wurde die Nacht vom 24. auf den 25. Februar 1525 zu einem Ueberfalle des französischen Lagers bestimmt; es galt, die Franzosen zur Schlacht zu bringen oder Pavia zu verstärken. Durch einige Scheinangriffe getäuscht, eilten die Franzosen und ihre Verbündeten nach der einen Seite des Lagers, während die Feinde auf der andern Seite eindrangen. Schon waren die Kaiserlichen bis vor den Thoren von Pavia angelangt, als plötzlich die ganze französische Macht sich über sie herwarf und sie in ein benachbartes Thal zurückjagte. Franz selbst konnte es nun nicht länger ertragen, daß der Sieg ohne ihn und ohne eine eigentliche Schlacht durch eine bloße Vertheidigung hinter hohen Mauern und Schanzen gewonnen werden sollte. An der Spitze einer tapfern Reiterschaar stürzte er sich in die Ebene, ihm folgten neue Reiterschaaren unter Führung seines Schwagers, des Herzogs von Alençon, die in seinem Solde stehenden deutschen Landsknechte, die schwarzen Banden unter dem Herzoge von Suffolk, und die Schweizer unter Johann von Dießbach. Bald hatten sie die

---

andern Gründen einziehen wollte, bot Bourbon in der Verzweiflung dem deutschen Kaiser seine Dienste an; dieser nahm sie mit Freuden an und versprach ihm seine Schwester zur Gattin und den französischen Königsthron.

*) Ein Fähnlein war etwa 400 Mann und stand unter einem Hauptmanne; 10 bis 15 solcher Fähnlein bildeten unter dem Befehl eines Feldobersten ein Regiment.

Feinde zurückgeworfen, waren zugleich aber in die Schußlinie ihres eigenen Geschützes gekommen, weßhalb dieses plötzlich verstummte. Da faßten die Kaiserlichen neuen Muth und drangen unter ihren drei Feldherrn auf's Neue vor, während Antonio von Leyva die Franzosen durch einen Ausfall im Rücken angriff. Es kam zum furchtbaren Kampfe, besonders zwischen den deutschen Landsknechten und ihren Landsleuten im feindlichen Heere, den schwarzen Banden; letztere wurden vernichtet. Dieser glückliche Erfolg steigerte die Kampfwuth der kaiserlichen Schaaren, welche unaufhaltsam vordrangen. Während auf dem einen Flügel so gekämpft wurde, war der andere, bei welchem sich der König befand, weit vorgedrungen bis in eine Gegend, wo Bäume und Buschwerk jede Bewegung der geschlossenen Massen hinderten. Hier plötzlich begannen die spanischen Schützen aus sicherem Verstecke ein mörderisches Feuer, in welchem die besten Führer des französischen Heeres fielen. In diesem Augenblicke gab der Schwager des Königs, der Herzog von Alençon, in banger Furcht um sein Leben den streitenden Kriegern ein schimpfliches Beispiel. Im Begleite einiger Reiterschaaren nimmt er die Flucht und durchbricht die Reihen der Schweizer, welche im heftigsten Kampfe den deutschen Landsknechten entgegenstehen. Auch sie haben schon ihre kräftigsten Führer verloren; doch sie kämpfen fort. Da sie aber sehen, wie diejenigen, für welche sie streiten, ihren König verlassen und die Ehre des Tages preisgeben, sinkt ihr Muth. Sie weichen zurück. Vergebens bittet ihr französischer Führer Fleuranges, Stand zu halten; umsonst befiehlt und droht ihr eigener Hauptmann Johann von Dießbach. Schrecken, Verzweiflung und Wahn, verrathen zu sein, ergreift ihre Gemüther; sie vergessen des Ruhmes ihrer Väter und der unbefleckten Kriegerehre ihres Volkes und fliehen. So war die Flucht allgemein geworden; Fleuranges suchte den König zu erreichen, welcher noch immer im Kampfe stand, während Johann von Dießbach sich in die feindlichen Speere stürzte, um die Schmach dieses Tages nicht zu überleben. Die Kaiserlichen hatten überall gesiegt; nur der König Franz an der Spitze eines Haufens Getreuer kämpfte noch den Kampf der Verzweiflung. Gegen ihn wandte sich nun der ganze feindliche Schlachthaufe, die edelste Beute des Tages zu gewinnen. Hoch zu Pferd, kenntlich am weißen Helmbusch, kämpfte der ritterliche König mit jenem Muthe, mit welchem er einst den Ritterschlag bei Marignano verdiente. Da fiel sein Pferd von einer feindlichen Kugel,

und Viele eilten herbei, den sich mühsam emporarbeitenden Fürsten zu fangen. Schon hat ihn ein Spanier beim Helmbusch gefaßt, als ihn der König mit kräftigem Stoß weit von sich schleuderte. Ein Franzose im feindlichen Heere forderte den König auf, sich an den Connetable von Bourbon zu ergeben; der König lehnte es erzürnt ab; er hätte den Tod dieser Demüthigung vorgezogen. Doch ließ er den Vizekönig von Neapel rufen und diesem übergab er seinen Degen. Der König benahm sich im Unglück mit einer Würde, die ihm die höchste Achtung, ja die Liebe und Verehrung seiner Feinde zusicherte: seine Niederlage meldete er in einem kurzen Schreiben an seine Mutter mit den Worten: „Madame! Alles ist verloren, nur die Ehre nicht."

Zehntausend französische Streiter waren das Opfer des unglücklichen Schlachttages geworden; unter ihnen lagen bei 5500 Eidgenossen auf der Wahlstatt; 4000 waren gefangen. Diesen letzteren gestattete man die Heimkehr; aber man versäumte für ihren Unterhalt zu sorgen, so daß der bitterste Mangel, sogar der Hungertod das Loos von Hunderten ward. Eine starke Abtheilnng, waffenlos, zerlumpt, von Krankheit und Jammer erschöpft, erreichte die Heimath; dem Vaterlande ein schreckender und warnender Anblick. Aus Schlössern und Hütten erscholl das Jammergeschrei der Wittwen und Waisen und Niemand wagte es mehr, den fremden Kriegsdienst und die fürstlichen Jahrgelder zu vertheidigen, an denen der Fluch des Vaterlandes zu hängen schien. Doch die Eidgenossen blieben im Bündnisse mit Frankreich und schon nach zwei Jahren stand abermals ein eidgenössisches Söldnerheer unter den französischen Fahnen. Selbst neue, schwere Verluste waren nicht einmal im Stande, dem Unwesen ein Ende zu machen, durch welches die Ehre des Vaterlandes immer tiefer sank.

Konrad Geßner.

Eines der größten Verdienste des Reformations-Zeitalters ist die geistige Anregung, welche viele Männer in demselben schöpften das Gebiet der Wissenschaft in allen Richtungen zu erweitern. Auch unser Vaterland hat solche Männer aufzuweisen, welche über die Grenzen

desselben hinaus die Ehre ihres Namens trugen und für alle Zeiten dieselbe unvergänglich gemacht haben. Unter diesen Männern glänzt als ein Stern erster Größe der Naturforscher Konrad Geßner von Zürich, dessen Leben wir hier näher kennen lernen wollen.

Geßner's Jugendzeit.

Konrad Geßner, der Sohn des Kürschners und Bürgers Ursus Geßner, erblickte am 26. März 1516 das Licht der Welt. Eine große Zahl von Kindern erschwerte dem Vater die Sorge für sein Auskommen; deßhalb nahm ein Großoheim von mütterlicher Seite, der Kaplan Hans Frick zu Zürich, den Knaben schon in früher Kindheit zu sich und war auf's Eifrigste bemüht, das körperliche und geistige Wohl seines Pfleglings zu begründen. Er schickte den Knaben in die Schule und in seiner freien Zeit ließ er ihn Theil nehmen an der schönen Freude, welche ihm sein kleines Gärtchen gewährte. Hier hatte nämlich der würdige Mann eine große Menge heilsamer Pflanzen gepflanzt, deren Pflege ihm nicht nur frohe Stunden angenehmer Beschäftigung verschaffte, sondern ihm auch den ermunternden Nutzen bot, sich und seine Freunde durch Anwendung der Heilkräuter vor Krankheit zu schützen. Da lernte der junge Konrad die Namen der mannigfaltigen Pflanzen kennen und hatte es bald so weit gebracht, daß er auch über das enge Gehäge des Gärtchens hinaus die wildwachsenden Pflanzen kannte. Durch diese Beschäftigung wurde seine Liebe zur Natur und Naturforschung geweckt, der er bis an das Ende seines Lebens treu blieb. Mit gleichem Eifer und Fleiße widmete er sich der Erlernung der alten Sprachen an der Schule beim Fraumünster, deren Leitung dem vor Kurzem aus Luzern zurückgekehrten Mykonius anvertraut worden war. In diesem Gelehrten fand Geßner nicht nur einen vortrefflichen Lehrer, sondern auch einen väterlichen Freund, der sich seiner immer mit dem wärmsten Eifer annahm. Diese treue Sorgfalt des edlen Lehrers lohnte der gewissenhafte Schüler durch bewunderungswürdige Fortschritte in der lateinischen und griechischen Sprache und einen hohen Grad von Geschicklichkeit, vor Allem aber durch eine tiefe, kindliche Dankbarkeit, die er sein ganzes Leben hindurch gegen seinen „hochverehrtesten Vater“ (wie er den Mykonius nannte) hegte. Selbst gegen die kleinsten Verdienste, die sich Andere auf dem Wege seiner

Studien um ihn erwarben, bewies er später die größte Dankbarkeit. Doch der lernbegierige Knabe, welcher von frühester Kindheit an nur durch Beihülfe edler Menschen Armuth und Noth zu überwinden vermocht hatte, stieß plötzlich auf Hemmnisse, welche sein Lebensglück zu zerstören droheten. Seine Eltern konnten Nichts für ihn thun, und sein Großoheim war durch die Zeitverhältnisse in seinem Einkommen so beschränkt worden, daß er kaum sich selbst ausbringen konnte. Allein so viel Fleiß, so tief gefühlte Dankbarkeit und Verehrung gegen seine Lehrer blieben nicht ohne Lohn. Der Professor der lateinischen Sprache, Jakob Ammann, der schon längst auf den strebsamen Knaben aufmerksam geworden war, nahm den Verlassenen zu sich und beherbergte ihn drei Jahre unentgeldlich in seinem Hause. Seine Lage sollte sich noch mehr verbessern, als besonders auf Zwingli's Anregung von der Obrigkeit dafür gesorgt ward, daß hoffnungsvollen, aber dürftigen Jünglingen, welche sich den Studien widmeten, Unterstützungen verabreicht wurden. In einem herzlichen, wahrhaft rührenden Briefe wandte sich der nun vierzehnjährige Konrad an den Reformator, welcher die hohe Begabtheit des Bittenden kannte und ihm das sehnlichst gewünschte Stipendium verschaffte. So freudig es auf das Gemüth des nun von den drückendsten Sorgen Befreiten wirken mußte, daß er sich in Zwingli einen Gönner und Fürsprecher erworben hatte, dessen Einfluß ihm die Erreichung seines Lebenszweckes sicherte; so betrübend und niederschmetternd traf ihn an jenem unglücklichen Schlachttage von Kappel die Nachricht, daß sein Zwingli umgekommen sei. Auch sein Vater war gefallen und seine Mutter nun eine arme Wittwe geworden; doch ihm war noch sein väterlicher Beschützer Ammann geblieben, mit dessen Beistand er dennoch sein Ziel zu erreichen hoffte. Aber auch diese Stütze wurde ihm geraubt; Ammann mußte nämlich einen großen Theil seines Einkommens zu der Unterhaltung der von den Katholischen vertriebenen reformirten Geistlichen abtreten und sah sich daher gezwungen, den armen Konrad seiner Mutter heimzuschicken. Die unglückliche Mutter, welche durch die Pest mehrere ihrer Kinder verloren hatte, lebte in der größten Armuth und wußte sich nur durch die angestrengteste Arbeitsamkeit der Ihrigen den kärglichsten Lebensunterhalt zu verschaffen. Ihr sollte Konrad, welcher noch Nichts erwerben konnte, zur Last fallen; das schnitt ihm tief in die Seele. Aus dieser Noth rettete ihn sein Freund Mykonius, welcher ihn dem Pre-

diger Capito in Straßburg als Famulus empfahl. Mit dem festen Vorsatze, die Pflichten seines neuen Amtes treu zu erfüllen, und in der Hoffnung, unter der Aufsicht und Leitung eines so gelehrten Mannes die besten Fortschritte zu machen, kam Geßner nach Straßburg, wo er jedoch nur einen kurzen Aufenthalt finden sollte. Der Gedanke an die Heimath führte das Bild Zwingli's vor seine Seele, und in hoher Begeisterung und tiefem Schmerzgefühle dichtete er mehrere Trauergedichte auf den Tod des großen Reformators, die er an dessen Nachfolger, Heinrich Bullinger, überschickte. Hierdurch erwarb er sich die Gunst dieses seinem Vorgänger an Geist und Herz so ähnlichen Mannes, welcher auch später sich seiner väterlich annahm. Geßner's Lage in Straßburg wurde ihm bald zur Last, denn seine eigenen Studien wurden durch die Ertheilung von Privatunterricht und die Geschäfte seines Amtes so beeinträchtigt, daß er keinen Augenblick sein eigen nennen konnte, daß er verzweifeln mußte, je ein tüchtiger Mann werden zu können. Seine Klage, die er bei Bullinger führte, wurde erhört, und Capito entließ ihn nach der Heimath mit dem ehrenvollsten Zeugnisse über seine Kenntnisse und Leistungen und mit der dringendsten Empfehlung des hoffnungsvollen Jünglinges, welcher der kräftigsten Unterstützung würdig sei. Heimgekehrt, blieb der Entscheid über seine weiteren Schicksale eine Zeit lang ungewiß; doch Bullinger und Leo Judä liehen dem hoffnungsvollen Jünglinge (von 17 Jahren) ihre Fürsprache, welcher es auch gelang, ihm ein Reisestipendium nach Frankreich auszuwirken. Hier sollte er seine Studien in Bourg und Paris vollenden, um dermaleinst als Diener der Kirche in die Vaterstadt zurückzukehren. Doch sein, wenn auch kurzer Aufenthalt in Zürich war in Hinsicht auf seinen Lebensberuf entscheidend. Bei einem Besuche, welchen Geßner bei seinem ehemaligen Lehrer Ammann machte, erklärte dieser ihm, er möchte sich nach Geist und Wesen wohl eher zum Studium der Medizin eignen, als zu demjenigen der Theologie. Mit diesem Ausspruche des tief blickenden Lehrers war mit einem Male die erste Liebe Konrads zur Natur und ihrer Erforschung erwacht und füllte seine Seele mit heimlicher Sehnsucht, sich dem angedeuteten Studium widmen zu dürfen. Doch mit dem festen Vorsatze, nach dem Wunsche Bullingers die Theologie zu studiren, kam er nach Bourg, wo er, von seinem Stipendium kärglich lebend, die weiteren Bedürfnisse durch Privatunterricht bestreitend, mit dem angestrengtesten Fleiße seinen Studien

oblag, nicht ohne Bevorzugung derjenigen, zu denen ihn Neigung und innerer Beruf führten. Nach einem Jahre ging er nach Paris und lernte hier den später berühmten Johannes Steiger kennen, mit welchem er eine Freundschaft schloß, die ihn mit immer größerem Eifer für die Studien erfüllte, indem sie einen großen Theil der drückendsten Armuth von seinen Schultern nahm. Sein Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs dauerte nicht lange; denn, als Franz I. gegen die Reformation auftrat, als sogar mehrere ihrer Anhänger unter den fürchterlichsten Qualen lebendig verbrannt wurden, da eilte Geßner, der mit ganzer Seele der neuen Lehre zugethan war, und von der ausgebrochenen Verfolgung der Reformirten nicht wenig zu fürchten hatte, nach Straßburg. Hier fand er gastliche Aufnahme im Hause des gelehrten Predigers Bucerus; vergebens suchte er jedoch eine Anstellung und sah sich daher genöthigt, nach einer zweijährigen Abwesenheit in seine Vaterstadt zurückzukehren.

Geßner als Lehrer in Zürich und Lausanne.

Voll der schönsten Hoffnungen sah man in Zürich der Heimkunft des nun neunzehnjährigen Jünglings entgegen; auf ihn hofften seine Gönner und Freunde, welche in ihm eine gewaltige Stütze der Kirche und Schule erblickten; auf ihn hoffte seine arme, fromme Mutter, welche an ihm ihre höchste Freude, den Lohn für alle Leiden eines kummervollen Lebens sah; auf ihn hofften die Lehrer seiner Jugend, welche stolz darauf waren, das Ihrige zur Ausbildung des ausgezeichneten Gelehrten beigetragen zu haben. Und alle diese Hoffnungen schienen getäuscht zu werden. Kaum war nämlich der Jüngling in seiner Vaterstadt angekommen, so vermählte er sich und lud sich besonders darum, weil seine Frau beständig kränklich und überdieß keine gute Haushälterin war, eine solche Last auf, daß sein Geist, gegen fast unbesiegbare Verhältnisse ankämpfend, zu erliegen drohete. Und um so mehr war für ihn zu befürchten, da der Eifer, mit welchem Gönner und Freunde bisher für ihn gesorgt hatten, von Tag zu Tag mehr erkaltete. Eine ärmliche Schulstelle verschaffte ihm nicht einmal den nöthigsten Unterhalt, obgleich sie einen großen Theil seiner Zeit und seiner Kraft in Anspruch nahm. Doch Geßner's innere Kraft schien unerschöpflich, sein fester Wille, alle, auch die schwierigsten Ver-

hältnisse zu überwinden, unbesiegbar. Nicht nur erfüllte er mit der größten Gewissenhaftigkeit die Pflichten seines Amtes, das ihm kärglich sein tägliches Brod gab; sondern es blieben ihm noch Zeit und Kraft genug zum Studium der medizinischen Wissenschaften. Um so weniger noch konnte ihn seine unglückliche Lage zu Boden werfen, da Myconius, welcher unentwegt auf seiner Seite geblieben war, des Bedrängten sich in edler Freundschaft annahm. Seiner wiederholten Fürsprache mag es gelungen sein, daß Geßner seiner Schulstelle entbunden und mit einem geringen Stipendium zu den medizinischen Studien bestimmt wurde. Mit welch innerer Freude begab er sich nach Basel, wo er seine Studien fortsetzen sollte; doch Kummer und drückende Nahrungssorgen waren dem jungen Manne gefolgt, und standen düster an seiner Seite, wenn er in stiller Nacht den Studien oblag, welche ihm einst eine ehrenvolle Stellung unter den Menschen und ein sicheres Auskommen verschaffen sollten. Er sah sich daher genöthigt, eine seinen jetzigen Bestrebungen fremde Arbeit zu übernehmen, zu welcher er sich durch seine früheren Studien befähigt hatte; er arbeitete nämlich ein ausführliches griechisch-lateinisches Wörterbuch aus und begründete durch dasselbe auf's Neue seinen Ruf einer ungewöhnlichen Gelehrsamkeit.

Damals wurde in Lausanne eine neue Akademie errichtet, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß jener Johannes Steiger, den Geßner in Paris kennen gelernt, jetzt ein einflußreicher Mann, durch das neu erschienene Wörterbuch an ihn erinnert worden und für den ehemaligen Freund besorgt gewesen sei.

In einem Augenblicke der höchsten Noth, in einem Augenblicke, wo ein ungestümer Gläubiger seine bürgerliche Ehre auf's Empfindlichste zu beeinträchtigen drohte, ward der schwer Gebeugte von der Regierung in Bern als erster Professor der griechischen Sprache nach Lausanne berufen. Hier fand er, was seinem Herzen wohl that, neben einer ehrenvollen Stellung, welche ihn für die noch immer dauernden beschränkten häuslichen Verhältnisse einigermaßen entschädigte, freie Muße zur Fortsetzung seiner Lieblingsstudien und die erheiternde und aufmunternde Freundschaft einiger vortrefflicher Männer, seiner Mitlehrer an der Akademie. Alle Zeit, die nicht von seinem öffentlichen Amte in Anspruch genommen wurde, verwandte der Unermüdliche zu botanischen Ausflügen und zu verschiedenen schriftstellerischen Arbeiten; jene führten ihn in die schöne Umgegend von Lausanne und ins Wallis, diese in

die reichen Schatzkammern alt griechischer Weisheit, und beide erhielten seinem Geiste die Frische und Freudigkeit, mit welcher er unverwandt nach dem Ziele steuerte, die Medizin zu seinem Lebensberufe zu machen. Von dieser immer entschiedener hervortretenden Neigung zeugen besonders einige Schriften, welche Geßner in dieser Zeit verfaßte; er schrieb ein Handbuch der Pflanzenkunde und ein kleines Werklein über die Krankheiten und die besten Arzneimittel.

Geßner wieder in Zürich.

Der unwiderstehliche Trieb, sich ungetheilt der Naturforschung und der Heilkunde zu widmen, bewog ihn, seine Stelle in Lausanne nach einer dreijährigen, rühmlichen Wirksamkeit aufzugeben und nach Montpellier überzusiedeln, wo hauptsächlich in der ersten Richtung ausgezeichnete Männer als Lehrer wirkten. Für seinen Zweck fand jedoch Geßner die geeigneten Mittel weniger in den öffentlichen Vorlesungen als in dem vertrauten Umgange mit Petrus Jakobus, einem spanischen Arzte, welcher ihn auf die zuvorkommendste Weise auf Spaziergängen über Alles belehrte, was bisher seinen Forschungen entgangen war. Sein Aufenthalt in dieser Stadt dauerte nur wenige Monate; dann kehrte er nach Basel zurück zu seinem Mykonius. Hier vollendete er seine Studien, unterzog sich den gewöhnlichen Prüfungen und erlangte im Februar des Jahres 1541 auf die ehrenvollste Weise die Würde eines Doktors der Arzneikunde. Das gesteckte Ziel war erreicht, so weit diese Erreichung an Zeichen äußerer Anerkennung hing, und nun eilte der junge Arzt heim in seine liebe Vaterstadt, welcher er fortan durch treue Dienste vergelten wollte, was sie durch ihre edelsten Bürger an ihm gethan hatte.

Diesem glühenden Eifer entsprach keineswegs die Aufnahme, welche er in Zürich fand. Zwar übertrug man ihm bald nach seiner Heimkehr die Stelle eines Lehrers der Naturwissenschaften am Carolinum; aber dieses Amt war mit einem so kärglichen Einkommen versehen, daß bald wieder die Sorge um sein zerrüttetes Hauswesen seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm. Als Arzt hatte er in den ersten Jahren auch nicht viel zu thun, und so blieb ihm Nichts übrig, als an seinem Schreibtische sein Auskommen zu verdienen. Die angestrengteste Arbeit wurde nur selten unterbrochen, und geschah dieß einmal, so war

es durch eine Bergreise, auf welcher der hinwelkende, junge Mann durch den Anblick der schönen Natur und ihrer Wunder genußreiche Erholung und Stärkung zu neuer Anstrengung gewann und nicht selten freundschaftliche Verhältnisse mit berühmten Männern anknüpfte, die ebenso vortheilhaft auf seinen Geist wirkten. Mehrere griechische und lateinische Werke beweisen die Anstrengungen, welche Geßner in dieser Zeit machte, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen und sich den Namen eines großen Sprachkenners bei Mit- und Nachwelt zu sichern. Und nicht nur dieser Ruhm gebührt ihm, er war überdieß, und nicht ohne Erfolg, bemüht, auf die Erziehung der Jugend günstig einzuwirken, indem er durch Wort und That wahre Sittlichkeit und rechten Sinn für Wissenschaftlichkeit unter derselben anzuregen und zu befördern suchte. Wie groß seine Verdienste als Sprachgelehrter sind, das läßt sich am deutlichsten aus dem schönen Worte erkennen, mit welchem ein großer Sachkenner unsers Jahrhunderts in der Beurtheilung von Geßners berühmtestem Werke sich an seine Berufsgenossen wendet, indem er ausruft: „Erhebet Euch ehrfurchtsvoll vor diesem großen Namen!" Aber auch seine Zeitgenossen erkannten die tiefe Gelehrsamkeit des edeln Mannes und weit über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinaus wurde sein Name mit Ehrerbietung und Achtung genannt. Der gelehrte und reiche Graf Jakob Fugger wollte den berühmten Züricher sogar als Lehrer seiner Söhne und Enkel und als Mitaufseher seiner reichhaltigen Bibliothek an sich ziehen und ließ ihm daher Vorschläge machen, so daß sich Geßner auf den Rath seiner Freunde entschloß, eine Reise nach Augsburg zu machen, um sich an Ort und Stelle von den Verhältnissen dieses neuen Wirkungskreises Einsicht zu verschaffen. Bei näherer Bekanntschaft mit dem Grafen machte er die Erfahrung, daß derselbe ein eifriger Anhänger des Papstthums sei. Dieß entschied; denn Geßner war mit aufrichtiger Herzensfrömmigkeit und reiner Wahrheitsliebe ein Bekenner der evangelischen Religion; ihm, dem Zöglinge Zwingli's, dem Freunde der edelsten und gelehrtesten Reformatoren, eines Bullingers, Mykonius, Capito's und Bucerus war die Wahrheit heiliger, als ein leichteres Fortkommen in der Welt, als die Hoffnung, in freierer Muße seinen Lieblingsstudien leben zu können. Er kehrte wieder nach Zürich zurück, bereichert mit neuen Kenntnissen, welche er sich in verschiedenen Bibliotheken gesammelt hatte und welche seiner Thätigkeit neuen Stoff boten, und begleitet von der Freundschaft vieler gelehrter Männer,

welche in ihm die große Gelehrsamkeit und die trefflichen Eigenschaften des Herzens gleich hochschätzten.

Bei der großen Thätigkeit, welche Geßner auf dem Gebiete der Sprachen entfaltete, ließ sich vermuthen, er habe keine Zeit gefunden, den naturwissenschaftlichen Studien obzuliegen. Und doch behauptete dieser Zweig in seinen Bestrebungen immer noch den ersten Rang, wie sich schon daraus schließen läßt, daß er im Jahre 1556 seine Geschichte des Thierreichs herauszugeben begann, ein Werk, welches nur mit ungeheuerem Fleiße und einem für Geßners Verhältnisse nicht geringen Aufwande zu Stande kommen konnte, und an welchem außer Geßner deutsche, englische, italienische und französische Naturforscher Theil nahmen. Alles, was bis zu seiner Zeit über die einzelnen Thiergattungen erforscht und geschrieben worden, findet sich in dem mehrere Foliobände umfassenden Werke, welches überdieß mit einer großen Anzahl von Abbildungen geschmückt ist, zu denen Geßner größtentheils die Zeichnungen selbst anfertigte. Aber die rastlose und vielseitige Thätigkeit, sein immer noch zerrüttetes Hauswesen und die daherigen Sorgen für die Zukunft hatten endlich die Kraft des rastlosen Mannes erschöpft; er wurde von einer gefährlichen Krankheit auf das Lager geworfen, von welchem er sich nur nach langer Zeit wieder erhob (1552). Die Blässe seines Angesichtes, seine hagere, abgezehrte Gestalt gaben dem vierzigjährigen Manne das Aussehen eines abgelebten Greisen. Fremde, welche aus der Ferne kamen, um den weitberühmten Gelehrten von Angesicht zu Angesicht zu sehen, waren erstaunt, den Mann, welcher der Welt und der Wissenschaft so Vieles geleistet hatte, in seiner Vaterstadt in einer so beschränkten, ärmlichen und niederdrückenden Lage zu sehen. Und doch scheiterten alle Anerbietungen, durch welche man ihn in fremde Länder zu sorgenfreierem Leben zu locken suchte, an Geßners Liebe zu seiner Vaterstadt, zu seinem Vaterlande. Er blieb; und Alles, was ihm eine Vergleichung seiner Lage mit solchen Anerbietungen abringen konnte, war der nachfolgende Brief, in welchem er seinem Freunde Bullinger sein kummervolles Herz ausschüttet und ihn ersucht, ihm seine Fürsprache zur Verbesserung seiner Lage nicht zu versagen.

„Konrad Geßner an Heinrich Bullinger. 1558.

„Nachdem ich nun endlich durch Gottes Gnade mein Buch von den Wasserthieren zu Ende gebracht habe, so muß ich geplagter Mann nun schon wieder neue, weitaussehende Arbeiten übernehmen. Seit

zwanzig Jahren wurde mir das Glück nie zu Theil, von ununterbrochenen und angestrengten nächtlichen Arbeiten auch nur einmal ausruhen zu können. Ich wünsche mir keineswegs eine unthätige und träge Ruhe, sondern nur etwas freiere Muße und ein Leben, das meinem Berufe als Arzt und als öffentlicher Lehrer angemessener sei. Bisher konnte ich diesen fast nur als Nebensache treiben, weil ich immer mit Bücherschreiben und mit der zeitfressenden Besorgung ihres Druckes beschäftiget war. Könnte ich einmal zu etwas mehr Muße gelangen, so würde ich einer bessern Gesundheit genießen, die gegenwärtig, wie meine Todtenblässe und meine abgezehrte Gestalt andeuten, sehr angegriffen ist. Ich würde die Munterkeit meines Geistes wieder erhalten, der jetzt beinahe stets düster und niedergeschlagen ist: auch meinen Beruf als ausübender Arzt würde ich alsdann glücklicher, meine Lehrstunden als Professor fruchtbringender besorgen können. Warum lässest du denn das Bücherschreiben nicht bei Seite (möchte mir Jemand einwenden) und begnügest dich mit deiner Besoldung? Wer würde aber wohl, hätte ich nicht so fleißig gearbeitet, meine Gläubiger befriedigt haben, nachdem ich als Jüngling aus Frankreich zurückgekommen war, wo ich nur ein so geringes Stipendium zu meiner Unterstützung genossen hatte? Wer hätte mich und die Meinigen erhalten, da Ihr (die Herren vom Stifte in Zürich) mir ziemlich lange jährlich nicht mehr als dreißig Gulden zukommen ließet? Woher hätte ich mir ein Haus gekauft, da ich vorher unstät eine Wohnung mit der anderen vertauschen mußte? Wie hätte ich meine Verwandten, wie meine Neffen und Nichten, von denen die meisten sehr arm sind, wie meine theuer geliebte Mutter unterstützen können? Soll ich des Umstandes nicht auch erwähnen, daß ich um meiner schwachen Gesundheit willen einer etwas bessern Nahrung bedurfte, daß mir zur Fortsetzung meiner Studien viele und kostbare Bücher unentbehrlich waren? Gegenwärtig dauern die gleichen Ursachen so vieler nothwendigen Ausgaben immer fort, ja die große Anzahl meiner Verwandten vermehrt dieselben noch. Deßhalb bin ich gezwungen, nicht wie ein Arzt, nicht wie ein Freund und Verehrer der Wissenschaften, sondern wie der ärmste und geringste Taglöhner zu leben. Mancher wird vielleicht glauben, ich müsse doch wohl reich sein, weil ich schon vor ziemlich langer Zeit ein Haus, etwas später einen Garten außerhalb der Stadt gekauft habe und nun sogar noch mit großen Unkosten habe bauen lassen. Aber ein Haus mußte ich

kaufen, wenn ich nicht immer aus einer Wohnung in die andere wandern wollte. Den kleinen Garten hatte ich gekauft, um darin Kräuter, deren Kenntniß und Gebrauch dem Arzte unentbehrlich ist, anzupflanzen, ich habe ihn nun aber aus Armuth wieder verkaufen müssen, um mit dem daraus erlösten Geld in meinem Hause einige bequeme Zimmer, die ich so lange entbehren mußte, einrichten zu lassen.

Verzeihe mir, mein Bullinger, wenn ich Dir das, was Du größtentheils kennest, noch einmal wiederhole; ich thue es, um in meinen Angelegenheiten bei Dir Rath zu finden.

Frobenius (der Buchhändler) in Basel verlangt von mir, daß ich für ihn die lateinische Uebersetzung aller Werke des Galenus mit dem griechischen Urtexte vergleiche (ein Werk von unermeßlicher Arbeit) und in Zeit von einem Monate soll ich mich bestimmt darüber erklären. Froschauer (der berühmte Buchdrucker in Zürich) wünscht, daß ich einen Auszug der drei großen Bände von der Naturgeschichte der Thiere für ihn verfertige. Ich von so vielen Anstrengungen erschöpft, abgemergelt, entkräftet, halbblind und zuweilen kaum meiner selbst bewußt (wie könnte es auch anders sein bei so vielfältigen, nothgezwungenen und so weitläufigen schriftstellerischen Arbeiten), ich soll mich wieder in das alte Joch spannen, soll wieder eine Arbeit übernehmen, die mich zwei oder drei ganze Jahre lang kaum wird frei athmen lassen. Könntest Du mir das rathen, mein Freund? Gib mir doch, ich bitte Dich, einen gütigeren Rath, damit ich endlich auch einmal für meine Gesundheit, für Geist und Körper sorgen könne, damit ich nicht die langen Nächte größtentheils schlaflos zubringen müsse (denn die Thätigkeit meines durch das Arbeiten bis tief in die Nacht hinein allzu lebhaft angeregten Geistes und der Gram, keine Aussicht, keinen Hoffnungsschimmer einer bessern und ruhigern Lage zu erblicken, raubt mir den Schlaf), damit ich nicht in düsterem Trübsinne mich verzehre nnd nach und nach dahinschwinde. Könntet Ihr Euch denn nicht entschließen, mir, dem Arzte der Stadt, dem öffentlich angestellten Lehrer (der ich meiner Vaterstadt schon seit 20 Jahren Dienste leiste), für meine doppelte Arbeit einen vollständigeren Gehalt zu ertheilen, damit ich bei herannahendem Alter etwas mehr Ruhe genießen möge? Wahrlich! ich bin nicht mehr im Stande, so angestrengte Arbeiten und solche Nachtwachen auszuhalten. Die Buchdrucker verlangen nur große Bücher, kleine wollen sie gar nicht übernehmen, auch wenn man Nichts dafür fordert.

Ich befinde mich (durch Gottes Gnade) in dem Falle, als Arzt etwas zu leisten, mehr als die gewöhnlichen Aerzte, insofern ich Zeit darauf verwenden kann, die Kranken sich meinen Verordnungen unterziehen und mich nicht allzuspät zu sich berufen. Die berühmtesten Aerzte an königlichen und fürstlichen Höfen sind meine Freunde; öfters theilen sie mir in ihren vertrauten Briefen seltene Heilmittel oder wichtige Belehrungen mit, die ich ihnen gleichmäßig erwiedere, und einige dieser Männer nennen mich sogar ihren Lehrer. Dieß schreibe ich nicht für Dich, mein Bullinger, sondern damit Du, wenn es nöthig sein sollte, (und es ist auch sehr nöthig) mich bei unsern Rathsherrn aus diesen und andern Gründen empfehlest.

Man könnte mir vielleicht einwenden: Es müssen auch noch andere, jüngere Aerzte unterstützt werden. Allerdings kann dieß aus den gleichen Quellen geschehen, woraus ich meinen Gehalt beziehe, theils vom Staat, theils von dem Stifte: übrigens sind sie jung, haben eigenes Vermögen und werden gewiß durch Ausübung ihrer Kunst mehr gewinnen, als ich; denn zur Gewinnsucht bin ich von Natur untüchtig, sie ist meinem ganzen Wesen zuwider. Auch werde ich ihnen bald Platz machen, denn mein Körper fühlt das frühzeitige Alter und mein Gesicht kündigt es an. Ich weiß mir nicht zu rathen, mein Freund, wenn Du mir nicht beistehst, und finde ich keine aufmunternde Hülfe bei Dir, so wird der Gram über den Undank meines Vaterlandes mich verzehren. Hast Du den entschlossenen Willen, und verwendest Du Dich für mich, so wirst Du sehr vieles bewirken können. Du bist mein einziger Beschützer und Dir will ich gern eine unabhängige Lage und Alles, was mir das Leben noch lieb und werth machen kann, verdanken. Was Du in meinem Namen versprechen, was Du von mir rühmen wirst, das will ich mit gewissenhafter Treue zu leisten suchen. Mein Wunsch ist, daß mit Euerer Empfehlung und mit Euerem Zeugnisse da ich schon um meiner Vorlesungen und Lehrstunden willen so viel Besoldung als die andern Professoren verdiene, (ich will mich dadurch nicht mit ihnen vergleichen, glaube aber dennoch, daß Ihr dieß wohl von mir sagen dürfet,) meine Angelegenheit dem Senate vorgetragen und ihm zugleich mein Buch von den Wasserthieren überreicht werde, woraus sie ersehen können, wie viele Anstrengung und Arbeit es mich kosten mußte, in einem Zeitraum von 20 Jahren 12 beinahe eben so starke Bände zu schreiben, wodurch ich von meinem ärztlichen Berufe

allzu sehr, ja gänzlich abgezogen werde. Billig ist es, daß ich ihnen Rechenschaft von der Anwendung meiner Zeit gebe, besonders jetzt, da ich ein so großes Werk beendigt habe und ein neues anfangen sollte. Wollen die Mitglieder des Raths, daß ich so fortfahre, so werde ich es thun. Wollen sie mir durch ihre Freigebigkeit dazu verhelfen, daß ich mich mehr der Arzneikunst widmen kann, so soll auch dieß geschehen. Als Arzt, insofern ich diesem Berufe sorgfältiger obliegen könnte, wäre ich im Stande, mit Gottes Hülfe große Männer aus den gefährlichsten Krankheiten, ja (wenn ich mich so ausdrücken darf) aus dem Rachen des Todes zu retten. Sollte wieder einmal, was Gott verhüten wolle, die Pest einreißen, so kenne ich einige köstliche und eigenthümliche Heilmittel, wenn ich zu deren Bereitung die nöthige Zeit finde, woran es mir jetzt fehlt. Wollen unsere Rathsherrn, daß ich ein guter und thätiger Arzt sei, so müssen auch sie sich als gütige und freigebige Gönner gegen mich bezeigen. Keiner der jetzt lebenden Aerzte wendet die Oeffnung der Schläfeadern an. Dieses und noch andere Heilverfahren mehr, die den ältesten Aerzten seit dem Hippocrates bekannt waren, sind von mir öfters glücklich angewandt worden. Manche bedeutende Fälle von Wassersucht, Schlagfluß und fallender Sucht, sowie andere schwere Krankheiten mehr, habe ich bei denen, die mich nicht zu spät riefen und meinen Verordnungen folgten, geheilt. Einigen engbrüstigen Greisen, die schon ihrem Ende nahe zu sein schienen, habe ich das Leben erhalten. In Kenntniß der Thiere, Kräuter und der einfachen Heilmittel, welche zur Bereitung der Arzneien so wichtig ist, räumen mir die ersten Aerzte unserer Zeit den Rang über alle frühern und jetzt lebenden Aerzte ein. In Kenntniß der griechischen Sprache, die zum Verstehen der Schriften der alten Aerzte unentbehrlich ist, (wir haben deren viele und ich selbst besitze einige Handschriften, die noch nie sind herausgegeben worden), dürfte ich nicht leicht einen mir überlegen finden, da sie mir im Schreiben und Reden eben so geläufig ist, wie meine Muttersprache. Ungern sage ich dieses von mir selbst, und möchte es auch sonst gegen Niemand als gegen Dich und einige wenige Andere thun, bei denen ich nicht in den Verdacht der Unbescheidenheit fallen kann.

Verzeihe mir diese offene Herzensergießung, und laß mich Dir empfohlen sein, wie ich es zuversichtlich von Dir erwarte. Wenn Deine Empfehlungen mir nützlich sein werden, wenn mir nicht so fast

zu meinem eigenen als zum Vortheile des gemeinen Wesens mehr Muße gewährt wird, so werde ich Dir und den Deinen stets dafür dankbar sein. Erfolgt keine Veränderung meiner Lage, so werde ich, wie bisher meine Lebenstage in übermäßiger Anstrengung und Gram zubringen und mich vollends abzehren müssen, oder ich weiß nicht, was für einen andern Entschluß fassen. Lebe wohl!

Dein Conrad Geßner."

Der edle Bullinger nahm sich des bedrängten Freundes in kräftiger Fürsprache an und hatte die Freude, ihn mit der Würde eines Stiftsherrn geschmückt und dadurch in bessere Verhältnisse versetzt zu sehen. Leider konnte der Vielgeprüfte sich dieser freundlicheren Lage nur noch eine kurze Zeit erfreuen.

Wenn man alle diese rastlose und vielseitige Thätigkeit überblickt, muß man es fast unbegreiflich finden, daß Geßner noch in andern Gebieten des menschlichen Wissens nicht nur arbeitete, sondern mit Erfolg wirkte. In der Theologie war er ein weiser Rathgeber derjenigen großen Männer seiner Zeit, welche die Studien dieser Wissenschaft in dem Sinne der Kirchenverbesserung zu ordnen hatten. Seine ehemaligen Studien und vor Allem seine tiefsinnige Frömmigkeit gaben ihm das Recht, in dieser hochwichtigen Angelegenheit ein Wort mitzusprechen, und die Kraft, segensreich einzuwirken. Die deutsche Sprache, deren Kenntniß durch den beständigen Gebrauch des Lateinischen so vernachlässigt worden war, daß man ihre ältesten Denkmäler ohne die Auslegung eines gelehrten Kenners nicht mehr verstehen konnte, verdankt den Bemühungen Geßners, daß ihr Studium wieder mehr zu Ehren kam und daß einige vortreffliche altdeutsche Werke aus der Nacht der Vergessenheit an's Licht gebracht wurden. Doch vor allen diesen Bestrebungen des unermüdlichen Mannes tritt uns seine Wirksamkeit als ausübender und gelehrter Arzt entgegen. Nicht nur eine unerschütterliche Gewissenhaftigkeit in der Besorgung seiner Kranken, sondern auch glückliche Erfolge seiner Bemühungen erwarben ihm den Dank seiner Zeitgenossen. Dadurch, daß er stets bemüht war, bessere und wirksamere Heilmittel aufzufinden, und die Art ihrer Bereitung und Wirkung veröffentlichte, wurde er Lehrer und Rathgeber vieler Aerzte seiner Zeit. Seine Gewissenhaftigkeit in dieser Hinsicht ging so weit, daß er viele Versuche mit solchen Heilmitteln an sich selbst machte,

bevor er dieselben anwandte oder Andern zur Anwendung empfahl. Vorurtheile, welche man für oder gegen einzelne Mittel hegte, wurden durch seine Forschungen aufgeklärt. Manche kostbare Arznei, in welcher man bisher außerordentliche Heilkräfte vermuthet hatte, verlor ihre Anwendung; dagegen kamen auch viele ganz einfache Mittel aus vaterländischen Kräutern in Aufnahme. Besonders zartfühlend und weise behandelte er die Gemüthskranken, zu deren Behandlung er seinen Freunden eine vortreffliche Anleitung mittheilte.

Diese Wirksamkeit als Arzt führte Geßner zu der Lieblingsneigung seiner Jugend, zu dem Studium der Pflanzen zurück, und so groß auch seine Bemühungen und Leistungen auf anderen Gebieten waren, so erwarb er sich doch sein größtes wissenschaftliches Verdienst im Gebiete der Botanik. In dieser Wissenschaft übertraf er alle seine Vorgänger, indem er die richtigen Mittel erfand, durch welche eine genaue Kenntniß der Pflanzen erlangt werden kann und welche noch bis auf den heutigen Tag ihre Geltung haben. Er legte selbst einen botanischen Garten an, den er mit großer Sorgfalt pflegte, und bemühte sich im Vereine mit gleichgesinnten Männern, die Obrigkeit zu vermögen, einen größern Garten dieser Art herzustellen. Er erlebte zwar die Erfüllung dieses sehnlichen Wunsches nicht mehr; denn erst nach seinem Tode wurde in Zürich ein solcher Garten angelegt, doch gehört ihm die Ehre der ersten Anregung dieser Idee. In allen Ländern hatte er Bekanntschaften angeknüpft und einen großen Kreis von Gelehrten für das große Werk gewonnen, welches er über die Geschichte der Pflanzen herauszugeben gedachte; überall sammelte er entweder selbst oder ließ durch sachkundige Männer für sich sammeln, und von allen Seiten kamen ihm seltene Pflanzen oder ihre Abbildungen zu. Mehrere Werke, welche er theils über die Pflanzen, theils über andere Gegenstände verfaßte oder von andern Verfassern sammelte und neu herausgab, beweisen, daß Geßner auch in diesem Zeitraume im unermüdlichen Streben, sich nützlich zu machen, trotz der immer zunehmenden körperlichen Schwäche sich gleich geblieben war.

Geßners letzte Lebensjahre.

Geßner's Ruf war durch seine ausgezeichneten Werke in allen Ländern fest begründet und sein Name wurde überall mit Achtung und

Liebe genannt; denn er war nicht nur der ausgezeichnete Gelehrte, sondern auch ein treuer Freund, dessen Herzensgüte und biedere Gesinnung jeden rührte, der Gelegenheit hatte, ihn persönlich kennen zu lernen. Besondere Liebe zu ihm hatten die drei Leibärzte des damaligen Kaisers Ferdinand I., Julius Alexandrinus, Stephanus Lauräus Amerfortius und Johannes Crato; durch sie wurde der Kaiser, welcher an dem Emporblühen der Naturwissenschaften einen besondern Antheil nahm, auf die großen Verdienste Geßners aufmerksam gemacht; durch sie lernte er das ganze Wesen des zürcherischen Gelehrten in solch vortheilhaftem Lichte erkennen, daß er in dem Ausrufe: „Geßner ist die Redlichkeit selbst!" ein Zeugniß ablegte, welches sowohl ihm und den Freunden, als auch dem fernen Geßler zur vollsten Ehre gereicht. Diese drei berühmten Aerzte suchten nun auch den Kaiser zu bewegen, daß er dem Manne, der sich um Mit- und Nachwelt so hoch verdient gemacht, ein besonderes Zeichen seiner Huld gab. Geßner hatte nämlich den Wunsch geäußert, ein Familienwappen vom Kaiser zu erhalten, eine Auszeichnung, welche nur Wenigen zu Theil wurde. In demselben sollte auf sinnreiche Weise seine Verdienste um die Naturwissenschaft durch Zeichnung verewigt werden. Es waren nicht Eitelkeit oder Streben nach Glanz und Auszeichnung, noch weniger unbescheidenes Fordern wohlverdienter Anerkennung die Gründe, aus welchen Geßner diesen Wunsch that; es war vielmehr reine, fürsorgende Liebe für seine Familie. Er selbst hatte zwar keine Kinder, doch sein Oheim, der Buchdrucker Andreas Geßner, hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft, für welche Geßner jene Ehre wünschte. Und wieder war es nicht die günstigere äußere Stellung derselben, was ihm diesen Wunsch eingegeben hatte, sondern das Beispiel, welches er durch sein Andenken in seiner Familie vererben wollte, das Beispiel, wie er durch Fleiß und Ausdauer schwierige Verhältnisse überwunden und sich zu Ruhm und Ehre emporgearbeitet hatte. Sein Wunsch ging in Erfüllung; im August des Jahres 1564, als er gerade zur Herstellung seiner äußerst angegriffenen Gesundheit in den Bädern zu Baden weilte, erhielt er das Adelsdiplom sammt dem gewünschten Wappen. Wie freute sich der Glückliche über die kaiserliche Gnade! Doch seine Freude wurde gestört durch den Tod seiner achtzigjährigen Mutter, an welcher er mit ganzer Seele hing und welche in ihm stets einen guten Sohn gefunden hatte.

Im gleichen Jahre, als ihn diese hohe Freude und dieser herbe Verlust traf, herrschte in Zürich eine pestartige Seuche, gegen welche alle bisher bekannten Heilmittel nur selten mit gutem Erfolg angewandt wurden, so daß Nachforschungen nach neuen Arzneien und neuer Behandlungsart nöthig wurden. Dieß ward ein neues Feld für Geßners Thätigkeit, auf welchem er seine volle Kraft, sein für die Leiden der Menschen stets mitfühlendes Herz im hellsten Lichte zeigte. Von all seinen gelehrten Freunden zog er Erkundigungen über die besten Mittel und die zweckmäßigste Behandlung des schrecklich wüthenden Uebels ein, und nach allen Seiten sandte er eine auf eigene Erfahrungen gestützte, sorgfältig geprüfte Anleitung, wie man sich vor Ansteckung bewahren könne und wie die Krankheit selbst zu behandeln sei. Bei der Behandlung von Pestkranken kam er selbst mehrere Male in die größte Gefahr und mußte sehen, wie seine theuersten Freunde von der Krankheit befallen und in's Grab gebracht wurden. Doch welch seliges Gefühl mag ihn durchdrungen haben, als es ihm gelungen, sich einen bewährten Freund und der Vaterstadt ihre kräftigste Stütze zu erhalten. Bullinger schien nämlich auch von der Krankheit zum Opfer erkoren, und nur den angestrengtesten Bemühungeu Geßners gelang es, das doppelt kostbare Leben zu erhalten. Im folgenden Jahre, 1565, wo Geßner wieder zu seinen wissenschaftlichen Arbeiten zurückgekehrt war, wo er, von Todesahnungen erfüllt, seine begonnenen großen Werke noch gerne zum Ende geführt hätte, brach abermals die Pest aus, welcher auch er zum Opfer fiel.

Sonntags am 9. Dezember war er noch im großen Münster, um seinen Bullinger predigen zu hören, und grüßte ihn freundlich beim Herausgehen. Nach Hause gekehrt, fühlte er sich unbehaglich, ohne sich jedoch von dem Krankheitsgefühl in seinen Arbeiten stören zu lassen. Am Montag zeigte sich eine sehr gefährliche Pestbeule auf der Brust und eine andere unter der Achsel. Doch fühlte er keine Kopfschmerzen, kein Fieber und keines der übrigen, beunruhigenden Anzeichen. Weil aber Alle, die von der Krankheit ergriffen wurden, starben, so schloß Geßner, er werde nun auch sterben müssen. Ruhig, in seines Gottes Willen ergeben, erwartete er die Stunde des Todes. Nie lag er im Bette, sondern ruhete angekleidet vou Zeit zu Zeit ein wenig auf seinem Ruhebette, dann setzte er sich wieder an seinen Schreibtisch und arbeitete bis zum letzten Hauche seines Lebens. Nach-

dem er seinen letzten Willen aufgeschrieben hatte, beschäftigte er sich mit dem Verkaufe seiner Sammlungen und Handschriften, und als es ihm gelungen war, in seinem Amtsgenossen Wolf einen Käufer zu finden, der ihm versprach, nach seinem Tode die angefangenen Arbeiten zu vollenden und herauszugeben, da wandte er seine ganze Seele dem Ewigen zu. Mit Bullinger und dem gelehrten Theologen Simmler unterredete er sich oft über seinen Glauben und seine Hoffnung. Am letzten Tage seines Lebens war Bullinger wieder bei ihm. Geßner legte ein rührendes Bekenntniß seines Glaubens ab an die reine Lehre des Evangeliums, und sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, durch Jesum Christum die ewige Seligkeit zu erlangen. Mehrere Freunde, welche ihn besuchten, wünschten die Nacht bei ihm zu durchwachen; doch Geßner erklärte, er bedürfe ihrer Hülfe nicht, und legte sich zu Bette. Es war am Donnerstag den 13. Dezember Abends gegen 11 Uhr, als er fühlte, seine letzte Stunde nahe heran. Er stand auf, ließ sich von seiner Gattin in sein Arbeitszimmer führen und legte sich hier auf seinem Ruhebette nieder. Nach wenigen Augenblicken frommen Gebetes entschlummerte er sanft zu einem bessern Leben und wurde am folgenden Tage im Kreuzgange des großen Münsters an der Seite eines geliebten Jugendfreundes begraben, der ihm im Jahr 1564 vorangegangen war.

So starb Conrad Geßner, einer der edelsten Männer, welche je ihr Leben der Wissenschaft und der Menschheit geweiht haben; wir aber wollen sein Andenken segnen.

Geßners Testament.

Der letzte Wille Geßners verfügt über seine Verlassenschaft, besonders über den Adelsbrief und das Familienwappen, wie folgt:

„Sie (die Verwandten und Nachkommen) sollen durch dieses „Wappen erinnert werden, daß sie ihre Söhne und Töchter von „früher Jugend an nicht in Müßiggang, sondern in redlicher und „zierender Arbeitsamkeit, sei es für das Handwerk oder das Studium „erziehen, so wie ich von meinem seligen Vater erzogen worden bin.

„Es ist aber gänzlich mein Wille und meine Meinung, daß nach „meinem Absterben je der Aelteste von unserem Geschlechte, der zu „Zürich wohnt, den lateinischen Wappenbrief mit des Kaisers In„siegel geziert, bei sich habe und wohl und sicher verwahre sein

„Leben lang; insofern er sich hält, wie es einem Ehrenbürger ge„ziemt. Ist dieß nicht der Fall, so mag durch die Verwandten der „Brief von ihm abgefordert und einem Andern unsers Geschlechtes „zugestellt werden. Weiter habe ich zu diesem Wappenbriefe ge„ordnet 100 Gulden, welche auch dem Aeltesten übergeben werden. „Er soll die fünf Gulden jährlichen Zins einziehen und daraus zwei „von den ärmsten Kindern der Stadt kleiden." — — —

„Weiter ist mein ausdrücklicher Wunsch, daß der, welcher den „Brief in Händen hat, jährlich einmal, sonderlich vor der Winter„kälte die anderen Geßner zu einem freundlichen Gastmahl lade „und dieses Mahl nenne: die Liebe. Denn sie sollen dadurch zu „aller Liebe, Freundschaft und Eintracht gegen einander erinnert „und von den Aeltesten dazu ermahnt werden. Je der Aelteste soll „die Andern berufen; und wenn er wüßte, daß etliche gegen ein„ander Haß und Neid trügen, so soll er dafür besorgt sein, daß sie „sich vorher in Liebe versöhnen; wo nicht, so sollen sie bei dem „Mahle gar nicht erscheinen, und von allen als ungehorsam und „dieser Liebe unwürdig geschätzt werden, als solche, die nicht christ„lich handeln und leben.

„Zu diesem Mahle habe ich auch den übergoldeten Becher sammt „einem Deckel geordnet, welchen ich von meiner seligen Mutter ge„erbt habe. Dieses Trinkgeschirr soll der Aelteste auch aufbewahren „und soll es nirgends brauchen, als bei dem oben genannten Mahle. „Wenn sie dabei zusammenkommen, sollen sie in aller Liebe mit „einander essen und trinken, wie es sich geziemt, weil sie nicht nur „von Fleisch und Blut einander befreundet und verpflichtet sind, „sondern im Herrn Christo und wahrer Erkenntniß und Liebe „Gottes. Und besonders sollen aus diesem Trinkgeschirre alle die„jenigen mit einander trinken, welche Zwietracht unter sich gehabt, „zu einem Zeugniß, solche abzulegen und sich christlich von Herzen „zu versöhnen und ohne Heuchelei, auf daß sie nicht in die Strafe „Gottes fallen.

„Endlich bitte und ermahne ich alle die, welche an diesem Mahle „Theil nehmen, daß Jeder von ihnen nach seinem Vermögen dem „Aeltesten beisteuere, damit, wenn die oben angeführten 5 Gulden „nicht ausreichen, die Noth der Armen zu lindern, in unserem Ge„schlechte die Summe gemehret werde.

„Wann das Mahl geschehen, soll der Aelteste dem Herrn Lob „und Dank sagen und aus dem neuen Testamente einige kurze „Sprüche lesen, zwei oder drei, welche dienen, Liebe und Einigkeit „zu fördern, weßhalb ich auch ein kleines Testamentlein verordne.

„Dann soll der Aelteste vorlegen meine Bilderbücher der Thiere, „auf daß sie dieselben besehen und im Andenken an mich ihre Kin„der gut und ehrlich erziehen!

„Gott dem Allmächtigen sei Lob, Ehr und Preis in Ewigkeit „durch Jesum Christum, unsern Herrn. Amen!“

„Hochanstrebender Jüngling, doch niedergehalten von Außen,
„Hole bei Geßnern Dir Muth! Alles gelinget dem Fleiß.
„Mann, auf wenig beschränkt, von Geßner lerne, daß reiner
„Wissenschaftlicher Sinn über das Kleinliche hebt!“

Bern erobert die Waadt.

Die Stadt Genf, wo Berthelier den Tod durch Henkershand gestorben war, weil er ihr die Unabhängigkeit vom Hause Savoyen erhalten wollte, war wieder unter die strenge Herrschaft des Herzogs Karl gefallen, welcher mit Schwert und Verbannung alle strafte, die es wagten, ihm entgegen zu streben. Als er sich aber in den Streit in Oberitalien mischte, glaubten die Freiheitsfreunde der Stadt, der rechte Augenblick sei gekommen, die alte Freiheit wieder zu erringen. Obwohl Bern und Freiburg diesen Bestrebungen Fürsprache und Hülfe zugesichert hatten, so gelang es dem Herzoge doch, sich noch einmal zu behaupten; ja, er konnte die Bürger in versammelter Gemeinde zwingen, daß sie ihn als Oberherrn anerkannten. Hierdurch glaubte er, seine Herrschaft unerschütterlich begründet zu haben; doch kaum hatte er die Stadt wieder verlassen, so wurde die savoyische Herrschaft abgethan und selbst der Bischof genöthigt, auf die Seite der Stadt zu treten. Die neu errungene Freiheit wurde durch ein Bündniß mit Freiburg und Bern geschützt (1526). Unter dem Schutze dieser beiden Städte bildete sich nun Genf immer mehr zu einem unabhängigen Gemeinwesen um, und alle Anhänger Savoyens verließen freiwillig oder gezwungen die Stadt. Ihnen schloß sich auch der Bischof an, dessen

Herrschaft mit seiner Flucht ihr Ende erreichte. Die Geflohenen fanden gastliche Aufnahme bei dem Herzoge, welcher aus Furcht vor den mit Genf verbündeten Städten keine weiteren Schritte that, als daß er der Stadt die Zufuhr abschlug und den muthigen Kämpfer für Genfs Freiheit, den Prior Franz Bonnivard, auffangen ließ. In einem Gewölbe des Schlosses Chillon im Genfersee büßte der Edle bis nach der Eroberung der Waadt durch Bern für seine Liebe zur Freiheit und seinen Haß gegen Savoyen. In Genf nahm damals durch Farel die Reformation ihren Anfang, und dieser Umstand steigerte den Zorn des schon erbitterten waadtländischen Adels, daß er unter sich eine Verbindung schloß, welche den Zweck hatte, die Genfer auf alle mögliche Weise zu schädigen und sie dem Herzogshause zu unterwerfen. Bei lärmendem Gastmahle ward dieser Bund geschlossen, und da einige Glieder desselben sich prahlerisch rühmten, sie würden Genf mit Löffeln essen, so nannte man denselben den Löffelbund, weßhalb dann auch jeder Theilnehmer als Bundeszeichen einen Löffel an seinem Hute trug. Von kleinen Neckereien kam es zu größeren Unternehmungen gegen die Stadt; der Handel, ihre vorzüglichste Erwerbsquelle, wurde empfindlich gestört und zuletzt kam es so weit, daß die Bürger mit gewaffneter Hand die Früchte ihrer Felder einsammeln mußten. Endlich nach vielen kleineren Ueberfällen beschloß der Bund, Genf zu belagern und zu erobern. Ein starkes Heer zog gegen die schwer geprüfte Stadt, deren Bürger mit der größten Unverdrossenheit sich gerüstet hatten zum Kampfe auf Leben und Tod. Da erklärten Bern und Freiburg nach vergeblichen Vermittelungsversuchen dem Herzoge von Savoyen, dessen Unterthan der waadtländische Adel war, den Krieg; und 10,000 Mann zogen alsbald zu Felde. Furcht vor diesem Heere zwang den Adel und den Herzog, auf die Stimme der eidgenössischen Vermittler zu hören, welche einen Waffenstillstand zu St. Julian zu Stande brachten. Dieser Vertrag enthielt die Schlußbestimmung: „Sollte der Herzog oder die Seinen den Frieden verletzen, so fällt die Waadt den Ständen Freiburg und Bern zu; stört aber Genf den Frieden, so ist sein Bund mit diesen Städten abgethan und sie sind verpflichtet, gegen Genf die Waffen zu ergreifen.“ — Genf konnte sich jedoch des geschlossenen Friedens nicht freuen; denn des Herzogs Benehmen zeigte deutlich, daß er auf einen günstigen Augenblick lauere, die Stadt doch in seine Gewalt zu bekommen.

Inzwischen hatte die Reformation, welche Farel predigte, immer mehr Boden in Genf gewonnen und die Bürgerschaft in zwei Parteien gespalten, welche sich mit der höchsten Erbitterung haßten, so daß mehr als einmal Bürgerblut floß und der Religionshaß sogar in der Verübung von Verbrechen seine Befriedigung suchte und fand. Der Bischof, zum zweiten Male geflohen, entwarf den Plan, seine Würde und den alten Glauben durch einen verrätherischen Ueberfall wieder herzustellen. Er erreichte jedoch das Gegentheil von dem, was er anstrebte; denn die äußere Gefahr bewirkte, daß die bisher unentschiedenen Bürger sich fest an die Reformation anschlossen. Dringend forderte nun der bernerische Gesandte, daß der Genfer Rath die Reformation erlaube, und drohend legte er schon den Bundesbrief auf den Rathstisch, wenn man seinem Begehren nicht willfahren wolle. Eine gleiche Drohung führte Freiburg, welches den alten Glauben beschützte und die neue Lehre niedergehalten wissen wollte. Nach langem Schwanken entschied sich der Rath für die Reformation, was zur Folge hatte, daß Freiburg seinen Bund löste und Bern die einzige Stütze Genfs blieb. Unter seinem Einflusse und Schutze erklärten die Syndiks die katholische Religion für abgeschafft und Verbannung derjenigen, welche die Reformation nicht annehmen wollten; das Bisthum wurde aufgehoben.

Dieser Schritt Genfs hatte die Feindschaft des Herzogs wieder zu Thätigkeit gerufen. Er drohete mit Krieg, wenn der Rath die alte Religion nicht herstellen und den Bischof nicht wieder einsetzen wollte; aber die heldenmüthige Bürgerschaft antwortete: „Lieber zünden wir die Stadt an allen vier Ecken an und opfern Alles auf, ehe wir das thun! Der Bischof kann in die Stadt kommen, wenn er Bischof nach Gottes Wort sein will!“ Auf diese Antwort wurde die Stadt eng eingeschlossen und von Hungersnoth schwer gedrückt, und obgleich der Herzog diesem Unternehmen seines Adels, wenigstens dem Anscheine nach, fremd geblieben war, so erklärte ihm doch Bern den Krieg, weil der Vertrag von St. Julian gebrochen sei. Diese Kriegserklärung geschah zu der wohlberechneten Zeit, wo Savoyen, von dem übermächtigen Frankreich bedroht, nur geringen Widerstand zu leisten vermochte. Berns Schultheiß, Hans Franz Nägeli, erschien am 21. Januar 1536 im Felde mit 7000 Mann und in dem kurzen Zeitraume von eilf Tagen war die ganze Waadt erobert, Genf entsetzt und die Länder

Gex und Chablais unterworfen. Um sich den Besitz dieser Länder zu sichern, beschwichtigte man die Anforderungen von Freiburg und Wallis durch Abtretung kleiner Länderstrecken, theilte das Land in Landvogteien und führte nicht ohne Widerstand und Härte die Reformation ein. Von Zeit zu Zeit erhob das Herzogshaus seine Ansprüche auf das verlorene reiche Waadtland, und erst als Bern sich zur Zurückerstattung von Gex und Chablais verstanden hatte, konnte es in Frieden seine neue Eroberung als ein Unterthanenland mit besondern Freiheiten beherrschen. Durch die Eroberung der gesegneten Waadt war das alte Streben Berns nach Erweiterung seines Besitzthums in seiner ganzen Größe wieder erwacht und sprach sich in den Zumuthungen aus, welche man an Genf stellte. Bern erklärte nämlich, es habe durch die Besiegung des Hauses Savoyen alle Rechte erworben, welche dasselbe und der Bischof in der Stadt besessen, und ging mit keinem geringern Plan um, als Genf, wie es mit Lausanne gethan, zu einer Unterthanenstadt zu machen. Diesem Ansinnen widerstanden die Genfer mit dem ganzen Eifer, welchen sie in der Erringung ihrer Unabhängigkeit bewährt hatten, und als selbst die Eidgenossen für Genf in's Mittel traten, schloß Bern ein fünfundzwanzigjähriges Bündniß mit demselben. Die Reformation, welche Farel begonnen hatte, wurde durch Johannes Calvin vollendet, und Genf blühete empor durch Handel und Gewerbe und leuchtete als nachahmungswürdiges Vorbild in der Pflege der Wissenschaft. Doch hatte es stets Anfechtungen von Savoyen zu erleiden, so daß es für nöthig fand, zu einem Schutzbündniß mit Frankreich, Bern, Solothurn und Zürich seine Zuflucht zu nehmen, durch welches die stets bedrohete Stadt endlich im Jahre 1579 Sicherheit und Unabhängigkeit gewann.

Nikolaus von Wenge.

In Solothurn hatte die neue Lehre eifrige Bekenner gefunden, ohne jedoch die ganze Bürgerschaft zu umfassen; es waren vielmehr zwei Parteien entstanden, welche einander hartnäckig bekämpften, so daß alle Mahnungen zum Frieden und zur Eintracht nichts halfen



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

und mehr als einmal der Zeitpunkt gekommen schien, wo die Leidenschaft ihre Wuth im Blute der Mitbürger abzukühlen drohete. Auf den Kampf dieser Parteien blieb der Gang der Reformation in der Schweiz nicht ohne Einfluß: hatten die Reformirten auf einer Disputation oder auf dem Schlachtfelde Vortheile errungen, so traten die Anhänger der Reformation in Solothurn auch entschiedener für ihren Glauben auf; war der Sieg auf die Seite der fünf Orte gefallen, so forderten die Katholischen der Stadt Abschaffung der neuen Lehre und Herstellung des alten Glaubens. Unter diesen Wechselfällen des Kampfes war die Zeit des zweiten Kappeler Krieges herangekommen, und die reformirten Solothurner wußten es dahin zu bringen, daß ihre Stadt den Reformirten einen Zuzug leistete, und hierdurch wurden sie mit in das Unglück gezogen, welches der traurige Ausgang der Schlacht von Kappel und der darauf folgende Friede der Sache der Reformation brachten. Kaum war die Kunde von den unglücklichen Tagen bei Kappel und am Gubel in Solothurn eingetroffen, so bestürmten die katholischen Bürger der Stadt, welche die Mehrheit bildeten, den Rath, daß der reformirte Gottesdienst abgethan werde, und in Uebereinstimmung mit diesem Begehren stellten die siegreichen fünf Orte jene Forderung, Solothurn müsse entweder die reformirten Prediger entlassen oder achthundert Kronen bezahlen. Während diese Forderung jenes Begehren der katholischen Bürger nachdrücklicher machte, so daß der reformirte Gottesdienst außerhalb die Stadtmauern in das benachbarte Dorf Zuchweil verlegt wurde, erklärten die Reformirten sich bereit, jene Summe zu bezahlen, um die freie Ausübung ihres Gottesdienstes zu behalten. Doch dieses Anerbieten wurde nicht angenommen, besonders als ein fanatischer Mönch, Hieronymus, welchen man zur Aufstachelung der Leidenschaften absichtlich von Freiburg berufen hatte, in einigen Predigten die Anhänger der neuen Lehre als gefährliche Sektirer dargestellt hatte, die man ausrotten müsse, als er seinen Glaubensgenossen vorgeführt hatte, wie der Heiland weine ob der Entweihung seiner Kirche. Laut und immer lauter ertönte jetzt die Forderung, der reformirte Gottesdienst müsse abgeschafft werden. Diese drohende Gefahr zwang auch die Reformirten, auf Maßregeln zu denken, durch welche sie ihren Glauben schützen könnten, und obgleich sie in leidenschaftlicher Hitze zu einem gesetzwidrigen Mittel griffen, so gaben sie doch den Stimmen der Mäßigung und Billigkeit bereitwilliges

Gehör. Sie beschlossen nämlich in der Mittagsstunde des 30. Oktobers 1533, die Thore der Stadt zu besetzen und mit Hülfe herbeieilender Landleute sich des Zeughauses zu bemächtigen. Dabei schwuren sie aber, Niemandem Leides zuzufügen und die Waffen niederzulegen, sobald ihnen eine eigene Kirche und freie Ausübung ihres Gottesdienstes auf ewige Zeiten zugesichert sei. Von diesem Beschlusse erhielt der Schultheiß Nikolaus v. Wenge noch rechtzeitig Kunde, um ein entsetzliches Blutbad zu verhüten. Er ließ die Stadtuhr zurückstellen und versammelte den Rath. Obwohl die Reformirten ihren Plan verrathen sahen, wollten sie ihn doch ausführen und besetzten wirklich das Zeughaus. Dieß war das Zeichen, daß die Katholischen sich auch bewaffneten und die Häuser rings um das Zeughaus besetzten, wodurch die Stellung der Reformirten immer unsicherer wurde. Jeden Augenblick drohete der Kampf loszubrechen. Wenge, ein Katholik, hoch und edel gesinnt, voll Schmerz über die Zwietracht seiner Mitbürger, ging unermüdet von einem Theil zum andern und beschwor mit besänftigender Rede den Sturm der Leidenschaften. Es schien, als wollte sein Versöhnungswerk gedeihen; denn beide Theile erklärten sich bereit, die Waffen niederzulegen und die Entscheidung der Sache dem Rathe zu überlassen. Doch bald erlangte die Furcht, eine solche Entscheidung möchte zu ihren Ungunsten ausfallen, bei den Reformirten die Oberhand; sie mißachteten ihr gegebenes Versprechen, griffen wieder zu den Waffen und zogen sich in die Vorstadt jenseits der Aare zurück. Sie warfen die Brücke hinter sich ab, verschanzten sich und hofften auf Zuzug vom Lande, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Dieses Beginnen erfüllte ihre Gegner mit neuer Wuth; schnell ward das Zeughaus erbrochen; auf mehreren Punkten waren ebenso schnell die groben Geschütze aufgefahren und in Bereitschaft, unter die am jenseitigen Ufer des Flusses stehenden Reformirten Tod und Verderben zu senden. Schon hatte eine Kugel in das Gebäude eingeschlagen, in welchem die Reformirten Rath hielten; schon war ein zweites Stück zum Losfeuern bereit, als Nikolaus von Wenge sich vor die Mündung desselben stellte und ausrief: „Liebe Mitbürger! Wenn Ihr hinüberschießen wollet, so will ich der erste Mann sein, der umkommen muß!" An solch edlem Muthe, an solch hochherziger Gesinnung brachen sich die Wogen der wilden Wuth. Erstaunt wich die Menge zurück; es war Friede. Zwar wurde die Reformation im ganzen solothurnischen Gebiete, mit Aus-

nahme einiger Gemeinden des Amtes Bucheckberg, unterdrückt; doch Wenge's schöne That, durch welche er Hunderten seiner Mitbürger das Leben gerettet, gehört zu den schönsten, welche die vaterländische Geschichte erzählt.

„Säget, liebe Eidgenosse,
„Isch das nit e Biderma?
„Hätt me do nit Bluet vergosse,
„Und no meh, no minder g'ha?
„Schwyzer thüt uf d'Wunde Pflaster,
„Schüttet Wasser untre Wi;
„Mir wei künftig nu dem Laster,
„Nüd der Meinig g'hässig sy. —

Die Reformirten von Locarno.

Jenseits des Gotthards, in schönem blühendem Gefilde am Lago maggiore liegt Locarno, im sechszehnten Jahrhundert noch eine Landvogtei von zwölf Kantonen. Hier hatte sich eine reformirte Gemeinde gebildet, welche im Jahre 1554 140 Personen ohne die Weiber und Kinder zählte. Im Vertrauen auf den Landfrieden glaubten diese Reformirten, für ihren Glauben keine Gefahr zu laufen. Doch strenge machten es die sieben katholischen Orte geltend, daß sie die Mehrheit der regierenden Stände bildeten; denn als die Katholiken in Locarno bei dem katholischen Landvogte gegen die Neuerung Klage führten, trat dieser mit aller Macht seines Amtes und Ansehens der Reformation entgegen und gebot bei dem alten Glauben zu verharren. Aus diesem Verfahren entstand ein gewaltiger Streit zwischen den Kantonen, von denen die Mehrzahl den Landvogt unterstützte; der Wiederausbruch des Religionskrieges war zu fürchten. Treu hielten die Reformirten in Locarno an ihrem Glauben; ebenso treu traten die reformirten Eidgenossen für sie in die Schranken. Da zeigten die in Locarno, daß nicht nur die festeste Glaubenstreue, sondern auch der reinste Edelmuth vaterländischer Gesinnung in ihnen lebe. Sie schrieben an die evangelischen Städte: „Zwar wäre es uns lieb, wenn wir in unserem Vaterlande der theueren Gewissensfreiheit genießen könnten. Sollte aber

dadurch die Einigkeit unter den Eidgenossen Gefahr laufen, so bitten wir um Gottes willen, Euch unsertwegen nicht in solche Gefahr zu bringen. Es ist ja billiger, daß wir leiden, wenn es so Gottes Wille ist, als daß die ganze Eidgenossenschaft in Krieg und Unheil gerathe." Nichts desto weniger hätte Zürich sich gerne mit Kraft zum Schutze der Bedrängten erhoben; aber Bern, Basel und Schaffhausen hatten die Erinnerung an die Cappeler Kriege noch so lebhaft vor Augen, daß sie auf jeden thätlichen Widerstand verzichteten. Nach langem Kampfe auf eidgenössischen Tagen ward endlich auf Antrag der beiden Schiedsrichter, Tschudi von Glarus und Kurz von Appenzell festgesetzt, daß alle in Locarno, welche beim reformirten Glauben bleiben wollten, innerhalb drei Monaten mit ihrem Vermögen wegziehen und sich in die reformirten Orte begeben sollten. Mit äußerster Strenge wurde dieser Spruch vollzogen. Im Januar 1555 erschienen Abgeordnete der katholischen Orte in Locarno, die Auswanderung der Reformirten zu betreiben; ihnen gesellte sich ein Abgesandter des Papstes bei, welcher sich alle Mühe gab, das harte Urtheil noch härter zu machen. Er suchte nämlich die eidgenössischen Abgeordneten zu bewegen, den Ketzern Kinder und Vermögen zurückzubehalten und hoffte dadurch vielleicht eine Bekehrung zum alten Glauben zu erzwingen; allein dieser Kunstgriff scheiterte an dem Biedersinne der Eidgenossen. So mußten dann 60 Familien, im Ganzen 211 Personen, im Winter ihre geliebte Heimat verlassen, in einer Jahreszeit, wo die mit Schnee bedeckten Berge noch keine Reise in das Innere der Schweiz gestatteten.

In dem kleinen Bündner Dorfe Roveredo in den Wildnissen des Calanker Thales fanden die Vertriebenen ein ruhigen Winteraufenthalt. Dann als der Frühling herangekommen war, brachen sie auf und zogen meistens nach Zürich, wo sie mit edlem Brudersinne aufgenommen wurden und bald eine zweite Heimat fanden. Die neuen Bürger belohnten die Gastfreundschaft Zürichs, indem sie bisher unbekannte Gewerbe und Beschäftigungen hieher verpflanzten und durch ihre Talente nicht wenig zur steigenden Blüthe der Stadt beitrugen. Die Namen der Muralto, Orelli und Albertini werden mit Ehre und Achtung genannt.

Ein Beispiel von unerschütterlicher Glaubenstreue boten bei der Auswanderung der Locarner einige Frauen dar, Barbara von Muralto, Katharina Rosalina und Lucina Rafore. Alle drei gehörten den ange-

sehensten und reichsten Familien an und hatten sich sowol durch die Anwendung ihres Vermögens zur Unterstützung armer Glaubensbrüder, als durch ihren Eifer für die evangelische Lehre großes Ansehen erworben. Der päpstliche Gesandte, Bischof Riperta, welcher um jeden Preis wenigstens einige der Reformirten bekehren wollte, glaubte, es wäre der geeigneteste Weg, diesen Zweck zu erreichen, wenn er sich an die sanfteren, von Natur zur Nachgiebigkeit geneigteren Frauen wenden würde. Er beschied daher die drei Genannten vor sich. Sie erschienen, die Bibel unter dem einen Arme, ihre Männer an dem andern, im Audienz-Zimmer des Bischofs; hier aber wurden ihre Begleiter zurückgewiesen und sie allein vor den päpstlichen Gesandten geführt. Dieser empfing sie nicht als gestrenger Richter, sondern mit wohl berechneter Höflichkeit, und sagte: „Ich will mit Euch von den Glaubensartikeln reden, zu deren Verläugnung Ihr durch boshafte Betrüger verführt worden seid.“ Auf seine Aufforderung legten sie ihr Glaubensbekenntniß mit großer Freimüthigkeit ab, und bewiesen dasselbe mit großer Einsicht durch treffende Bibelstellen und verlangten zuletzt von dem Bischofe, daß er sie aus dem alten oder neuen Testamente widerlege. Doch diesem mochte die Bibel ein weniger bekanntes Buch sein; und die Rolle des sanften Lehrers weiter spielend, suchte er die Frauen durch das Gewicht seiner Gelehrsamkeit außer Fassung zu bringen. Er hielt eine lange Rede, welche zum größten Theile in lateinischen Stellen aus Kirchenvätern und Kirchengesetzen bestand und den Frauen daher unverständlich war. Am Schlusse seines Vortrags nannte er einige Sätze, die er nun unumstößlich bewiesen hätte, und empfahl die Wirkung des Ablasses und das Ansehen des Papstes als die wesentlichsten derselben. Furchtlos, mit derjenigen Beredsamkeit, welche eine tiefe Ueberzeugung und eine hohe Begeisterung für die Wahrheit hervorzubringen vermag, sprachen die Frauen nochmals für die Richtigkeit ihres Glaubens und appellirten zum Schlusse gar an ein Concilium. Wenn nun schon die ganze Haltung der Frauen auf den Bischof einen bösen Eindruck gemacht hatte, so steigerte sich seine Entrüstung doch durch diese Berufung zur unverhaltenen Wuth, daß er die Vorgeladenen mit scharfen Verweisen und schweren Drohungen entließ und bei den eidgenössischen Gesandten schwere Klage führte, wie die Frauen die Messe und die Heiligen gelästert hätten. Besonders verlangte er, daß Barbara von Muralto, die Gattin Johanns von Muralto, gefangen

gesetzt und gegen sie nach den Bestimmungen der Inquisition verfahren werde. Seine Klage wurde, nicht ohne Widerspruch von Seiten einiger der Gesandten, angenommen; Barbara von Muralto sollte gefangen genommen werden. Man sandte Häscher in Muraltos Haus. Dieses war an das Ufer des Sees gebaut und war, da es aus den höchst gefahrvollen Zeiten der Guelphen und Ghibellinen herrührte, mit einem heimlichen Ausgang auf das Wasser versehen. Ein Schrank, in welchem Kleider aufgehängt waren, verdeckte im Innern des Hauses die geheime Pforte.

Barbara ließ sich gerade das Haar kämmen, als die Häscher ins Zimmer traten und sie aufforderten, sogleich mit ihnen auf das Schloß zu kommen. Sie erklärte sich bereit und bat nur um einige Augenblicke Zeit zum Ankleiden. Hierauf ging sie in das anstoßende Zimmer, in welchem der erwähnte Schrank stand, und um keinen Verdacht zu erregen, ließ sie die Thüre offen. Schnell öffnete sie den Schrank und die geheime Pforte, eilte nach dem See hinab in ein bereit liegendes Schiffchen und ruderte aus allen Kräften vom Ufer weg. Einer ihrer Bekannten sah, wie sie bei ungewohnter Arbeit ihre Kraft verschwendete; er fuhr ihr nach und rettete sie an das jenseitige Ufer. Nachdem die Häscher eine Zeit lang gewartet hatten, gingen sie in das Zimmer; sie sahen aber Nichts, als den offenen Kleiderschrank, der geheime Ausgang war wieder geschlossen und keine andere Thüre vorhanden. Es schien ihnen unbegreiflich, wie die Frau habe entkommen können; doch trösteten sie sich mit der Vermuthung, der Teufel, mit dem Barbara im Bunde stehe, habe sie durch die vergitterten Fenster entführt. Als sie aber aus dem Hause traten, sahen sie die Frau im Schiffe mit ihrem Gehülfen in voller Arbeit und schon eine gute Strecke vom Ufer entfernt; ihren Aerger vermehrte das Gelächter der Umstehenden. Der Bischof war über diesen Ausgang der Gefangennehmung äußerst aufgebracht, und verlangte von den eidgenössischen Gesandten gebührende Genugthuung. Um ihn zu begütigen, sandte man die Häscher auf's Neue aus, die beiden andern Frauen in Haft zu nehmen; diese aber hatten die drohende Gefahr geahnt und waren ebenfalls geflohen.

Der borromäische oder goldene Bund.

Die Kirchenversammlung von Trient.

In den Kämpfen, welche sich in Folge der Kirchenverbesserung erhoben, hatten sich einzelne Reformartoren auf ein freies christliches Concil berufen, von welchem die streitige Sache geschlichtet werden sollte. Der Kaiser Karl V. selbst und viele Fürsten und Regierungen forderten von dem Papste die Einberufung einer solchen Versammlung; aber die Päpste suchten die Erfüllung dieser Forderung lange zu verschieben; denn sie erinnerten sich, wie mehrere der letzten Concilien für das Papstthum höchst ungünstig ausgefallen waren. Als aber die gegenseitige Verfolgung der beiden Glaubensparteien ihren höchsten Grad erreicht hatte, als schon ganze Ströme Blutes im wildesten Bürgerkriege geflossen waren, als die Forderungen der endlichen Schlichtung des Streites immer dringender wurden, mußte sich der Papst Paul III. entschließen, eine Kirchenversammlung zusammenzuberufen. Vorher hatte er aber seine Maßregeln ergriffen, daß die Verhandlungen keinen die päpstliche Macht gefährdenden Gang nehmen konnten; denn nur ein vollständiger Sieg konnte das Papstthum retten und ein weiteres Anschließen an die Reformation verhindern. Schon die Einladungsbulle des Papstes zeigte, daß man keine Verständigung zwischen den Streitenden zu stiften gedachte; denn als Zweck der Versammlung wurde darin bezeichnet: Ausrottung der Ketzerei, Reformation der Sitten und die Abwehr der Angriffe der Türken. Kaum waren diese Anordnungen bekannt geworden, so erklärten die Protestanten Deutschlands, sie würden sich den Beschlüssen dieses Concils nicht unterziehen; es sei unfrei und parteiisch, da der größere Theil der Bischöfe unter dem Einflusse des Papstes stehe und schon deßhalb weder unparteiisch prüfen, noch richten könne. Sie verlangten daher eine Kirchenversammlung deutscher Nation auf deutschem Boden. Ohne sich um diese Forderung zu bekümmern, hatte das Concil in Trient (in wälsch Tyrol) 1545 seinen Anfang genommen, in einem Augenblick, wo der Kaiser den Krieg gegen die deutschen Protestanten beschlossen hatte. In diesem zweijährigen Kriege (dem sogenannten schmalkadischen) wurden die Protestanten besiegt und der Untergang der Reformation schien gewiß,

wenn sich die tridenter Versammlung nicht allzuschroff auf die Seite des Papstes gestellt, sondern nach des Kaisers Wunsch eine mehr vermittelnde Stellung eingenommen hätte. In letzterer Hinsicht suchte auch Karl V. seinem Einflusse Geltung zu verschaffen; um sich und die Versammlung aber demselben zu entziehen, verlegte sie der Papst nach Bologna; ein Schritt, welcher zur Folge hatte, daß der Kaiser seine Bischöfe abberief. Hierdurch genöthigt versammelte der Nachfolger Pauls, Julius III, das Concil abermals in Trient; da aber unterdessen die Protestanten in Deutschland wieder Sieger geworden waren und sogar Miene machten, die Versammlung mit gewaffneter Hand auseinanderzusprengen, wurde dasselbe auf 2 Jahre vertagt, aber erst 10 Jahre später (1562) wieder zusammenberufen. So viel von der äußeren Geschichte dieser Versammlung. — Was ihre Beschlüsse betrifft, so beweisen dieselben am deutlichsten die der Reformation feindliche Stimmung der anwesenden Geistlichen, welche Anfangs größtentheils aus Italienern und Spaniern, überhaupt in ihrem Kerne aus Dominicanermönchen und andern Ordensgeistlichen bestand. Die deutsche Geistlichkeit, besonders aber die deutsche protestantische Geistlichkeit, deren Sache entschieden werden sollte, war nur zeitweise und alsdann nur in einer sehr geringen Zahl vertreten. Im Ganzen hat die Versammlung fünfundzwanzig Sitzungen gehalten, ihre Beschlüsse waren nur Genehmigungen derjenigen Vorschläge, welche unter dem Einflusse der päpstlichen Gesandten von Einzelnen vorberathen und gemacht wurden, und wurden nach Stimmenmehrheit der anwesenden Bischöfe und Ordensgeistlichen gefaßt. Wollte sich ein Widerspruch geltend machen, so wußten die die Mehrheit bildenden Anhänger des Papstthums denselben bald zum Schweigen zu bringen. Daher kam es dann, daß alle Beschlüsse ein starres Festhalten an der alten Kirche enthielten, obgleich die Reformatoren so viele Mängel und Gebrechen derselben aufgedeckt hatten. Die mündliche Ueberlieferung wurde in gleicher Linie mit der heiligen Schrift gestellt, die Vulgata, eine lateinische Uebersetzung der Bibel, dem hebräischen und griechischen Urtext gleich geachtet, an der Rechtfertigung durch gute Werke und an der Siebenzahl der Sakramente festgehalten, das Abendmahl in einer Gestalt für die Laien bestätigt, die Messe als die Hauptform des Gottesdienstes erklärt, göttliche Einsetzung des Priesterthums angenommen und die Verehrung der Heiligen geboten u. s. w. Jedem dieser Beschlüsse

folgten Bannflüche gegen diejenigen, welche sie nicht annahmen und zum Schlusse ward die Lehre der Protestanten unter den härtesten Ausdrücken als Irrlehre verdammt. Zugleich wurden auch verschiedene Maßregeln getroffen, welche eine gereinigte Sittenlehre, eine strengere Kirchenzucht und eine genauere Beaufsichtigung der Geistlichen zum Zwecke hatten; und wie die Concilien von Konstanz und Basel dazu beigetragen hatten, das Ansehen des Papstes zu schwächen, so wurde umgekehrt durch die tridentiner Versammlung die Macht des Papstes zur unumschränkten Herrschaft auf dem Gebiete der Kirche gehoben. Alle Beschlüsse sollten für die gesammte Christenheit Geltung haben; sie wurden aber nur in Portugal, Polen und in den meisten Staaten Italiens unbedingt angenommen, in Spanien, Neapel und Belgien mit Vorbehalt der königlichen Rechte und in Frankreich nur hinsichtlich des Glaubens.

Die Einladung des Papstes an die Eidgenossen, ihre Gesandten an das Concil zu schicken, wurde verschieden beantwortet: Die reformirten schlugen jede Theilnahme ab, indem sie die Versammlung als unfrei und parteiisch bezeichneten, die katholischen Orte, wahrscheinlich durch Frankreich bewogen, dessen König sich gegen die Versammlung erklärt hatte, lehnten den Besuch ab, weil sie sich von dem Concilium keinen Erfolg versprachen. Erst später gelang es dem Papste und seinen Anhängern in den fünf Orten, diese zur Theilnahme zu bereden; worauf der Ritter Melchior Lussi von Unterwalden nebst einigen Geistlichen 1562 nach Trient abgeordnet wurde mit dem Auftrage Alles anzunehmen, was auf dem Concil „zu Frieden, Ruhe und Reformation gemeiner Christenheit, auch zur Erläuterung, Aeufnung, Schutz und Schirm des wahren christlichen Glaubens anerkannt und beschlossen werde.“ Nach Beendigung des Concils erklärten die katholischen Orte ihren reformirten Miteidgenossen, daß sie nur die Glaubenslehren, wie sie festgesetzt worden, angenommen; dieß solle aber dem Bunde und der Erfüllung der Bundespflichten keinen Eintrag thun. Die Bestrebungen der tridentiner Versammlung, die Anhänger der alten Kirche enger unter sich zu verbinden, riefen auch auf der Seite der Reformirten besondere Maßregeln hervor, eine größere Einheit unter sich herzustellen. Diese Einheit zunächst in der Kirchenlehre zu gewinnen, erschien 1566 die helvetische Confession, durch welche die Wahrheit des reformirten Glaubens gegenüber der Verketzerung des Concils dargethan

wurde. Jener Anschluß der katholischen Orte an die Beschlüsse der Kirchenversammlung und diese Vereinigung der Reformirten unter die helvetische Confession brachten unter den Eidgenossen eine förmliche religiöse Spaltung hervor, welche in ihren unheilvollen Folgen schon in der nächsten Zukunft hervortrat, wo sich die katholischen Eidgenossen hauptsächlich bei der Bekämpfung der Reformation in Frankreich betheiligten, während die reformirten es geschehen ließen, daß ihre Angehörigen den Hugenotten zu Hülfe kamen.

Die Jesuiten.

In demselben Jahre, in welchem der große Reformator Luther auf dem Reichstage zu Worms seine Lehre vor dem Kaiser und den Fürsten vertheidigte, im Jahre 1521 wurde ein junger, spanischer Edelmann bei der Vertheidigung der Festung Pamplona gegen die unter Franz I. in Spanien eingefallenen Franzosen schwer verwundet. Beide Beine waren ihm zerquetscht, und um seiner Heilung willen, die sehr langwierig und schmerzhaft war, mußte er auf seinem väterlichen Schlosse das Bett hüten. Angeregt durch die Heiligenlegenden, welche er mit glühender Hingebung während seiner Genesung las, beschloß er, ein geistlicher Ritter zu werden. Voll Verlangen, sich Ruhm und Ehre bei Gott zu verdienen, unterwarf er sich mit dem ihm eigenen beharrlichen Willen den härtesten Bußübungen. Kaum war er wieder einigermaßen hergestellt, so machte er sich auf den Weg nach Jerusalem, nachdem er seine Güter unter die Armen vertheilt hatte. Auf dem Wege nach Barcelona, wo er sich einzuschiffen gedachte, hing er seinen Dolch und sein Schwert in einer Kirche der Mutter Gottes auf und empfahl sich ihrem besonderen Schutze. Dann zog er einen Sack an, gürtete einen Strick um seine Lenden, bettelte oder hungerte und dürstete, geißelte sich täglich dreimal und kam endlich nach Barcelona. Ein Schiffer nahm ihn nach Italien mit, wo er in Rom dem Papste die Füße küßte, und von Venedig aus ging er wirklich nach Palästina. Nachdem er mit schwärmerischer Inbrunst an den heiligen Stätten gebetet, wollte er ohne Verzug zur Bekehrung der Ungläubigen schreiten; aber der Vorsteher des Franziskanerordens in Jerusalem fand ihn zu diesem Berufe nicht tauglich, da er zu wenig theologische Bildung besaß, nnd nöthigte ihn zur Rückreise nach Spanien. Ignazius gab jedoch sein Vorhaben nicht auf, sondern um sich den nöthigen Grad

von Gelehrsamkeit zu verschaffen, fing er in seinem 33. Jahre an, auf der Schule zu Barcelona die lateinische Sprache zu studiren. Durch seine ungemeine Willenskraft machte er solche Fortschritte, daß er nach zwei Jahren die hohe Schule von Complutum beziehen konnte, um sich daselbst dem Studium der Philosophie zu widmen. Neben seinen Studien und im Vereine mit einigen andern Schülern suchte er durch Predigten auf den Straßen auch Andere für sein Heiligungsbestreben zu gewinnen. Er zog sich deßhalb die Verfolgung der Inquisition zu, da nur verordnete Geistliche predigen sollten, und ging 1528 nach Paris, um sich durch ein geregeltes Studium der Theologie das Fehlende zu erwerben. Hier verband er sich Anfangs mit zwei, dann mit vier Gleichgesinnten, zu denen später noch drei hinzutraten, in dem Plane der Vertheidigung und Befestigung des katholischen Glaubens. Mit diesen Männern schwur er in einer Kirche auf die geweihte Hostie, daß sie in völliger Armuth ihr Leben der Pflege der Christen und der Bekehrung der Ungläubigen, wo möglich in Jerusalem, weihen, und wenn sie daran gehindert würden, jeder anderen Weisung des Papstes unbedingte Folge leisten wollten. Darauf trennten sie sich, um sich in Venedig wieder zusammenzufinden. Weil sich aber dort ihrem Vorhaben Schwierigkeiten entgegenstellten, indem Venedig mit den Türken gerade im Kriege lag, so dienten sie in Spitälern, übten an sich die strengste Enthaltsamkeit und predigten Buße in den Straßen mehrerer Städte des venetianischen Gebietes.

Nachdem Loyola in Venedig die nähere Bekanntschaft eines Mönchordens gemacht hatte und die Idee eines eigenen Ordens in ihm aufgestiegen war, wandte er sich mit den Seinigen nach Rom, wo er durch Predigt, Unterricht und Krankenpflege bald zahlreiche Anhänger fand. Dann richteten sie sich unter dem Namen der „Gesellschaft Jesu“ ein, indem sie sich als Krieger betrachteten, die unter Jesu, als ihrem Hauptmanne, gegen den Satan zu kämpfen hätten. Außer den drei üblichen Mönchsgelübden stellte sich diese geistliche Gesellschaft noch die besondere Aufgabe, in der Tugend des Gehorsams alle anderen Orden zu übertreffen und daher den Befehlen des Ordensgenerals sowohl, als auch denen des Papstes unweigerlich zu gehorchen. Als Paul III. die Einrichtung des neuen Ordens gelesen hatte, rief er aus: „Das ist Gottes Finger“, und bestätigte im Jahre 1540 durch eine eigene Bulle den „Orden der Gesellschaft Jesu“.

Außer den Werken der Liebe sollten die Glieder des neuen Ordens durch die Predigt, durch die Beichte und durch den Jugendunterricht wirken. Durch das erste Mittel sollten sie suchen, sich immer mehr Anhänger zu gewinnen, durch das zweite, dieselben fest an sich zu fesseln, und durch das dritte wollte man die Gewinnung des heranwachsenden Geschlechtes sich sichern. Die hauptsächlichste Thätigkeit des Ordens in Europa sollte die Bekämpfung der Reformation sein, und seinen Bemühungen ist es hauptsächlich zuzuschreiben, daß die neue Kirche in den südlichen Ländern Europa's gänzlich unterdrückt und ihre Unterdrückung in anderen Ländern mit größerem oder geringerem Erfolge versucht wurde. Um so furchtbarer drohete die Macht der „Jesuiten" der Reformation zu werden, da sie eine geschlossene Masse bildeten, welche in ihren Vorgesetzten Christum selbst verehrte und durch den unbedingtesten Gehorsam unter sich verbunden war, während die Protestanten sich immer in schroffere Parteien spalteten.

Loyola war der erste General des Jesuitenordens; doch erst unter seinem Nachfolger Lainez erhielt die Gesellschaft diejenige innere Einrichtung, durch welche ihre Wirksamkeit zum größten Erfolge gelangte. Eine unumschränkte Gewalt wurde in die Hände des Ordensgenerals gelegt, welchem nur vier Beigeordnete als Rathgeber zur Seite standen; unter ihm stehen unmittelbar die Superioren der Provinzen und die Rektoren der Bezirke. Alle Glieder sind in vier Klassen getheilt: 1) in Professen, welche dem geistlichen Berufe sich widmen und durch welche der General den Orden leitet, indem sie zu steten Reisen im Dienste des Ordens und des Papstes verpflichtet sind; 2) in Gehülfen, welche den einzelnen Jesuitenhäusern vorstehen und auch Weltliche sein können; 3) in Schulmänner, welche an den hohen Schulen und den von den Jesuiten gegründeten Erziehungsanstalten die Lehrstellen bekleiden; 4) in Brüder, welche ohne bestimmten Beruf sich zu allen Aufträgen und Geschäften verstehen müssen. Jedes neu aufzunehmende Mitglied wurde genau beobachtet, um es später nach seinen Fähigkeiten verwenden zu können. Die tüchtigsten und gewandtesten Köpfe unter ihnen wurden die Beichtväter und Erzieher der Fürsten und Großen oder glänzten in hohen Staats- und Kirchenwürden, die Gelehrtesten wurden dem Schulfache zugewiesen oder dem Berufe als Schriftsteller überlassen, die für die Religion vorzüglich Begeisterten wurden zur Bekehrung der Heiden ausgesandt. So ge-

gliedert und in großer Anzahl über den Erdboden zerstreut, ging der neue Orden, unbekümmert um die Urtheile seiner Gegner, Schritt um Schritt vorwärts, um wo möglich Alles, was mit der römischen Kirche nur noch lose zusammenhing, wieder fester mit ihr zu verbinden, oder was sich ganz von ihr losgemacht hatte, wieder zu ihr zurückzuführen. In beiden Richtungen wurde durch dieses Streben die Gesellschaft Jesu zu einer den Kirchenfrieden beeinträchtigenden Einrichtung, als welche sie schon 1554 von den Theologen an der hohen Schule von Paris bezeichnet worden ist.

Ein anderer Orden, welcher 1528 zur Zeit der Reformation von Matthäus von Bassi gestiftet wurde, um der katholischen Kirche zur besonderen Stütze zu dienen, ist derjenige der Kapuziner. Sie wurden immer mehr und mehr die Freunde und Beichtväter des niederen Volkes, aus dem sie meistens selbst hervorgegangen sind und dessen geistige Bedürfnisse sie daher am besten kannten. Sie wurden für die niederen Klassen dasselbe, was die Jesuiten den höheren Ständen geworden waren.

Karl Borromäus.

Es war ein wichtiges Ereigniß, daß sich die katholischen Orte der Eidgenossenschaft den Beschlüssen des Konziliums von Trient anschlossen; wichtig für das Papstthum, weil durch diesen Anschluß zwischen den reformirten Norden und die italischen Lande das starke, der alten Kirche treu ergebene Bergvolk trat und das Eindringen der Reformation verhinderte; wichtig für die Eidgenossenschaft, weil sie sich — wie oben angedeutet wurde — durch denselben immer schroffer nach den Glaubensbekenntnissen in zwei feindliche Lager trennte. Das vorzüglichste Bemühen des Papstes ging nun auch dahin, daß die Anhänglichkeit der Eidgenossen an den päpstlichen Stuhl sich immer mehr befestige und jene Trennung immer vollständiger werde. Als das geeigneteste Werkzeug, diese Plane durchzuführen, erwies sich der Kardinal Karl Borromäus, der Erzbischof von Mailand.

Borromäus war ein Mann von vielen guten Eigenschaften und von glühendem Eifer erfüllt, die von der tridentiner Kirchenversammlung beschlossene Verbesserung der Sitten in der Kirche durchzuführen, vor Allem aber die katholische Kirche zu befestigen und die Reformation

zu bekämpfen. Sein Erbgut hatte er seiner Familie abgetreten und sein glänzendes Einkommen freiwillig auf den fünften Theil herabgesetzt. Aus seinem Hause, welches einem Kloster von der strengsten Zucht glich, gingen gelehrte und tüchtige Geistliche hervor, welche nach seinem Unterrichte und Beispiele das Ansehen des päpstlichen Stuhles nicht nur selbst hochachteten, sondern auch zu verbreiten und zu befestigen suchten. Eines Tages, als Borromäus in der Kirche vor dem Altare auf den Knieen lag, fiel wenige Schritte von ihm ein Büchsenschuß; ruhig endigte er sein Gebet und, als er aufstand, sah man die Kugel aus seinem Chorhemde fallen. Aus dieser wunderbaren Rettung schloß das Volk, welches Zeuge dieses Vorfalls war, er sei ein Heiliger. Sein Ansehen stieg noch mehr, als die Pest ihren verheerenden Einzug in Mailand hielt. Voll Bewunderung sah man den Erzbischof an der Spitze der Prozessionen einherziehen und das Kreuz küssen und mit Thränen benetzen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen; man sah, wie der hohe Kirchenfürst in edler Selbstverläugnung auf hohen Leitern in die Dachkammern der Armen stieg, um an die Orte, wo das Uebel am furchtbarsten wüthete, geistlichen Trost und ärztliche Hülfe zu bringen. Alles beugte sich in Ehrerbietung vor ihm; er selbst beugte sich vor dem Papste und gewann so demselben die Herzen Aller, die ihn verehrten.

Der Ruf, den sich Borromäus auf diese Weise erworben, hatte ihm auch die Herzen der katholischen Eidgenossen gewonnen, die ihm gerne viele Rechte in den schweizerischen Landschaften jenseits des Gotthards abtraten, als er in jene Gegenden gekommen war, die Kirchen von Sittenverderbniß zu reinigen und die noch vorhandenen Spuren der Reformation auszurotten. Nachdem ihm dieß gelungen war, richtete er sein Augenmerk auf Graubünden; aber hier scheiterten alle seine Versuche, dem päpstlichen Stuhle unbedingten Einfluß zu verschaffen, an der Eifersucht, mit welcher das Volk über seine Hoheitsrechte wachte. Von hier wandte er sich in die Schweiz; er zog über Glarus nach Einsiedeln, besuchte Schwyz, Zug und Luzern und betete in der Kapelle des Nikolaus von der Flüe. Ueberall hatte er sich durch edle Leutseligkeit bei Hohen und Niederen Liebe und Achtung erworben und kehrte mit dem Gedanken, unter dem biederen Volke in den Alpen die alte Kirche in ihrer vollsten Festigkeit wieder aufzurichten, über den Gotthard wieder nach Mailand zurück. Um diesen Zweck zu erreichen,

boten sich ihm verschiedene Mittel dar. Um vor allen Dingen die Kirche in der Schweiz wieder zu heben, stiftete er in Mailand ein Priesterseminarium, in welchem je vierzig Jünglinge aus der Schweiz zum geistlichen Stande gebildet werden sollten. Damit aber der Eifer für die katholische Kirche, welchen Borromäus auf seiner Durchreise angetroffen und wieder mächtig belebt hatte, in den Kantonen nicht erkalte, wollte er, daß ein Stellvertreter (Nuntius) des römischen Stuhles, ausgerüstet mit großer Machtvollkommenheit in geistlichen Dingen, seinen beständigen Wohnsitz unter ihnen nehme. Doch hier-von mußte er für einstweilen noch abstehen; denn er hatte nur zu gut kennen gelernt, wie die katholischen Eidgenossen bei aller treuen Er-gebenheit an die Kirche fest daranf hielten, daß kein auswärtiger Ge-sandte in ihrem Lande Einfluß gewinne und fremde Gewalt übe. Diese Stimmung mußte geändert werden; darum rieth der allverehrte Kar-dinal einigen ihm ergebenen Eidgenossen, die Jesuiten bei sich aufzu-nehmen, um an ihnen feste Stützen der Kirche und allzeit gerüstete Kämpfer gegen die Reformation zu haben. Und wirklich zog dieser Orden 1574 in Luzern und 1580 in Freiburg ein, und bald (1581) folgte ihm derjenige der Kapuziner nach, welcher der geeigneteste schien, bei dem gemeinen Volke den letzten Widerstand gegen eine ständige päpstliche Gesandtschaft (Nuntiatur) zu brechen. Der Thätigkeit der Jesuiten gelang es, daß im Jahre 1579 der erste päpstliche Nuntius, Buonomi, in Luzern erschien, mit dem Auftrage, der Zerrüttung der Kirche in der Schweiz zu steuern, das Recht, geistliche Stellen zu be-setzen, wieder an die geistliche Gewalt zu bringen, Sittenreinheit unter den Priestern zu verbreiten, dieselben zu lehren und zu schützen und unter dem entarteten Volke Licht zu verbreiten. Durch diese Zwecke, welche er nach seinem Erscheinen alsbald zu verfolgen begann, stieß er plötz-lich auf unerwarteten Widerstand; denn unter keiner Bedingung wollte die Obrigkeit ihm oder der Kirche das Recht überlassen, die geistlichen Stellen zu besetzen und die Geistlichen zu bestrafen. Und nicht nur leisteten Weltliche diesen Widerstand, sogar Klöster, welche er unter seine besondere Aufsicht nahm und in denen er Zucht und Regel her-stellen wollte, weigerten sich, seine Gewalt anzuerkennen. Doch un-entwegt verfolgte Buonomi sein Ziel und nicht ohne Erfolg. Auf einer Reise durch die östliche Schweiz regte er den erloschenen Streit zwischen den Bekennern der beiden Kirchen wieder mächtig auf und kümmerte

sich wenig um die Einwendung, welche die Obrigkeiten und die Tagsatzung gegen solche Störungen des Friedens erhoben. Hoheitsrechte wurden verletzt, und wer sich gegen dieses Gebahren auflehnte, den traf der Bannstrahl. Doch endlich wurden die Klagen zu laut; Reformirte und Katholiken verlangten die Abberufung des päpstlichen Gesandten so nachdrücklich, daß Rom willfahren mußte. Allein bald zeigte es sich, daß mit der Abreise des Nuntius der Geist nicht verschwunden sei, welchen derselbe in dem schweizerischen Vaterlande heraufbeschworen hatte. Es entstand ein Bündniß der sieben katholischen Orte mit dem Bischofe von Basel, welches sich die Aufgabe setzte, die der Kirche treu gebliebenen Unterthanen des Bischofs im Gehorsame zu erhalten und die Rebellen wieder auf den rechten Weg zu führen. In der That gelang es dem thatkräftigen Bischofe, in mehreren Gemeinden seiner Diözese seinen Zweck zu erreichen, und hierin war er glücklicher als Borromäus, welcher es noch immer nicht dahin bringen konnte, die katholischen Kantone für eine beständige Nuntiatur zu gewinnen. Es bedurfte neuer Mittel, endlich zum Ziele zu gelangen, und diese fanden sich im Orden der Kapuziner, welche nun nach der Schweiz geschickt wurden und bald im Besitze mehrerer Klöster waren. Sie begannen ohne Verzug ihre Thätigkeit, durch welche sie es im Vereine mit den Jesuiten endlich dahin brachten, daß ein zweiter Nuntius, Ninguarda, in der Eidgenossenschaft erscheinen und Buonomi's Werk fortsetzen durfte. Unter dem Einflusse dieser beiden päpstlichen Gesandten und ihrer Gehülfen entbrannte wieder der Haß gegen die Reformirten in lichten Flammen, so daß das Gedächtniß an die Kappeler Kriege festlich gefeiert wurde und einige Zuger bei einem solchen Anlasse die Gebeine der am Gubel gefallenen Züricher ausgruben und mit denselben Spott und Muthwillen trieben. Borromäus erlebte jedoch nicht mehr die reife Frucht seiner Bemühungen; zwar sah er noch durch seine Veranlassung Graubünden und die Landschaft Veltlin in namenloses Elend gestürzt; doch der von ihm angestrebten völligen Trennung der katholischen von den reformirten Eidgenossen konnte er sich nicht mehr freuen. Von einem schleichenden Fieber dahin gerafft, schloß er am 4. November 1584 sein Leben, welches er der Befestigung der katholi- Religion und der Ausrottung der Ketzerei gewidmet hatte. Das katholische Volk zählte ihn nach dem Tode zu den Heiligen; der Papst bestätigte dieses Urtheil 26 Jahre später und die katholischen Kantone

betrachteten ihn als ihren Beschützer im Himmel, wie er es auf Erden gewesen war.

Borromäus war schon etwa zwei Jahre todt, als es dem Nuntius Santorio gelang, ein Bündniß unter den katholischen Orten zu Stande zu bringen, welches zu Ehren des verstorbenen Stifters der borromäische, nach dem großen Werthe, den man ihm beilegte, der goldene Bund genannt wurde. Durch dieses Bündniß wurde die Heiligkeit der alt ehrwürdigen Bünde der Eidgenossen zerstört, und was den Waffen Oesterreichs und Burgunds nicht gelungen war, hatten die religiösen Streitigkeiten und die schlaue Benutzung derselben durch ausländische Priester zu Stande gebracht. Folgendes ist der Hauptinhalt des unglückseligen Bundes, welchen die VII katholischen Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Solothurn am 5. Oktober 1586 unter einander schlossen:

„Wir schwören zu leben und zu sterben im katholischen Glauben. „Wir, die wir treu geblieben sind, wollen uns als liebe alte Eid„genossen, Mitbürger und Landsleute ansehen. Wir nennen uns „Brüder, als wären wir Ein Fleisch. W i r w e i s e n a l l e n k e t z e„r i s c h e n B e i s t a n d v o n u n s. Wir schwören für uns und unsere „spätesten Nachkommen, uns gegenseitig beim alten Glauben zu er„halten. Sollte sich Einer von uns vom rechten Wege entfernen, „so würden wir uns Alle vereinen, um ihn zurückzubringen. Greift „man uns um unserer Liebe zur heiligen Religion willen an, so „werden wir einander beistehen, gegen wen es auch sei, ohne irgend „eine Ausnahme. K e i n f r ü h e r e s u n d k e i n s p ä t e r e s B ü n d„n i ß s o l l u n s a b h a l t e n v o n d e r E r f ü l l u n g d e r P f l i c h t, „d i e w i r i n d i e s e r S t u n d e ü b e r n e h m e n. Wir wollen sie der „Jugend einprägen, damit die künftigen Geschlechter sie nimmer ver„gessen. Das schwören wir im Angesichte des Himmels, nachdem „wir unser Gewissen geprüft, unsere Sünden gebeichtet und das „heilige Sakrament empfangen haben!“

Dieser Bund erhielt einen die schweizerische Einheit zerstörenden Charakter noch mehr dadurch, daß schon im folgenden Jahre ein Bündniß zwischen sechs katholischen Orten und dem Könige Philipp II. von Spanien abgeschlossen wurde, welches auch in den auswärtigen Angelegenheiten die Eidgenossen verschiedenen Glaubens auf verschiedene Seiten führte und fremdem Einflusse auf den Gang der inneren Ver-

hältnisse ein immer weiteres Feld einräumte, indem die Reformirten sich eng an Frankreich hielten, dessen König Heinrich IV. die Verfolgungen der Hugenotten abstellte und ihnen in dem Edikte von Nantes Religionsfreiheit gewährte.

Appenzell wird getheilt.

Durch einen Beschluß der Landsgemeinde von 1524, daß jede einzelne Kirchgemeinde ihre religiösen Verhältnisse selbst zu bestimmen habe, war es in Appenzell so gekommen, daß in den äußern Rhoden und zu Gais die reformirte, in den inneren die katholische Kirche eingeführt worden war; indeß dort wie hier Einzelne des anderen Glaubensbekenntnisses geduldet wurden. Fünfzig Jahre lang hatten Reformirte und Katholiken im Lande Appenzell neben einander im Frieden gelebt; die Reformirten beschäftigten sich mit Industrie, die Katholiken suchten sich in fremdem Kriegsdienste Geld und Ansehen zu erwerben. Kein Streit störte die Ruhe, welche des Landes Handel zu seinem glücklichen Fortgange bedurfte, und hierdurch wuchs der Wohlstand. Nach und nach hatte das gewerbsfleißige Ländchen die Eifersucht von St. Gallen erregt, und die Stadt bemühte sich durch Zölle und andere Maßregeln der Appenzeller Handel nieder zu halten; was eine Spannung hervorrief, die nur mit großer Mühe von friedliebenden Männern vermittelt werden konnte. Was im Ländchen selbst einige Veranlassung zu Zwiespalt wurde, war die Eifersucht, mit welcher die Katholiken auf den immer steigenden Wohlstand der Reformirten blickten, doch wurde dadurch der Landfrieden nicht gestört.

Durch den Nuntius Buonomi wurde der Religionshaß auch in Appenzell angeschürt. Vor allen Dingen wußte er solche Männer für sich zu gewinnen, welche aus dem französischen Kriege gegen die Hugenotten den Haß gegen die Bekenner der neuen Lehre nach Hause gebracht hatten. Diese machten dann auch den Anfang mit allerlei geheimen Anschlägen, welche geeignet schienen, die Reformation zu unterdrücken und den alten Glauben im ganzen Lande wieder herzustellen. Doch erst als die Kapuziner in das Dorf Appenzell gekommen waren und

ihren reformationsfeindlichen Einfluß kurze Zeit geübt hatten, geschahen zunächst hier ernstere Schritte nach dem Sinne des päpstlichen Nuntius. Man erklärte nach dem Beschlusse der Landsgemeinde von 1524, daß in jeder Kirchgemeinde die Minderheit sich dem Gottesdienste der Mehrheit unterziehen sollte; ja man ließ sich durch Aufhetzung und Haß bestimmen, mit Gewalt, ja selbst durch Mord die Reformation zu unterdrücken. — Am 15. März 1587 wurden 27 junge Männer, von denen man wußte, daß sie eifrige Anhänger der Reformation seien, vor den Rath geladen. Man wollte versuchen, sie zur Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche zu bewegen. Für den Fall, daß sie bei ihrer Religion verharrten, hatte man eine Menge Volkes um das Rathhaus versammelt, welche auf ein Zeichen des Landammanns in den Saal eindringen und die Vorgeladenen niedermetzeln sollte. Die jungen Leute, von diesem Anschlage in Kenntniß gesetzt, begaben sich nach dem Rathhause und trugen Waffen unter ihren Mänteln verborgen. Als sie die Treppe hinaufstiegen, riefen mehrere Stimmen aus der Volksmasse, welche den Eingang umdrängte: „Nur hinauf, nur hinauf, denkt aber nicht mehr an's Herunterkommen!" Vor versammeltem Rathe forderte der Landammann sie mehrmals auf, zur katholischen Kirche zurückzukehren; entschlossen weigerten sie sich deß, da rief ein Mitglied des Rathes, welchem diese beharrliche Weigerung Geduld und Besinnung geraubt hatte: „Es ist Zeit, diesen Schurken zu zeigen, was sie sind." Schon wollte der Landammann nach dem Fenster eilen, um das Zeichen zum Blutbade zu geben, als ihm einer der Vorgeladenen mit gezücktem Dolche entgegentrat. Da warfen plötzlich alle ihre Mäntel ab und zeigten ihre Waffen unter der Drohung, alle Rathsglieder niederzustoßen und dann ihr Leben zum höchsten Preise zu verkaufen. Der Rath, eingeschüchtert durch dieses entschiedene Auftreten, entließ alle nach Hause. Das Volk zerstreute sich und schwur, es doch nicht zu dulden, daß Appenzell länger von der Ketzerei verunreinigt werde.

Die Kirche des Dorfes Appenzell war in dem Besitze der katho-tholischen Mehrheit der Bürger, während die wenigen Reformirten, welche daselbst wohnten, die Kirche in Gais zu besuchen pflegten. Seit jenem Vorfalle, waren die Reformirten ungestört bei dieser Uebung geblieben, als die Nachricht eintraf, die Reformirten in Frankreich hätten einen glänzenden Sieg über ihre katholischen Widersacher er-

fochten. Diese Kunde wurde in Appenzell nicht nur mit Aerger vernommen, sondern sie rief sogar den Entschluß hervor, die Reformirten im Flecken für den Sieg ihrer fernen Glaubensgenossen zu strafen. Man verbot den Kirchgang nach Gais, man forderte die Abtrünnigen auf zur katholischen Kirche zurückzukehren und hatte die Freude, daß viele, angesehene Männer an der Spitze, dieser Aufforderung Folge leisteten. Die Mehrzahl jedoch blieb ihrem Glauben treu.

Die äußeren Rhoden, wo die Reformirten die Katholiken an Zahl weit übertrafen, wurden durch diese Anordnungen gewaltig aufgeregt, so daß man in Appenzell sich auf einen bewaffneten Angriff gefaßt hielt und alle Mittel in Bereitschaft setzte, denselben abzuschlagen. Wirklich stimmte an der reformirten Landsgemeinde die Mehrheit für Anwendung der Waffengewalt gegen Appenzell; und es wäre wahrscheinlich zu einem blutigen Zusammenstoße gekommen, wenn nicht Boten der Eidgenossen, an welche sich beide streitende Parteien gewandt hatten, vermittelnd unter sie getreten wären. Ihren Bemühungen gelang es, noch einmal Frieden zu stiften, in welchem der Grundsatz, daß in Sachen der Religion die Minderheit sich nach der Mehrheit richten solle, von beiden Parteien angenommen wurde, da aber die Reformirten die Mehrheit waren und daher auch die Wahl des Landammannes auf den reformirten Johann Tanner von Herisau fiel, erhob sich alsbald und noch mit größerer Erbitterung der Parteikampf wieder. Am meisten hatten die Reformirten im Flecken Appenzell zu fürchten; darum faßten sie den Entschluß, sich lieber von Haus und Hof, als von ihrem Glauben zu trennen. Sie zogen mit Hab und Gut nach den äußeren Rhoden, wo sie von ihren Glaubensgenossen mit Freuden aufgenommen wurden. Die innern Rhoden hatten durch diese Auswanderung viele fleißige und wohlhabende Bewohner verloren, und dieser Verlust machte den Wunsch, Alles wieder zu gewinnen nur um so reger. Eng und immer enger schlossen sich daher die katholischen Appenzeller an die VII Orte der Eidgenossen, sandten mit diesen sogar Mannschaft in die Dienste des Königs Philipp II. von Spanien, welcher mit Waffengewalt in seinen eigenen Landen die Reformation unterdrückte, und geberdeten sich so, als ob sie mit ihren reformirten Mitbürgern nicht mehr Ein Gemeinwesen bildeten. Dieses Benehmen bewirkte, daß auch die Reformirten sich immer schroffer absonderten und dem Lande beständig Häupter von ihrer Religion gaben. So

entstand zwischen den Bekennern der beiden Kirchen, welche schon getrennt wohnten, eine solche Kluft, daß die Eidgenossen eine förmliche Trennung des Ländchens in Außerrhoden und Innerrhoden aussprachen. Es wurde festgesetzt, daß jeder Landestheil fortan seine eigene Obrigkeit habe, beide vereint aber nur Eine Stimme an der Tagsatzung führen sollten, die sie verlieren, wenn sie nicht einig gehen. Die Reformirten machten nun Trogen zum Hauptorte von Außerrhoden und kamen überein, ihre Landsgemeinde abwechselnd in Trogen, Herisau und Hundwyl abzuhalten, während Appenzell der Hauptort von Innerrhoden blieb.

Die Escalade in Genf.

Mit den Bestrebungen des Papstes, die Reformation in der Schweiz zu unterdrücken, hängen auch die Angriffe zusammen, mit denen der Herzog Carl Emanuel von Savoyen die Stadt Genf wieder zu beunruhigen anfing. Innere Zwietracht machte das Bündniß, welches Genfs Unabhängigkeit schützen sollte nutzlos, und es entbrannte, zwischen Savoyen und der Mutterstadt der französischen Reformation ein Kampf, welcher von den Genfern mit der äußersten Anstrengung und ohne bedeutenden Erfolg geführt wurde. Endlich jedoch schlossen die beiden Krieg führenden Porteien einen Waffenstillstand, welcher endlich zum Frieden wurde, als der französische König Heinrich IV. die Stadt Genf in den Vertrag von Vervins aufgenommen erklärte, welchen er mit dem von ihm besiegten Herzoge von Savoyen geschlossen hatte. Vergebens hatte sich Genf beworben, in den Bund der Eidgenossen aufgenommen zu werden; die innere Zerissenheit derselben ließ es nicht zu, daß die so wichtige Stadt, das südwestliche Bollwerk der Schweiz gegen Frankreich, ein Glied des Bundes wurde, welcher ihr Freiheit und Unabhängigkeit sichern konnte.

Unter dem Schutze des Vertrages von Vervins war Genf sorglos geworden; denn als im Jahr 1602 mannichfache Kunde in die Stadt gelangte von Angriffen, welche Savoyen vorbereite, als man sogar berichtete, die Feinde hätten allerlei Kriegsmaschinen zugerüstet und

zu Turin sogar Versuche mit Leitern angestellt, unterließ es der Rath von Genf immer noch, Gegenmaßregeln zu ergreifen. Man verstärkte weder die Nachtwachen, noch rüstete man die bewaffnete Macht; man stellte nicht einmal Schildwachen auf die Wälle. Diese Sorglosigkeit ward noch größer, als der Herzog den greisen Rochette als Gesandten nach Genf schickte, um einige friedliche Vorschläge zu machen, durch die er dann auch die Obrigkeit und das Volk ganz einschläfern konnte.

Am 21. December des gleichen Jahres kam ein Bauer von Chesne an die Thore der Stadt und zeigte an, daß ein feindliches Heer heranziehe, man möchte sich auf einen Angriff gefaßt halten. Auch diese Nachricht konnte den Rath nicht aus seiner Sorglosigkeit aufrütteln; ebenso wenig, als die Kunde, daß einige Genfer, welche in neuester Zeit nach Savoyen gereist, dort festgenommen worden seien.

Unterdessen hatten der Herzog Carl Emanuel und der Statthalter Albigny von Savoyen heimlich Truppen in das Gebiet von Faucigny vorrücken lassen, im Thale der Arve. Einige Tage vorher war Brunaulieu des Nachts in die Nähe von Genf geschlichen, um die Höhe der Mauern und die Breite der Gräben zu messen. Er war der Haupturheber der sogenannten Escalade*), zu welcher er Alles vorbereitet hatte, und von welcher er gegen Albigny erklärt hatte, sie würde unfehlbar gelingen. Er leitete auch die Unternehmung, und bevor er an die Spitze trat, ließ er sich die letzte Oelung geben.

Am 21. December gegen sechs Uhr Abends, beim Anbruch der längsten Nacht des Jahres, brachen die savoyschen Schaaren aus der Umgegend von Bonne, von la Roche und von Bonneville auf; sie bestanden aus mehreren tausend Mann. Alle Bauern, welche ihnen unterwegs aufstießen, wurden festgenommen, auf daß sie nicht Kunde der sich nahenden Gefahr verbreiten könnten. Man kam ganz in die Nähe der Stadt und folgte nun den Ufern der Arve, deren Brausen das Waffengeklirr unhörbar machte. Dunkle Mitternacht herrschte, als die kleine Ebene Plainpalais vor dem südlichen Thore der Stadt erreicht war. Der Herzog von Savoyen war seinem Heere bis auf eine Stunde Entfernung gefolgt, wo er den Ausgang abwarten wollte.

Unter den savoyschen Schaaren hatten verschiedene Ursachen Furcht hervorgerufen; ein Hase, welcher mitten unter ihnen mehrmals hin-

*) Von escalier, die Leiter, daher escalade, die Eroberung vermittelst Leitern.

und hersprang, ward für ein Zeichen von böser Vorbedeutung genommen; dann jagten ihnen Pfähle, welche in die Erde geschlagen und an welchen man Tücher und Leinwand zum Trocknen aufzuhängen pflegte, großen Schreck ein, denn sie hielten dieselben für die Anzeichen eines Hinterhaltes und konnten nur mit Mühe weiter geführt werden.

Es war Sonntag, Morgens 1 Uhr, da nahete sich Brunaulieu mit den Entschlossensten aus seinen Soldaten den Mauern, mit ihnen den ersten Versuch zu wagen, auf den mitgebrachten Leitern in die Stadt zu dringen. Diese auserlesene Schaar hatte den Marsch zu Pferde gemacht, auf daß sie bei der Ausführung des Unternehmens nicht ermüdet sei. Die Nacht war mondlos und finster; so daß die Savoyarden durch den Graben an die Mauer gelangten, ohne gesehen zu werden. Sie klopften mit Kieselsteinen an die Mauer, um sich zu versichern, daß man sie nicht höre; dann richteten sie drei Leitern auf an einer Stelle, wo, wie sie wußten, schon seit langer Zeit keine Schildwache mehr aufgestellt wurde. Sonas, welcher den Tod seines Vaters rächen wollte, der in einem Treffen gegen die Genfer gefallen war, war unter den Ersten, die emporstiegen; ein Stein fiel herab und traf ihn an den Kopf, daß er halb ohnmächtig wieder herabsteigen mußte. Albigny sprach ihm Muth ein, und so stieg er zum zweiten Male hinauf. Ein schottischer Jesuit, der Pater Alexander, stand unten an den Leitern, um diejenigen zu ermuthigen, welche die Mauer ersteigen sollten. Er hatte ihnen Zettel gegeben, auf denen Bibelstellen in lateinischer Sprache standen oder auch andere Beschwörungsformeln, und hatte ihnen die Zusicherung gegeben, daß alle die, welche einen solchen Zettel bei sich trügen, vor einem gewaltsamen Tode behütet seien. Er wiederholte oft die Worte, daß jede Sprosse der Leiter ein Schritt zum Paradiese sei.

Erstaunen ergriff die, welche zuerst auf der Mauer anlangten; denn man hatte ihnen gesagt, sie würden von Freunden des Herzogs in der Stadt, welche dem Ueberfall günstig wären, empfangen, und nun zeigte sich Niemand. Als ungefähr 200 Mann von allen möglichen Waffengattungen glücklich auf die Mauer gekommen waren, setzte man den Herzog davon in Kenntniß, und dieser sandte nach allen Seiten hin Boten mit der Nachricht von dem glücklichen Anfange des Unternehmens. So verbreitete sich in allen umliegenden Ländern das Gerücht, Genf sei in die Hände seiner Gegner gefallen. Indessen hatte

Brunaulieu die Absicht, vor vier Uhr nicht in die Stadt zu dringen; denn er mußte abwarten, bis die Nachhut seines Heeres angekommen sei, und fürchtete, die allzugroße Dunkelheit möchte seinen Leuten, welche sich in einer unbekannten Stadt befanden, nur von Nachtheil sein. Seine Soldaten duckten sich daher unter die Bäume auf dem Walle oder sie stellten sich dicht an die Mauern der benachbarten Häuser. Gegen halb drei Uhr hörte eine genferische Schildwache ein Geräusch im Graben und zeigte dieß ihrem Wachtmeister an. Dieser schickte einen Soldaten mit einer Laterne, nachzusehen, was jenes Geräusch verursacht haben könnte. Als der Soldat auf den Wall kam, sah er einige bewaffnete Männer, welche auf den Ruf: „Wer da!" keine Antwort gaben, er rief zu den Waffen; aber im nämlichen Augenblicke sank er auf den Tod getroffen zur Erde. Die Schildwache, welche dieß bemerkte, feuerte ihr Gewehr ab, um die Wachtmannschaft von 6 Mann zu benachrichtigen, daß Etwas unrichtiges vor sich gehe.

Als Brunaulieu und die andern Savoyarden merkten, daß sie entdeckt seien, und als er sich an der Spitze einer auserlesenen Schaar von 300 Mann sah, beschloß er keine Zeit zu verlieren und die Stadt zugleich an vier Orten anzugreifen. Ein Theil seiner Mannschaft sollte ein Stadtthor öffnen, um die übrigen savoyschen Truppen einzulassen, welche außen harrten; zwei andere sollten sich zweier öffentlichen Gebäude bemächtigen, ein vierter war bestimmt die Hauptwache zu überrumpeln und ein fünfter sollte bei den Leitern bleiben, damit noch Andere auf diesem Wege nachfolgen könnten.

Eine Wache von dreizehn Mann, welche an dem bedrohten Thore stand und welche man zuerst angriff, leistete wenig Widerstand; die meisten flohen nach dem Stadthause, um das Alarmzeichen zu geben. Ein Soldat hatte jedoch Geistesgegenwart genug, das Fallgatter herunter zu lassen, wodurch dem Savoyarden, welcher dieses Thor aufsprengen sollte, die Erreichung dieses Zweckes vereitelt wurde. Mittlerweile erscholl der Lärm in allen Straßen; die Sturmglocke rief die Bürger zu den Waffen. Sie kamen aus ihren Häusern und eilten, halb angekleidet, an die Orte, wo sie die Gefahr am größten glaubten. Savoysche Soldaten, welche solchen Schaaren begegneten, riefen ihnen mit lauter Stimme zu, als ob sie von den Ihrigen wären: „Zu den Waffen, zu den Waffen, der Feind ist am Thore de la Rive!" Sie wollten dadurch die Bürger an das entgegengesetzte Ende der Stadt locken, wo

keine Gefahr drohete, um desto leichteres Spiel zu haben. Doch gelang diese List nicht. Man eilte nach dem Thore, dessen sich die Savoyarden schon bemächtigt hatten, es entspann sich ein blutiger Kampf. Es fielen einige Genfer; unter ihnen der greise Syndik Johann Canal, welcher trotz der Last seiner Jahre, trotz der Bitten der Seinen nicht hatte fern bleiben wollen vom Kampfe für die Freiheit seiner Vaterstadt. Die feindlichen Schaaren wurden an anderen Orten mit gutem Erfolge angegriffen und endlich in die Flucht geworfen. Diese nahm ihren Weg nach der Stelle, wo die Leitern standen. Doch hier hatte ein Schuß einer genferischen Kanone die Leitern zerstört und ein zweiter die feindlichen Schaaren zurückgetrieben, welche herbeigekommen waren, um in die Stadt zu dringen. Voll Schrecken liefen die Fliehenden auf den Wällen hin und her, eine Stelle zu suchen, an der sie leicht über die Mauer hinabkommen könnten. Da sie aber keine solche fanden und von den siegreichen Bürgern immer mehr gedrängt wurden, stürzten sie sich blind in den Graben. Um 4 Uhr des Morgens, wo das Unternehmen seinen Anfang hatte nehmen sollen, war es schon geendigt, geendigt durch die angestrengteste Tapferkeit einer freien Bürgerschaft, welche die theuersten Güter eines Volkes, Freiheit und Vaterland mehr liebte, als das Leben.

Der schwarze Tod.

Im Mittelalter wüthete mehrere Male beinahe in allen Ländern Europa's die Pest, welche wahrscheinlich in dem Morgenlande entstanden war und nach und nach einen größern Kreis für ihre Verheerungen gefunden hatte. Auch in der Schweiz schwang sie zu verschiedenen Zeiten ihre furchtbare Geißel; niemals richtete sie größere Verwüstungen an als im Jahr 1611. Schon in den vorhergehenden Jahren, in welchen unbeständiges Wetter, häufiger Wechsel heftiger Kälte und peinlicher Wärme herrschte, hatte die Seuche in Oesterreich und Schwaben zahllose Opfer dahin gerafft und sich aus diesen Gegenden in den Thurgau verpflanzt. Hier starb die Hälfte der Bevölkerung, im Ganzen 34,000 Personen. Die Krankheit begann mit außerordentlicher Mattig-

keit; dann folgte Fieberfrost und hierauf die fürchterlichste innere Glut. Der Kopf war eingenommen bis zur Betäubung, und brennender Durst quälte den Kranken. Oft war der erste Anfall tödtlich; war derselbe glücklich überstanden, so trat grünes oder blutiges und schwarzes Erbrechen ein. Schmerzhafte Beulen entstanden an verschiedenen Theilen des Körpers und verwandelten sich in eckle Eitergeschwüre. Die ganze Haut überzog sich mit kleinen weißen oder schwärzlichen Blattern. Wenn der Unglückliche den zweiten oder dritten Tag erlebte und ein starker Schweiß sich einstellte, so war Hoffnung zur Genesung. Aber noch Monate lang schlichen die Genesenden umher, wie Todtengerippe, ohne Muth und Lebenslust. Im Thurgau wurden die Todten ohne Sarg, ohne Glockenklang, nur in schlechte Lumpen oder in Tücher gehüllt, in großen Gruben aufgeschichtet und mit einer Lage ungelöschten Kalkes bedeckt, um die Verwesung zu befördern und die Ansteckung zu verhüten. Viele verließen in der Hoffnung, dem Uebel entrinnen zu können, Haus und Hof und begaben sich in die Wälder; aber auch hierher drang die furchtbare Seuche und forderte ihre Opfer. Die unbegrabenen Leichen wurden von den wilden Thieren gefressen, daß auch sie von der Krankheit ergriffen wurden und Thiere und Vögel in großer Menge zur Erde sanken. In Bern und Basel, in Zürich und Schwyz, in Appenzell und im Toggenburg, überall hatte der „schwarze Tod" seine furchtbare Herrschaft begonnen. Trostloses Elend lag auf dem unglücklichen Vaterlande; denn auch Hungersnoth, veranlaßt durch eine Sperre der Nachbarländer, gesellte ihre Schrecken zu denjenigen der Seuche. Die große Noth jedoch begeisterte auch zu den edelsten Anstrengungen, welche sowohl die Obrigkeiten, als einzelne Bürger machten, die drückenden Leiden ihrer Mitbürger zu lindern. Unter den letztern verdienen ruhmvoller Erwähnung der Abt Hösli von Pfäffers und der Oberstpfarrer Breitinger von Zürich. Beide nahmen sich der Kranken väterlich an, versorgten sie mit Trost und Hülfe, und selbst die elendeste Hütte, voll von Krankheit und Tod, wurde Zeuge ihrer aufopfernden Liebe. Ihrem schönen Beispiele folgten besonders im Kanton Zürich die Landgeistlichen, von denen so viele in der Ausübung ihrer schönsten, aber auch schwersten Pflicht von der Krankheit dahin gerafft wurden, daß an einigen Orten der Gottesdienst eingestellt, an andern die Pfründen jungen Studirenden anvertraut werden mußten.

Der dreißigjährige Krieg.*)

Durch das tridentinische Konzilium waren die Glaubensparteien auch in Deutschland schärfer getrennt worden, als es früher der Fall war; so lange jedoch gemäßigte Kaiser, wie Ferdinand I. und Maximilian II. auf dem Throne saßen, erhielt sich wenigstens der äußere Friede. Unter dem schwachen Kaiser Rudolf II. gelang es den Bemühungen der Jesuiten, die Katholiken zu einem einträchtigen Wirken zu vereinigen, während die beiden Parteien der Protestanten, Reformirte und Lutheraner, sich immer feindseliger von einander trennten. Die immer scharf beobachtenden Gegner der neuen Lehre machten sich diese Spaltung zu Nutzen und beeinträchtigten die Protestanten durch mehrere tief eingreifende Handlungen, weßhalb diese endlich die innere Zwietracht vergaßen und die evangelische Union**) zur Wahrung der neuen Kirche schlossen. Nicht lange nachher stellte sich dieser Vereinigung die katholische Ligue unter dem Herzoge Maximilian von Baiern entgegen. Die Gährung wuchs, und jeden Augenblick drohete ein Religionskrieg in seiner blutigsten Gestalt auszubrechen.

Kaiser Rudolf mußte, um sich wenigstens noch die Böhmen treu zu erhalten, denselben in dem sogenannten Majestätsbriefe freie Religionsübung und Gleichstellung mit den Katholiken zusichern. Als der schwache Kaiser jedoch von seinem Bruder und Nachfolger Matthias von der Herrschaft verdrängt war, wurden die in jener Urkunde eingeräumten Rechte so verletzt, daß man in Böhmen zwei protestantischen Kirchen ihrer Bestimmung entzog, indem man die eine schloß, die andere niederreißen ließ. Auf keine Klage, auf keine Bitte wollte die getroffene Maßregel zurückgenommen werden; daher erhoben sich die protestanti-

*) Wiewohl dieses Ereigniß nicht auf dem Boden des Schweizerlandes stattfand, so war es doch von solchem Einflusse auf die schweizerischen Verhältnisse, daß dieselben nur durch etwelche Kenntniß des Ganges, den dieser Krieg nahm, ihre Aufklärung finden. Aus diesem Grunde hier die Einschaltung einer kurzen Geschichte der auswärtigen Begebenheit.

**) Diese Verbindung umfaßte die Pfalz, Würtemberg, Kulmbach und Anspach, Baden-Durlach, Pfalz-Neuburg und später noch Brandenburg und Hessen-Kassel.

schen Böhmen gegen den Kaiser und trugen ihre siegreichen Waffen sogar bis vor die Thore Wiens.

Noch war dieser Aufstand nicht gedämpft, als Kaiser Matthias starb und sein Vetter Ferdinand II. zum deutschen Kaiser gewählt wurde. Dieser war von den Jesuiten zum geschworenen Feinde der Protestanten erzogen worden, und von seiner Unduldsamkeit Alles für ihre religiöse Freiheit fürchtend, wählten die Böhmen den protestantischen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige. Sie stützten sich bei dieser Wahl auf ein altes, ihnen später entrissenes Recht, während Ferdinand die Königskrone von Böhmen als ein seinem Hause zustehendes Besitzthum ansah. Friedrich V., ein eitler, schwacher Mann, war seiner schwierigen Stellung nicht gewachsen; doch nahm er die böhmische Krone an und eilte mit bewaffneter Mannschaft herbei, um von dem ihm zugefallenen Lande Besitz zu nehmen. Aber er wurde am weißen Berge bei Prag 1620 besiegt und verlor seine Länder, nachdem er geächtet worden war. In Böhmen wurde der Aufstand gedämpft und die protestantische Lehre unterdrückt; dagegen verbreiteten die Vertheidiger und Bundesgenossen Friedrichs, Ernst von Mansfeld, Georg von Baden-Durlach und Christian von Braunschweig, den Krieg über Deutschland. Unter der Anführung des tapferen Tilly siegten die kaiserlichen Heere, und der neuen Kirche drohete allenthalben der Untergang um so eher, als Kaiser Ferdinand tief von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß die Welt nur in dem von Rom gelehrten Glauben zur Seligkeit gelangen könnte, als er selbst vor dem Gedanken nicht zurückschauderte, über Leichenhügeln die Einheit der Kirche wieder herzustellen (1623).

Durch Tilly wurden die Protestanten immer mehr gedrängt, Oesterreichs Macht immer weiter ausgedehnt; weßhalb der französische Minister Richelieu und der König Jakob in England, welche beide eine zu große Ausdehnung der habsburgischen Macht fürchteten, sich bemühten, neue Gegner gegen die Sieger auf den Kampfplatz zu führen. Ihnen gelang es dann auch, daß die Protestanten in Norddeutschland unter der Führung des Königs Christian von Dänemark und des Grafen Ernst von Mansfeld den Heeren der Ligue und des Kaisers entgegentraten. Ferdinand's Heere führte der kriegskundige Albrecht von Wallenstein zum Siege über Ernst von Mansfeld, während Tilly den König Christian nach heldenmüthigem Kampfe bei Lutter am Barenberge

schlug. Mit diesem Doppelsiege schien Ferdinand am Ziele seiner Wünsche angekommen, der Triumph der katholischen Kirche schien gesichert. Das Restitutions-Edikt (Zurückerstattungs-Verordnung) wurde 1629 erlassen, nach welchem die Protestanten alle seit 1555 eingezogenen geistlichen Güter wieder zu ihrer ursprünglichen Bestimmung der katholischen Kirche zurückerstatten sollten.

Frankreich wurde durch das immer wachsende Umsichgreifen Oesterreichs in Italien auf den Kampfplatz gerufen, und als es den Krieg noch nicht nach seinem Wunsche geendigt sah, verschaffte es in Verbindung mit England dem Schwedenkönige Gustav Adolf die Möglichkeit, den bedrängten Protestanten Deutschlands zu Hülfe zu kommen (1630). Zwar konnte er die gräuelvolle Zerstörung von Magdeburg nicht verhindern; denn die protestantischen Fürsten meinten, der fremde König sei in ihrem Lande erschienen, um sich Land und Leute zu erobern, und schlossen sich ihm nicht an. Doch, als die gewünschte Vereinigung stattgefunden, besiegte er die Schaaren Tilly's bei Leipzig und drang siegreich bis an den Rhein vor. Von hier wandte er sich nach der Donau, welche er glücklich überschritt, und krönte auf dem Lechfelde bei Augsburg seine Waffen mit einem neuen Siege; Tilly fiel. Die Schweden droheten sogar in Oesterreich einzufallen; da rief der Kaiser den gefürchteten Wallenstein, welchen er nicht lange vorher auf das Drängen des Herzogs von Baiern und wegen seines eigenen übermüthigen Betragens abgesetzt hatte, mit unumschränktem Oberbefehle wieder in seinen Dienst. Bald stand ein großes kaiserliches Heer, von Wallenstein geworben und befehligt, in einem festen Lager bei Nürnberg. Vergebens suchte Gustav Adolf den Feind aus seiner Stellung zu vertreiben; erst als Wallenstein dieselbe freiwillig aufgegeben hatte und in Sachsen eingedrungen war, lieferte er ihm die für die Schweden siegreiche Schlacht von Lützen, in welcher der große König den Heldentod starb. Sein Tod änderte jedoch Nichts in der Lage der deutschen Protestanten, welche, durch ein neues Bündniß mit Schweden vereinigt, unter dem schwedischen Grafen Horn und dem Herzoge Bernhard von Weimar den Krieg glücklich fortführten, während Wallenstein, bemüht, Böhmen und Schlesien zu sichern, als Opfer der Verläumdung und des eigenen Benehmens fiel. Noch einmal wich das Glück von der protestantischen Sache; der Kaiser erfocht einen glänzenden Sieg bei Nördlingen (1634), welcher die meisten protestantischen

Fürsten nöthigte, Frieden zu schließen, und den schwedischen Feldherrn Baner zwang, sich bis nach Pommern zurückzuziehen.

Frankreich, dessen Minister Richelieu sich die Minderung der habsburgischen Macht und die Erweiterung des französischen Reiches zur Lebensaufgabe gemacht hatte, trat nun, nachdem im eigenen Lande die Hugenotten glücklich besiegt worden waren, entschieden auf die Seite der besiegten deutschen Protestanten. Durch Hülfeleistungen jeglicher Art sahen sich die Schweden bald in den Stand gesetzt, wieder siegreich auf den verlassenen Kriegsschauplatz zu treten. Da starb Kaiser Ferdinand II., dessen unheilvoller Fanatismus namenloses Elend über seine eigenen Staaten, wie über ganz Deutschland herbeigeführt hatte; ihm folgte sein gleichgesinnter, aber weniger kraftvoller Sohn Ferdinand III. Als auch Bernhard von Weimar nach der Eroberung des Elsasses und einem Siege bei Rheinfelden gestorben war, traten französische Feldherrn im Westen und Süden von Deutschland an die Spitze der protestantischen Heere, zu denen jetzt auch französische Truppen stießen, während die Schweden von Norden her die kaiserlichen Staaten mit gutem Erfolge angriffen. Torstenson, Baner's kühner Nachfolger, drang nach einem bei Leipzig erfochtenen glänzenden Siege sogar in Böhmen und Mähren ein und machte den Kaiser in seiner Hauptstadt zittern. Frankreichs großer Feldherr, Türenne, hatte sich aller Festungen am Rheine bis Mainz bemächtigt, als sich der neue schwedische Feldherr Wrangel mit ihm vereinigte und den Krieg nach Baiern trug, dessen Herzog Maximilian sich nach kurzer Gegenwehr unterwarf. Kaum hatten sich jedoch die Feinde entfernt, als Maximilian die gelobte Treue brach; darum wurde sein Land von den beiden herbeigeeilten Feldherrn mit schrecklicher Verheerung bestraft. Schon dachte Wrangel auf einen neuen Zug nach Böhmen, wo der schwedische General Königsmark einen Theil von Prag erobert hatte, als die Kunde von dem Abschlusse des westphälischen Friedens eintraf, welcher allen Kriegsunternehmungen ein Ende machte. In Prag, wo der Kampf begonnen, fand er auch sein Ziel.

Schon im Jahre 1643 waren nämlich Abgeordnete der streitenden Mächte und anderer Staaten, welche die Vermittelung übernommen hatten, in den westphälischen Städten Osnabrück und Münster zusammengetreten, um Frieden zu unterhandeln. Fünf Jahre dauerten

diese Unterhandlungen, bis der Friede endlich am 24. Oktober 1648 unterzeichnet wurde.

Die Bündner Unruhen.

Die Strafgerichte.

Im Lande Graubünden war die Reformation in allen Gegenden angenommen worden; nur in den Thälern, welche den Quellen des Rheins nahe liegen und an Uri gränzen, hatte sie wenig Boden gewonnen. In friedlicher Duldsamkeit wohnten hier die Bekenner beider Kirchen neben einander, ohne daß je die geringste Spur gegenseitiger Verfolgung vorgekommen wäre. Erst als Kaiser Karl V. den Bündnern wegen der Erneuerung ihrer Verträge mit Frankreich die mailändischen Märkte sperrte, zeigten sich, durch die Predigten herumziehender Mönche hervorgerufen, die ersten Spuren von Unduldsamkeit, welche jedoch bald wieder verschwanden, da der Kaiser, mit dessen Billigung und unter dessen Schutz jene Aufregung der Gemüther stattfand, seinem protestantischen Gegner Moritz von Sachsen erlag, welcher sogar das Konzilium von Trient auseinander sprengte. Karl V. war selbst bemüht, sich in Bünden eine günstigere Stimmung zu sichern. Er bedurfte derselben in Hinsicht auf das Veltlin. Diese Landschaft, ein Unterthanenland der Bündner, lag nämlich zwischen seinen österreichischen und oberitalischen Ländern, und da der Besitz der letzteren ihm nicht sicher schien, so war er darauf bedacht, eine Verbindung zwischen beiden herzustellen, durch welche er im Falle einer Gefahr schnell Truppen aus seinen Erblanden in das Mailändische hätte werfen können. Dazu bedurfte er des freien Durchzuges durch das Veltlin, welchen ihm jedoch die Bündner einstimmig abschlugen, da sie des Kaisers feindselige Stimmung gegen die Reformation zu gut kannten. In den Kämpfen dieses Fürsten um Mailand hatten sich die beiden Glaubensparteien des Landes auch politisch gespalten; die Katholischen hielten es mit dem Kaiser und nach seiner Thronentsagung (1556) mit Spanien, dessen König*) des Kaisers oberitalische Besitzungen und seinen Haß

*) Philipp II., der Sohn Karls V., bekam nämlich Spanien, die italischen Lande, die Niederlande und die überseeischen Besitzthümer, während Ferdinand I., des Kaisers Bruder, die deutschen Länder und die Kaiserkrone erhielt.

gegen die evangelische Lehre erbte; die Reformirten hingen in ihrer Mehrheit dem Könige von Frankreich an.

Im Veltlin fiel die erste Härte der regierenden reformirten Partei vor, welche unberechenbare Folgen nach sich zog. In diesem Lande war nämlich die Minderheit der Bürger der evangelischen Kirche zugethan, und dennoch wagte die Regierung Bündens, dieser Kirche die Hälfte aller geistlichen Güter zuzusprechen. Dieser Angriff auf die katholische Kirche veranlaßte die Einwanderung der Jesuiten in das Thal; mit ihnen zogen Groll und Verfolgungssucht ein. In Bünden schieden sich erst die beiden Parteien recht schroff von einander, als im Jahre 1564 Frankreich und Spanien sich Mühe gaben, ein Bündniß mit dem Lande einzugehen, und die Gesandten beider Mächte weder Geld noch Worte sparten, ihren Zweck zu erreichen. Frankreich errang den Sieg, indem die Mehrheit der bündnerischen Gemeinden den französischen Bund erneuerte. Diese Niederlage schmerzte die spanische Partei nnd alle die, welche von gar keinem Bündnisse wissen wollten. Aufreizungen der gehässigsten Art brachte das Engadin, wo die beiden Geschlechter der Planta und Salis im Einflusse einander zu überbieten suchten, in gefährlichen Aufruhr, welcher die im französischen Bunde enthaltene Verrätherei rächen wollte. Einige Glieder der Familie Salis, welche als das Haupt der französischen Partei galt, wurden hart verfolgt, alle, welche für den Bund gestimmt hatten, schwer am Vermögen gebüßt. Ein Volksgericht, welches die Aufständischen in Zutz im oberen Engadin niedergesetzt hatten, hatte diese Urtheile gesprochen. Gegen dieselben erhoben sich die drei Bünde und erklärten sie für kraftlos; doch blieb der gegenseitige Haß jener beiden Geschlechter, und nur äußerlich versöhnten sich die Parteien.

Als Karl Borromäus die katholische Kirche in den schweizerischen Vogteien jenseits des Gotthards befestigt hatte, warf er auf Befehl des Papstes sein Augenmerk auf das Veltlin. Doch hier war es schwerer, den für seine Wirksamkeit geeigneten Boden zu finden, denn die Graubündner, die Herren des Landes, untersagten jedem fremden Geistlichen den Eintritt in dasselbe. Darum suchte er sich vorerst durch allerlei Auszeichnungen die vornehmen und einflußreichsten Familien des Landes geneigt zu machen, vorzüglich den Johann von Planta, das Haupt der kaiserlichen Partei, dessen Sohn die Zusage einer hohen geistlichen Stelle im Veltlin erhielt. Diese war jedoch im Besitze eines

Verwandten des reformirten Anton von Salis, und so wurde diese Zusage der Gegenstand, an welchem sich der Familienstreit in so hohem Maße entzündete, daß sich auch das Volk an den die Heimat ehrenden Salis anschloß, und Planta, welcher durch das Papstes Einfluß den Glanz seines Hauses mehren wollte, sich durch schleunige Flucht retten mußte. Als er glaubte, die Wuth des Volkes habe sich wieder gelegt, kehrte er zur unglücklichen Stunde in die Heimat zurück, wo das Gerücht sich verbreitet hatte, es stünden starke Truppenmassen an den Gränzen bereit, in ganz Bünden die Reformation zu unterdrücken. Als daher seine Rückkehr bekannt geworden war, das Volk dieselbe mit jenem Gerüchte in Verbindung brachte und aus allen Gegenden des Landes nach Chur zog, um zu fordern, daß Recht gehalten werde; da mußte er abermals fliehen. Er nahm seine Zuflucht in ein entlegenes Thal zu katholischen Glaubensgenossen; doch diese lieferten ihn, im Zorne über seinen vermeintlichen Landesverrath, an das Strafgericht aus, welches in Chur niedergesetzt worden war. Vergebens baten Abgeordnete aus den Kantonen um Mäßigung; vergebens waren die treffenden Beweise für Planta's Unschuld, die sein Vertheidiger den Richtern lieferte; vergebens seine eigenen Betheuerungen, die er selbst auf der Folter wiederholte. Sein Haupt fiel unter dem Beile des Henkers; Glieder seiner Familie und Genossen seiner Partei wurden mit Geldbußen, Verbannung und andern Strafen belegt. Durch die Vermittelung der Eidgenossen gelang es jedoch, daß die ausgesprochenen Strafen, so weit es noch möglich war, aufgehoben wurden. Aber die auf diese Weise gestiftete Ruhe war nur von kurzer Dauer; denn als die Nachricht kam, der König von Frankreich habe in einer Nacht (der Bartholomäusnacht oder der Pariser Bluthochzeit 1572) in seinem ganzen Reiche über 60,000 Protestanten auf die frevelhafteste Weise ermorden lassen, gerieth das Volk von Bünden abermals in ein wildes Gewoge und stellte ein neues Strafgericht in Thusis auf, welches dasjenige in Chur an harten und ungerechten Urtheilen noch überbot. Immer weiter aus einander that sich die Kluft zwischen den beiden Parteien, und mancher biedere Vaterlandsfreund sah mit betrübtem Herzen, wie Gesetzlosigkeit und Ungerechtigkeit immer frecher ihre Häupter erhoben. An diesem Zustande trugen der Papst in Rom und Borromäus eine nicht geringe Schuld, da beide hofften, durch beständiges Aufreizen der Katholiken endlich ihr Ziel, die Unterdrückung der Reformation im Velt-

lin, zu erreichen. Doch die Bünder blieben in diesem Punkte fest, so fest, daß der Cardinal nach Rom, nach Paris und nach Madrid schrieb, die neue Lehre könne in Veltlin nur dann unterdrückt werden, wenn man diese Landschaft den Bündnern mit Waffengewalt entrisse. Als er auf seiner Reise nach der Schweiz in das Kloster Dissentis gekommen war und seinen Weg nach Chur fortsetzen wollte, wurde er zurückgewiesen, und als er später, in einem förmlichen Auftrage des Papstes und unterstützt von allen der Reformation feindlichen Fürsten, seine Aussendlinge in bündnerische Landschaften schickte und selbst das Land bereisen wollte, da erhob sich das Volk und wollte mit den Waffen in der Hand seinen Entschluß aufrecht erhalten, daß keinem fremden Priester der Eintritt gestattet werde. Da der Cardinal alle seine Versuche scheitern gesehen hatte, wandte er sich an den König Philipp II. von Spanien, einen Anhänger der katholischen Kirche, welcher den Ausspruch gethan hatte, er wolle lieber tausendmal sterben, als die geringste Aenderung der Religion gestatten. An diesen Fürsten, welcher bemüht war, durch lodernde Scheiterhaufen, durch Krieg und Plünderung die Reformation zu unterdrücken, wandte sich Borromäus mit der Aufforderung, er solle das Veltlin mit Waffengewalt erobern. Philipp wäre nach seiner Denkweise gerne dem Cardinale zu Willen gewesen, aber so offen wollte er doch nicht den Frieden brechen, obschon er gerne das Veltlin in seiner Gewalt gehabt hätte, um durch den Besitz dieser Landschaft eine leichte Verbindung zwischen seinen italischen Ländern und denjenigen des ihm bluts- und geistesverwandten Hauses Oesterreich herzustellen. Er suchte deßhalb die Veltliner zur Selbstbefreiung aufzufordern, und sandte ihnen eine Hülfsschaar, welche aus Verbannten und Räubern bestand. An der Wachsamkeit der Bündner scheiterte der ganze Plan; der Aufstand unterblieb, aber der Groll der Veltliner, eines unwissenden, von ihren Geistlichen aufgestacheiten Volkes, dauerte fort.

Borromäus war gestorben, in ihm der Mann, welcher für den Frieden Bündens eine höchst gefährliche Rolle übernommen hatte. Sein Tod gab dem Lande jedoch noch nicht den Frieden; denn die Verhältnisse hatten sich durch die Ungebundenheit so verschlimmert, daß nur durch noch härtere Schicksale wieder ein besserer Zustand herbeigeführt werden konnte. Es entstanden vielmehr neue Streitfragen, welche das ganze Parteigetriebe neu belebten und alle Arten von Ungerechtig-

keit und Gewaltthat hervorriefen. Veranlassung dazu gab zuvörderst der Umstand, daß Frankreich und Spanien sich wieder um ein Bündniß mit den Bündnern bewarben.

Der Graf von Fuentes war Statthalter Philipps III. in Mailand. Als es ihm gelungen war, die katholischen Eidgenossen durch ein enges Bündniß an Spaniens Krone zu fesseln, als mit seiner Hülfe die Reformation im Wallis einen bedeutenden Stoß erlitten hatte, und auch dieses Land jenem Bündnisse beigetreten war; suchte er durch Ueberredung und Bestechung auch das für ihn so wichtige Land Graubünden zu dem Beitritte zu gewinnen. Ihm entgegen traten Frankreich und Venedig, denen Alles daran gelegen war, zu verhindern, daß Oesterreich und Mailand durch einen freien Durchpaß durch Bünden näher vereinigt wurden. Ungeachtet die reformirten Geistlichen in allen Gemeinden des Landes, gottbegeisterten Propheten gleich, vor den beiden Bündnissen warnten und den Untergang des Vaterlandes verkündeten, wenn das Volk die Bestechlichkeit und die durch sie herbeigeführten sittlichen Uebel nicht ablege; ungeachtet der edle Hartmann von Hartmannis, ein warmer Freund des Vaterlandes, mit dem ganzen Ansehen, welches Redlichkeit und Alter verleihen, sich dagegen stemmte; gelang es dem französischen und venetianischen Golde, daß mit beiden Mächten ein Bündniß abgeschlossen wurde, in welchem den Franzosen der freie Durchpaß nach Mailand, den Venetianern außer demselben noch die Werbung von 6000 Mann zugesichert wurde (1603). Von dieser Zeit schickte Frankreich einen beständigen Gesandten in das Land. Daß die Bündner durch diese Handlung abermals die angebotene Freundschaft Spaniens abgelehnt hatten, das bestimmte den Statthalter von Mailand zu der Drohung, er wolle, um sich gegen das nun feindliche Graubünden zu schützen, am Ausgange des Veltlins eine Festung bauen, durch die er die ihm untergebenen Länder vor Ueberfällen zu schützen im Stade sei. Die Bündner, welche in der Erfüllung dieser Drohung eine Verletzung bestehender Verträge und eine Gefahr für das beständig zum Aufruhr geneigte Veltlin erblickten, sandten Abgeordnete an den Statthalter, die Ausführung dieses Vorhabens zu hindern. Diese kehrten wieder heim mit der Botschaft, daß dem Wunsche der bündnerischen Volkes nur entsprochen werden könnte, wenn es mit Spanien einen Bund schlösse, für welchen die Gesandten am Hofe des Statthalters alle gewonnen worden waren. Der französische Gesandte Pascal

war im Vereine mit allen Anhängern des Königs gegen ein solches Bündniß, und ihren vereinten Bemühungen gelang es, daß dasselbe unterblieb. Die spanische Festung wurde dann wirklich erbaut und erhielt den Namen Fuentes: sie erhob sich mit mächtigen Mauern und Thürmen auf einem steilen Hügel am linken Ufer des Comer-See's.

Gewaltig erwachte die Gährung in Bünden; man wollte mit den Waffen in der Hand die verhaßte Feste brechen und wandte sich an die verbündeten Venetianer und Franzosen um Beistand, stieß aber sowol hier, als bei den verbündeten, unter sich entzweiten Eidgenossen auf eine Theilnahmslosigkeit, welche das Schlimmste befürchten ließ. Darüber wurde das Volk zornig und murrte gegen die, welche zu jenen Bündnissen gerathen hatten. Fuentes freuete sich über diese Stimmung und ließ dieselbe durch seine Anhänger im Lande immer mehr verbreiten, während der französische Gesandte, ohne die Obrigkeit zu achten, seinen Einfluß und seine Anhänger zu sichern suchte. Als noch diese Stürme wild durch das Land wogten, verlangte Venedig, welches mit dem Papste Paul V. im Streite lag, dem geschlossenen Bunde zufolge Werbung von 6000 Mann und den Durchpaß für die Truppen, welche die Republik in Lothringen bereits geworben hatte. Diese Forderung wurde die Losung zum Aufstande. Die Anhänger Spaniens und viele katholische Geistliche verbreiteten nämlich das Gerücht, sowol die einheimischen, als die fremden Truppen seien zur Unterjochung des Vaterlandes bestimmt. Das Volk rottete sich zusammen; und zog endlich nach Chur, wo es mit fürchterlichem Tumulte ein Strafgericht niedersetzte, welches alle richten sollte, die fremdem Einflusse dienten. Dieses Gericht, von den Launen des Volkes hin und her geschaukelt, verfolgte Anfangs mit der gleichen Härte die Anhänger Spaniens, wie diejenigen Frankreichs, bis es dem französischen Gesandten Pascal gelang, die Aufmerksamkeit der Richter auf zwei Häupter der spanischen Partei zu lenken, auf Beli und Baselga. Beide wurden durch die Folter zu dem Geständnisse gebracht, zur Beförderung der spanischen Sache Geld empfangen zu haben. Ihr Blut floß durch Henkershand. Die übrigen Angeklagten wurden theils verbannt, theils zu schweren Geldbußen verurtheilt; dann löste sich das Gericht auf, ohne dem eigentlichen Uebel abgeholfen zu haben; denn es hatte nur dazu beigetragen, das ohnehin gesunkene Ansehen der Obrigkeit noch mehr zu schwächen, und Frankreichs Einfluß stand fester, als zuvor. Als die Eidgenossen

vernahmen, was in Bünden vorgefallen, beschlossen sie, das Land mit Waffengewalt zur Rückkehr zu Gesetz und Ordnung zu bringen, und die Katholiken luden sogar den Erzherzog Maximilian von Oesterreich ein, die Zehngerichte unter seine Herrschaft zu nehmen und wieder zum alten Glauben zu zwingen. Diese Beschlüsse riefen alle Bündner, Katholiken, wie Protestanten, zum entschlossensten Widerstande. Pascal konnte sie bewegen, ein neues Strafgericht nach Ilanz zu setzen, welches dann auch alle Verbannungsurtheile des Churer Gerichtes aufhob, die Geldbußen aber bestehen ließ, um die großen Prozeßkosten zu bestreiten.

Unter dem Einflusse des französischen Gesandten dauerte der Streit der Reformirten gegen die Katholiken fort und entzündete sich erst recht, als die Katholiken in Misox in die Kirche brachen, welche die Gegenwart eines reformirten Predigers nach ihrer Meinung entweiht hatte, als sie die Glocke vergruben, welche zur Predigt geläutet hatte. Nur mit großer Anstrengung konnte Pascal diesen Streit schlichten, indem er dahin wirkte, daß in vielen Gemeinden die Kirchen beiden Glaubensbekenntnissen eingeräumt wurden. Der Bemühung seines Nachfolgers und der Gesandten von Oesterreich und Spanien ist es auch zuzuschreiben, daß das abgelaufene, venetianische Bündniß nicht erneuert wurde, obgleich die Republik es weder an Gold, noch an Ueberredung fehlen ließ; doch kam auch der abermals angetragene Bund mit Spanien nicht zu Stande. Dagegen brach das wildeste Parteitreiben im Lande wieder los; ein Strafgericht in Chur vernichtete die Anhänger Venedigs, und ein anderes in Ilanz hob die ausgefällten Urtheile wieder auf, jenes stand unter dem Einflusse des Rudolf Planta, dieses folgte den Eingebungen der von Salis. In diese Wirren, in welchen die spanische Partei und die französisch-venetianische einander verfolgten, tönte die Stimme der reformirten Geistlichkeit, nicht Frieden und Versöhnung war ihre Losung, sondern Haß und Verfolgung gegen die Spanisch-Gesinnten und Katholiken. Wenn auch die Lage des Veltlins, wo die Parteiung des Herrscherlandes den Plan hervorgerufen, sich die Freiheit zu erringen und die Reformation niederzukämpfen, nicht wenig beigetragen haben mag, diese Stimmung der Geistlichen zu erzeugen, so läßt sie sich doch keineswegs entschuldigen, noch weniger, daß selbst Geistliche, unter ihnen Georg Jenatsch, die Anführer der Gemeinden wurden, welche sich gegen Rudolf und Pompejus Planta, die Häupter der spanischen Partei, erhoben und sie nöthigten, über

die Berge aus der Heimat zu entfliehen. Am wenigsten jedoch läßt sich rechtfertigen, daß neun Geistliche an dem Strafgerichte Theil nahmen, welches in Thusis (1618) niedergesetzt wurde, welches die Planta verbannte und sich überhaupt durch Willkür, Grausamkeit und Verbrechen entehrte. Und mit diesem in seinen eigenen Eingeweiden wühlenden Volke trieben die fremden Gesandten ihr verderbliches Spiel noch weiter, bis endlich abermals Bürgerblut floß und Strafgerichte auf Strafgerichte die Verwirrung auf's Höchste steigerten. Da trat die Partei der Neutralen hervor und hob in einem Strafgerichte in Chur die härtesten Urtheile von Thusis auf; doch hatten seine Anordnungen keinen Bestand. Die französische Partei der Salis gewann wieder die Oberhand, und ein neues Strafgericht zu Davos gab den Schlußnahmen von Thusis neue Kraft.

Graubünden war an den Rand des Verderbens gekommen, weil Leidenschaft und Selbstsucht statt der Mäßigung und Vaterlandsliebe sich in die Herzen eingebürgert hatte. Welch' namenloser Jammer lagerte sich auf dem Lande, und doch war es nur ein kleiner Anfang unsäglichen Elendes, welches noch über das Land hereinbrechen sollte.

Der Veltliner Mord.

Das Land Veltlin hatte mehr als eine Ursache, mit der Oberherrschaft der Graubündner unzufrieden zu sein. In religiöser Hinsicht stand einer bedeutenden Mehrheit von Katholiken eine begünstigte Minderheit von Reformirten gegenüber, und in politischer Hinsicht mußte man die bündnerischen Landvögte schon darum hassen, weil dieselben ihre Stellen mißbrauchten, um durch Erpressung, Bestechlichkeit und Feilheit sich große Reichthümer zu erwerben. Diese natürlichen Gründe der Abneigung des Unterthanenlandes gegen seine Herren wurden dem Volke durch die päpstlichen Bemühungen zum klaren Bewußtsein gebracht und bewirkten endlich eine allgemeine Unzufriedenheit mit Allem, was von Bünden kam. Die von dem Strafgerichte von Davos Verbannten benutzten diese Stimmung des Thales zu einem Werke abscheulicher Rache und schmachvollen Verrathes am Vaterlande.

Der Ritter Jakob Robustelli, ein Neffe des Rudolf Planta und geborener Veltliner, hatte im Solde Spaniens eine verderbliche Bande, den scheußlichen Auswurf menschlicher Gesellschaft, um sich gesammelt

und gedachte, einen Anschlag auf das Veltlin auszuführen. Er wollte Veltlin von Graubünden losreißen, die Reformation ausrotten und sich und das Land alsdann mit Spanien verbinden. Sein Plan wurde bekannt. Von verschiedenen Seiten kamen Warnungen nach Graubünden; man achtete nicht darauf. Unterdessen war Robustelli mit seiner Mordschaar ungehindert an die Grenzen von Veltlin gelangt und sandte die Verwegensten seiner Umgebung heimlich in das Land, Genossen für die Ausführung seines Planes zu werben. Dann trat er selbst mit den Angesehensten des Landes in eine Verschwörung, welche sich die Befreiung des Thales und die Ermordung der Reformirten zur Aufgabe setzte. Priester trugen das Geheimniß bis in die entlegensten Hütten und fanden überall treue Genossen zum blutigen Werke. Nachdem das Land so vorbereitet war, kam Robustelli mit seinen Schaaren in der dunklen Regennacht des 18. Juli 1620 nach Tirano und fand schon auf der ganzen Straße Wachen aufgestellt, auf daß keines der dem Tode geweihten Opfer entrinne. Da erklangen die Sturmglocken; der Mord begann. Das ganze Volk griff zu den Waffen. Nicht Alter, nicht Ansehen schützte die Reformirten; weder Haus noch Kirche retteten die Opfer; überall hin drang die verruchte Hand des Mörders. Der Landvogt wurde getödtet, obgleich er seine Waffen ablieferte, um Gnade für sich und die Seinen zu erhalten. Reformirten Predigern schlug man die Köpfe ab und stellte sie auf die Kanzeln unter Hohn und Spott. Der Ritter Lazzaroni hatte sich nackt über sein Hausdach geflüchtet und sich im Flusse verborgen; seine eigene Gattin soll ihn aber verrathen haben. Er wurde aus seinem Verstecke hervorgezogen und aufgefordert, den Glauben abzuschwören. „Wie, ich sollte Christum verleugnen, der mich mit seinem Blute erkauft hat!" rief entrüstet der Gefangene und starb. Der ihm das Zeichen zur Flucht gegeben, ein Katholik, wurde niedergemacht. Wer mit den Schlachtopfern Mitleid zeigte, fiel unter dem Mordstahle. Sechszig Reformirte waren in Tirano gemordet, und die von ihrem Blute geröthetenWogen der Adda wälzten nach Teglio die Kunde, daß die ketzerische Kirche zu Tirano ausgerottet sei.

Am anderen Morgen zog die Mordbande nach Teglio, wo sie im Augenblicke ankam, als die Katholiken aus der Messe gingen. „Helft uns die Ketzer ermorden", rief der von Blut triefende Azzo Besta ihnen

zu, „in Tirano sind sie schon erschlagen!“ Die Reformirtten waren gerade in der Kirche zum Gottesdienste versammelt; hierher stürmten die Mörder, denen das Volk sich angeschlossen hatte. Die Thüren wurden erbrochen. Pistolenschüsse wurden unter die erschrockene Versammlung abgefeuert. Der Prediger Peter Danz ward aufgefordert, seinen Glauben abzuschwören; er blieb standhaft. Eine Kugel streckte ihn mitten im Gebete vor der Kanzel nieder. Vergebens flehte die vierzehnjährige Margaretha Guicciardi für das Leben ihres Vaters; vergebens erbot sie sich zu sterben, wenn nur er erhalten würde; derselbe Streich tödtete beide. Siebzehn Männer und Weiber, welche sich in den Thurm geflüchtet hatten, wurden darin verbrannt.

Als die Nachricht von diesem Blutbade nach Sondrio, dem Hauptorte der Landschaft, gelangte, verbanden sich die Protestanten und Katholiken zu gegenseitigem Schutze und zur Abwehr der Mordschaar. Man verschanzte die Zugänge der Stadt und hielt gemeinschaftlich Wache. Doch in der Nacht gelang es der Ueberredung fanatischer Priester, den schönen Sinn ihrer Glaubensgenossen zu ändern. Am Morgen fand man die Leichname einiger Reformirten. Die übrigen wurden von Schreck erfüllt; siebenzig, zum Aeußersten entschlossen, unter ihnen die Pfarrer Alexius und Jenatsch, ergriffen die Flucht und konnten sich retten. 140 reformirte Schlachtopfer fielen in diesem Orte unter den entsetzlichsten Gräueln in dreitägigem Blutbade. Anna von Liba floh mit ihrem zwei Monate alten Kinde. Vor Schrecken erschöpft, sank sie auf der Straße bei einem Steine nieder und wurde eingeholt. Man forderte sie auf, ihren Glauben abzuschwören, und drohete, ihr das Kind zu entreißen. Mit der vollen Kraft einer verzweifelnden Mutter drückte sie den Liebling an ihre Brust und rief: „Meinen Leib hier möget Ihr tödten; meine Seele befehle ich, mein Gott, in deine Hände.“ Eine Kugel streckte sie nieder; ihr Leichnam wurde in Stücke gehauen. Einen alten Mann, welchen man für den Prediger Alexius hielt, setzte man auf einen Esel, gab ihm den Schwanz des Thieres in die Hand und führte ihn unter Hohn und Spott durch die Straßen; dann schnitt man ihm Nase, Ohren und Lippen ab und zerhackte endlich den verstümmelten Leib.

Solche Gräuel fielen noch an mehreren Orten vor; selbst Gräber wurden aufgewühlt und die Leichname längst Verstorbener in's Wasser geworfen, als Ketzer verbrannt oder den Hunden und wilden Thieren

preisgegeben. Morbegno jedoch ließ seine Reformirten ungehindert fliehen und gab ihnen sogar noch das Geleit, bis sie in Sicherheit waren; auch in Worms floß kein Blut. Bei 600 Menschen hatten einen grausamen Tod gefunden; viele, die geflohen waren und in den Bergen umherirrten, unterlagen dem Schrecken oder dem Hunger.

Mit bluttriefender Hand ergriff Robustelli die Zügel der Herrschaft über ein Volk, welches auf dem Punkte stand, die Mordwaffen gegen sich selbst zu gebrauchen im Streite um das Erbe der gemordeten Mitbürger. Veltlin wurde als eine unabhängige Landschaft erklärt und unter Spaniens Schutz gestellt.

Graubünden wird unterjocht.

Die geflohenen Planta, Rudolf und Pompejus, kannten nur noch ein Gefühl gegen ihre unglückliche Heimat, die Rache für die erlittene Unbill. Ihren Aufforderungen entsprechend, zog ein österreichischer Heerhaufen in das Münsterthal und eroberte es trotz des hartnäckigen Widerstandes der Thalbewohner, während spanische Truppen in das Veltlin rückten, um die Veltliner zu schützen gegen die Angriffe, welche Bünden in Verbindung mit seinen Bundesgenossen Zürich und Bern gegen dieselben richteten. Die Aufständischen, von Spanien mit Truppen und Geschütz wohl unterstützt, blieben Sieger; umsonst war Müllinen, der Oberst der Berner, bei Tirano den Heldentod gestorben, umsonst kämpften die Züricher mit Ausdauer unter einsichtiger Leitung; umsonst zeigten Ulysses von Salis und Fluri Sprecher ihren Landsleuten, zu welch' hohen Thaten Heldensinn und Vaterlandsliebe fähig machen. Nach kurzem Aufenthalte in einem verschanzten Lager bei Worms mußten die Verbündeten in das obere Engadin zurückweichen und den Spaniern das Veltlin überlassen. Der obere Bund trennte sich sogar von den beiden andern Bünden und sicherte sich durch ein Heer der V Orte gegen jeden Angriff seiner Gegner; er schloß sogar einen Bund mit Spanien, in welchem er alle Forderungen dieser Macht gewährte, freien Durchpaß und Werbung gestattete. So kehrte die Zwietracht in ihrer furchtbarsten Gestalt in Graubünden selbst ein; der Gotteshaus- und der Zehngerichtenbund erklärten sich gegen diese Schritte des dritten Bundes und suchten sich mit fremder Unterstützung

zu rüsten, um das abtrünnige Glied mit der Gewalt der Waffen wieder zum Bunde zurückzuführen. Da wurde plötzlich Pompejus Planta ermordet. Er war wieder auf sein Schloß zurückgekehrt und hatte einen regen Antheil am Abschlusse des spanischen Vertrages genommen. Wenn nun schon dieses Auftreten ihm unter allem Volke viele Feinde erwecken mußte, so waren es doch die von den Oesterreichern vertriebenen, unglücklichen Münsterthaler, welche ihn als den Urheber ihres traurigen Schicksals auf den Tod haßten. Diese Verzweifelnden faßten zuerst den Plan, den Verhaßten aus dem Wege zu räumen. Kaum hatte sich diese Stimmung kundgegeben, so fanden sich auch Männer, das Vorhaben auszuführen. Blasius und Jenatsch, beide ehemalige Diener der Kirche, hatten die Bibel mit dem Schwerte vertauscht und vereinigten sich mit den Bannerherren Im Ried und Christian von Hohenbalken zum blutigen Werke. An einem Winterabende (1621) brachen sie von Grüsch im Prättigau auf, ritten die ganze Nacht und kamen am frühen Morgen in Planta's Wohnung auf dem Schlosse Rietberg im Domletschg. Die Thore wurden erbrochen und die Bewaffneten drangen in das Schlafgemach des Pompejus Planta. Er floh aus seinem Bette in das Zimmer seines Tochtermannes, Herkules von Salis, wo er sich in einem Kamine versteckte. Die Mörder entdeckten ihn und stachen ihn nieder. Schon war er hingestreckt, als Im Ried ihm noch mit seiner Axt einen so fürchterlichen Schlag versetzte, daß der Körper, mitten durchgeschlagen, am Boden festgeheftet blieb. Nach vollbrachter That eilten die Thäter durch das Heer der fünf Orte unangetastet nach dem Prättigau zurück. Nun kam es zum Kriege unter den Bünden selbst; die Truppen der fünf Orte mußten das Land verlassen und der obere Bund wieder zu seinen Bundespflichten zurückkehren. Unterdessen hatten Spanien und Frankreich ohne Mitwissen der Bündner einen Frieden zu Madrid berathen, welcher das Veltlin wieder unter die Herrschaft von Bünden stellte und der Landschaft die katholische Religion sicherte. Die Eidgenossen sollten diesen Vertrag gewährleisten. Die reformirten Kantone zeigten sich bereit, die verlangte Gewährleistung auszusprechen; die katholischen Orte aber, bewogen durch den päpstlichen Nuntius und den französischen Gesandten, wollten von einer solchen Gewährleistung Nichts wissen; deßhalb zerschlugen sich wieder alle Unterhandlungen. Unterdessen hatten sich die Verhältnisse gegen Oesterreich anders gestaltet; denn ohne weitere Veranlassung schlug diese Macht den Bündnern

unvermuthet die Zufuhr ab. Oesterreich glaubte nämlich die innere Zerrüttung des Landes zur Ausführung eines längst gehegten Planes, das Münsterthal, das untere Engadin und acht Gerichte des Zehngerichtenbundes an sich zu ziehen, benutzen zu können. Auf einzelne Rechte, die es in jenen Landestheilen noch besaß, gestützt, verlangte es die Landeshoheit über dieselben. Vorerst führten diese Ansprüche zu Unterhandlungen, welche noch nicht beendigt waren, als eine Schaar junger Männer den Ruf zu den Waffen erhoben, um das Veltlin wieder zu gewinnen. 6000 Mann zogen wirklich vor Worms; aber sie wurden von den Spaniern mit großem Verluste zurückgeworfen. Dieses unglückliche Unternehmen wurde nun als eine Verletzung des zwischen Oesterreich und Graubünden beobachteten Waffenstillstandes erklärt und die Veranlassung zum Kriege, mit welchem Oesterreich das unglückliche Land ohne eine vorhergegangene Kriegserklärung am 17. Oktober 1621 überzog.

Rudolf Planta führte die österreichischen Schaaren von Tirol her in seine eigene Heimat. Mordend und sengend ergossen sich die wilden Krieger in das Engadin, nachdem sie durch ihre Uebermacht den ersten mannhaften Widerstand der Thalleute niedergeworfen hatten. Schonungslos wurden Weiber und Kinder gemordet, die Wohnungen geplündert und das Vieh, des Landes Reichthum, an fremde Nachzügler verkauft. Namenloses Elend herrschte im Thale; Planta hatte sich zu rächen geschworen und hatte sich gerächt. Die Trümmer des heimatlichen Glückes und der vaterländischen Freiheit waren die Denksäulen seiner verrätherischen That. Die Unternehmungen Oesterreichs enthüllten jedoch bald einen weitgehenden Plan, welcher kein geringeres Ziel hatte, als ganz Bünden zu unterwerfen. Denn fast zu gleicher Zeit, wo das Engadin überfallen wurde, drang eine andere Abtheilung des Feindes aus dem Montafun in das Prättigau ein. Mit unerschütterlichem Muthe stritten die Prättigauer, entflammt durch das Beispiel ihrer Führer, eines Jenatsch, eines Buol und dreier Sprecher von Berneck. Sie trieben die Oesterreicher zurück; aber da zeigte sich, daß die alte Eintracht gewichen war. Im Feindesblut gebadet, waren die streitbaren Männer heimgekehrt, und als der Feind wieder erschien und vom Engadin her durch neue Schaaren unterstützt wurde, da kam kein gemeinsamer Widerstand mehr auf; Prättigau ward unterjocht. Während dieß in Bünden geschah, überfiel nach vorher getroffener Abrede der

Statthalter Feria von Mailand die Grafschaft Cleven mit starker Macht. 400 Bündner unter Baptist von Salis kämpften gegen 7000 Spanier und Italiener und mußten erliegen. Ueberall war Kampf und überall Niederlage der Bündner, so daß die schönsten Theile des einst so mächtig starken Landes unter fremde Botmäßigkeit fielen.

Baldiron, der österreichische Oberbefehlshaber, drang, nachdem er im Prättigau und Engadin jeglichen Widerstand gebrochen, an den Rhein vor. Sein Marsch wurde häufig unterbrochen durch die Ankunft von Abgeordneten der Gemeinden, welche um Waffenstillstand und Frieden baten. Planta begleitete noch immer das feindliche Heer; an ihn wandten sich seine reformirten Landsleute und beschworen ihn als ihren Glaubensgenossen, er möchte doch all seinen Einfluß aufbieten, sie wenigstens bei ihrem Glauben zu erhalten. Mit den Worten: „Das Loos der Waffen hat die Frage in Deutschland*) bereits entschieden", wies er die Bittenden ab und ging einige Tage später zum Papstthume über.

Die Stadt Chur und das Prättigau wurden besetzt. Die Bewohner des Thales mußten die Waffen und Fahnen ausliefern, auf den Knieen um Gnade flehen und unbedingten Gehorsam schwören. Dessenungeachtet plünderte man ihre Dörfer und zwang das Volk, als ewige Denkmäler seiner Unterjochung die Zwingburgen Frakstein im Prättigau und den Pontalto im Engadin zu erbauen. Im Münsterthale, dem Engadin und dem Prättigau wurde die Reformation abgethan, die reformirten Prediger verjagt und in die übrigen Gemeinden kamen eine Menge Kapuziner, Messe zu halten und die Rückkehr zum alten Glauben zu betreiben.

Vor den Mordbanden Baldirons hatten sich 1500 Bündner geflüchtet; sie waren zu den reformirten Eidgenossen geeilt, von denen sie freundlich aufgenommen wurden. Unter den Fliehenden war auch der ehemalige Prediger Blasius, einer der Mörder des Pompejus Planta. Glücklich kam er bis auf die Höhe des Panixer Joches, wo er plötzlich von den Bauern erkannt, gefangen und gefesselt nach Innsbruck geschleppt wurde. Rudolf Planta forderte seinen Tod und ging oft zu

---

*) Durch die ersten Siege des Kaisers im Anfange des dreißigjährigen Krieges.

ihm in den Kerker, um sich an dem Schmerze zu weiden, welchen die wildeste Rache durch die unmenschlichsten Qualen über den Unglücklichen verhängte. Blasius, wiewohl mit dem ungerecht vergossenen Blute des Pompejus Planta befleckt, duldete unverzagt, und als die Stunde seines Todes gekommen, ließ er sich muthvoll erst die rechte Hand abhauen, bevor er seinen Nacken dem Schwerte darbot.

Furchtbar hausten Baldiron's Schaaren in dem unterdrückten Lande. Alle Plagen, welche nur ein roher, übermüthiger Sieger ersinnen kann, wurden über das Volk ausgegossen. Im Prättigau zwang ein kaiserlicher Fähndrich einen Bauer, den er sich hatte zäumen lassen, ihn auf dem Rücken einen steilen Bergpfad hinan zu tragen. Er selbst bediente sich der scharfen Sporen, um den Ermüdeten anzutreiben, während sein Knecht durch Peitschenhiebe den Bauer vorwärts trieb. „So muß man die stolzen Küher zahm machen!" rief höhnisch der Oesterreicher. — Neben diesem Treiben der rohen Soldatenhorden begannen die fanatischen Kapuziner ihr Bekehrungswerk. Fünfundsechszig Kirchen standen leer; die Ordensmänner suchten sie dem alten Glauben wieder zu gewinnen und ließen nicht selten die Bauern durch Kriegsknechte gebunden zur Kirche führen. So waren mit österreichischen Spießen die Bewohner des Dorfes Luzein im Prättigau in die Kirche getrieben worden, um den reformirten Glauben abzuschwören. Bei ihnen war Andreas Sprecher von Berneck, und als er mit den Seinen zur Leistung des Schwurs aufgefordert wurde, rief er: „Wir halten fest am Evangelium, das wir für wahr und gewiß halten. Eher sterben wir, als daß wir unserem Glauben entsagen. Wer denkt, wie ich, der stehe auf und folge mir!" Da erhoben sich alle Anwesenden; sein Muth hatte den ihrigen entzündet und das Vorhaben der rohen Soldaten und der fanatischen Mönche zu Schanden gemacht.

Das Land wird befreit.

Am 15. Januar 1622 wurde auf einer Zusammenkunft in Mailand, welcher eidgenössische und bündnerische Gesandte beiwohnten, die sogenannte mailändische Kapitulation abgeschlossen, welche folgende Hauptpunkte enthielt: „Veltlin und Worms sind unabhängig, sollen jedoch jährlich 25,000 Gulden an Bünden bezahlen. Die Bündnisse,

in welchen die zehn Gerichte, das Münsterthal und das untere Engadin zu dem Lande Graubünden stand, sind aufgelöst. Freier Durchmarsch muß zu jeder Zeit gewährt werden. Zu Cleven darf der reformirte Gottesdienst nie hergestellt werden und der katholische wird für ganz Graubünden frei erklärt." Dieser Vertrag, welcher alte Rechte aufhob und alte, treue Bundesgenossen preisgab, wurde mit blutendem Herzen von dem von aller Hülfe entblößten Lande angenommen. Welch schmerzliche Demüthigung!

Doch es kam Rettung aus dem Elende, Rettung von dem Theile des Landes, welcher noch am treuesten alten Heldensinn und alte Freiheitsliebe bewahrt hatte, vom Prättigau. Dieses Thal ist eine der fruchtbarsten Gegenden Bündens. In lieblicher Mannigfaltigkeit wechseln dort Matten, Baumgärten und Waldungen; bald öffnet sich das Thal zu fruchtbaren Wiesengründen, bald schließt es sich von hohen Felsen umthürmt, durch welche die schäumende Landquart sich Bahn gebrochen hat. Hier wohnte in sechszehn großen und vielen kleineren Ortschaften, hingegeben der althergebrachten Beschäftigung der Viehzucht, ein starkes und tapferes Volk, dessen Herz mit gleicher Liebe sich an die heimatlichen Berge, wie an seine eigene Freiheit und Unabhängigkeit anschloß. Dieses Volk wurde der Retter des ganzen Landes.

Der edle Thüring Enderli von Maienfeld, welcher sich wegen einer Schlägerei mit einem Oesterreicher in das Innere der Schweiz hatte flüchten müssen, war der Erste, der die Hand an das heilige Werk der Befreiung des Vaterlandes legte. Fern von der Heimat hatte er viele Unglücksgefährten getroffen, mit denen er sich berieth, wie das schmachvolle österreichische Joch von Graubünden genommen werden könne. Alle waren bereit, Leib und Leben an die Wiedererlangung der Freiheit zu setzen, und kehrten an die Grenze des Landes, nach Sargans, zurück. Von hier aus setzten sie ihre Landsleute in der Heimat von ihrem Plane in Kenntniß, und von Dorf zu Dorf verbreitete sich der männliche Entschluß, Theil zu nehmen an dem heiligen Werke. Aber woher Waffen nehmen? Alle Waffen waren an Oesterreich abgeliefert und nur Wenige hatten einzelne Stücke verheimlichen können. In aller Stille ward das friedliche Geräthe des Hauses und Feldes in Waffen des Krieges verwandelt: das Messer ward zum Dolche, an Sensen und Sicheln wurden lange Schäfte befestigt. Die Wälder wurden die Zeughäuser der tapferen Prättigauer; dort schnitten sie Sparren

und Keulen, beschlugen dieselben mit Nägeln und eisernen Spitzen und schufen sich so die Waffe, welche die Siege von Morgarten und Näfels entschieden hatte.

Baldiron hatte den Prättigauern den 24. April, den Palmsonntag des Jahres 1622, als die letzte Frist bestimmt, sich über die Annahme der Kapuziner zu entscheiden. Die Gemeinde Schiers schickte Tags zuvor Abgeordnete an den kaiserlichen Feldherrn, um ihn mit der Nachricht zu beruhigen, daß die Schierser am festgesetzten Tage zur Kirche kommen würden.

Der Morgen des verhängnißvolles Tages brach an, und man sah, wie von den Höhen des Gebirges die kräftigen Männer in's Thal herabstiegen, mit gewaltigen Waffen bewehrt. Furchtsame warnten vor der Uebermacht der Feinde, aber die Kühnen riefen: „Brüder, redet nicht so; uns liegt daran, die Ehre Gottes zu retten; mit seiner Hülfe gehen wir an das Werk; er wird uns zum Siege über die Gottlosen verhelfen!" Da schlossen sich ihnen Viele an; selbst Weiber waffneten sich, um den Kampf für Freiheit und Glauben mitzukämpfen. Die Mannschaften von Klosters, von Cerneus und von Saas gingen mit gutem Beispiele voran; ihnen folgten die übrigen. An ihrer Spitze ging Johannes Jeuch, von dem es im Volke hieß, er sei durch Zauber hieb- und schußfest und schüttele nach jedem Kampfe eine Unzahl Kugeln aus seinem Wammse. Geraden Weges ging es auf Castels los, eine Veste, in welcher sich ein Theil der Oesterreicher zu vertheidigen gedachte. Ohne Belagerungszeug griffen die Bündner an und forderten die Besatzung auf, sich auf Gnade zu ergeben. Aber die Oesterreicher riefen: „An Euch ist's, Ihr Schurken, uns Dank zu sagen, wenn Ihr mit heiler Haut wieder heimkommt." Plötzlich kam die freudige Botschaft an die Belagerer, daß die Oesterreicher im Thale überall geschlagen seien. Da hoben sie zu feierlichem Eide die Hände gen Himmel und schwuren, für das heilige Evangelium und für die Freiheit Alles zu opfern. Unter dem feierlichen Gesange: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr der Heerschaaren und die Erde ist seines Ruhmes voll!" erneuerten sie den Angriff; doch erst am dritten Tage ergab sich die Besatzung. Man ließ sie die Waffen niederlegen und nahm ihnen einen Eid ab, nie mehr wider Bünden dienen zu wollen; dann geleitete man sie an die Grenze und entließ sie. In Feldkirch, wohin sie kamen, wurden die Begnadigten vom österreichischen Feldherrn

Reitnauer des geschworenen Eides entbunden und in die Regimenter eingereiht, welche bestimmt waren, den Aufstand zu bestrafen. Auch die Befestigungen von Luziensteig wurden genommen und österreichische Gefangene mußten die Schanzen vollenden, welche die Bündner auf Baldiron's Machtgebot begonnen hatten.

Während dieß geschah, hatten die Prättigauer im ganzen Thale gesiegt. In Schiers, wo man die Bewohner zwingen wollte, den Gottesdienst der Kapuziner zu besuchen und die Kirche von österreichischen Soldaten umlagert war, fand man den heftigsten Widerstand. Ein glücklicher Zufall entschied zu Gunsten der Thalleute. Während des Kampfes fing ein Sack Pulver im Gewölbe der Kirche Feuer, sprengte mit fürchterlichem Knalle einen Theil des Gebäudes in die Luft und begrub fünfzig Feinde unter den Trümmern. Schrecken erfaßte die Oesterreicher; sie flohen und wurden von den Kolben der Landleute schwer verfolgt. Frauen waren zu muthigen Kriegern geworden: Salome Lienhard erschlug mit eigener Hand sieben Landsknechte. In Seewis und Grüsch ward auf gleiche Weise gestritten, und nachdem im Ganzen etwa 400 Feinde erschlagen und die übrigen in die Flucht gejagt waren, verkündete lauter Jubel den benachbarten Thälern den Sieg und die Befreiung. Die Sieger forderten ihre Brüder in Davos, Schalfik und Churwalden auf, ihrem Beispiele zu folgen, und aus allen Thälern strömte kampflustige Mannschaft herbei, die wieder errungene Freiheit zu sichern. Rudolf von Salis, der als Verbannter in Zürich lebte, wurde seiner hohen Feldherrngaben wegen aufgefordert, den Oberbefehl zu übernehmen, und hatte kaum diese Mahnung erhalten, als er an der Spitze einer zahlreichen Schaar Verbannter in die Heimat eilte. Von Davos kam der Landammann Peter Guler mit einer kriegsmuthigen Schaar; Thüring Enderli brachte kräftige Hülfe von Maienfeld; Venedig und Bern schickten Hülfsgelder, und Johannes Jeuch mit seinen tapferen Prättigauern war zu den größten Kriegsunternehmungen entschlossen.

Noch ehe Salis angekommen war, griffen Enderli und Guler mit 600 Mann Maienfeld an, wo 850 Oesterreicher standen, während unter den Befehlen des Generals Reitnauer von Feldkirch her 600 Landsknechte herbeizogen, um das Dorf Fläsch bei Luziensteig zu besetzen. Die Besatzung von Maienfeld ergab sich bald und schwur, nie wieder die Waffen gegen Bünden zu ergreifen. Zuvor aber zogen die beiden

heldenmüthigen Führer gegen Fläsch. Zweihundertundfünfzig Keulenträger, durch Gebet gestärkt, Guler und Enderli voran, fielen über die Kaiserlichen her unter fürchterlichem Geschrei. Zweihundertunddreißig Feinde blieben mit zerschmettertem Schädel auf dem Wahlplatze, Viele ertranken im Rheine, und Reitnauer konnte nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes der Gefangenschaft entgehen. Noch kämpften die Helden, als beim Untergange der Sonne eine merkwürdige Erscheinung ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Der Sonne Bild spiegelte sich nämlich in den Dünsten der Atmosphäre gegen Osten ab, so daß es schien, als wollte sie noch einmal ihren Tageslauf beginnen zum guten Gedeihen des Sieges. Erhöheter Muth und Sieg waren die Folgen, welche diese Erscheinung für die Bündner hatten. Unter den erschlagenen Landsknechten erkannte man mehrere, welche zur Besatzung von Castels gehört hatten. Sie wurden mit aufgehobenem Arme begraben, so daß drei Finger über die Erde hervorragten, zum Zeichen des Meineides, den sie geschworen, nie mehr gegen Bünden zu dienen. Aber das Volk erzählte sich, diese Leichen seien, wie die anderen, eingescharrt worden; Gott aber hätte sie für den geschworenen Meineid dadurch gestraft, daß sie selbst ihre meineidige Rechte aus dem Grabe emporrecken mußten.

Als die Nachricht von diesen Heldenthaten nach Appenzell kam, brachen viele Appenzeller auf ihren Brüdern in Bünden zu Hülfe; auch aus anderen Gauen kamen tapfere Freunde, um das begonnene Werk der Befreiung ruhmvoll beenden zu helfen. Denn noch stand Baldiron in Chur und hatte mehrere Schlösser im Rheinthale besetzt. Spanische Zuzüge hatten seine Macht noch verstärkt, und sogar die Männer aus dem oberen Bunde, von den Kapuzinern angefeuert, waren bereit, gegen die hochherzige Erhebung des Prättigau's zu streiten. Gegen diese letzteren wandten sich die Prättigauer und übrigen Schweizer zuerst und jagten sie in die Flucht, und da man hörte, daß neue spanische Zuzüge durch das Albulathal anrückten, griff man sie an, bevor sie ihre Verschanzungen bei Tiefenkasten hatten vollenden können, und trieb sie aus dem Lande. Dem stolzen Baldiron blieb nur noch die Stadt Chur, welche sogleich von der ganzen Kriegsmacht der Bündner umschlossen wurde. Hunger und Durst kamen in die Stadt und nöthigten die Besatzung, sich zu ergeben. Zwischen den Reihen der mit ihren blutigen Keulen bewaffneten Prättigauer hindurch zog

Baldiron mit etwa 2000 Mann ab; er, der so lange der Schreck des Landes gewesen, mußte es der Gnade des von ihm arg mißhandelten Volkes danken, daß er es mit heiler Gesundheit verlassen konnte.

Nach diesem glänzenden Siege zog Salis nach Ilanz, um die Gemeinden des oberen Bundes von der mailändischen Kapitulation abzuziehen und wieder mit ihren alten Bundesbrüdern zu vereinigen. Er brauchte sich nur zu zeigen, so wurde seiner Aufforderung entsprochen; willig bezahlte man 9000 Gulden Kriegskosten, welche man unter die wackere Mannschaft vertheilte, die des Vaterlandes Freiheit gerettet hatte. Am 27. Brachmonat 1622 tagten die drei Bünde wieder nach altem Herkommen in Chur. Das Land war frei und alle Bündner waren entschlossen, die Freiheit zu erhalten.

Die zweite Eroberung Bündens.

Oesterreich, damals ernsthaft mit dem dreißigjährigen Kriege beschäftigt, konnte nicht daran denken, die erlittene Niederlage zu rächen; es gab sich sogar den Anschein, als sei es geneigt, mit Bünden einen ehrenvollen Frieden zu schließen. Durch diese Umstände wurden die Bündner so sicher, daß sie ihre Truppen entließen, die Pässe des Landes nur schwach besetzten und aller Warnungen ungeachtet nur an die Einsammlung ihrer Feldfrüchte dachten. Unterdessen hatte Tilly in Deutschland die Heere der Protestanten besiegt und dem Kaiser war es gelungen, die Reformation in einem Theile des Reiches zu ersticken. Hierdurch war dann auch Oesterreich im Stande, seine Plane gegen Bünden wieder aufzunehmen und Erzherzog Leopold zauderte nicht, eine zweite Eroberung des Landes in's Werk zu setzen.

Schon am 14. Juli 1622 drang der gedemüthigte und deßhalb mit Rache erfüllte Baldiron in das Engadin ein, dessen Eingänge wegen der Aussicht auf einen vorgespiegelten Waffenstillstand nachlässig bewacht waren, und vereinigte sich hier mit Robustelli, der mit seinen Veltlinern von einer andern Seite in das Land brach. Rudolf von Salis eilte an der Spitze einer kleinen Schaar Bündner herbei, um ein weiteres Vordringen der Feinde zu verhindern; aber er konnte sich um so weniger gegen die Uebermacht halten, als ein zweiter österreichischer Heerhaufe von 10,000 Mann unter dem Befehle des Grafen Alwig von Sulz aus dem Montafun hereinbrach. Thal um

Thal wurde von den Feinden erobert; weder Greise, noch Weiber und Kinder wurden verschont; auf dem Felde von Süß starben 40 Engadiner durch die Hand des Scharfrichters. Häuser und Dörfer wurden verbrannt und höhnisch riefen die feindlichen Krieger: „Der Erzherzog hat jedem von uns ein Haus versprochen; wären wir Schnecken, wir trügen's fort; als Soldaten zünden wir es an!" — Salis mußte sich über den Scaletta zurückziehen und die österreichischen Gräuel ergossen sich über das Davos. Am 5. September brach der Feind mehrere tausend Mann stark in's Prättigau ein. Hierher hatte sich Salis zurückgezogen und stand mit 500 Landleuten bei Saas auf der Hochebene von Raschnals. Sie hatten sich durch einen Verhau geschützt und warteten auf den Feind, entschlossen, zu kämpfen und zu sterben. Der Feind kam. Es waren Baldiron's und Alwig's vereinigte Schaaren, Reiterei und zahlreiches Fußvolk. Alsbald geschah der Angriff von allen Seiten; es schien ein Leichtes, das schwache Häuflein zu zersprengen. Gemsen gleich, sprangen die Bündner auf den Felsen umher und schmetterten mit ihren mächtigen Keulen Alles nieder, was sie erreichen konnten. Alwig's Reiter wichen, das Fußvolk folgte ihnen; der Sieg schien verloren. Die gefangenen Bündner wurden auf Baldiron's Befehl aus Rache niedergemetzelt. Da gelang es den Bemühungen Alwigs, die Schlacht wieder herzustellen. Die Landleute wurden umzingelt und geriethen in das Feuer der feindlichen Schützen, welche aus sicherem Verstecke ihr Ziel selten fehlten. Es floß viel Blut; sie mußten weichen. Jetzt gaben sich dreißig Männer das Wort, die Freiheit des Vaterlandes nicht zu überleben. Mit hoch geschwungenen Keulen stürzten sie in den Feind, durchbrachen seine Glieder und schmetterten zahllose Feinde darnieder; doch auf den Leichen der Erschlagenen fanden sie selbst ihr Grab. Glücklicher waren 25 andere Gefährten, die, ebenfalls zu sterben entschlossen, sich abermals auf Alwig's Reiter warfen und denselben drei in einem Ueberfalle vor der Schlacht erbeutete Fahnen wieder abnahmen. Die Wiese Aquasana, wo dieser Kampf stattfand, ward durch denselben zur heiligen Stätte des ruhmvollen Andenkens vieler unverzagter Kämpfer für Freiheit und Vaterland.

Nur eine kleine Schaar Bündner war dem Blutbade entgangen; an ihrer Spitze zog Salis gegen Maienfeld herab und dann hoffnungslos aus dem Lande, welches bald wieder ganz unter die österreichische

Botmäßigkeit sank. Mord und Plünderung herrschten im Lande; Beute und Vieh wurden zu Spottpreisen an die nachziehenden Tiroler verkauft; selbst die Glocken aus den Kirchen wurden weggeschleppt. Ohne Nahrung, ohne Obdach irrten die Dorfbewohner umher, und als der Winter herbeikam, gesellte sich zu dem Hunger noch die fürchterliche Seuche der sogenannten ungarischen Krankheit, welche zahllose Opfer forderte. Noch heutzutage wird in Bünden von diesem schrecklichen „Hungerwinter" erzählt.

Mehr als zwei Jahre seufzte das unglückliche Land unter dem Drucke einer rohen Soldatenherrschaft. Der Bischof von Chur stellte, unterstützt von Nuntius und Geistlichkeit, alle seine im Laufe der Reformation erloschenen Rechte wieder her, und von den Kapuzinern angefacht, stieg der Fanatismus der Katholiken wieder so hoch, daß es ein Geistlicher aus dem Veltlin wagen durfte, eine Mordbande in das Puschlav hinüberzuführen und 26 Protestanten zu ermorden. Diese unglücklichen Opfer waren durch Alter und Krankheit verhindert worden, sich den 300 anzuschließen, welche in der Flucht ihre Rettung gefunden hatten. Lange Zeit war jede Aussicht auf Rettung verschwunden; da schlug mit einem Male die Stunde der Befreiung.

Mit eifersüchtigem Auge hatte nämlich Frankreich die Fortschritte beobachtet, welche Oesterreich in Graubünden gemacht. Es mußte ihm in Beziehung auf Mailand unerwünscht sein, wenn eine ungehinderte Verbindung zwischen diesem Lande und Oesterreich in's Leben trete, da es jede Vergrößerung der habsburgischen Macht hindern wollte. Daher kam es denn auch, daß der französische Minister Richelieu sich mit Venedig und Savoyen verband, um die gänzliche Rückgabe des Veltlins und der übrigen den Bündnern entrissenen Landschaften nöthigenfalls zu erzwingen. 50,000 Mann sollten zu diesem Zwecke ausgerüstet und die Kantone der Schweiz eingeladen werden, dem Bündnisse beizutreten. Obgleich sowohl der Papst, in dessen vorübergehenden Besitz Veltlin, Worms und Kleven gekommen waren, als Spanien diesem Bündnisse entgegenwirkten, so machte doch die Kunde des Planes schon einen solchen Eindruck auf die in Bünden liegenden Oesterreicher, daß sie Unterhandlungen wegen der Räumung des Landes mit den Bündnern anknüpften. Sie wollten Graubünden verlassen, wenn das Land 24,000 Gulden bezahle; nur die acht Gerichte im Prättigau und das untere Engadin sollten unter Oesterreichs Herr-

schaft verbleiben und ihre Bewohner innerhalb acht Monaten zum römischen Glauben zurückkehren oder auswandern. Unterdessen hatte Frankreich seinen Plan ausgeführt; Venedig und Savoyen hatten sich bereitwillig demselben angeschlossen, die Eidgenossen waren getheilter Meinung. Die Katholiken zögerten; die Protestanten gingen rasch an das Werk; Bern, Zürich und Wallis sandten jedes 1000 Mann, Neuenburg 200, Glarus 700; ihnen schlossen sich 1600 Mann Franzosen an, 1200 Mann zu Fuß und 400 Reiter; die Vorhut bildeten die verbannten Bündner unter den Befehlen des Rudolf von Salis. Als diese Streitkräfte in Bünden erschienen, ertönte ein Schrei der Freude durch das ganze Land; Bünden war frei. Selbst die acht Gerichte erhielten von dem französischen Oberbefehlshaber Coeuvres die Freiheit vom österreichischen Joche und Veltlin sollte wieder gewonnen werden. Nicht ohne Kampf wurde auch diese Absicht erreicht; aber nun änderte Frankreich seine Handlungsweise. Richelieu war ein Feind der Reformation; unter seinem Einflusse wurde später, nachdem er die französischen Protestanten besiegt hatte, auch die Reformation im Wallis unterdrückt, und bei der Hülfe, die er den Bündnern geleistet, war es ihm auch mehr um die Erweiterung des französischen Einflusses, als um die entfernteste Unterstützung der Reformation zu thun. Als daher daher das Veltlin erobert war, zögerte er mit der Rückgabe des Landes an seine ehemaligen Herren, und bemühete sich sogar, dasselbe als ein unabhängiges Land gegen eine Jahresabgabe gänzlich loszureißen. Im Jahre 1626 endlich versöhnte sich Frankreich mit Spanien und verfügte in einem Frieden zu Monzone (Arragonien) über das Veltlin, Worms und Kleven. Die reformirte Religion wird durch diesen Vertrag in den drei Herrschaften gänzlich verboten, Richter und Beamte werden von den Einwohnern aus ihrer Mitte gewählt und den Bündnern bleibt nur das Bestätigungsrecht der Verfügungen derselben. Dagegen haben die Herrschaften an Bünden 25,000 Gulden zu bezahlen. Vergebens klagten die Bündner über diese Behandlung; sie mußten sich fügen und hofften, still duldend, auf bessere Zeiten.

Bünden wird zum dritten Male von Oesterreich erobert.

Der Vertrag von Monzone hatte alle reformirten Schweizer gegen Frankreich eingenommen, um so mehr, da er aus einem Umstande

hervorgegangen war, welcher jedes Mißtrauen in die Treue Frankreichs rechtfertigte. Um nämlich die Hugenotten desto nachdrücklicher bekriegen zu können, mußte Richelieu sich mit den äußeren Feinden des Königreiches auf einen friedlichen Fuß stellen und besonders Spanien für sich gewinnen; darum fügte er sich dem spanischen Willen und opferte Bündens und Frankreichs Vortheile der neuen Freundschaft. Die Bündner machten vergebliche Einwendungen gegen den Vertrag, welcher sie der Herrschaftsrechte über das Veltlin beraubte. Selbst zu schwach um mit Waffengewalt die Vollziehung der Uebereinkunft zu hindern, und verlassen von den Eidgenossen, welche, unter sich uneinig, keine Hülfe gewähren konnten, ergaben sie sich endlich in ihr unabänderliches Schicksal. So wuchs die Abneigung gegen Frankreich von Tag zu Tag: eine Erscheinung, welche der Kaiser mit Freuden wahrnahm. Seine Waffen waren in Deutschland mit Sieg gekrönt worden, und hierdurch konnte der stets wachsame Feind von Graubünden wieder ungetheilt seinen Planen gegen dieses Land nachhängen. Ehe sich die Eidgenossen dessen versahen, drangen am 27. Mai 1629 auch 30,000 Mann über den Luziensteig in das Land ein und besetzten Chur und Maienfeld und alle Päße bis nach Cleven. Neue Schaaren folgten nach, so daß zuletzt 40,000 Mann unter dem Befehle des Grafen Torojuliano das Land überschwemmten. Zwar zog der größere Theil dieser Streitkräfte nach Italien, wo Frankreich mit Spanien den mantuanischen Erbfolgekrieg führte; doch reichten die Zurückgebliebenen hin, um das Joch drückender Knechtschaft zum dritten Male über Graubünden zu werfen. Kaum hatte sich das unglückliche Land zu erholen angefangen, kaum sah man, wie Hütten und Dörfer sich wieder aus Asche und Trümmern erhoben, als der verheerende Strom roher Kriegshorden auf's Neue in das Land brach. Das Volk wurde zu schweren Schanzarbeiten gezwungen, bei denen die einst freien Männer wie Sklaven behandelt wurden; der zuchtlose Krieger plünderte Stall und Keller und trieb sein Pferd auf Feld und Wiesen; er war Herr im Lande. Doch theilte er diese Herrschaft mit der Pest, welche er aus fernem Lande mitgebracht hatte und welcher in einem Zeitraume von wenigen Wochen 12,000 Menschen zum Opfer fielen. Wie ein Tyrann herrschte Rudolf Planta im Engadin; Folter und Blutgerichte waren die Stützen seines Regiments. Im Veltlin wurden alle Reformirten verbannt bei Verlust von Gut und Leben; wer Einen nach Verlauf

von drei Tagen, hieß es, noch im Lande trifft, darf ihn erschießen und erhält den dritten Theil von dem Vermögen desselben. Kurz, was nur immer Schreckliches erdacht werden kann, war in Bünden eingekehrt durch die Treulosigkeit Frankreichs und den Verrath eigener Landeskinder.

Die Rettung von solcher Noth hatte Graubünden einem Vertrage zu danken, welchen Frankreich mit dem Kaiser schloß und in welchem neben Anderem der Abzug aller österreichischen Besatzungen aus Bünden ausbedungen worden war. Die Erfüllung dieser Bedingung erzwangen jedoch die Fortschritte, welche der Schwedenkönig Gustav Adolf, der Retter der deutschen Protestanten, gegen den Kaiser machte und durch welche er denselben nöthigte, die Unterjochung Graubündens zu vergessen und auf die Rettung seiner eigenen Erblande bedacht zu sein. Der Tod, welchen Gustav Adolf in den Armen des Sieges bei Lützen gefunden hatte, änderte Nichts an dem Kriegsglücke der schwedischen Waffen; doch die unglückliche Schlacht von Nördlingen drohete, die errungenen Vortheile Schwedens und Deutschlands wieder zu vernichten. Da trat Frankreich offen für die Protestanten gegen Oesterreich in die Schranken und gab auch seinen Maßregeln in Graubünden einen stärkern Nachdruck. Hier vertrat der Herzog von Rohan, ein redlicher und leutseliger Mann, die Sache Frankreichs. Schon mehr, als einmal, hatte er den Befehl erhalten, das Veltlin wieder zu erobern, aber immer war derselbe wieder zurückgenommen worden. Jetzt endlich war der Zeitpunkt genaht, wo dieser Wunsch der Bündner in Erfüllung gehen sollte. Sie vereinigten ihre Macht mit einem französischen Heere; zahlreiche Schaaren von Eidgenossen trafen ein, und, bevor Oesterreich noch gerüstet war, hatte der tapfere Rohan durch die vier glänzenden Siege bei Luvin, Mazzo, Freele und Morbegno das Veltlin erobert. Da forderte Bünden die Zurückgabe der wiedererrungenen Landschaft; aber Rohan wollte dieselbe nur unter ähnlichen Bedingungen gewähren, wie sie der Frieden von Monzone enthielt. Nicht ohne Widerstand wurden endlich seine Vorschläge angenommen; doch blieb die Unzufriedenheit im Lande, die sich immer höher steigerte, als Frankreich den Bündnern den rückständigen Sold nicht bezahlen konnte. Aus diesem Grunde hörte man auf Spaniens und Oesterreichs Anerbieten, die alten Verhältnisse wieder herzustellen. Viele der angesehensten Bündner traten mit Oesterreich, dessen im

dreißigjährigen Kriege gebrochene Macht nicht mehr furchtbar schien, in geheime Unterhandlungen. Georg Jenatsch, der wilde Vertheidiger der Reformation, war unter den Ersten, die diesen Schritt thaten. Dem Ziele seines Strebens, der Wiedererlangung des Veltlins, opferte er Alles auf; seine dem französischen Herzoge geschworene Treue brach er durch die Einverständnisse, die er mit Oesterreich einging; seinen Glauben schwur er ab und ging zur katholischen Kirche über, um sich die Gunst seiner bisherigen Feinde zu sichern. Das nächste Resultat der angeknüpften Unterhandlungen war eine Verbindung der angesehensten Bündner, welche man den Kettenbund nannte und welche den Zweck hatte, Leib und Gut daran zu setzen, das Vaterland von fremdem Joche zu befreien. Als dann im Einverständnisse mit diesen Männern bei Lindau ein deutsches und am Comer-See ein spanisches Herr sich den bündnerischen Grenzen näherten, da beschloß Rohan (welcher persönlich dem Lande gewogen, aber durch die Befehle Richelieu's gezwungen worden war, in anderer Weise zu handeln), mit seinen Truppen das Land zu verlassen. Sein Abzug gewährte jedoch den Bündnern noch nicht, was sie gehofft hatten; Spanien und Oesterreich geberdeten sich nun als Sieger und wollten das Veltlin nicht aus ihren Händen geben. Es bedurfte noch jahrelanger Unterhandlungen, bis Bünden seine Unterthanenlande wieder erhielt; es mußte aber ihren Glauben und ihre Rechte schonen und auf jede Rache verzichten.

In den Jahren 1649 und 1652 kauften diejenigen Theile von Bünden, in welchen Oesterreich noch Rechte besaß, sich von dieser Herrschaft völlig los und so wurden der Zehngerichtenbund und das untere Engadin freie Glieder des rhätischen Bundes; während Oesterreich nur im Besitze von unbedeutenden Rechten in Rhäzüns, im Münsterthale und zu Tarasp blieb.

Herrlich brach darauf die Sonne des Friedens durch die dunklen Gewitterwolken und rief eine Menge von Segnungen hervor, durch welche die geschlagenen Wunden bald vernarbten und Freiheitssinn und Biederkeit wieder in das Land zurückkehrten.

Der Tod Jenatsch's.

Georg Jenatsch, welchen wir während der Bündner Unruhen mehrmals als Führer seines Volkes kennen gelernt, war der Sohn eines reformirten Geistlichen. Mit großen Talenten ausgerüstet, war

er auch zum geistlichen Berufe bestimmt und studirte mit einer obrigkeitlichen Unterstützung in Zürich und später in Basel die Theologie. Nach seiner Rückkehr in die Heimat fand er bald eine Stelle als Pfarrer und wurde in dieser Eigenschaft kurze Zeit nachher in das Veltlin versetzt. Schon drei Jahre hatte er seinem Amte nicht ohne Lob vorgestanden, als ihn die Ereignisse auf den Schauplatz öffentlicher Wirksamkeit riefen. Er war Mitglied eines Strafgerichtes in Thusis, und nachdem er gewaltthätiger Handlungen wegen für einige Zeit seines Amtes entsetzt worden war, vertauschte er den geistlichen Stand mit demjenigen des Kriegsmannes. Der Gang der Ereignisse führte ihn aus der Heimat nach Deutschland, wo er im Heere des Grafen von Mansfeld gegen die Kaiserlichen focht. Die Ermordung des Pompejus Planta, in welchem er den Landesverräther haßte, war hauptsächlich sein Werk. Später finden wir ihn, alle Wechselfälle des Vaterlandes theilend, bald als Verbannten im Auslande, bald als Führer und Berather seines Volkes im Kriege, wie in den Unterhandlungen mit auswärtigen Mächten, bis ihn endlich am 24. Jan. 1639 der Tod erreichte.

Bei Chur war damals eine Schenke „zum staubigen Hütlein", welche dem Pastetenbäcker Fausch gehörte. Hier hatte sich Jenatsch mit Peter Guler, Rudolf Travers und mehreren anderen Offizieren zu einer Mahlzeit eingefunden. Die Unterhaltung begann mit einem Wortwechsel und endigte mit Tanz. Es war 11 Uhr und man wollte sich schon trennen. Da trat Rudolf Planta, der Sohn des ermordeten Pompejus plötzlich in den Saal. Der Tod seines Vaters schon hatte ihn mit tödtlichem Hasse gegen die Mörder, besonders gegen Jenatsch erfüllt, und der Haß hatte sich zur Wuth gesteigert, da er sich durch Jenatsch persönlich beleidigt glaubte. Planta kam nicht allein; 25 Vermummte begleiteten ihn und unter diesen soll sich seine Schwester Lucretia befunden haben, welche schon seit Jahren den Tag der Rache herbeigesehnt hatte. Sie soll die augenblickliche Gereiztheit ihres Bruders benutzt haben, um ihn für die Ausführung ihres Vorhabens zu gewinnen. — Als Planta eintrat, ging ihm Jenatsch entgegen und reichte ihm freundlich die Hand, um ihn in den Saal einzuführen. Da schoß Thüringer, einer der Vermummten, dem Jenatsch in die Wange. Der Verwundete griff, um sich zu vertheidigen, nach dem nächsten Gegenstande; er faßte einen Leuchter und wollte sich zur Wehre stellen. Da streckte ihn ein Axtschlag, von fester Hand geführt, zu

Boden. Der gedungene Birtsch hatte den Schlag geführt mit derselben Axt, mit welcher Pompejus Planta erschlagen worden war und welche Lucretia auf den Tag der Rache sorgfältig aufbewahrt hatte. Plötzlich wurden alle Lichter ausgelöscht, und sechs gewaltige Streiche gaben dem heldenmüthigen Jenatsch den Tod.

Rudolf Planta fiel ein Jahr später durch Mörderhand, nachdem er selbst einen nahen Anverwandten, mit welchem er einer Erbschaft wegen in Streit gerathen war, durch einen gedungenen Mörder hatte umbringen lassen.

„Wohin hat die Natur, wohin sich verirret Treue und Glaube?"*)

Kilian Kesselring.

Die Schwankungen des dreißigjährigen Krieges blieben nicht ohne Rückwirkung auf die schweizerischen Verhältnisse; denn die beiden Glaubensparteien der Eidgenossen sahen in dem fremden Kampfe den Entscheid ihrer eigenen Angelegenheiten. Als Kaiser Ferdinand II. 1629 das Restitutionsedikt erließ, traten der Bischof von Basel, und nach seinem Vorbilde der Bischof von Constanz und der Abt von St. Gallen auf, machten erloschene Rechte wieder geltend und suchten verlorenes Besitzthum wieder zu gewinnen. Die Prälaten von Konstanz und St. Gallen, unterstützt von den katholischen Orten, stellten im Thurgau und im Rheinthale an die Reformirten Forderungen, welche allen eidgenössischen Verträgen zuwiderliefen. Daran entzündete sich der gegenseitige Haß der Eidgenossen, der wahrscheinlich zu einem neuen Religionskriege geführt hätte, wenn nicht die Nachricht vom Siege Gustav Adolfs bei Leipzig (1631) die Katholischen zur Nachgiebigkeit gestimmt hätte. Ein die alten Uebereinkünfte achtender Vergleich stellte die Eintracht unter den Eidgenossen wieder her; sie beschlossen sogar, ihre Grenzen gegen jede auswärtige Macht gemeinschaftlich zu schützen und ihr Augenmerk in den Wirren des auswärtigen Krieges nur auf die eigene Wohlfahrt zu richten. In diesem Sinne und Geiste hatten auch die reformirten Orte die Aufforderung abgelehnt, welche Gustav

*) Planta's Grabschrift.

Adolf mehrmals an sie richtete, auf seine Seite zu treten; und doch deckte der hergestellte Friede kaum den lang gehegten Haß.

Als der dreißigjährige Krieg sich den schweizerischen Gauen näherte, beschlossen die Eidgenossen nach ihrer Uebereinkunft ein starkes Heer aufzubieten, um zu verhindern, daß die fremden Heere den Schweizerboden betreten. Obgleich die Grenzen besetzt waren, bemächtigte sich doch der schwedische General Horn des zürcherischen Städtchens Stein und machte Anstalten über thurgauisches Gebiet nach Konstanz zu ziehen, um diese Stadt zu belagern. An der Brücke von Stein lag unter Joseph Auf der Mauer von Schwyz eine Wache von dreihundert Mann, welche sich zurückzog im Gefühle, der schwedischen Macht keinen erfolgreichen Widerstand leisten zu können. So wurde dem schwedischen Feldherrn (1633) der Weg geöffnet, über den thurgauischen Boden vor Konstanz zu ziehen, wo eine kaiserliche Besatzung lag. Eine harte Belagerung begann und auf schweizerischem Boden wurde ein Lager und verschiedene Schanzwerke errichtet, noch mehr aber fühlten sich die Eidgenossen verletzt, als der General Horn seinen Truppen einige Schlösser und Dörfer des Abtes von St. Gallen, eines Eidgenossen, zu plündern erlaubte. Doch blieb es bei der Drohung; denn Horn wurde, nachdem er vor der wohlvertheidigten Stadt viele Krieger verloren hatte, genöthigt, wieder abzuziehen. Der Einbruch der Schweden hatte unter den Eidgenossen die Zwietracht wieder wachgerufen; die Katholischen erklärten laut, die reformirten Stände, vorzüglich Zürich, hätten das Eindringen der Schweden begünstigt und nannten sie Verräther, obgleich sie bei ähnlichen Verletzungen des Basler und Schaffhauser Gebietes durch die Oesterreicher gleichgültig geblieben waren. Es drohete, ein Bürgerkrieg auszubrechen, besonders da Zürich sich den katholischen Orten nicht anschloß, um die Schweden von dem eidgenössischen Gebiete zu vertreiben, und so den auf ihm ruhenden Verdacht zur scheinbaren Gewißheit erhob. Bei Wyl sammelten sich in einem Lager 3000 katholische Eidgenossen und hielten sich bereit, die schwedischen Unternehmungen gegen den Abt von St. Gallen zu verhindern. Als jedoch die Schweden abgezogen waren, und die Besatzung von Konstanz in den Thurgau einbrach und mordete und plünderte, blieb Alles ruhig. — Keinem Manne brachten diese Vorfälle größeres Leid, als dem Kilian Kesselring von Bußnang.

Kesselring war der angesehenste Mann im Thurgau und wegen

seiner Anhänglichkeit an Zürich hatte ihn diese Stadt zu ihrem Bürger angenommen. Als der Krieg in Deutschland ausbrach, wurde er zum Oberstwachtmeister ernannt, in welcher Eigenschaft er alle Schutzanstalten gegen räuberische Einfälle zu treffen hatte. Als Auf der Mauer aus seiner Stellung bei Stein vor den Schweden zurückgewichen war, verbreitete er das Gerücht, Kesselring sei mit den Schweden in Stein eingezogen und habe dieselben sogar bis vor Konstanz begleitet. Mit welch teuflischer Bosheit dieses Gerücht erfunden war, ergibt sich aus dem Umstande, daß der Angeschuldigte an dem Tage, an welchem jene Vorfälle begegneten, zu Hause mit den Seinigen das Erntefest feierte. Nichtsdestoweniger erhielt das Gerücht Glauben, da auf Kesselring's Fürbitte der schwedische General die angedrohete Plünderung von Bischofszell unterließ. Als nach dem Abzuge der Schweden die österreichische Besatzung ihre räuberischen Einfälle in den Thurgau machte, stand Kesselring an der Spitze des thurgauischen Landsturms, und ließ sich bereden, in das eidgenössische Lager nach Wyl zu gehen, um Hülfe gegen die rohen Horden zu holen. Hier angekommen, wurde er als Landesverräther gefangen und vor Gericht gestellt. Man warf ihm vor, was die Gerüchte ihm zur Last gelegt, und forderte ihn auf, einzugestehen, daß er im Auftrage Zürichs den Schweden das Land geöffnet habe. Kesselring betheuerte seine Unschuld und wies nach, daß er während des schwedischen Einmarsches in der Heimat gewesen sei. Man warf ihn auf die Folter und quälte ihn so lange, bis er Alles eingestand, wessen man ihn beschuldigte. Sobald er jedoch wieder von der Folter befreit war, nahm er seine Aussagen auch wieder zurück. Von nun an betheuerte er unentwegt seine Unschuld, und weder Folterqual, noch der Spott, mit dem man ihn dabei überschüttete, vermochten seine starke Seele zu beugen, welche im Gebete wunderbare Stärkung fand. Alle Bitten für seine Freilassung waren vergeblich; vergeblich boten seine Verwandten und die Landschaft Thurgau Bürgschaft an, fruchtlos war die Fürsprache Zürichs. Er ward nach Schwyz in den Kerker geführt und erfuhr auf der Reise Beschimpfungen aller Art, welche das in blindem Religionshasse erhitzte Volk ihm bereitete. In Schwyz behandelte man ihn Anfangs freundlich; als er aber den Versuchen, ihn zur katholischen Religion zu bekehren, kräftig widerstand, suchte man ihm auf der Folter neue Geständnisse abzuzwingen. Nicht seine bewundrungswürdige Standhaftigkeit, nicht seine wahrhaft rührende Er-

gebung in das traurige Schicksal konnten seine unmenschlichen Richter zu milderen Maßregeln stimmen. Erst als die Folterknechte selbst für ihn baten, stellte man die Qualen ein. Diese Leute, sonst durch den häufigen Anblick menschlicher Leiden verhärtet, klagten sogar dem greisen Landammann Abyberg, wie Kesselring mit unerhörter Grausamkeit behandelt werde, und der edle Greis fühlte ein solches Mitleiden mit dem armen Manne, daß er ein lautes Wehe rief über die, welche durch solche Ungerechtigkeit des Himmels Strafe auf ihr Land lüden. Er besuchte den Unglücklichen sogar im Gefängnisse, tröstete ihn und gab ihm den Rath, Zürich und Bern zu Fürbittschreiben zu veranlassen. Er bat ihn, er möchte zur katholischen Religion übertreten. Doch Kesselring lehnte diese Zumuthung standhaft ab, obwohl er für den Greisen, welcher ihm in seinen Leiden so mitfühlend entgegen getreten war, eine tiefe Verehrung fühlte. — Zürich verlangte, daß sein Bürger vor ein unpartheiisches Gericht der zehn regierenden Orte gestellt werde; aber es wurde Nichts zugesagt, als daß man dem Gefangenen einstweilen weder am Leib, noch am Leben weiter zusetzen wolle. Die Fürsprache des savoyischen und französischen Gesandten richtete Nichts aus. Vergebens bestrebte sich Bern, auf einer allgemeinen Tagsatzung Kesselrings Schuld oder Unschuld zu untersuchen; Uri und Unterwalden wußten alle getroffenen Anordnungen zu hintertreiben. Von Tag zu Tag ward die Lage des Gefangenen hoffnungsloser, und doch schrieb er aus seinem Kerker: „Um meinetwillen soll man keinen Krieg anfangen. Ich wollte eher zur Pflanzung des Friedens meinen Leib und mein Leben, mein Hab und Gut gern hingeben, allein Seele und Ehre vorbehalten.“ Der Krieg schien unvermeidlich, und wirklich erneuerten die katholischen Stände, im Vereine mit Appenzell Innerrhoden, dem Abte von St. Gallen und Wallis ihr Bündniß mit Spanien, in welchem sie allen spanischen und österreichischen Truppen freien Durchmarsch durch ihr Gebiet gestatteten. Zum Glücke ließen sich die reformirten Eidgenossen durch dieses Benehmen nicht verleiten, mit den Schweden und Franzosen in eine ähnliche Verbindung zu treten; denn sonst wäre wohl das Vaterland der Tummelplatz fremder Heere geworden und ohne Rettung verloren gewesen.

Während man noch über Kesselrings Schuld und Schicksal fruchtlos stritt, schmachtete der Arme immer noch im Kerker zu Schwyz. Auf der Folter waren ihm schon in Wyl die Arme aus den Schulter-

gelenken gerenkt und noch nicht wieder eingerichtet worden, so daß er sechszehn Wochen lang im feuchten Kerker die schrecklichsten Schmerzen litt, bis endlich seinem Bruder erlaubt wurde, ihm ärztliche Hülfe zu bringen. Man hatte ihn seines lateinischen Psalters beraubt, aus welchem er bisher seinen Trost geschöpft hatte, und obwohl man trotz aller erdenklichen Mühe keinen Beweis für seine Schuld erhalten konnte, sprach man endlich das Urtheil über ihn. Es lautete: „Dem angeklagten Kesselring soll das Leben geschenkt sein; doch soll er als treuloser, meineidiger Mann ehr- und wehrlos und aus der IV Orte mittel- und unmittelbaren Landen verbannt sein; wer ihn da tödten würde, soll eine Belohnung von 400 Gulden empfangen; er soll endlich neben den Kosten 5000 Gulden Buße bezahlen und Bürgschaft stellen." Auf 18,000 Gulden, eine für die damalige Zeit außerordentliche Summe, beliefen sich Kosten und Bußen, welche er verbürgen sollte, wenn er aus seiner Haft erlöst werden wollte, die 67 lange Wochen gedauert hatte. Zürich leistete die verlangte Bürgschaft und der gelähmte Mann wurde frei. Zürich und Bern erklärten nun: „Die IV Orte haben an Kesselring das Recht eines Gesandten, das thurgauische Landrecht, das eidgenössische Recht und das gegebene Wort gebrochen; sie haben ihn auf ungerechte Weise vor Gericht gestellt, ihn unschuldig gemartert und ohne Rechtsgrund gewaltthätig verurtheilt." Auf diese Erklärung hin hob Zürich das vierörtische Urtheil auf und setzte den schwer Geprüften wieder in seine bürgerliche Ehre ein. Es übertrug ihm ein einträgliches Amt und verschaffte ihm endlich auch die Erlaubniß, wieder in seine Heimat zurückkehren zu dürfen. Als er den ersten Fuß auf den heimischen Boden setzte, sank er auf die Kniee und dankte in inbrünstigem Gebete dem Allmächtigen, daß er ihm Kraft und Standhaftigkeit verliehen habe, die Marter zu ertragen, und daß um seinetwillen kein Krieg unter den Eidgenossen ausgebrochen sei.

Der westphälische Friede.

Durch den Basler Frieden, mit welchem 1499 der Schwabenkrieg beendigt wurde, wurden zwar die Eidgenossen von mehreren die

übrigen Glieder des Reichs betreffenden Verpflichtungen befreit, ihre völlige Unabhängigkeit vom Reiche war jedoch nicht ausgesprochen worden und sie selbst betrachteten sich noch eine geraume Zeit als Angehörige des deutschen Reiches, obgleich sie in ihren Verhältnissen zu Frankreich und Spanien oft als eine selbstständige Macht auftraten. Die Verwickelungen aber, welche aus dieser zweideutigen Stellung hauptsächlich während des dreißigjährigen Krieges hervorgegangen waren und welche in anderen Fällen und Zeiten auch eintreten mußten, da eidgenössische Orte, wie Basel, an jenen Friedensbestimmungen keinen Antheil hatten, machten den Wunsch rege, die Verhältnisse der Eidgenossenschaft zum Reiche zu regeln, wo möglich ihre völlige Unabhängigkeit zu erlangen.

Ein kaiserliches Gericht hatte die Klage eines Bürgers von Basel gegen seine Obrigkeit angenommen, ein Urtheil ausgefällt und die Vollziehung desselben angeordnet. Basel, welches sich als Glied der Eidgenossenschaft, also in den gleichen Verhältnissen zum Reiche, wie diese, betrachtete, weigerte sich, jenem Urtheile nachzukommen, und zog sich hierdurch vielfache Verfolgungen zu. Vorladungen folgten auf Vorladungen, und da die Stadt beharrlich dieselben außer Acht ließ, wurden ihre Waarenzüge, welche auf die Frankfurter Messe gingen, unterwegs mit Beschlag belegt. Deßhalb wandten sich die Eidgenossen an den Kaiser und an Frankreich, und während jener ihrer Bitte um Anerkennung ihrer Unabhängigkeit vom Reiche nicht willfahrte, erbot sich dieses, auf der Friedensversammlung in Westphalen für dieselbe thätig zu sein. Doch man wollte nicht fremdem Einflusse allein eine unschätzbare Wohlthat verdanken, welche durch die Pflicht der Dankbarkeit eine neue Abhängigkeit über das Vaterland gebracht hätte, und schickte deßhalb an jene Versammlung einen eigenen Gesandten. Die Wahl fiel auf Johann Rudolf Wettstein, den Bürgermeister von Basel. Gebürtig aus dem zürcherischen Dorfe Russikon, war dieser Mann schon früh nach Basel übergesiedelt und hatte sich hier durch hervorragende Talente und eine anerkannte Rechtschaffenheit aus ärmlichen Verhältnissen bis zur höchsten Staatswürde emporgeschwungen. Sein Auftrag war, über die Maßregeln der kaiserlichen Gerichte Beschwerde zu führen, und dafür besorgt zu sein, daß die Schweiz in den allgemeinen Frieden aufgenommen werde, ohne ihre Unabhängigkeit zu opfern.

Wettstein löste die ihm gewordene Aufgabe mit seltenem Geschicke. Vaterländischer Sinn, eine schlichte Denkweise und Umsicht, gaben ihm die Festigkeit, deren es bedurfte, um sich die Achtung der anwesenden Gesandten zu erwerben. Nachdem er in der vollsten Thätigkeit zwei volle Jahre an den Friedensunterhandlungen Theil genommen hatte, kehrte er in die Heimat zurück. In der Friedensurkunde, welche er als Geschenk mitbrachte, fand sich folgender Artikel, der treffendste Beweis für Wettsteins angestrengte Bemühung:

„Basel und die übrigen Kantone der Schweiz sind im Besitze voller „Freiheit und Ausnahme vom Reiche, und weiter keinen Gerichten „und Urtheilen des Reiches unterworfen."

Freude und Jubel und dankbare Anerkennung der Verdienste, welche sich Wettstein um das Vaterland erworben, herrschten unter den Eidgenossen.

Der große Bauernkrieg.

Ursachen des Krieges.

Schon seit längerer Zeit hatten die inneren Verhältnisse der Schweiz sich mannichfach verändert; hauptsächlich war ein immer mehr unumschränktes Herrschen gegenüber den Bürgerschaften, den Bewohnern der Landschaften und denen der gemeinen Herrschaften hervorgetreten. In einigen Städten, wie in Luzern, klagten die Bürger, daß ihnen immer mehr das Recht, in bestimmten Staatsangelegenheiten ihre Stimme abzugeben, entzogen worden sei, und daß die regierenden Geschlechter (Patrizier) von Tag zu Tag weniger an Gesetz und Herkommen hielten. In Zürich war man bemüht, die dem Landvolke in dem Waldmannischen Spruche und den Kappeler Briefen eingeräumten Rechte und Freiheiten in Vergessenheit zu bringen; deßhalb hatte man die zu jenen Zeiten ausgefertigten Urkunden zurückgenommen. In den gemeinen Herrschaften und Unterthanenlanden endlich glaubten die Regenten, ungehindert jede Willkür und jede Gewalt üben zu können. Um so tiefere Unzufriedenheit mußte eine solche Handlungsweise erzeugen, als im ganzen Schweizervolke die Sehnsucht nach dem Zeitpunkte entstan-

den war, wo es, gleich den Bewohnern der Urkantone, Theil nehmen könnte an der Leitung des Staates. Manchmal schon hatte sich diese Unzufriedenheit in gefährlicher Empörung Luft gemacht, aber immer war dieselbe mit der Gewalt der Waffen unterdrückt worden und hatte keine weiteren Folgen, als daß die Sieger ihre Herrschaft noch strenger, das Joch noch drückender machten. Zu dieser im Volke nie ganz erloschenen Unzufriedenheit lieferte der dreißigjährige Krieg neue Ursachen zu noch vermehrtem Mißbehagen.

Zunächst hatten die Stürme des Krieges, welche rings um die Schweiz tobten, sowie auch die inneren Zwiste der Eidgenossen große Rüstungen und daher große Ausgaben der einzelnen Kantone nöthig gemacht. Diese zu decken, griffen die Regierungen zur Erhebung von Steuern, welche dem Volke um so schwerer fielen, da es in der Theuerung, die während des Krieges herrschte, seine Sparpfennige zum großen Theile aufgebraucht hatte, und welche um so größeres Mißtrauen, um so größeren Unwillen erweckten, da man bisher von solchen Abgaben wenig oder gar nichts wußte. Außerdem aber hatten sich nach und nach noch ganz eigene Verhältnisse gestaltet. Die Schrecken des Krieges hatten eine große Zahl Fremder aus ihrer Heimath in die friedlichere Schweiz getrieben, wo sie Schutz für ihr Leben und Vermögen fanden. Ihre Anwesenheit brachte in dem Lande, welches an und für sich nicht sehr fruchtbar ist, einen hohen Preis der Lebensmittel hervor und mit diesem einen hohen Werth der Grundstücke, auf welchen jene erzielt werden konnten. Die Wohnungen, welche der Zahl der Bevölkerung hingereicht hatten, mußten theuerer bezahlt werden; kurz Alles, was der Mensch zur Nahrung, Wohnung und Kleidung bedarf, wurde zu höheren Preisen verkauft. Hierdurch wurde der Mann, welcher ein bescheidenes Landgut besaß, plötzlich reich; denn nicht nur konnte er den Acker, welchen er bebaute, sondern auch das, was er von demselben erntete, mit großem Gewinne verkaufen. Das erzeugte für den Augenblick einen großen Wohlstand, und mit dem Gefühle desselben machte hie und da die alte sparsame Lebensweise einem verschwenderischen Leben Platz. Wie groß war aber der Abstand, als die reichen Fremden nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens wieder in ihre Heimath zurückkehrten und Alles wieder auf den vorigen Werth zurücksank. Statt des geträumten Wohlstandes lasteten nun Schulden und schwere Zinsen auf dem Volke, und harte

Gläubiger drängten auf Bezahlung. Wohl mochte Mancher seine Verschwendung, welcher er sich in der besseren Zeit ergeben, tief bereuen; doch gewöhnlich suchten solche Leute dann die Ursache ihrer traurigen Lage nicht in sich selbst, oder in der Macht der Verhältnisse, sondern glaubten, Andere seien die Schuld an ihrem Unglücke. So steigerte sich immer mehr die Unzufriedenheit im Volke, der Vorbote gewaltiger Ereignisse. Was nicht wenig zur Verbreitung der allgemeinen Mißstimmung beitrug, war die Menge solcher, welche aus fremdem Kriegsdienste zurückgekehrt waren. An Müßiggang und ausgelassenes Leben gewöhnt, aller nützlichen Thätigkeit entfremdet, hofften diese Leute aus einem Aufstande Gewinn zu ziehen und bliesen die glimmende Kohle zur zerstörenden Flamme an. Doch eine Maßregel, welche den Regierungen einzelner Kantone und endlich auch der Tagsatzung zweckmäßig schien, brachte die höchste Erbitterung hervor, nämlich die Herabsetzung der Scheidemünze in ihrem Werthe. Jene fremden Flüchtlinge hatten nämlich eine Menge kleiner Geldsorten in die Schweiz gebracht, welche den im Lande üblichen Werth nicht hatten und doch in diesem Werthe in Umlauf gesetzt wurden. Dieß veranlaßte einige Kantone, ebenfalls Scheidemünze von geringerem Werthe auszuprägen, als der war, welchen man ihnen beilegte; und zudem waren allenthalben Falschmünzer thätig, die Menge des schlechten Geldes zu vermehren. Deßhalb wurden nach der Herstellung des Friedens mehrere Münzen ganz werthlos erklärt, andere auf den halben Werth herabgesetzt. Auf diese Weise kam es, daß die Schuldner nach ihrem Dafürhalten mehr bezahlen mußten, als sie schuldig waren und nicht selten machte der Wucher, welchen einzelne, ängstlich rechnende Gläubiger trieben, den Schaden noch größer. Alle diese Verhältnisse lagen äußerst drückend auf dem Lande; denn viele Erwerbsquellen, wie der Handelsverkehr mit Oesterreich und Frankreich, waren durch starke Zölle und lästige Sperren verstopft. Als endlich die Unzufriedenheit ihren höchsten Grad erreicht hatte, brach der Sturm des Aufruhrs los, welcher sich nach und nach über einen großen Theil des eidgenössischen Gebietes verbreitete und in der Geschichte den Namen des großen Bauernkrieges trägt.

Die Unruhen in Luzern.

Die ersten Schritte, eingetretene Mißverhältnisse zu beseitigen, that die Bürgerschaft von Luzern, indem sie sich bei ihrer Obrigkeit be-

schwerte, daß im Laufe der Zeit viele ihrer ehemaligen Rechte verkümmert worden seien und daß sich ein immer engeres Regiment der Geschlechter gebildet habe. Aber die Obrigkeit zeigte sich nicht geneigt, die von der Bürgerschaft enthüllten Uebelstände zu beseitigen, und mußte daher erfahren, daß die Forderungen sich mit Nachdruck erneuerten, bis endlich einige wenige der gerügten Mißbräuche abgestellt wurden. Noch war die Bürgerschaft nicht befriedigt, als die Unzufriedenheit auf dem Lande ausbrach.

Das Thal der kleinen Emmen, welches sich zwischen der Pilatuskette und einem vom Brienzergrat kommenden Gebirgszuge dahinzieht, heißt das Entlibuch. Die Gebirge, welche es umschließen, tragen zwar keinen ewigen Schnee, doch erreichen mehrere derselben die in den Mittelalpen gewöhnliche Höhe von fünf tausend Fuß. Zahlreiche Alpenbäche öffnen eine Menge kleiner Seitenthäler, welche oft enge Klüfte und Schlünde bilden. Die steilsten Abhänge sind mit Wohnungen und Hütten, mit üppigen Matten und hin und wieder mit Tannenwäldern bedeckt. In dieser Umgebung wohnte ein kräftiger, fröhlicher, freiheitsliebender Menschenschlag, zum größten Theile als Hirten auf den ergiebigen Alpen lebend, vor Allem aber eifersüchtig wachend über des Thales althergebrachte Rechte und Freiheiten, welche auf Urkunden beruheten und welche bei der Abtretung des Landes von Oesterreich an Luzern (1405) festgesetzt worden waren. In fast gänzlicher Unabhängigkeit, unter selbst gewählten Richtern und Vorstehern führten die schlichten und kraftvollen Thalleute ein glückliches, freies Leben; ein mit geringen Befugnissen versehener Landvogt von Luzern war der einzige Beamte, welcher an die Unterthänigkeit des Thales erinnerte. Der volle Genuß der Freiheit erzeugte Liebe zur Freiheit und diese bildete den Grundzug im Wesen des Entlibuchers, der stets in Augenblicken scharf hervortrat, wo er des Landes Freiheit beeinträchtigt glaubte. Als nun die Zeit kam, wo die Obrigkeit von Luzern durch neue Verordnungen die freie Bewegung des Entlibuchers im täglichen Leben beengte, wo neue, bisher unbekannte Abgaben aufkamen, wo der Werth der Scheidemünze herabgesetzt wurde, da gerieth die ganze Bevölkerung des Thales in Gährung und verlangte von ihren Vorstehern, daß sie Abhülfe schafften der Uebelstände, welche so drückend auf das Land fielen und den Freiheiten und Rechten entgegen wären. Die Landesvorsteher, der ernste, verständige Landesbannermeister Jo-

hannes Emmenegger von Schüpfheim an ihrer Spitze, traten im Januar 1653 wirklich vor die Obrigkeit in Luzern und brachten die Beschwerden des Landes vor. Diese bezogen sich vorzüglich auf die Herabsetzung der Scheidemünze. Emmenegger bat, man möchte bei dem großen Geldmangel die eigenössischen Scheidemünzen, mit Ausnahme derjenigen von Bern, in ihrem vollen Werthe lassen, oder bewilligen, daß die Entlibucher ihren Gläubigern in der Stadt die schuldigen Zinse in Molken, Käse, Korn u. s. w. entrichten dürften. Diese Bitte reizte einen der Rathsherren, Melchior Krebsinger, so, daß er im Zorne ausrief: „Nur zu lange hat man mit den Entlibuchern gütig und milde gehandelt; sie sind unruhige störrische Köpfe, die man mit Ernst und Strenge zur Ordnung bringen muß; sie werden nicht eher ruhig werden, bis man ihnen 4 bis 500 stich- und schußfeste Italiener auf den Hals schickt." — Diese drohende Rede machte die Entlibucher verstummen, und obwohl man sie mit dem Bescheide entließ, man wolle die Beschwerden prüfen und Abhülfe gewähren, wo dieselbe möglich sei, kehrten sie doch heim, Besorgnisse für ihres Landes Freiheit im Herzen. Bald lief die Rede von den stich- und schußfesten Wälschen durch das ganze Land; man erzählte sich von fremden Horden, welche die Regierung gegen ihr eigenes Volk herbeirufen wolle und welche selbst der unschuldigen Kinder nicht schonen würden. Alles gerieth in wilde Gährung. „Wohlan", hieß es, „wenn Kugeln und Stichwaffen Nichts gegen den Zauber der Wälschen vermögen, so wollen wir es mit Keulen versuchen." Und Jung und Alt, Mann und Weib gingen ohne Verzug an das Werk und in kurzer Zeit war eine große Anzahl vorn mit Eisen beschlagener und mit zahlreichen, spitzigen Nägeln versehener Knüttel in Bereitschaft.

Indessen geschah ein Vorfall, welcher den Ausbruch der Gährung sehr beförderte. Zu den eifrigsten Männern des Entlibuchs gehörten Hans Stadelmann von Marbach, Kaspar Unternäher von Schüpfheim und Ulrich Dahinden von Hasle, genannt Hinteruli; alle drei hatten bei einem feierlichen Zuge der Entlibucher die drei alten Eidgenossen vorgestellt, und darum nannte man sie nur die drei Tellen. Nun kamen eines Tages drei luzernische Schuldboten in's Entlibuch, um Zinsen einzutreiben. Jene drei rüstigen Männer, entschlossen, dieselben zu fangen, fielen über sie her; zwei konnten entfliehen, der dritte aber fiel in ihre Gewalt. Sie banden ihm die Hände auf den Rücken,

legten ihm einen aus Weiden geflochtenen Zaum in den Mund, steckten ihm hölzerne Klammern an Ohren und Nase und wanden ihm einen Strohkranz um den Kopf; dann führten sie ihn unter schallendem Gelächter des zusammenströmenden Volkes mit Pfeifen und Trommeln aus dem Lande.

Ein bedeutungsvolles Ereigniß für die weitere Fortsetzung des einmal erhobenen Widerstandes war eine feierliche Prozession, welche die ganze Bevölkerung des Entlibuchs am 26. Januar 1653 auf Anordnung ihrer Vorsteher und mit Genehmigung ihrer Geistlichen nach der Kirche zum heiligen Kreuz machte. Dieser Wallfahrtsort, der jährliche Schauplatz der Schwingfeste des Thales, liegt in der Gemeinde Hasli, etwa 3800 Fuß über dem Spiegel des Meeres; hier weht reine Luft und die schönste Fernsicht ruft heilige Gefühle im beschauenden Wanderer hervor, Liebe zu dem Lande, welches des Großen, Wunderbaren und Schönen so Vieles darbietet. Hierher kamen alle Männer, alle Knaben, die über 16 Jahre alt waren, zusammen. Nach einem feierlichen Gottesdienste hielt man Landsgemeinde. Emmenegger theilte mit, wie wenig die Abgeordneten in Luzern ausgerichtet hätten, und verlas eine Schrift an die Obrigkeit, in welcher alle Beschwerden des Thales aufgezählt waren. Dann wurde beschlossen, nicht eher zu ruhen, bis allen aufgeführten Beschwerden abgeholfen sei. Zuletzt schwuren alle Anwesenden einen feierlichen Eid, für die Vertheidigung ihrer Freiheiten Gut und Leben einzusetzen und gegen jede bewaffnete Macht, besonders gegen die „festgemachten“ Wälschen den äußersten Widerstand zu wagen. In allgemeiner Fröhlichkeit endigte der bedeutungsvolle Tag.

Die Obrigkeit von Luzern hatte kaum das Schreiben der Landsgemeinde erhalten, als sie Schritte that, den ausgebrochenen Sturm zu beschwören. Eine Einladung, die Entlibucher möchten zur Verständigung neue Abgeordnete nach Luzern schicken, wurde abgelehnt, und die Regierung sah sich genöthigt, von ihrer Seite Gesandte in das Entlibuch abzusenden. Diese wurden von den Landesvorstehern in Schüpfheim freundlich empfangen und vor die versammelten Thalleute geführt, welche bewaffnet die Vorschläge der Obrigkeit zu vernehmen bereit waren. Die Gesandten versprachen Abstellung verschiedener Uebelstände und Aufhebung einiger ungewohnter Abgaben; aber die Entlibucher verlangten wegen der Entwerthung des Geldes außerdem noch

den Nachlaß des dritten Theiles der Zinsbriefe, die Abschaffung der Schuldbetreibung und der Bußengelder für die Landvögte; sie forderten die Urkunden und Briefe, durch welche sie an die Stadt Luzern gekommen seien, und verlangten, daß die Gesandten dieselben sogleich durch einen Läufer aus der Stadt holen lassen sollten. Vergeblich warnte der Schultheiß Dulliker vor Aufruhr und sprach von den Rechten der von Gott eingesetzten Obrigkeit. Ihm entgegnete Hans Krummenacher, ein Mann von ungewöhnlicher Körperstärke: „Ja, ja, Ihr seid von Gott, wenn Ihr gerecht, aber vom Teufel, wenn Ihr ungerecht seid!“ Der Geist des Widerstandes, welcher sich in dieser Rede zeigte, gab sich noch in vielen ähnlichen Aeußerungen zu erkennen und vereitelte jeden Erfolg der Unterhandlung.

Das Beispiel des Entlibuchs rief die übrigen Landestheile des Luzerner Gebietes zur Nachahmung; überall ertönten die gleichen oder ähnliche Beschwerden über drückende Abgaben und Verkümmerung alter Rechte; nur wenige Landestheile, wie die Städte Sursee und Münster und die Vogteien Habsburg, Wäggis und Meerenschwand blieben der Obrigkeit getreu. Die sich so allgemein kundgebende Gährung machten sich die Entlibucher zu Nutz, um sich Genossen zu verschaffen; denn nur dann hielten sie ihre Bestrebungen für erfolgreich, wenn im ganzen Kantone dieselben Forderungen mit demselben Nachdrucke gestellt würden. Es gelang und am 26. Februar strömten aus allen zehn Aemtern des Landes die Landleute zur Landsgemeinde nach Wollhausen, wo man die weiteren Schritte gegen die Obrigkeit berathen wollte.

Nach abgehaltenem Gottesdienste trat Emmenegger vor das versammelte Volk, begleitet von einigen Geistlichen, neben welchen man die Häupter und Führer der einzelnen Aemter und unter diesen den Sigrist von Emmen, Kaspar Steiner, mit seinen ruhigen sanften Gesichtszügen und Christian Schybi von Escholzmatt mit seinen wilden, trotzigen Blicken bemerkte. Emmenegger sprach zu dem Volke, wie es sich nicht darum handle, die Rechte der Obrigkeit zu schmälern und ihr den schuldigen Gehorsam zu verweigern, sondern nur einzig darum, die urkundlichen Rechte und Freiheiten des Volkes sicher zu stellen. Dann schilderte er, wie gleiche Beschwerden alle Aemter zusammengeführt hätten, wie gleiches Streben nur durch festes und einträchtiges Handeln zum Ziele führen könnte, und schloß mit der Aufforderung, einen feierlichen Bund und Eid zusammen zu schwören. Nachdem noch

verschiedene Redner die einzelnen Beschwerden vorgeführt und beleuchtet hatten, verlas Emmenegger den bereit gehaltenen Bundesbrief und forderte die Anwesenden zum Schwure auf. Damit jedoch Keiner wider sein Gewissen schwöre, gestattete er jedem, der den Eid nicht leisten wolle, sich zu entfernen. Als dann die anwesenden Geistlichen die Leistung des vorgeschlagenen Eides für erlaubt und gültig erklärt hatten, schwuren die versammelten Landleute mit aufgehobenen Fingern den Eid, dessen Formel Emmenegger langsam und vernehmlich vorsprach. Hierauf wurde noch beschlossen, daß der Obrigkeit Bund und Eidschwur der zehn Aemter in einem ehrerbietigen Schreiben mitgetheilt werde; dann ging die Versammlung ruhig auseinander. Die Kunde von dieser Versammlung veranlaßte die Obrigkeit von Luzern, sich um Hülfe an die Eidgenossen zu wenden. Die katholischen Orte schickten, da sie vorzüglich darum ersucht worden waren, Abgeordnete, welche ein Verständniß zwischen dem Landvolke und der Regierung vermitteln sollten. Doch die Landleute, welche in diesem Schritte nur ein Mittel zum Aufschube erblickten, rüsteten sich zum Kampfe und verwarfen alle Vorschläge zu friedlicher Ausgleichung. Die Stadt Luzern wurde sogar belagert. Als aber nun die Obrigkeit die ihr treu gebliebenen Landestheile zu den Waffen rief, als Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug sich zu bewaffnetem Einschreiten bereit erklärten und auch Zürich rüstete, da fügten sich die Aufständischen einem rechtlichen Spruche, welcher einigen Beschwerden Abhülfe gewährte, im Ganzen aber die Hoheitsrechte der Stadt aufrecht hielt und den Bund von Wollhausen auflöste. Unter Glockengeläute, Trompetenschall und Kanonendonner wurde der Friede verkündet, und Jubel erscholl durch das ganze Land.

Die Landsgemeinde von Sumiswald.

Mit aufmerksamen Blicken verfolgten die Landleute anderer Kantone die Ereignisse im Kantone Luzern; auch sie hatten zu klagen über harten Druck ihrer Obrigkeit, über neue Abgaben und die Entwerthung der Scheidemünze. Als daher die Landsgemeinde von Wollhausen abgehalten wurde, hatte sich eine nicht geringe Zahl von Angehörigen aus den Kantonen Bern und Solothurn eingefunden und Abschriften des beschworenen Bundesbriefes mit in die Heimat genommen. Zunächst zeigten sich die Spuren der Empörung in einzelnen Theilen des

Kantons Bern, wie im Emmenthale; erst wurde der Wollhauser Bundesbrief heimlich herumgeboten, dann hielt man geheime Zusammenkünfte, in welchen man sich über alle Beschwerden gegen die Regierung berieth, und endlich, da die Zahl der Anhänger von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde wuchs, wagte man es, in einer Landsgemeinde zu Langnau öffentlich zusammenzutreten. Luzerner nahmen an der Versammlung Theil; denn sie fand statt, ehe der Wollhauser Bund aufgelöst worden war; und nachdem die Landleute aus beiden Kantonen sich zu gegenseitiger Hülfeleistung verpflichtet hatten, wurde beschlossen, an die bernerische Obrigkeit ähnliche Forderungen zu stellen, wie es die Luzerner gegen die Ihrige gethan. Zugleich wurden die Bewohner anderer Landesgegenden aufgefordert, sich der Vereinigung anzuschließen. So drang der Ruf zum Aufstande in alle Theile des bernerischen Gebietes, und überall fand er offene Ohren. Als daher die Obrigkeit von Bern auf Befehl der Tagsatzung ihre Landleute zu den Waffen rief, um der Stadt Luzern gegen ihre empörten Unterthanen Zuzug zu leisten, stieß sie auf Ungehorsam und Trotz. Die zusammenberufenen Soldaten erklärten, „sie würden niemals gegen ihre Brüder, die Luzerner Landleute, ziehen, da diese ihnen Nichts zu Leide gethan hätten, und daß sie ihre Stadt belagerten, das geschehe aus Noth, weil man ihnen unerträgliche Lasten auferlegt und ihre Freiheitsbriefe weggenommen habe.“ Man mußte den beabsichtigten Zuzug unterlassen und der Aufruhr verbreitete sich mehr und mehr. Das ganze Volk trennte sich in zwei Parteien, in die der Harten und der Linden, welch letztere die Anhänger der Regierung in sich schloß.

Nachdem im Kanton Luzern der Wollhauser Bund aufgelöst und der Friede verkündet worden war, dem sich alle Landleute mit Ausnahme der Entlibucher gefügt hatten, traten die Landleute von Bern abermals in den beiden Landsgemeinden zu Trachselwald und zu Konolfingen zur feierlichen Berathung aller Beschwerden zusammen, um deren Abhülfe sie die Regierung ersuchen wollten. Als die Obrigkeit wiederholt versucht hatte, Ruhe und Ordnung herzustellen, wandte sie sich um eidgenössische Vermittelung an die Tagsatzung und zugleich um bewaffnete Hülfe. Die Kantone Zürich, Glarus, Basel, Appenzell Außerrhoden, St. Gallen und Schaffhausen schickten Abgeordnete, denen es auch gelang, den Frieden herzustellen. Die Obrigkeit von Bern mußte ihren Landleuten größere Zugeständnisse machen, als es in Luzern der

Fall war; dagegen mußten aber die Abgeordneten der Landleute vor der Obrigkeit auf den Knieen um Verzeihung bitten und auf's Neue Treue und Gehorsam schwören. Unter den 29 Emmenthaler Abgeordneten, welche den Fußfall thaten, war auch Nikolaus Leuenberg, ein angesehener Mann von Schönholz, welcher die Landsgemeinde zu Trachselwald geleitet und derjenigen zu Konolfingen beigewohnt hatte. Die übrigen Landestheile wurden auf ähnliche Weise beschwichtigt, auch sie leisteten durch Kniefall Abbitte und gelobten Gehorsam. Auch in Solothurn und Basel hatten sich die Landleute erhoben und mußten durch die gleichen Mittel wieder zum Gehorsame zurückgeführt werden. Doch diese Unterwerfung war nicht aufrichtig; denn als luzernische Aussendlinge allenthalben verkündeten, man müsse dem Bündnisse, welches die Regierungen zu Baden gegen die Freiheit ihrer Unterthanen geschlossen, ein Schutz- und Trutzbündniß des Volkes entgegenstellen, da erklärten die Landleute, sie würden erst dann ihrem neuen Versprechen nachleben, wenn ihnen für die gemachten Zugeständnisse Urkunden ertheilt worden wären. Die Vermittler kehrten heim mit der Ueberzeugung, daß ihr Bemühen fruchtlos gewesen und daß überall unter der Asche noch ein gefährliches Feuer brenne.

Sie hatten sich nicht getäuscht; denn nach einer kurzen Ruhe brachen die Stürme wieder aus und verbreiteten sich fast über das ganze Gebiet der Eidgenossenschaft. Willisau und Entlibuch waren die Punkte, von welchen abermals die Bewegung ausging. Jener Gedanke eines Volksbundes rief in kurzer Zeit wieder alle Landschaften, welche am ersten Aufstande Theil genommen, um ihre Führer. Man glaubte, eine solche Verbrüderung um so nöthiger zu haben, als aus den Beschlüssen der Tagsatzung immer deutlicher hervorging, daß die Regierungen fest entschlossen seien, jeder ferneren Empörung mit der Gewalt der Waffen entgegenzutreten. So entstand der Entschluß, auf einer eigenen Landsgemeinde zu Sumiswald einen Bund der Landleute zu schließen, durch welchen es möglich werden sollte, noch größere Rechte zu erlangen, als es den einzelnen Landschaften bisher gelungen war. In Bern, Luzern, Solothurn, Basel und einem Theile der freien Aemter wurden Abgeordnete gewählt für den großen Tag zu Sumiswald, den 23. April 1553.

Schon am Abende des 22. Aprils kamen viele Bauern von allen Seiten in Sumiswald an. Bei ihrer Ankunft mußte jeder seinen

Namen und seine Heimat angeben, welche von einem Schreiber pünktlich aufgezeichnet wurden. Als der folgende Morgen herangekommen war, zogen die Landleute, über 1000 Mann, aus dem Dorfe auf das freie Feld, wo ein langer Tisch als Rednerbühne in Bereitschaft stand. Man stellte sich auf, und Nikolaus Leuenberg von Schönholz wurde aufgefordert, die Leitung der Verhandlungen zu übernehmen. Leuenberg, ein ernster Mann und von seinem Vater, einem Wiedertäufer, zur Frömmigkeit erzogen, hatte anfänglich die Landsgemeinde gar nicht besuchen wollen, vielmehr gedachte er, den mit der Obrigkeit geschlossenen Frieden zu halten; aber einzelne eifrige Männer hatten ihn, sogar unter Drohungen, beredet, der Versammlung beizuwohnen. Da er nun zur Leitung der Geschäfte aufgefordert wurde, weigerte und entschuldigte er sich mit seiner Unerfahrenheit und Jugend. Da man ihn aber als einen rechtschaffenen und beredten Mann kannte, drang man von allen Seiten in ihn, die ihm zugedachte Stelle anzunehmen; man gab ihm sogar die Versicherung, daß ihm dieß keineswegs schaden, daß ihm vielmehr das Volk seinen Dank werkthätig beweisen werde. Endlich gab er den Bitten nach und bestieg den Tisch; mit ihm Uli Galli von Signau, der Notar Brönner und die beiden Entlibucher Emmenegger und Binder. Alle waren geachtete Männer, welche die ausgedehnte Gewalt der Obrigkeit zu beschränken, keineswegs aber zu stürzen gesonnen waren.

Leuenberg eröffnete die Verhandlungen mit einer kurzen Anrede, worauf der Landessiegler des Entlibuchs, Nikolaus Binder, einen Erlaß der Tagsatzung verlas, in welchem alle Beschwerden als unbegründet und die ganze Bewegung als das Werk verworfener Menschen dargestellt wurden. Zur Widerlegung dieser Schrift verlas er ferner alle Klagepunkte des Luzerner Landvolks gegen seine Obrigkeit und bemühete sich, bei jedem einzelnen zu zeigen, wie derselbe sich auf alte Freiheiten und Herkommen bezöge. Nach ihm trat der Notar Brönner auf und trug diejenigen Beschwerden vor, welche die Landleute des Kantons Bern gegen ihre Regierung zu führen hatten. Als er geendet, setzte der Abgeordnete der Basel-Landschaft, Uli Schad von Oberdorf, die Versammlung in Kenntniß, wie die Landschaft in den jüngsten Tagen von der Stadt mit Truppen überzogen worden sei, und zählte Alles auf, was sie gegen die Stadt zu klagen habe. Endlich, als der Abgeordnete des Solothurner Gebietes, Adam Zeltner, aufgefor-

dert wurde, die Klageartikel seiner Landsleute vor die Landsgemeinde zu bringen, sprach er: „Wir Solothurner Landleute haben keine Klagen gegen unsere Regierung und müssen uns daher darauf beschränken, zu vernehmen, was hier verhandelt wird, und dieses unseren Gemeinden hinterbringen."

Hierauf ergriff Leuenberg das Wort und schilderte mit großer Beredtsamkeit, wie es Noth thue, daß sich die Landleute aller Kantone eng aneinander schlössen, besonders da die Tagsatzung ihre Beschwerden gering schätze, und Anzeichen genug vorhanden seien, daß einzelne Regierungen die in den geschlossenen Uebereinkünften eingegangenen Verpflichtungen nicht erfüllen würden. Dann ward der von Brönner abgefaßte und bereit gehaltene Bundesbrief verlesen, welcher im Namen des dreieinigen Gottes beschworen werden sollte. Der erste Artikel dieses Bundes lautete also:

„Wir wollen den ersten eidgenössischen Bund, vor etlichen hundert „Jahren zusammengeschworen, haben und erhalten, die Ungerechtig„keit einander helfen abthun, die Gerechtigkeit mehren, und Alles, „was den Herren und Obrigkeiten gehört, soll ihnen bleiben und „gegeben werden, und was den Bauern und Unterthanen gehört, „soll uns auch bleiben und gegeben werden. Hierbei wollen wir „einander schützen und schirmen mit Leib, Hab, Gut und Blut; „dieß zu allerseits der Religion unschädlich und unvorgreiflich."

Die übrigen Artikel bezogen sich auf die Art und Weise, wie die Forderungen geltend zu machen seien, auf gegenseitigen Beistand und auf Erneuerung des Bundes.

Mit hoher Begeisterung schwuren die Anwesenden, es schwuren die von Luzern, von Bern, von Basel, von Solothurn und aus den freien Aemtern.

So endigte der Tag von Sumiswald.

Die Landsgemeinde von Hutweil.

Leuenberg schenkte nun seine volle Thätigkeit der Sache des Bundes; nach allen Seiten eilten seine Sendboten, neue Glieder des Bundes zu gewinnen, auf daß der nach Hutweil angesetzte Tag noch glänzender ausfalle, als derjenige von Sumiswald. Beunruhigende Gerüchte wurden herumgeboten; die Gährung nahm zu. Bern und Basel

hatten auf den 24. April einen Buß- und Bettag angeordnet. Alsbald ging das Gerücht, man wolle das Volk in die Kirchen locken, um es hier überfallen und umbringen zu lassen. Daher schickte man nur die Weiber in die Kirche, die Männer hielten gute Wache. — Auf der Aare wurde ein Schiff mit Eisenwaaren angehalten und untersucht; es fand sich ein mit Kugeln gefülltes Faß vor. Sogleich hieß es im Lande, das Faß habe die Aufschrift: „Süßer Wein" getragen. „Das sind also die Trauben, deren Saft man uns zu trinken geben will!" schrien wutherfüllt die Bauern. Ueberall stieß man auf Wachen, in allen Dörfern wurde gerüstet; doch die Hoffnung, auch noch andere Theile der Schweiz in den Aufstand zu ziehen, war gescheitert.

Am 30. April waren 5000 Mann in Hutweil versammelt, da aber die meisten Führer fehlten, so begnügte sich Leuenberg damit, den Bundesbrief von Sumiswald verlesen und bestätigen zu lassen. Man trennte sich jedoch nicht eher, als nachdem man festgesetzt hatte, sich in 14 Tagen am gleichen Orte wieder zusammenzufinden. Bei dieser Versammlung war auch der Sekretär des französischen Gesandten erschienen und lud die empörten Landleute ein, sich mit ihren Regierungen gütlich zu vergleichen. Doch heimlich bestärkte er sie in ihrem Vorhaben und stellte ihnen sogar die Möglichkeit in Aussicht, daß sein Herr, der König, ihrem Bunde beitrete; ohne jedoch mehr zu erlangen, als daß ihm seine Wohlmeinenheit verdankt und er um einen unparteiischen Bericht über die Angelegenheit des Volkes an seinen König ersucht wurde.

Die Zwischenzeit zwischen den beiden Hutweiler Landsgemeinden wurde nirgends eifriger benutzt, als im Entlibuch, wo man am 3. Mai, an welchem jährlich alle Entlibucher zur Feier des kirchlichen Festes bei der Kirche zum heiligen Kreuze sich versammeln, eine eigene Landsgemeinde abhielt. Auf derselben wurden noch einmal alle Beschwerden festgesetzt, die Maßregeln des Widerstandes beschlossen und der zahlreiche Besuch der bevorstehenden Landsgemeinde empfohlen.

Am 14. Mai versammelten sich die Abgeordneten der verschiedenen Landestheile auf freiem Felde bei Hutwyl; mit ihnen bei dreitausend Mann. Es waren schon Tags zuvor Abgesandte der Obrigkeit von Bern eingetroffen, welche zur Ruhe und zum Frieden mahnten, und gegen Angelobung von Treue und Ergebenheit neue Zugeständnisse zu machen sich bereit erklärten. Leuenberg bat die Abgesandten, die Antwort nach abgehaltener Landsgemeinde in Empfang zu nehmen. Nach-

dem der Bundeseid mit aufgehobener Hand geschworen worden war, begannen die Verhandlungen, in welchen es wegen der Werthung der Münzen zwischen den hitzigen Entlibuchern und den ruhigeren Solothurnern beinahe zur Spaltung gekommen wäre, wenn nicht Leuenberg durch eine geschickte Wendung die Eintracht wieder hergestellt hätte. Er faßte nämlich alle obschwebenden Gegenstände der Berathung in die zwei Fragen zusammen: „Ist jeder gesinnt und Willens, seiner Obrigkeit zu geben, was ihr gehört?“ und „Will sich jeder befleißen, alle Neuerungen abzuthun und aufzuheben?“ Diese Fragen wurden der Versammlung vorgelegt und einstimmig bejaht. Hierauf trennten sich die von Luzern, von Solothurn und von Basel; es blieben nur Landleute von Bern zurück. Vor diese traten die Abgeordneten der Obrigkeit und machten ihre Vorschläge; aber sie erhielten die Antwort, daß man nur im Vereine mit den Bundesbrüdern aus den andern Kantonen unterhandeln wolle. Vergebens wiederholte man auf einer späteren Landsgemeinde bei Langenthal die gleichen Vorschläge; das Landvolk verlangte unter Anderem die Genehmigung seines Bundes, und daran scheiterte der Versöhnungsversuch. Es war überdieß schon beschlossen worden, die Hauptstadt selbst zu belagern und so den Rath der Solothurner zu befolgen, welcher dahin ging, daß man den Städten die Zufuhr abschneiden sollte, damit der Aufruhr in den Städten seinen Anfang nehme.

Der Vergleich auf dem Murifelde.

Während diese Bewegungen das Volk in beständiger Aufregung erhielten, sann die in Baden versammelte Tagsatzung auf Mittel und Wege, wie dem drohenden Sturme zu begegnen sei. Zu verschiedenen Malen hatte sie versucht, in den einzelnen Kantonen, welche sich der Bewegung angeschlossen hatten, die Ruhe wieder herzustellen; aber alle ihre Maßregeln scheiterten an der Beharrlichkeit, mit welcher die Landleute auf der Erfüllung ihrer ausgesprochenen Begehren bestanden. Da auf diese Weise jegliche Hoffnung auf eine gütliche Ausgleichung des Streites verschwunden war, faßten die Abgeordneten der Kantone auf der Tagsatzung den Beschluß, einander nach dem Inhalte der Stanzer Verkommniß zuzuziehen, im Falle daß der eine oder andere Ort von seinen Unterthanen angegriffen würde. Zugleich beauftragte

man die Oberanführer der bewaffneten Macht, einen Kriegsplan zu entwerfen, wie am schnellsten der Aufstand gedämpft werden könnte. Dieser Plan, welcher geheim gehalten wurde, setzte fest, daß der General Zweyer von Uri mit der Mannschaft der fünf Orte und derjenigen des Abtes von St. Gallen Luzern vertheidigen und sich des zunächst liegenden Theiles der freien Aemter bemächtigen sollte, während Konrad Werdmüller von Zürich mit den Zürichern, Appenzellern und Glarnern den übrigen Theil der Aemter und den unteren Aargau zu besetzen angewiesen war, und Erlach mit den Truppen von Bern, Solothurn und Freiburg den oberen Aargau unterwerfen sollte. Ihn zu unterstützen sollten die Walliser zuziehen, die Graubündner wurden angewiesen, sich den Zürichern anzuschließen.

Im ganzen Lande erscholl nun das Getöse der Waffen und Leuenberg war noch in Langenthal, als sich das Gerücht verbreitete, die Züricher seien schon ausgezogen gegen den Aargau. Diese Nachricht, obschon völlig unbegründet, veranlaßte die beiden Führer, Leuenberg und Schybi, einen Plan zu entwerfen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Schybi schlug vor, nach Mellingen zu ziehen, dort das Bauernheer in drei Abtheilungen zu theilen und von drei Seiten über die Züricher herzufallen, ehe sie ihr Geschütz aufstellen könnten; so meinte er, wäre es ein Leichtes, die feindliche Macht gänzlich zu vernichten. Leuenberg billigte diesen Plan und übernahm die Aufgabe, die Wälschen zu verhindern am Zuzuge nach Bern. Zum Unglücke waren beide während dieser Berathung von einem Gefangenen belauscht worden, welcher wieder freigelassen, dem Generale Werdmüller den ganzen Plan mittheilen ließ.

Auf Leuenbergs Befehl erklangen jetzt die Sturmglocken durch das ganze Land, und von allen Seiten strömten bewaffnete Bauern herbei. Es kamen 700 riesenstarke Entlibucher, welchen sich die Oberländer anschlossen; sie zogen vor Bern. Die Leute im Aargau sperrten den Uebergang bei Windisch und lagerten sich um Brugg, Aarau und Zofingen. Die Schaaren aus den freien Aemtern warfen sich in die Städte an der Reuß und zwei große Haufen, denen sich die Solothurner anschlossen, lagerten sich bei Gümminen und Aarberg, um den Zuzügern, welche Bern aus der Waadt und von Neuenburg erwartete, den Durchzug zu sperren. In der Landschaft von Basel hatten die Bauern bereits das Schloß Farnsburg erobert, und waren trotzig des

Angriffes der Stadt gewärtig. Der General Zweyer mit der Mannschaft von Uri, Schwyz und Unterwalden hielt Luzern besetzt und um die Stadt bis weit hin an der Reuß lagerten die Luzerner Bauern, bei ihnen die Mannschaft von Olten und 600 Berner.

Unterdessen war Leuenberg gegen Bern vorgerückt und lagerte sich eine halbe Stunde vor der Stadt auf dem Murifelde. Kurz nachher zeigte er der Obrigkeit an, daß er geneigt sei, Frieden zu schließen. Es wurden daher Unterhandlungen angeknüpft, während deren Dauer alle Thore offen blieben und die Bürger der Stadt ungestört aus- und eingingen. Nirgends sah man die geringste Spur von Verwüstung; überall herrschte die strengste Mannszucht. Erst als die Luzerner angekommen waren, fielen einige Unordnungen vor, so daß die Thore geschlossen und die Geschütze auf die Wälle aufgepflanzt wurden; doch dauerten die Unterhandlungen fort. Bern von aller Hülfe seiner Bundesgenossen abgeschnitten und ohne Nachricht von dem, was an andern Orten geschah, sah sich endlich genöthigt, einen Vertrag einzugehen, in welchem zwar die Hoheitsrechte der Regierung gewahrt und die Unterwerfung der Unterthanen ausbedungen wurden, zugleich aber auch vielen Beschwerden abgeholfen war, für welche das Volk bisher vergebens in die Schranken getreten war. Obgleich dieser Vergleich von beiden Theilen unterzeichnet worden war, so wurde er doch nicht vollzogen und die Belagerung der aargauischen Städte durch die Landleute dauerte fort.

Nachdem Bern das Landvolk abziehen gesehen und eine bedeutende Verstärkung aus der Waadt und anderen Landestheilen an sich gezogen hatte, ließ es nach Luzern die Aufforderung ergehen, dem belagernden Landvolke kräftigen Widerstand zu leisten. Diese feindliche Stimmung Berns verursachte, daß Leuenberg und Emmenegger, welche die Waffen noch nicht abgelegt hatten, sich nicht mehr an den Vertrag auf dem Murifelde gebunden hielten; besonders noch, da die Nachricht einging, die Züricher seien gegen den Aargau im Anzuge.

Das Treffen von Wohlenschweil.

Die Regierung des Kantons Zürich hatte unterdessen ihre Rüstungen vollendet, und war bereit, auszuführen, was auf dem Tage zu Baden beschlossen worden war. 5000 Züricher, denen sich 600

Schaffhauser, 450 Glarner, drei Compagnieen Appenzeller und 900 Thurgauer angeschlossen hatten, harrten auf den Befehl zum Ausmarsche. Am 30. Mai führte der General Werdmüller ein Heer von etwa 9000 Mann aus den Thoren Zürichs, wohlversehen mit Munition und Geschütz. In der Nähe des Dorfes Schlieren wurde Halt gemacht; der Bürgermeister von Zürich erschien und nahm die sämmtlichen Truppen in Eid und Pflicht. Endlich gegen 10 Uhr Abends zog man weiter, um den Heitersberg noch zu gewinnen, welcher vom Feinde besetzt schien. Mit der nöthigen Vorsicht, jedoch ohne auf irgend ein Hinderniß zu stoßen, gelangte das Heer Morgens um 3 Uhr auf den Gipfel des Berges, wo Gesandtschaften der Stadt Mellingen, des Amtes Rohrdorf und der bei Mellingen liegenden Bauern den General ihrer Treue und Ergebenheit versicherten. Nach kurzer Rast, während welcher die Blicke der Krieger sich an der herrlichen Aussicht geweidet, gaben zwei Kanonenschüsse das Zeichen zum Aufbruche und verkündeten weithin die nahende Gefahr.

Ohne Widerstand kam die Vorhut des züricherischen Heeres nach Mellingen und überraschte hier die kleine Besatzung, welche gefangen und wieder entlassen wurde, nachdem sie geschworen, nicht mehr gegen ihre Obrigkeit dienen zu wollen. Hierauf schlug man ein Lager, und schickte nach Kundschaft aus, die Stimmung der Grafschaft Lenzburg zu erforschen. Auf die Erklärung, daß die Obrigkeit von Bern den Vergleich auf dem Murifelde geschlossen, mit ihren Unterthanen also im Frieden sei, zeigte sich Werdmüller bereit, weitere Feindseligkeiten einzustellen und einen Waffenstillstand von zwei Tagen abzuschließen. Jedoch hatte er nicht versäumt, sich das zu Nutz zu machen, was er von dem Angriffsplane Schybi's wußte, und eine Stellung einzunehmen, durch welche jeder Ueberfall unmöglich wurde.

Die Kunde von Werdmüller's Auszug traf die Luzerner Landleute, noch vor Luzern in wenig ernsthafter Belagerung begriffen; zugleich langte ein Hülferuf der Berner Landleute an. Ohne weiteren Verzug brach der schlachtenmuthige Schybi mit 2000 Mann gegen Mellingen auf, überall durch das Land tönte der Ruf: „Auf, nach Mellingen.“ Es eilten 100 Mann aus der Basel-Landschaft herbei, es kamen 2000 Mann von Solothurn, und Leuenberg, welcher den Aargau herabzog, brachte zahlreiche Mannschaft, so daß das Heer der Landleute sich auf 20,000 Mann belief. Er und Schybi theilten den Oberbefehl; der

Geist der Schaaren war gut, alle brannten vor Begierde nach der Schlacht.

Der Morgen des 2. Brachmonats war angebrochen, die Zeit des Waffenstillstandes abgelaufen, ohne daß dem Generale der Beweis für die Herstellung des Friedens gegeben werden konnte: darum beschloß er, die Bauern anzugreifen, bevor sie sich durch neue Zuzüge noch mehr verstärkten. Mit 3000 Mann erfolgte sogleich ein Angriff auf die Landleute in ihren Verschanzungen und Verhauen im Brunegger Walde; die Angegriffenen wurden mit Verlust nach Mägenweil zurückgeworfen und begehrten zu unterhandeln. Nach einer Aufforderung zur Unterwerfung, welche von den Landleuten ohne bestimmte Antwort gelassen wurde, wurde Alles zu einem neuen Angriffe in Bereitschaft gesetzt. Schon waren die Geschütze wieder geladen und die Lunten zum Abbrennen bereit, als der Pfarrer Jakob Hemmann von Ammersweil zu Werdmüller kam und ihn inständig bat, die Feindseligkeiten bis an den folgenden Morgen einzustellen und des Bürgerblutes zu schonen; denn die Landleute wünschten Frieden zu schließen. Kaum war Werdmüller auf diese Bitte wieder in sein Lager zurückgekehrt, als er die Nachricht erhielt, daß der zu Bern mit den Bauern geschlossene Friede nicht gehalten werde.

Am folgenden Tag, als die zu den Unterhandlungen festgesetzte Stunde gekommen war, wartete Werdmüller vergebens auf Abgeordnete der Bauern. Statt ihrer kam ein Schreiben Leuenbergs, in welchem er einen weitern Waffenstillstand von einem Tage verlangte, mit der Versicherung, daß er nichts Anderes begehre, als den lieben, alten eidgenössischen Frieden zu erhalten. Werdmüller jedoch, in jedem Verzuge Gefahr erblickend, forderte eine bestimmte Erklärung binnen drei Stunden, nach deren Verfluß er unwiderruflich thun werde, was seine Pflicht gebiete. Die Erklärung kam nicht, sondern die Nachricht, daß sich die Bauern auf allen Seiten rüsteten, Werdmüllers Lager anzugreifen.

Es war 2 Uhr Nachmittags; da rückten die Bauern dicht geschaart und in zuversichtlicher Haltung aus dem Brunegger Wald gegen das Lager heran. Ihnen entgegen zog eine starke Abtheilung von Werdmüllers Heer, während er selbst seine übrigen Truppen und das Geschütz zum Angriffe ordnete. Die Bauern wurden allmälig gegen ihre Verschanzungen zurückgedrängt, wo viele dem Kreuzfeuer des zürcherischen

Geschützes erlagen. Während dieses Kampfes waren Leuenberg und Schybi bemüht, das Lager der Feinde zu umgehen und ihnen den Weg nach Mellingen abzuschneiden. Doch Werdmüller erkannte diese Absicht und warf sich mit seiner Hauptmacht ihnen entgegen. Plötzlich erdröhnt des Himmels Donner in den Donner des Geschützes; Schreck durchfährt die zürcherischen Schaaren, ihr Muth ist gebrochen. Da ergießt sich aus den schwarzen Gewitterwolken ein sanfter Regen und bald strahlt des Regenbogens Farbenpracht in vollem Glanze; neuer Muth erwacht und der Angriff wird erneuert. Beim Dorfe Wohlenschweil stießen die beiden Parteien auf einander; hier entbrannte ein heißer Kampf. Von Schybi und Leuenberg durch Wort und Beispiel entflammt, kämpften die Bauern mit großer Unerschrockenheit drei volle Stunden. Das schwere Geschütz wüthete furchtbar in ihren Reihen; ganze Glieder stürzten dahin; ihr Muth blieb aufrecht. Schon hatte sich die Sonne zum Untergange geneigt, als das Dorf Wohlenschweil in Brand aufging; die Kirche, die Pfarrwohnung und fast alle Häuser standen in lichten Flammen. Das brach die Kraft der Landleute; sie schickten zwei Trommelschläger zu General Werdmüller und baten um Waffenstillstand. Inzwischen fuhren sie fort, sich mit Wuth zu vertheidigen, bis endlich die Ermattung und die Nacht die beiden Heere in ihre Lager zurückführten. Der Waffenstillstand wurde unter der Bedingung bewilligt, daß am folgenden Morgen vor zehn Uhr Abgeordnete in Werdmüllers Lager zur Friedensunterhandlung erscheinen sollten. Schon ruhete die Mannschaft von der Anstrengung des Tages im tiefen Schlafe, als der rastlose Schybi zu Leuenberg kam und ihm den Vorschlag machte, in einem kühnen Handstreiche das Lager der Züricher zu überfallen und die Sache mit einem Schlage zu entscheiden. Leuenberg billigte diesen Vorschlag nicht; sein gegebenes Wort war ihm heilig. Dieß war die Ursache der Mißstimmung, welche von da an zwischen den beiden Führern der Landleute eintrat.

Am folgenden Morgen wurden im zürcherischen Lager die verabredeten Unterhandlungen gepflogen; es waren dreiundvierzig Abgeordnete der Landleute und die höchsten Magistratspersonen von Zürich gekommen; Schybi und Leuenberg waren fern geblieben. Nach langer Erörterung, in welcher die Landleute von dem gewandten Bürgermeister Waser von Zürich über das Unrechtmäßige und Frevelhafte ihres Beginnens belehrt worden waren, kamen endlich die Friedensbedingungen

zu Stande. Sie verlangten von den Bauern Niederlegung der Waffen und Aufhebung des Hutweiler Bundes, stellten einen rechtlichen Entscheid über die zwischen den Obrigkeiten und ihren Unterthanen obwaltenden Streitfragen in Aussicht und behielten den Obrigkeiten und den Hülfe leistenden Orten das Recht vor, so lange ihre bewaffnete Macht im Felde zu behalten, bis alle Streitfragen gelöst, und die Huldigung erfolgt sei. Die Landleute von Bern, Basel und Solothurn nahmen voll Freuden diese Bedingungen an; die Luzerner erklärten, zwar auch die Waffen niederlegen zu wollen, aber zum Abschlusse eines Friedens hätten sie keine Vollmacht. Hierauf zogen die Schaaren in die Heimat. Leuenberg, welcher wohl einsah, daß dieser Frieden weit ungünstiger sei, als der Vergleich auf dem Murifelde, zog sich an der Spitze einer trotzigen Schaar nach Langenthal zurück, von wo er seiner Obrigkeit Unterwerfung anerbieten ließ, jedoch nur, wenn den gerechten Beschwerden abgeholfen werde. Schybi, wüthend über den Ausgang des Kampfes, begab sich nach Luzern, und schloß sich und die ihn begleitenden Schaaren den Entlibuchern an, welche noch immer die Stadt belagerten.

Das Schiedsgericht in Stanz.

In Stanz hatte sich, von den streitenden Partheien erwählt, ein Schiedsgericht aus den Kantonen Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug versammelt und wollte den Streit zwischen der Obrigkeit von Luzern und ihrem Landvolke gütlich oder rechtlich ausgleichen. Von den Schiedsrichtern keine bevorzugte Behandlung erwartend, leistete die Stadt Luzern auf ihren Entscheid Verzicht, besonders als sie, mit Truppen wohl besetzt, die Hoffnung haben konnte, mit Waffengewalt den Aufstand unterdrücken und über die besiegte Landschaft nach eigenem Gutdünken verfügen zu können. Aus diesem Grunde ward nach nochmaligem Versuche, einen Frieden zu Stande zu bringen, ein plötzlicher Ueberfall des belagernden Landvolkes auf die Nacht nach dem Treffen von Wohlenschweil angeordnet. Der General Zweyer zog in vier Abtheilungen aus der Stadt; er mußte sich aber wegen der Unzuverlässigkeit seiner Truppen und wegen des hartnäckigen Widerstandes des von einigen Stadtbürgern gewarnten Landvolkes wieder in die Stadt zurückziehen. Diese Erfahrungen machte dann endlich die Stadt geneigt,

sich dem Ausspruche des Stanzer Schiedsgerichtes zu unterziehen. Auch das Landvolk, unter sich gespalten, weil Einige den Vertrag auf dem Murifelde beobachten wollten, sehnte sich nach Frieden. Unter diesen Umständen erfolgte nun der Ausspruch, daß sowohl die Hoheitsrechte der Stadt, als die Rechte und Freiheiten der einzelnen Landestheile anerkannt sein sollen; daß die Bünde von Sumiswald und Hutweil aufgelöst seien und daß Jeder, der sie wieder in's Leben rufe, mit Leib und Gut der Obrigkeit verfallen sei; die Empörer sollen ferner um Gnade flehen und zwölf von ihren Häuptern ausliefern, damit die Obrigkeit nach Gutdünken über sie verfüge; die Kriegskosten werden von beiden Theilen getragen, Huldigung geleistet und für spätere Klagen und Beschwerden des Landvolkes gegen die Obrigkeit der Rechtsgang bezeichnet.

Beide Theile nahmen diesen Ausspruch an; das Entlibuch jedoch mit Murren, daß es nicht größere Rechte gewonnen; die Stadt Luzern, indem sie sich beschwerte, daß ihre Macht in Ausübung der Strafgewalt und in der künftigen Ordnung ihrer Landschaft beschränkt worden wäre. Das Entlibuch mußte mit der Gewalt der Waffen unterworfen werden, worauf die Landschaft von Luzern endlich Ruhe fand.

Das Treffen von Herzogenbuchsee.

Die Stadt Bern, welche aus dem Waadtlande und von Neuenburg zahlreiche Hülfe erhalten hatte, war mehr erfreut, als erzürnt, als ihr der Anlaß gegeben wurde, den Vertrag auf dem Murifelde nicht zu halten. Sie erklärte denselben nämlich darum für gebrochen, weil ihre Landleute nach Mellingen gezogen waren. Darum erhielt auch der General Sigismund von Erlach den Befehl, mit starker Heeresmacht in's Feld zu rücken, und die noch unter den Waffen stehenden Bauern zu Paaren zu treiben. Unter Plünderung und Verwüstung der Gegend, unter Mord und Gräueln jeglicher Art vollzog der Nachkomme des Siegers von Laupen den ihm gewordenen Befehl. Vergebens bat Leuenberg demüthig um Verzeihung für Alles, was er gegen die Obrigkeit unternommen, und erklärte sich bereit zur Unterwerfung unter den Vertrag auf dem Murifelde; umsonst verlangte Werdmüller, welcher auf Erlachs Befehl den Aargau heraufzog, daß der Friede von Mellingen beobachtet werde. Diese Verträge schienen zu milde; die Em-

hörer sollte härtere Strafe treffen. — Erlach stand in Wangen, ließ die Rädelsführer in der Umgegend fangen und die, welche sich widersetzten, niedermachen; das Städtchen Wiedlisbach wurde den Soldaten zur Plünderung preisgegeben. Angst und Schrecken fielen auf die Landleute; von allen Seiten eilten sie herbei, ihre Waffen zu den Füßen des Generals niederzulegen und ihn um Verzeihung und Gnade zu bitten. Erlach berichtete diese Erfolge nach Bern, forderte die Obrigkeit auf, alle Zugeständnisse zurückzunehmen, und verlangte Vollmacht, die gefangenen Aufrührer zum Schrecken und Beispiel für Andere an Ort und Stelle hinrichten zu dürfen. Man gewährte seine Wünsche; man ertheilte ihm die verlangte Vollmacht und erklärte den Vergleich auf dem Murifelde für null und nichtig. An Werdmüller ward berichtet, daß er nicht berechtigt gewesen sei, mit bernerischen Unterthanen einen Frieden abzuschließen, in welchem weder die Genehmigung der Landesobrigkeit vorbehalten, noch die Auslieferung und Bestrafung der Rädelsführer ausbedungen worden sei; eine Erklärung, aus welcher hervorgeht, daß man sich auch an den Frieden von Mellingen nicht zu halten gedachte.

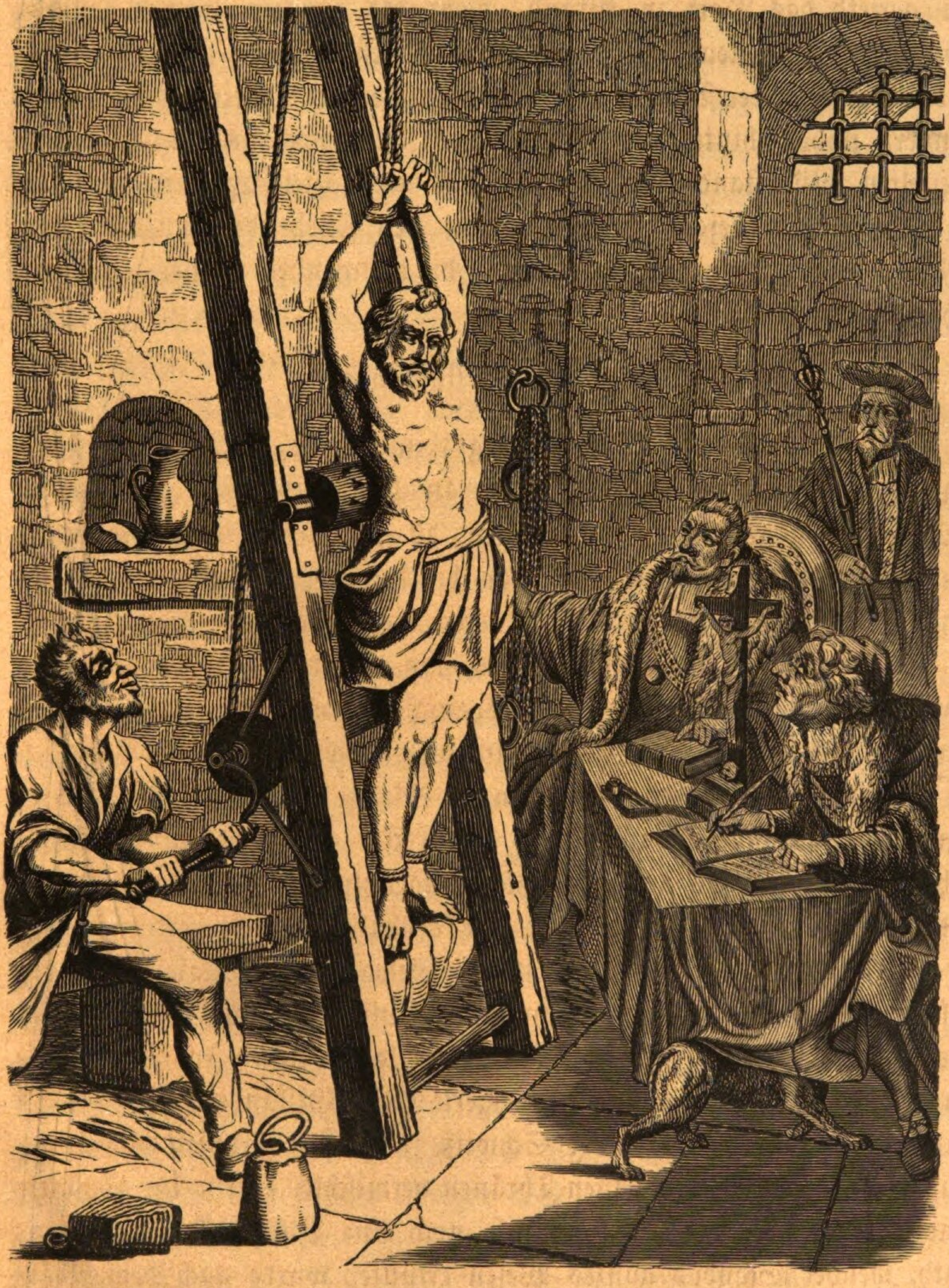
Leuenberg stand bei Herzogenbuchsee; um ihn 5000 Mann zum größten Theile aus dem Emmenthale, welche die Furcht vor Berns Rache und die Verzweiflung an seiner Verzeihung zusammengeführt hatte, das Aeußerste zu wagen. Er hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, durch die Vermittelung Werdmüller's einen gütlichen Vergleich treffen zu können; allein Erlach wollte es anders. Er zog zum Angriffe aus. Unweit von seinem Standorte stieß er auf eine Schaar von 2000 Bauern, welche, ohne irgend einen Widerstand zu versuchen, sich nach Herzogenbuchsee zurückzogen. Dieß bewog den General, seine Truppen auf freiem Felde sich lagern zu lassen, um am folgenden Tag die Bauern aufzusuchen und anzugreifen.

Es war am Morgen des Pfingstsonntages (8. Juni), als Erlach an der Spitze eines Reitergeschwaders sich dem Dorfe Herzogenbuchsee näherte. Vor dem Dorfe stieß er auf sechs mit Hellebarden bewaffnete Bauern, welche Wache standen und ihn auf seine Anfrage versicherten, daß die Landleute alle abgezogen seien. Er rückte weiter vor; da fielen plötzlich von allen Seiten aus Hecken und Gebüschen Schüsse auf seine Schaaren. Er eilte zurück und führte seine ganze Macht zum Angriffe herbei. Die Bauern hatten den Wald besetzt und begannen den Kampf

mit Flintenschüssen auf die anziehenden Truppen. Nach kurzem Widerstande wurden sie jedoch in das Dorf zurückgeworfen. Hier faßten sie auf's Neue Stellung und leisteten eine Zeit lang tapferen Widerstand. Da gerieth das Dorf in Brand, mehr als sechszig Häuser standen plötzlich in Flammen, und von allen Seiten drangen Erlach's Reiter in die Schaaren der Bauern ein und sprengten sie auseinander. Einige hundert flohen hinter die Mauern des Kirchhofes und leisteten verzweifelten Widerstand, bis sie durch das grobe Geschütz vertrieben und in wilde Flucht gejagt wurden. Von den Fliehenden wurden Viele niedergehauen, Viele auch lebendig in die brennenden Häuser geworfen; sechszig gefangen.

Das Ende des Aufstandes.

Der Aufstand war überall besiegt; in Luzern, in Basel, in Bern begann die Bestrafung derer, welche an demselben Theil genommen; nachdem Kriegsgerichte zu Aarwangen, zu Zofingen und zu Mellingen den Weg bezeichnet hatten, den man bei der Beurtheilung der Gefangenen einzuschlagen habe, begann nun die Bestrafung derer, welche an demselben Theil genommen. Blut floß in Strömen; Zungen- und Ohrenschlitzen, Verbannung, Auspeitschen und andere barbarische Strafen, wie sie zu einer Zeit üblich waren, wo man ohne Bedenken ein Menschenleben opferte, wurden in Menge verhängt; die Kerker waren mit Gefangenen angefüllt. Im Kerker zu Sursee saß Christian Schybi. Er hatte bis auf den letzten Augenblick im Kampfe auf Leben und Tod das einzige Heil erblickt und deßhalb das Schwert nicht aus der Hand gelegt. So war er in die Gewalt der Obrigkeit gefallen, welche auf ihn, den tapferen Führer der Entlibucher, das volle Gewicht unerbittlicher Strenge und schwerer Strafe fallen ließ. In seinen Verhören blieb er standhaft und verweigerte jedes Geständniß. Selbst als man ihn so folterte, daß der Schweiß in großen Tropfen von seiner Stirne rann und sich mit seinen Thränen vermischte, entriß der Schmerz seinen Lippen weder ein Geständniß, noch eine Bitte. Dieser Heldenmuth, welcher Schybi's ganzes Wesen erfüllte, wurde nach dem Aberglauben der damaligen Zeit für Zauberei gehalten. Nach unsäglichen Qualen, als man die Ueberzeugung gewonnen, daß Nichts im Stande sei, ihn zum Geständnisse zu bringen, sprach man das Todesurtheil über ihn aus; er wurde bei Sursee enthauptet.



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

Nach dem verlorenen Treffen von Herzogenbuchsee begab sich Leuenberg mit den Emmenthalern nach Hause. Auf dem Heimwege von Signau wurde er von einem Aufrührer, der sich dadurch seine Schuldlosigkeit erkaufte, schmählich verrathen. Des Nachts ward er gefangen und in den Thurm nach Trachselwald geschleppt, wo man ihn in Ketten legte, um ihn am folgenden Tage mit anderen Gefangenen unter starker Bedeckung nach Bern zu führen. Vor dem Eintritte in die Stadt ward ihm eine aus Stroh geflochtene Schärpe angelegt, an welcher ein hölzerner Degen hing. So geschmückt, von Henkern geführt, brachte man ihn unter dem Hohne und Spotte des städtischen Pöbels in das Gefängniß. Nachdem er hier schreckliche Folterqualen erduldet, wurde das Todesurtheil über ihn gesprochen. Es lautete: Leuenberg solle enthauptet, sein Haupt mit dem Hutweiler Bundesbrief an den Galgen geheftet, sein Leib geviertheilt und an den vier Hauptstraßen aufgehängt werden. Leuenberg starb am 6. September.

Die nächsten Folgen der Unterdrückung des Aufstandes waren, daß die einzelnen Regierungen die Zügel des Regimentes straffer anzogen, und daß selbst Solothurn, dessen Landvolk gegen die eigene Regierung zwar Nichts unternommen hatte, aber doch seinen Nachbarn zugezogen war, harte Maßregeln gegen seine Landschaft traf; unter Anderem jeden Beitrag an die Besoldung der Schullehrer auf dem Lande mit dem Bedeuten aufhob, daß, wenn die Bauern künftig noch Schulmeister haben wollten, sie dieselben aus ihrem eigenen Sacke zu bezahlen hätten. Auch Luzern begnügte sich nicht mit der völligen Unterwerfung seines Landvolkes; es wußte auch alte Zugeständnisse zu schmälern, welche es im Drange der Umstände den Stadtbürgern gemacht hatte; und wenn Bern auch, nothgedrungen durch den von Werdmüller abgeschlossenen Mellinger Vertrag, für den unteren Aargau einige Abhülfe der dringendsten Beschwerden gewährte, so verlangte es doch von seinem übrigen Gebiete unbedingte Unterwerfung unter seine Machtgebote. In allen aufständischen Kantonen legte man den Landschaften die Bestreitung des Kriegsaufwandes auf.

Schon während des Krieges hatte sich ein gespanntes Verhältniß zwischen Bern und Zürich gezeigt; indem Letzteres, dessen Feldherr und oberste Magistrate den Vertrag von Mellingen abgeschlossen hatten, denselben aufrecht gehalten wissen wollte, während Bern in dieser

Handlung einen Eingriff in seine Hoheitsrechte erblickte und den Vertrag verwarf. Noch größere Spaltung zwischen beiden Kantonen trat ein, als es sich um die Bezahlung der Kriegskosten handelte, welche Zürich von einem Theile des Berner Gebietes und der Stadt Solothurn forderte. Erst nach langem Streite kam ein Vergleich zu Stande, durch welchen Bern jedoch ebenso wenig befriedigt wurde, als Solothurn, das, entrüstet über die erfahrene Härte, sogar für sich allein in ein Bündniß mit Frankreich trat. Das gute Einvernehmen mit Frankreich war nämlich durch hochfahrendes Betragen der französischen Minister in dem Maße gestört worden, daß man die Erneuerung des französischen Bündnisses verweigert und beschlossen hatte, daß kein Ort gesondert mit Frankreich unterhandeln sollte. Nachdem Solothurn sich dieser Uebereinkunft zuwider mit Frankreich verbündet hatte, folgten die übrigen katholischen Kantone bald seinem Beispiele, während die reformirten bei der Uebereinkunft blieben. Hatte sich schon in dieser Trennung der Eidgenossen ihre religiöse Spaltung, welche während des Bauernkrieges ob der gemeinsamen Gefahr zurückgetreten war, wieder in den Vordergrund gestellt, so geschah dieses in noch höherem Maße, als die reformirten Eidgenossen sich versöhnend in die Streitigkeiten der protestantischen Republiken von England und Holland mischten, und sich mit diesen vereint der piemontesischen Waldenser annahmen, über welche der Herzog von Savoyen treuloser Weise eine blutige Verfolgung verhängt hatte. Schon 1655 war die gegenseitige Erbitterung soweit gediehen, daß eine von Zürich ausgehende und von Bern gebilligte, zweckmäßige Erneuerung der eidgenössischen Bünde mißlang.

Erneuerung des Aufstandes im Entlibuch.

Das Entlibuch war unterworfen und schon war ein neuer Landvogt über das Thal gesetzt, welchem die Thalleute huldigen sollten. Ein Theil der Bevölkerung leistete die Huldigung, ein anderer verweigerte sie, bis man die ihnen durch das Schiedsgericht zuerkannten Rechte urkundlich bestätige. Unter diesen Widerspenstigen waren auch die drei Tellen, welche durch eine rasche That ihrem Namen Ehre machen wollten. Zwischen Schüpfheim und Hasle stellten sie sich nahe bei der Emmen mit scharf geladenen Flinten in einer hohlen Gasse

auf und lauerten auf den Landvogt, welcher mit einigen Gliedern des Rathes nach Luzern zurückkehren wollte. Als sie in die hohle Gasse kamen, krachten die drei Flintenschüsse; der eine, von vier Kugeln, traf mit einer Kugel den Schultheiß Dulliker in den Schenkel und verwundete mit den drei anderen sein Pferd; die Kugeln des andern Schusses sausten unschädlich vorbei; der dritte Schuß traf den Rathsherrn Studer in's Herz, daß er vom Pferde sank und nur noch eine Stunde lebte. Vor seinem Tode bat er Gott und die Obrigkeit um Verzeihung für seinen Mörder.

Diese frevelhafte That wurde von Niemand gebilligt, selbst das Volk verdammte sie; ja, es anerbot sich, die Thäter auszuliefern, wenn man ihm die bewilligten Rechte urkundlich zugestehe und die abgenommenen Waffen wieder herausgebe. Ohne auf dieses Anerbieten eine Antwort zu geben, schickte die Regierung Truppen in das Thal. Ihren Nachforschungen konnten die Schuldigen nicht lange entgehen. Ein Knabe machte die Anzeige, daß zwei derselben sich in einer Scheune nahe bei Schüpfheim versteckt hielten. Sogleich eilten die Truppen dahin; die Scheune ward umstellt und durchsucht. Kaspar Unternäher und Hinteruli, welche sich wirklich in der Scheune versteckt hatten, zogen sich auf das Dach zurück, bewaffnet mit gewaltigen Schlachtschwertern und entschlossen, eher zu sterben, als sich zu ergeben. Der eine warf beständig große Steine, mit denen die Schindeldächer gewöhnlich belegt sind, auf die Stürmenden herab, während der andere mit dem gewaltigen Schwerte grimmig um sich hieb. Man forderte sie auf, sich zu ergeben; umsonst. Endlich wurden sie durch zahlreiche Flintenschüsse vom Dache heruntergeschossen. Ihre Leichname wurden nach Luzern gebracht und dort zur Schau ausgestellt. Dann wurde über sie Gericht gehalten, als ob sie noch lebten. Unternäher's Leichnam wurde enthauptet, sein Kopf auf den Haberthurm gesteckt und der Rumpf auf das Rad geflochten; Hinteruli wurde auch enthauptet, der Leib geviertheilt; das eine Viertel sammt dem Kopfe zu Schüpfheim, das andere zu Willisau, das dritte zu Rothenburg und das vierte zu Rußweil an den Galgen gehängt. Stadelmann war geflohen; als er später heimkehrte, wurde er entdeckt und hingerichtet.

So wurden die letzten Zuckungen des Aufstandes an demselben Orte unterdrückt, wo die ersten Bewegungen stattgefunden hatten, und obwohl die Regierungen eingesehen hatten, daß nicht Alles Unrecht

auf der Seite des Volkes war, so geschah doch sehr wenig für dasselbe, als die Obrigkeiten sich wieder im ruhigen Besitze ihrer Gewalt sahen. Vielmehr befestigte sich immer mehr die unumschränkte Herrschaft; die Rechte und Freiheiten des Volkes wurden in den Hintergrund gedrängt und man fing an, von ihm in allen Dingen einen unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit zu fordern. Nicht einmal die traurigen Verhältnisse, in welchen die gemeinen Herrschaften zu den regierenden Ständen standen, konnten wegen des Widerstandes der demokratischen Kantone verbessert werden. Sie blieben nachher, wie vorher, Orte, wo sich die Landvögte auf die ungerechteste Weise durch Abgaben, Geschenke und Strafgelder bereicherten, wo Recht und Gerechtigkeit für Jeden feil war, der bezahlen konnte.

Der erste Vilmerger Krieg.

Im Flecken Art, im Lande Schwyz, hatte schon zur Zeit Zwingli's die Reformation einige Bekenner gefunden, vorzüglich in der Familie derjenigen von Hospital, und von dieser Zeit an blieben mehrere Haushaltungen im Stillen der neuen Lehre zugethan trotz der schweren Strafe, mit welcher Jeder bedroht war, der sich von der katholischen Kirche trennte. Wirklich waren auch schon 1622 einige dieser heimlichen Reformirten schwer gebüßt worden, weil sie es tadelten, daß man die Bündner in ihren Kämpfen gegen Oesterreich nicht unterstütze, und weil sie es rühmten, daß in Graubünden Glaubensfreiheit herrsche. Endlich trennten sie sich auch im Aeußern von der katholischen Kirche und beobachteten überhaupt nicht mehr die von derselben vorgeschriebenen Gebräuche. Daher kam man ihnen auf die Spur und die Kapuziner, welche eben das Kloster auf dem Rigi gegründet hatten, erfuhren bald, was vorging. Auf ihren Betrieb erließ ein Theil der schwyzerischen Geistlichkeit eine Aufforderung an den Rath, die Verdächtigen einer strengen Untersuchung zu unterwerfen. Der Rath faßte auch den Beschluß, daß alle, welche als heimliche Anhänger der Reformation verdächtig seien, in der nächstfolgenden Nacht nach Schwyz gebracht werden sollten. Verwandte, welche von diesem Be-

schlusse Kenntniß hatten, warnten sie und sprachen: „Kommt der Ge„fahr und der Schande unserer Familie zuvor; eilet, knieet unter „Thränen vor dem nächsten Kreuze nieder; beichtet, bringt den geist„lichen Vätern Nideln; ein Kapuziner ist als Freund mehr werth, als „zehn Rathsglieder." Auf diese Warnung verließen sieben Familienväter mit Weib und Kind noch in derselben Nacht die Heimat und flohen nach Zürich. Hier wurden sie gastlich aufgenommen, und als die Ausgewanderten die Obrigkeit ihres Heimatskantons um die Herausgabe ihres Vermögens baten, unterstützte Zürich ihre Bitte. Man stützte sich dabei auf das allen freien Eidgenossen zustehende Recht, daß sie sich ungehindert in einem anderen Kantone niederlassen durften. Ueber diese Zumuthung erbittert, antworteten die Schwyzer: „Es sind keine freien Eidgenossen, die Ihr aufgenommen habt; es sind Verbrecher, deren Habe den Gerichten verfallen ist." Es herrschte nämlich schon seit den Kappeler Kriegen in Schwyz die Verordnung, daß Abtrünnige von der katholischen Religion als Staatsverbrecher behandelt werden sollten. Weiter fügten sie hinzu, daß sie in ihrem Lande Herren und Niemandem außer Gott Rechenschaft schuldig seien; die Entflohenen seien Wiedertäufer, und diese zu bestrafen, halte sich ja auch Zürich berechtigt. Man prüfte in Zürich auf diese Anklage den Glauben der Aufgenommenen und fand, daß sie Bekenner der evangelischen Kirche seien. Darum verwandte man sich auch noch ferner für sie; aber anstatt jeder Antwort wurden in Art siebenzehn Personen, Freunde und Verwandte der Geflüchteten, festgenommen und auf die Folter geworfen. Aufgefordert, den wahren Glauben zu bekennen, antwortete Martin von Hospital: „Das habe ich mein Leben lang gethan; niemals habe ich einen schöneren Tag gesehen, als den, da mich Gott beruft, der Wahrheit Zeugniß zu geben." Alle blieben standhaft und Alle starben durch Henkershand. Zwei Frauen wurden an das Inquisitionsgericht nach Mailand abgeliefert. Den Bäcker Amweg von Schwyz, welcher gerufen hatte: „Heißt das Freiheit, wenn die Gewissen nicht frei sind?" ließ die Regierung heimlich erdrosseln, da sie einen Aufstand fürchtete, wenn man ihn öffentlich hinrichte.

So stand diese Angelegenheit, als eine Tagsatzung am 21. Nov. 1655 zu Baden zusammentrat, auf welcher man die entzweiten Stände miteinander zu versöhnen hoffte. Doch alle Schritte, welche der Bürgermeister Wettstein und andere Gesandten im versöhnenden Sinne

thaten, scheiterten; denn Zürich verlangte den Entscheid der Streitfrage durch ein Schiedsgericht ebenso beharrlich, als Schwyz sich gegen denselben erklärte. Die Hartnäckigkeit, mit welcher Schwyz die unter den Eidgenossen althergebrachte Sitte, Streitigkeiten zwischen den Orten zu schlichten, ausschlug, veranlaßte Bern, sich auf die Seite Zürichs zu stellen. Da trat mit einem Male der Geist der Zwietracht in seiner ganzen furchtbaren Gestalt wieder zwischen die Eidgenossen; der Religionshaß verscheuchte den Frieden, welcher so wohlthuend seine Segnungen über die Gauen des Vaterlandes auszugießen begonnen hatte. Krieg verlangten die Männer des Krieges; Krieg predigten die Diener des Friedens. Grollend waren die Tagherren von einander geschieden.

Bald besetzten 800 Zürcher das Dorf Kappel; Bern's Truppen zogen in seine Schlösser im Aargau und nach Mellingen und Bremgarten warfen die fünf Orte in aller Eile ihre Besatzungen. Zürich eröffnete den Feldzug mit einer Truppenmacht von 18,000 Mann. Diese Macht, mit den Bernern vereint, hätte genügt, um schnell in das Gebiet der fünf Orte zu dringen und einen sicheren Sieg zu gewinnen; die Eifersucht jedoch, welche besonders seit dem Bauenkriege zwischen beiden Städten herrschte, ließ ein Handeln nach einheitlichem Plane nicht zu; überdieß hatte jede Stadt in ihre Macht so viel Vertrauen, daß sie den Sieg allein zu erringen hoffte. Zürich theilte seine Macht in drei Abtheilungen; die erste bemächtigte sich des Städtchens Klingnau an der Aare, um die Verbindung mit Bern zu sichern; die zweite zog in den Thurgau und die dritte rückte unter dem Oberbefehlshaber Konrad Werdmüller vor Rappersweil, um nach der Einnahme dieser Stadt von hier in den Kanton Schwyz einzudringen. Er hoffte in kurzer Zeit das Städtchen in seiner Gewalt zu haben; er stieß aber auf einen unerwarteten Widerstand. In Rappersweil kommandirte nämlich der tapfere Hauptmann Wyget von Schwyz, welcher den Platz in aller Eile durch Wälle und Gräben geschützt hatte, und da eine tapfere Besatzung im Städtchen lag, sah sich Werdmüller zu einer förmlichen Belagerung genöthigt. Während seine Schaaren, die mit Lebensmitteln schlecht versehen waren, in der Umgegend wild hausten, öffnete sein Geschütz die Mauern der Stadt. Man rüstete sich zum Sturme auf den folgenden Tag. Als aber die Stürmenden andrangen, fanden sie einen solchen Widerstand, daß sie sich unter dem Hohne der Belagerten nach heißem Kampfe wieder zurückziehen mußten. Einen

nächtlichen Ueberfall, durch welchen die Leute aus dem Gaster die Züricher von Rappersweil verjagen wollten, vereitelte die Wachsamkeit des züricherischen Hauptmanns Edlibach. Werdmüller blieb vor Rappersweil, ohne auf die Spottlieder zu achten, mit denen er täglich aus der Stadt überschüttet wurde. Der Kriegsheld, dessen Ruf weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausreichte, sah sich gedemüthigt durch den kräftigen Widerstand von Bauern vor einem Platze, den er für Nichts geachtet. Fünf Wochen dauerte die fruchtlose Belagerung.

Nachdem Bern die Grenzen seines Landes besetzt hatte, brachen 12,000 Mann unter dem Generale von Erlach nach dem Aargau auf; alles Mannschaft aus der Waadt und dem Aargau. In Lenzburg schlug Erlach sein Hauptquartier auf, und nachdem 9000 Mann gemustert waren, wurden sie nach den freien Aemtern geschickt. Die Offiziere zeigten bedauerlichen Leichtsinn, der gemeine Mann Gleichgültigkeit; ein ausgelassenes Leben führten Alle. Endlich am 23. Januar 1656 rückte man nach Vilmergen vor; die Waadtländer besetzten das Dorf, die Aargauer lagerten sich in der Ebene; das Geschütz blieb beim Nachzuge. Niemand dachte daran, Kundschafter auszusenden; denn man erwartete stündlich die Nachricht vom Abschlusse des Friedens, welchen Gesandte aus verschiedenen Kantonen in Luzern zu vermitteln sich bemühten. Man überließ sich der größten Sicherheit und verachtete sogar den Feind.

Unterdessen hatte sich die katholische Armee unter Christoph Pfyffer bei Muri aufgestellt, 3000 Mann von Luzern und 1700 Landleute aus den freien Aemtern. Auch sie waren nicht vom besten Geiste beseelt und hatten ebenso wenig Lust, zu schlagen, als die Berner. Die Priester jedoch gaben sich alle Mühe, den Schlachtmuth zu erregen. Es ging das Gerücht, die Berner seien durch Zauberei fest gegen Schuß und Stich; um die nachtheiligen Eindrücke dieses Aberglaubens aufzuwiegen, sprachen sie über die Waffe eines jeden Gläubigen den Segen aus; sie theilten Zettel aus, gegen welche kein Zauber etwas vermöge, und trieben der Dinge noch viel, durch die man hoffte, Selbstvertrauen und Muth der Kämpfer zu erhöhen. Was jedoch mehr wirkte, als alle diese Mittel des Aberglaubens, war die einlaufende bestimmte Nachricht, daß im Heere der Berner die größte Sorglosigkeit und die schlechteste Mannszucht herrsche. Die Gelegenheit, den sorglosen Feind zu überraschen, war zu reizend; Pfyffer sammelte seine Mannschaft.

Unbemerkt hatte er sich dem Dorfe Wohlen genähert; hier stieß er auf einige Aargauer, welche bei seinem Anblicke erschrocken flohen und den Bericht von seinem Anmarsche in's Lager brachten. Sie wurden ausgelacht. Um ein Uhr verkündeten die Schüsse einiger Schildwachen, daß diese den Feind wahrgenommen. Offiziere eilten zu diesen Posten und droheten mit strenger Strafe, wenn sie sich noch einmal unterstünden, unnöthigen Lärm zu machen. In diesem Augenblicke erschien der Feind in einem Hohlwege, bis an die Brust gedeckt. Um diese Zeit soll Pfyffer einen Brief von Luzern erhalten haben, er möchte keine Feindseligkeit beginnen, da man auf dem Punkte stehe, den Frieden abzuschließen; Pfyffer aber, wohl einsehend, daß die dargebotene Gelegenheit nicht so leicht wiederkehren dürfte, habe den Brief ungelesen in die Tasche geschoben und das Zeichen zum Angriffe gegeben, bei welchem zwei Kapuziner statt der Fahnen ein Kruzifix und ein Muttergottesbild vorantrugen.

Die Bataillone aus dem Waadtlande, von Lausanne, von Morsee, von Iferten und Vivis traf der erste Stoß. Ihre Offiziere waren davongelaufen, angeblich, um den Generalstab herbeizuholen; die Unteroffiziere bemühten sich, eine Schlachtordnung herzustellen. Aber kaum waren die Fahnen entfaltet, kaum die Glieder geschlossen, als die Luzerner unter dem Rufe: „Maria Rothenthurm!" heranstürmten. Muthigen Widerstand leisteten die Waadtländer; ihre Banner färbten sich mit ihrem Herzblute. Auch die Aargauer, welche Zeit gehabt, sich zu ordnen, kämpften mit Unerschrockenheit unter ihrem Obersten May von Rued, bis ihnen die Munition ausging. Es waren zwei Kanonen auf dem Platze und Pulver für zwei Schüsse, das übrige Geschütz war in weiter Entfernung vom Schlachtfelde. Kaum hatte der Kampf begonnen, so floh die Reiterei, ihr schlossen sich zehn Compagnieen unter Erlach und Frisching an; Alles schien verloren. Zweitausend Mann standen als unthätige Zuschauer und entschuldigten sich später, sie hätten keine Befehle erhalten. Nur eine aargauische Pionirkompagnie kämpfte bis in die Nacht und deckte den Rückzug; die Fahne von Zofingen war die letzte auf dem Platze. Die Flammen des Dorfes Dietikon leuchteten der Verfolgung. Auf der Wahlstatt zählte der Sieger 573 todte Feinde; 66 Gefangene, neun Fahnen und die Kriegskasse von 200,000 Gulden waren die Siegesbeute, welche mit einem Verluste von 189 Mann gewonnen worden war. Das war die „Bären-

jagd", wie die Luzerner höhnend die Schlacht nannten, von welcher man sich später erzählte, daß die heilige Jungfrau selbst im azurblauen Mantel am Himmel erschienen sei und die Gläubigen zum Siege geführt habe.

Die Niederlage hatte die Kampflust der Berner geweckt; obgleich das Wort „Verrath" sich hin und wieder vernehmen ließ, verlangte der gemeine Mann, die erlittene Schmach zu rächen und gegen den Feind geführt zu werden. Pfyffer selbst erwartete, daß ihm das Schlachtfeld streitig gemacht würde; aber Erlach, welcher entweder die Kampflust der Seinigen nicht theilte, oder zu bestimmt auf den Abschluß des Friedens rechnete, blieb unthätig in der Umgegend des Hallwyler Sees.

Mit der Schlacht bei Vilmergen war der Krieg im eigentlichen Sinne des Wortes beendigt; denn nach derselben geschahen nur noch Streifzüge, auf denen man sich gegenseitig das Gebiet verwüstete. Die Katholischen verbrannten die Bibeln, die Reformirten die Heiligenbilder, bald plünderten und brannten die aus den Ländern in Verbindung mit einigen spanischen Compagnieen am Zürichsee, bald übten die Züricher Vergeltung in Zug und in der March. Endlich, als man auf beiden Seiten sich erschöpft fühlte, gab man der vermittelnden Stimme der unparteiischen Orte Gehör, welcher sich der gute Rath Frankreichs und eine Drohung Savoyens beigesellte; man schloß einen Waffenstillstand, aus welchem nach vielfachen Erörterungen der Frieden zu Baden (7. März 1656) wurde. Dieser stellte den Streit auf den Spruch eines Schiedsgerichtes ab, welches trotz der anerkennenswerthen Bemühung Wettsteins doch die streitigen Punkte nicht löste. Derselbe gestattete nämlich den Katholiken, hinsichtlich der Religion in ihrem eigenen Gebiete nach Willkür zu verfahren, und sicherte den gemeinen Herrschaften, auf welche sich der Landfriede von 1531 erstreckte, freie Religionsübung; was aber die freie Auswanderung um der Religion willen betrifft, so wurde jedem Orte überlassen, nach Gutdünken zu handeln. So wurde die äußere Ruhe wieder hergestellt, aber eine stets wachsende Erbitterung erfüllte die Gemüther.

Ein Kampf, welchen der Bruderhaß erzeugt hatte, war gekämpft; man hatte auf beiden Seiten Anstrengungen gemacht, welche oft schon zur Vertheidigung der Freiheit und Ehre des Vaterlandes zu schwer geschienen, und man hatte keinen andern Erfolg aufzuweisen, als daß

Glück und Leben so vieler Menschen dahin, ungeheuere Geldsummen nutzlos vergeudet waren. Nicht einmal die vertriebenen Arter, um derentwillen man den Krieg angefangen, hatten Etwas gewonnen; man steuerte ihnen 10,000 Gulden und nahm sie in Zürich auf: beides hätte ohne den Krieg geschehen können.

Kampf der Basler Bürgerschaft gegen ihre Obrigkeit.

Die Stadt Basel wurde gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts der Schauplatz bedenklicher, innerer Unruhen, welche durch das nach dem Bauernkriege immer schärfer hevortretende Streben der Obrigkeit nach unumschränkter Herrschaft hevorgerufen wurden. Zwar war schon lange die Macht des Bischofs und des Adels bezwungen, und Basels Bürger hatten ein bestimmtes Recht gewonnen, an der Leitung des Staates gebührenden Antheil zu nehmen. Ihr Gemeinwesen wurde von einem kleinen und von einem großen Rathe geleitet. Der Umstand aber, daß der Wirkungskreis des letzteren nicht durch feste Bestimmungen geregelt war, bewirkte, daß der kleine Rath nach und nach alle Gewalt an sich zog. Obwohl man die Einrichtung des großen Rathes noch bestehen ließ, so wußte man doch die Art und Weise der Erwählung mit der Zeit dahin zu ändern, daß die Glieder desselben nicht mehr von der Bürgerschaft erwählt wurden, sondern daß sich die Behörde selbst ergänzte. Durch diese Maßnahmen wurde die Regierung in einzelnen Geschlechtern gleichsam erblich, und da zudem das Ansehen des so gestalteten großen Rathes immer tiefer sank, da er einen Theil seiner Macht um den andern verlor, so waren es zuletzt die wenigen Glieder des kleinen Rathes und ihre Familien, welche die Regierung des Staates als ein ihnen ausschließlich zustehendes Recht, als ihr Eigenthum betrachteten. Schon in der Zeit des Bauernkrieges hatte dieses Streben der Obrigkeit ernste Unzufriedenheit unter den Bürgern hervorgerufen, welche jedoch auf gütlichem Wege beschwichtigt werden konnte. Als aber jetzt Mißbräuche aller Art, Bestechlichkeit und Verschleuderung des Staatsvermögens, auftauchten,

als außerdem noch äußere Hemmnisse des Handels, Theuerung, Wucher einiger Mitglieder der Regierung und der von Ludwig XIV. zur Aengstigung der Stadt Basel angehobene Bau der Festung Hüningen schwer auf die Bürgerschaft fielen, da erreichte die Unzufriedenheit einen so hohen Grad, daß Alles zu befürchten war. Nach vielen Ausflüchten sah sich der kleine Rath endlich genöthigt, eine größere Theilnahme des großen Rathes an der Regierung zu gestatten; aber als man bestimmte Vorschläge zu einer die Macht des kleinen Rathes beschränkenden Theilung der höchsten Gewalt unter beide Räthe machte, widersetzte sich der kleine Rath und drohete nicht undeutlich, die Eidgenossen zu seinem Schutze anrufen zu wollen. Die allgemeine Aufregung ließ indessen einigermaßen nach, als das Gerücht sich verbreitete, im nahen Hüningen stehe eine französische Macht, welche die Bestimmung habe, Basel dem französischen Reiche einzuverleiben, wie dieses Loos kurze Zeit vorher das mit Zürich und Bern verbündete Straßburg betroffen hatte. Die drohende Gefahr bewirkte, daß die Bürgerschaft sich wieder enger an ihre Obrigkeit anschloß und sich rüstete, mit allem Nachdrucke die Unabhängigkeit ihrer Stadt zu vertheidigen. Diesen günstigen Augenblick benutzte der Rath, um die Bürgerschaft von ihren Führern zu trennen, welche unter der Leitung des Doctoren Jakob Petri nicht nur eine größere Theilnahme des großen Rathes an der Regierung, sondern eine einflußreichere Stellung der Bürger überhaupt anstrebten. Zwar mißlang der Versuch; doch hatte sich durch denselben die Regierung einen Weg zum Vertrauen der Bürgerschaft angebahnt. Während dieser Vorfälle in der Stadt blieb die Landschaft ruhig, obschon sie im Bauernkriege, ohne größere Rechte errungen zu haben, unterdrückt worden war; denn sie erkannte nur zu gut, daß es sich nicht darum handle, dem ganzen Lande das Glück größerer Freiheit zu bringen, sondern nur darum, die Bürger der Stadt in eine bessere Stellung ihrer Obrigkeit gegenüber zu versetzen.

Der Bruch der Bürgerschaft mit ihrer Obrigkeit wurde indeß von Tag zu Tag größer, von Tag zu Tag trat die Leidenschaft immer ungescheuter hervor, eigennützige Zwecke zu verfolgen und den letzten Rest obrigkeitlichen Ansehens zu stürzen, so daß die Tagsatzung beschloß, durch ihre Dazwischenkunft den Streit zu schlichten. Dieses Anerbieten rief unter den Bürgern die höchste Erbitterung hervor. Unter der Anführung des Arztes Johann Fatio, welcher an Petri's Stelle sich die

Gunst seiner Mitbürger erworben hatte, überfiel ein Theil der Bürgerschaft die Räthe, welche auf dem Rathhause versammelt waren, und zwang sie zur Entsetzung von neun und zwanzig ihrer Glieder. Auf ähnliche Weise erzwungene Maßregeln riefen endlich die Tagsatzung zum Einschreiten; sie schickte Gesandte, welche Anfangs weder von der Bürgerschaft noch von den Räthen anerkannt wurden, aber durch Drohungen endlich bewirkten, daß man ihnen Gehör gab. Doch als ihr Rath mit den Wünschen der Bürger nicht übereinstimmte, belagerten diese wiederum den Rath und erzwangen sich das Wahlrecht zu vielen bedeutenden Staatsämtern. Ueber diese Handlungsweise erzürnt, verließen die Gesandten Basel, um der Tagsatzung über die Lage der Dinge in dieser Stadt Bericht zu erstatten.

Basel war in seinem Inneren so zerrissen, daß weder die Anordnungen der Obrigkeit, noch die Befehle der Führer der Bürgerschaft, noch die uneigennützigen Vorschläge Gutgesinnter Gehör fanden. Nicht einmal die von den Bürgern in ihrem Sinne ergänzten Räthe erlangten das Ansehen, dessen es bedarf, um einen in Aufregung wogenden Staat in den Hafen der Ruhe und des Friedens zu lenken. So schlug die Unzufriedenheit immer tiefere Wurzel und gar bald zeigte es sich sogar, daß die Bürger weniger eine Erweiterung ihrer bürgerlichen Rechte, als vielmehr gewerbliche Vortheile durch den Aufstand zu erzielen gehofft hatten. Diese getäuschte Hoffnung erschütterte mächtig das Vertrauen der Bürger in ihre Führer, ohne noch einen engeren Anschluß derselben an die Obrigkeit hervorzubringen; denn als den neuen Räthen von der Bürgerschaft der Eid des Gehorsams geleistet werden sollte, konnte man sich nicht einmal einigen, ob der große oder der kleine Rath diese Huldigung zu empfangen berechtigt sei. Durch alle diese Erscheinungen sahen sich alle Partheien endlich veranlaßt, die Entscheidung eidgenössischer Vermittler in einer Sache zuzulassen, welche selbst zu schlichten man nicht mehr im Stande war. Unter den Eidgenossen aber waren über die Streitigkeiten zu Basel die Meinungen getheilt. Zürich neigte sich entschieden auf die Seite der Bürger und strebte, die Basler Bürgerschaft in dasselbe Verhältniß zu ihrer Obrigkeit zu bringen, in welchem die von Zürich zu der Ihrigen standen. Andere Stände hingegen, wie Bern und Solothurn, waren geneigt, mit gewaffneter Hand den Aufstand zu unterdrücken und das Ansehen der Obrigkeit wieder herzustellen. Diese Verschiedenheit der Ansichten

bei den zu erwartenden Vermittlern ließ einen zweifelhaften, wenn nicht ungünstigen Entscheid für beide Parteien befürchten, und deßhalb gaben sich die Bürger Mühe, die Vermittelung dadurch unnütz zu machen, daß sie sich mit der Obrigkeit verglichen. Der Huldigungseid wurde geleistet und ein allgemeines Vergessen des Geschehenen (Amnestie) verkündigt. Man glaubte sich schon vor allem Einschreiten durch die Tagsatzung sicher, als ihre Abgeordneten eintrafen und in gebieterischem Tone die Anerkennung ihres schiedsrichterlichen Amtes verlangten. Aus dieser Sprache mag der große Rath erkannt haben, daß von den Vermittlern ein für ihn günstiger Entscheid erwartet werden könnte, und daher unterwarf er sich ihrem Spruche. Die Bürger hingegen, welche fürchten mußten, das Errungene wieder zu verlieren, schlugen beharrlich jede Einmischung der Eidgenossen in ihre Angelegenheiten aus. Doch war die Eintracht aus den Reihen der Bürger gewichen, theils durch die Bemühungen der Räthe, theils aber auch durch eigene Schuld, indem die Bürger der großen Stadt denen von Klein-Basel nicht die gleichen Rechte zugestehen wollten, die sie für sich in Anspruch nahmen. Diesen Zwiespalt benutzend, wußte der Rath die von Klein-Basel, welche schon unter die Waffen getreten waren, ganz auf seine Seite zu bringen und dadurch die Bürger der großen Stadt zu zwingen, sich dem eidgenössischen Schiedsspruche zu unterziehen. Derselbe war den Räthen günstiger, als der Bürgerschaft; doch diese, der beständigen Aufregung müde, fügte sich in ihrer Mehrheit, während eine große Zahl den verlangten Eid verweigerte. Die eidgenössischen Vermittler reisten ab, ohne das Bewußtsein, der innerlich zerrissenen Stadt die Ruhe wieder gegeben zu haben. Vielmehr dürsteten die entsetzten Räthe, welche durch den Spruch zum Theile wieder in ihre Stellen eingesetzt worden waren und nach dem Umsturze der Verbesserungen trachteten, Rache zu nehmen an denjenigen, welche ihre Entsetzung bewirkt und bisher die Bürgerschaft geführt hatten. Fatio, welcher noch mit einigen andern Führern den Eid geleistet hatte, wurde das erste Opfer dieser Rache, da er wegen seiner Unterwerfung unter den Schiedsspruch den Haß einer großen Zahl seiner Mitbürger auf sich geladen hatte. Die aufgehetzten Klein-Basler verlangen seine Verhaftung, weil er in der Zeit der Wirren vielfach die ihm ertheilten Aufträge überschritten habe. Man warnt ihn, man räth ihm zur Flucht; er aber antwortet: „Wenn das Opfer meines Lebens erforderlich

ist, um den Frieden im Vaterlande herzustellen, so gebe ich es gerne dahin." Man lud ihn auf das Rathhaus und setzte ihn gefangen. Das dünkte viele Bürger eine Verletzung der Amnestie; sie rotteten sich zusammen und versuchten, den Gefangenen mit Gewalt zu befreien. Dieß war das Zeichen, daß auch die Anhänger des Rathes sich bewaffneten; es kam zu Thätlichkeiten und Fatio's Anhänger erlagen. Viele Gefangene wurden in die Kerker gebracht; Fatio kam in strengere Haft. Nachdem dann der Rath durch einen Zuzug von der Landschaft seinen Anhang hinlänglich verstärkt hatte, schritt er zu der Verurtheilung der Verhafteten. Durch Folterqualen jeglicher Art, durch entehrende Verhöhnung des Gemarterten suchte man Geständnisse über begangenes Unrecht zu erpressen; Fatio blieb standhaft auf der Behauptung, daß er, gestützt auf die Geschichte seiner Vaterstadt, nur das Rechte angestrebt, daß er, wie er in einem früheren Worte gesagt, keinen anderen Streit geführt habe, als mit Sünden und Lastern. Seine Ankläger waren seine Richter, ihr Spruch sein Todesurtheil; mit ihm theilten noch zwei Freunde das traurige Loos. Man eilte mit der Vollziehung des Urtheils, bevor die Eidgenossen hindernd dazwischen treten konnten, und setzte schon den folgenden Tag zur Hinrichtung an. Das Schaffot wurde auf dem Platze vor dem Rathhause errichtet, damit die Rathsglieder an dem fließenden Blute ihrer Gegner ihre Rache gänzlich befriedigen konnten. Fatio und seine Gefährten bestiegen mit Ruhe und Heiterkeit das Blutgerüst; sie starben mit dem Bewußtsein, das Beste ihrer Mitbürger gewollt zu haben, und beweint von manchem redlichen Freunde des Vaterlandes.

Schwere Geldbußen, Ehrenentsetzung, Verbannung, Verlust des Bürgerrechtes, Strafen aller Art trafen diejenigen, welche es gewagt hatten, gegen den Rath aufzutreten. Alle errungenen Rechte der Bürgerschaft wurden abgethan, und die alte Herrschaft in ihrem ganzen Umfange, mit all ihren Uebelständen und Ungerechtigkeiten wieder hergestellt.

„So rächten sich die Geschlechter und der Rath von Basel an „ihren Mitbürgern, welche sich nicht überzeugen konnten, daß sie „selbst durch ihre Geburt zur Armuth, Niedrigkeit und Knechtschaft „verdammt, die Genüsse und die Hoheit des Staates aber nur für „wenige vom Glücke Begünstigte bestimmt seien.



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

Der Hexenkrieg.

Als ein Ueberrest einer vorchristlichen Zeit zieht sich durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit der Glaube an Zauberei. Als die Verfolgungen der Ketzer im 13. Jahrhundert ausbrachen, bekam dieser Glaube eine besondere Wichtigkeit, indem die Kirche denselben sogar dadurch als begründet annahm, daß sie die von ihr Abtrünnigen als mit dem Teufel Verbündete darstellte. Man dachte, wie der gute, fromme Mensch sich eng mit Gott verbinde und von ihm die Kraft zu guten Werken erhalte, so schließe der böse Mensch sich an den Teufel an, welcher ihm übernatürliche Kräfte verleihe, seine Mitmenschen zu schädigen und sich selbst allerlei Vortheile zuzuwenden. Man erzählte sich die lächerlichsten Erscheinungen und dachte sich den Teufel als den bösen Geist, welcher bald in dieser, bald in jener Gestalt auf der Erde umherwandle, die Menschen an sich zu fesseln. Da wurden förmliche Bündnisse mit dem bösen Geiste abgeschlossen, der dann nach abgelaufener Frist seinen Anhängern Leben und Seligkeit, die Pfänder des Bundes, raubte. Diejenigen, welche ein solches Einverständniß mit dem Bösen eingegangen hatten, nannte man Unholde oder Hexen. Und obwohl dieser ganze Glaube der Vernunft und dem Christenthume zuwider ist, so zweifelten geistliche und weltliche Obrigkeiten doch keineswegs an der Richtigkeit solcher Dinge und man scheuete sich nicht, die rein erdichteten Zaubereien als wirkliche Verbrechen anzusehen und ein eigenes Gesetzbuch aufzustellen, welches alle Arten des Zaubers und die dafür bestimmten Strafen enthielt. Man glaubte und lehrte, daß durch Zauberei Menschen gegen jede Art der Verwundung sicher oder fest und gefroren gemacht werden könnten; brach eine ansteckende Krankheit aus, so hatten Hexen dieselbe angerichtet; kam eine Seuche unter das Vieh, so war Hexerei die Ursache davon; mißrieth das Getreide und Futter, fiel Hagel, gab eine Kuh schlechte Milch, so mußte eine Hexe im Spiele sein. Nichts schützte vor dem Verdachte der Hexerei, weder Reichthum noch Armuth, weder Tugend noch Laster, weder ein guter noch ein schlechter Ruf. Besonders waren es Weiber, auf welche am meisten der unselige Verdacht der Hexerei fiel; jedoch wurden auch Männer, ja selbst unschuldige Kinder

die Opfer dieser Verirrung wider Vernunft und Christenthum. Gewöhnlich war der Tod, und zwar der Tod auf dem Scheiterhaufen die Strafe, welche die Schlachtopfer dieses finstersten Aberglaubens traf. Es gingen jedoch oft und gewöhnlich noch die schrecklichsten Qualen der Vollziehung des Todesurtheils voraus. War Jemand der Hexerei angeklagt, so wurde er in einen fürchterlichen Kerker geworfen, wo Alles darauf berechnet war, den Gefangenen in eine so trübe Stimmung zu versetzen, daß er in der Hoffnung auf seine Freilassung Alles zugab, was man ihm zur Last legte. Wurde jedoch auf diese Weise noch kein Geständniß herausgebracht, so schritt man zur sogenannten Wasserprobe. Man zog die Gefangenen nackt aus und warf sie mit zusammengebundenen Händen und Füßen in einen nahen Fluß oder Teich; sanken sie unter, so waren sie unschuldig, schwammen sie oben auf, so war ihre Schuld erwiesen. Im ersten Falle erfolgte jedoch selten die Freilassung; man versuchte noch andere ähnliche Mittel und endlich die Folter. Da trat dann häufig der Fall ein, daß die grausam Gequälten entweder aus Hoffnung, Gnade zu finden, oder aus Sehnsucht nach dem erlösenden Tode selbst die Unwahrheit eingestanden. War auf irgend eine Weise ein Geständniß herausgebracht, so folgte das Urtheil, welches meistens mit großem Gepränge vollzogen wurde. Einige Beispiele mögen zeigen, wie dieser finstere Aberglaube im Lande geherrscht; sie mögen zeigen, wie wenig in jenen Zeiten die Gemüther von den Strahlen einer wahren Christuslehre erleuchtet gewesen sind.

Im Jahre 1520 machte Margaretha Beyer in Luzern das Geständniß, sie und ihre Gespielin hätten zweimal einen Hagel gemacht, indem die Gespielin drei Steine in aller Teufel Namen in einen Bach geworfen und sie selbst mit einem Rüthlein dreimal in den Bach geschlagen habe; zudem habe sie auf Zureden ihrer Freundin Gott, seine würdige Mutter und die Heiligen zweimal verleugnet. Sie wurde verbrannt. — Im Jahre 1659 stand Jost Ludi von Hasli, ein Knabe von zwölf Jahren, der Unholderei angeklagt, vor dem Gerichte der gleichen Stadt. Er bekannte, daß der böse Geist vor sieben Jahren, wo er also fünf Jahre alt war, in grüner Gestalt mit einem Hühnerfuße zu ihm gekommen sei in einem Augenblicke, wo er wegen einer von seiner Mutter erhaltenen Züchtigung kleinmüthig gewesen sei. Er habe ihm versprochen, er wolle ihm Geld genug geben, wenn er Gott, Maria und alle Heiligen verleugne; diese Aufforderung habe er befolgt

und habe viel Geld bekommen, welches nachher zu Laub geworden sei. Darauf wurde der Arme gefoltert und gestand noch weiter, daß ihn der Teufel habe Vögel machen gelehrt, daß er auch einen Hagel gemacht habe u. dgl. m. Er wurde zu Strang und Feuer verurtheilt. — Doch nicht nur Luzern und die übrigen katholischen Kantone erlebten solche grausame Verfolgungen unschuldiger Opfer eines finsteren Aberglaubens, auch die reformirten Kantone hatten ihre Hexenprozesse, sogar der aufgeklärte Kanton Zürich. — Im Jahre 1701 verbrannte man in Zürich ein Weib von Wasterkingen und enthauptete sechs andere und einen Mann wegen Hexerei. Viele ihrer Dorfgenossen klagten sie als Urheber vieler Krankheiten, Gebrechen und Beschädigungen an, von welchen man seit Jahren betroffen worden sei. Die meisten Geständnisse wurden durch verfängliche Fragen, durch Drohung und Anwendung der Folter herausgebracht und enthielten das Abentheuerlichste, was eine irre geleitete Einbildungskraft hervorzubringen vermag. Die Unglücklichen gestanden unter Anderm ein, sie seien auf Ofengabeln nach einem acht Stunden weit entfernten Berge auf einen Tanzplatz der Hexen geritten. — Sogar noch im Jahre 1783 wurde in Glarus Anna Göldli, eine übelberüchtigte Dienstmagd, als Hexe verbrannt, weil sie einem Kinde ein Bein gelähmt und es zum Ausspucken von Stecknadeln gebracht habe, nachdem sie ihm in einem Zauberkuchen Stecknadelsamen zu essen gegeben, der im Bauche aufgegangen sei. — Welche geringe Kenntniß des Schöpfers und seiner Schöpfung, welche Verkehrtheit und Rohheit gibt sich nicht in diesen angeführten Fällen zu erkennen, an die sich noch unzählige andere anreihen ließen. Welchen Dank verdienen nicht die Rechtsgelehrten und Volkslehrer, welche diesen furchtbaren und blutigen Aberglauben vertilgt haben!

Im Jahre 1695 erregte der katholische Landvogt Reding in Sargans, wo abwechselnd die sieben alten Orte regierten, einen höchst ernsthaften Religionsstreit. In der Gemeinde Wartau, wo die Mehrzahl der Einwohner reformirt und nur vier katholische Hausväter waren, wurde auf Befehl des Landvogtes Reding von Schwyz der katholische Gottesdienst wieder hergestellt. Diese Anordnung stützte sich auf eine Bestimmung, welche seiner Zeit getroffen worden war, als man die kirchlichen Verhältnisse ordnete, und durch welche den Katholischen ge-

stattet wurde, daß ihnen je zu Zeiten auf ihr Begehren in der Kirche eine Messe gehalten werden sollte. Im Laufe der Zeit traf es sich jedoch, daß keine einzige katholische Haushaltung mehr in der Gemeinde war und daß also jene Bestimmung erlosch. Nach und nach bildeten sich durch den Uebertritt einzelner Hausväter die oben genannten vier katholischen Haushaltungen.

Schon bei dem ersten katholischen Gottesdienste kam eine Schmähpredigt gegen die Reformirten zum Vorscheine; was eine um so größere Erbitterung hervorrief, da der Landvogt selbst derselben beiwohnte, sie also billigte. Noch größere Unzufriedenheit erregte das Erscheinen zweier Kapuziner, welche sich an keine Uebereinkunft mehr gebunden glaubten und den Gottesdienst abhielten, wann es ihnen gefiel. Ueber diese Vorfälle gelangten Klagen der Reformirten an die regierenden Stände. Zürich und das reformirte Glarus verlangten Abschaffung des von dem Landvogte eigenmächtig und wider die bestehenden Verträge wiederhergestellten katholischen Gottesdienstes; die übrigen Stände erklärten sich für Beibehaltung desselben. Weder lang fortgesetzte Unterhandlungen, noch die Bemühungen der nicht betheiligten Kantone waren im Stande, die Streitenden in einem Vergleiche einander näher zu bringen. Es entstand vielmehr eine immer steigende Spannung zwischen Zürich und seinen Gegnern, daß man auf beiden Seiten eifrig zum Kriege rüstete und sogar schon einzelne Feindseligkeiten übte. Eine Handlung, deren sich der Landvogt zu Uznach, Joseph Anton Stadler von Schwyz, schuldig machte, hätte beinahe den blutigsten Bürgerkrieg wieder hervorgerufen.

Ein unglückliches Weib sollte nämlich als Hexe hingerichtet werden. Von nah und fern war eine große Menge Neugieriger herbeigeströmt, um dem schrecklichen Schauspiele beizuwohnen. Schon hatte die schauderhafte Handlung begonnen, als man in der Gegend, wo Zürich liegt, eine große Staubwolke wahrnahm. Alsbald erhob sich das Geschrei, die Zürcher seien mit großer Macht im Anzuge wider die von Schwyz. Diese Vermuthung fand allgemeinen Glauben; man läutete Sturm, mißhandelte die anwesenden Züricher und Glarner und nahm sie gefangen. Vierhundert Mann wurden nach der Züricher Grenze abgeschickt; sie begegneten dem vermutheten Feinde, einer Schafheerde, welche ein Fleischer des Weges trieb und welche den Staub und den Lärm hervorgebracht hatte. Sobald dieß bekannt geworden war, be-

schied der Landvogt die gefangenen Züricher vor sich, ließ sie ledig und entschuldigte sich wegen der ihnen widerfahrenen Unbill, indem er erklärte, die Hexe habe ihn und alle übrigen mit ihren Künsten verzaubert. Die Nachricht von der Mißhandlung der Züricher hatte sich kaum in den benachbarten Gemeinden ihres Kantons verbreitet, als sich auch schon die Bewohner in Waffen versammelten, ihre Landsleute zu befreien, und nur mit Mühe konnten besonnene Männer den Auszug verhindern, welcher nicht bloß zu einem blutigen Zusammenstoße geführt, sondern das Zeichen zum Ausbruche des längst vorbereiteten Religionskrieges gegeben hätte. Eine Ausführung des Vorhabens wäre aber noch um so weniger wünschenswerth gewesen, da es einer Tagsatzung in Baden unterdessen gelang, den Wartauer Streit zu Gunsten der Reformirten beizulegen. — Wie hier in diesem sogenannten Wartauer-Handel, so zeigte sich damals mehrmals die Zwietracht unter den Eidgenossen auf dem religiösen Gebiete in so hohem Grade, daß es nur mit Mühe gelang, den Frieden zu erhalten. Vorzüglich trugen zu dieser immer wieder auftauchenden Zerwürfniß die Verhältnisse bei, in denen die Eidgenossen zu Frankreich standen, wo Ludwig **XIV.** seine glänzende, aber unheilvolle Herrschaft übte. Mit ihm hatten alle Eidgenossen **1663** ein Bündniß abgeschlossen, welches dem übermüthigen Könige Gelegenheit gab, die alten Verbündeten seines Thrones und Landes vielfach auf's Empfindlichste zu kränken, indem er sich weder an die eingegangenen Verpflichtungen hielt, noch ältere Verträge achtete. Verfolgungen, welche auf sein Anstiften gegen die piemontesischen Waldenser ausbrachen, und die Aufhebung des Ediktes von Nantes, brachten die reformirten Eidgenossen von ihm ab und bewirkten unter den Eidgenossen selbst nach einer kurzen, durch die Eroberungssucht des Königs gebotenen Eintracht, eine doppelt gefährliche Spaltung, da sich zu vielerlei politischen Reibungen wieder die religiösen gesellten.

Der Toggenburger oder Zwölfer Krieg.

Entstehung des Krieges.

Das Land Toggenburg, einst der Gegenstand eines blutigen Streites zwischen Zürich und Schwyz, war im Laufe der Zeit durch Kauf an den Abt von St. Gallen gekommen. Mit großen Freiheiten ausgestattet, welche in dem Rechte bestanden, sich selbst Gesetze zu geben, ihre Beamten und Richter selbst zu wählen und die Vertheidigung ihres Landes selbst zu üben, suchten sich die Toggenburger dadurch vor dem neuen Herrn zu schützen, daß sie mit den Kantonen Schwyz und Glarus ein Bündniß schlossen. In diesem Bündnisse wurden die Verbündeten die Beschützer der Freiheiten des Landes; dagegen verpflichteten sich die Toggenburger, die beiden Kantone in ihren Streitigkeiten mit dem Abte als Richter anzuerkennen. Doch fand der Abt ein Mittel, dieser Verbindung die Kraft zu nehmen, indem er selbst mit den beiden Orten in ein Bündniß trat, durch welches diese sich verpflichteten, für den Gehorsam der Unterthanen im Toggenburg besorgt zu sein, und dadurch waren dann die Freiheiten des Landes der Willkür dieser Orte preisgegeben. Unter diesen Verhältnissen, welche den Toggenburgern immer noch viele Freiheiten ließen, war die Zeit der Reformation gekommen, welche auch in diesem Lande einen nicht unbedeutenden Anhang gewann, so daß sie ihren Geistlichen befahlen, nur das zu lehren, was mit der heiligen Schrift bewiesen werden könne. Es gelang ihnen sogar, sich für eine kurze Zeit von aller Herrschaft loszukaufen; doch kamen sie bald wieder unter die Herrschaft des Abtes, jedoch nicht, ohne daß sie zu den schon gewonnenen Freiheiten und Rechten noch neue erlangten. Der Abt mußte ihnen 1538 Religionsfreiheit, gleichmäßige Vertheilung der Kirchengüter unter die beiden Kirchen und das Recht, ihre Pfarrer selbst zu wählen, zusichern. Als jedoch im Volke selbst Zwietracht entstanden war und die Katholischen gegen die Reformirten in die Schranken traten, wußte der Abt aus diesen Mißverhältnissen für sich große Vortheile zu ziehen. Ein Recht nach dem anderen wurde den Toggenburgern entzogen; schwere Geldbußen zehrten an ihrem Wohlstande, erhöhte Zölle hemmten den Verkehr und die Reformation wurde bedroht; was Alles um so eher geschehen konnte, da

die Aebte es sich angelegen sein ließen, recht viele angesehene Schwyzer und Glarner durch Verleihung von Aemtern an ihr Interesse zu fesseln. So weit waren des Landes Rechte schon geschmälert, als Leodegar Bürgisser von Luzern zum Abte gewählt wurde. Dieser besaß den Geist seiner Zeit, jede Herrschaft zu einer unbeschränkten zu gestalten und alle Volksrechte niederzuwerfen, in so hohem Maße, daß er weder Verträge noch Recht, weder Gesetz noch Billigkeit achtete. Schon lange lag das Joch der Gewaltherrschaft auf den unglücklichen Toggenburgern; sie trugen es geduldig. Da befahl ihnen der Abt, eine Straße durch ihr Thal anzulegen; sei es nun, um selbst eine ungehemmte Straße nach der katholischen Schweiz zu haben, oder um diese mit Umgehung Zürichs zu leichterem Verkehre mit dem Bodensee zu verbinden, oder sei es auch, um dem deutschen Kaiser, dem er sich als deutscher Reichsfürst enge verbunden hatte, einen Weg in das Herz der Schweiz zu öffnen. Dieser Befehl stieß auf Widerstand. Die Toggenburger sahen nämlich in demselben eine Erneuerung der Frohndienste, von welchen sie sich schon zweimal losgekauft hatten, und weigerten sich, dem Befehle nachzukommen. Nun lebte unter ihnen ein wegen seiner Rechtschaffenheit allgemein geachteter Mann, dessen Vorfahren stets die bedeutenderen Aemter des Landes bekleidet hatten, der katholische Landweibel Germann. Er kannte seines Landes Freiheiten wohl und trug sich mit dem Gedanken, dieselben einmal wieder aus der Vergessenheit an's Licht und zur vollsten Geltung zu bringen. Dieser Mann wurde der Rathgeber und Führer seiner Landsleute. Zunächst rieth er ihnen, die Oeffnung der Landesarchive und die Herausgabe der Urkunden zu verlangen, um sich zu überzeugen, ob man die geforderte Dienstleistung zu erfüllen verpflichtet sei. Als dann dieses Begehren abgeschlagen wurde, erbrachen die erzürnten Toggenburger mit Gewalt das Archiv zu Lichtensteig und nahmen Einsicht von den Urkunden über ihres Landes Freiheiten. So unterrichtet, wandten sich die Bedrängten um Schutz an Schwyz und Glarus, indem sie eigene Abgeordnete in beide Kantone schickten. Doch kaum waren dieselben zurückgekehrt, so verurtheilte der Abt einen jeden von ihnen zu schwerer Geldbuße. Germann, welcher selbst nach St. Gallen gegangen war, um über den ganzen Hergang offen Rechenschaft abzulegen, wurde gefangen gesetzt und sogar als Landesverräther zum Tode verurtheilt. Nur mit Mühe konnten einflußreiche Männer von dem

ergrimmten Herrscher die Umwandlung dieser Strafe in strenge Kerkerhaft erlangen. Die Kunde von diesem Vorfalle brachte das ganze Toggenburg in wilde Aufregung; man forderte die Freilassung des allgemein geachteten Mannes, man drohete; aber man erzweckte weiter Nichts, als die Gegendrohung des Abtes, welcher erklärte, Germann sei mit Fug und Recht bestraft worden, und Jeder, der noch weitere Einwendungen wage, werde nach dem gleichen Rechte bestraft werden. Doch die Toggenburger hatten sich nicht vergebens auf Schwyz und Glarus berufen. Von Zürich ermuntert, erklärte sich Glarus bereit, im Sinne jener alten Verträge entscheidend zwischen die Streitenden zu treten. In Schwyz, wo man von Seiten der Obrigkeit ungern die reformirten Toggenburger gegen den Abt unterstützte, hörte man auf der Landsgemeinde das entscheidende Wort: „Hier fragt es sich nicht, ob die Toggenburger Katholiken sind oder nicht. Selbst wenn sie Türken wären, müßten wir denselben von dem Joche helfen, das auf ihnen lastet.“ Beide Orte traten auf die Seite des Toggenburgs und erneuerten gegen den Willen des Abtes das alte Bündniß mit demselben. 1703.

Nachdem der Abt vergeblich Bern und Luzern um ihren Beistand angerufen hatte, wandte er sich an den Kaiser Leopold I. habsburgischen Stammes. Dieß geschah in einer Zeit, wo das Kaiserhaus mit dem Plane umging, die Zwistigkeiten der Schweiz zu benutzen, um sich das Land zu unterwerfen. Es kam wirklich ein Bündniß zu Stande, in welchem sich der Kaiser verpflichtete, den Abt in seinem Besitze, dem jetzigen und früheren, zu schützen, während der Abt für den Fall eines Krieges die Besetzung einiger Städte am Bodensee übernahm. Dieses Bündniß mit dem Erbfeinde der eidgenössischen Freiheit rief eine allgemeine Entrüstung unter den Eidgenossen hervor; denn es war ja des deutlichsten ausgesprochen, daß es sich nicht nur um das Toggenburg, sondern auch um früheres Besitzthum des Klosters handle. Zürich rief eine Tagsatzung zusammen und verlangte Aufhebung des Bündnisses, welches der Abt nicht einmal einzuhalten im Stande war. Als er deßhalb verlangte, die Tagsatzung möchte seinen Streit mit den Toggenburgern entscheiden, erklärten sich Schwyz und Glarus gegen eine solche Maßregel, indem ihnen allein nach den alten Verträgen das Amt der Schiedsrichter zustehe. Doch war man geneigt, die übrigen Schirmorte des Abtes, Zürich und Luzern, bei dem Ent-

scheide mitwirken zu lassen. Da der Abt aus Mißtrauen gegen Zürich, wohin sich die Toggenburger bereits um Hülfe und Rath gewandt hatten, in diese Anordnung nicht einwilligte, so war auch an keinen Erfolg zu denken, obgleich man sich auf mehreren Zusammenkünften bemühete, eine Ausgleichung zu Stande zu bringen. Die Toggenburger schwuren, ihres Landes Freiheiten aufrecht zu erhalten, und selbst Kapuziner predigten von Unabhängigkeit und riefen neue Telle gegen neue Geßler auf.

Zürich hatte sich von Anfang an der Verwicklungen der Toggenburger mit Wärme angenommen, ermunterte sie in der Behauptung ihrer Rechte und wußte es dahin zu bringen, daß sich Bern an seine Seite stellte und seine Vorschläge unterstützte; eine Handlungsweise, welche sich dadurch rechtfertigt, daß der Abt, um seinen Streit der Einmischung der Eidgenossen zu entziehen, vorgab, das Toggenburg gehöre zum deutschen Reiche, von welchem er es als Lehen habe. Dieses vereinte Auftreten der beiden reformirten Orte rief eine Gegenwirkung hervor. Der gewandte Minister des Abtes, von Thurn, begab sich nämlich nach Luzern, wo er sich durch Geld und Beredsamkeit Freunde erwarb; auch in den kleinen Kantonen führte das gleiche Mittel zum gleichen Erfolge. Man fing an, nicht mehr die an ihren Rechten gekränkten Unterthanen des Abtes, sondern Reformirte und Katholiken zu sehen. Darum droheten auch die katholischen Orte den Toggenburgern mit ihrem vollen Zorne, wenn sie sich vorzugsweise an Zürich und Bern halten wollten. Durch diese Drohung riefen sie jedoch das Gegentheil von dem hervor, was sie gehofft hatten; das Toggenburg, in der Macht der beiden Städte eine mächtige Stütze erblickend, schloß sich immer mehr an dieselben an. Hierdurch ermuthigt, traten dann Zürich und Bern entschiedener für das Thal auf und verlangten vom Abte die vollste Anerkennung aller Rechte und Freiheiten desselben; ja, sie brachten es endlich dahin, daß 5000 Reformirte und 3000 Katholiken, im Gefühle des mächtigen Schutzes zusammentraten und in voller Begeisterung den Eid für die Aufrechthaltung ihrer Freiheiten schwuren. Sie blieben zudem nicht bei der bloßen Eidleistung stehen, sondern legten alsbald Hand an's Werk, zu zeigen, daß es ihr Ernst sei, den Eid zu halten. Man wählte eine eigene Obrigkeit, setzte Richter ein und erklärte völlige Religionsfreiheit, welche man auch darin sogleich bewährte, daß man die Behörden aus

beiden Religionsparteien zu gleichen Theilen besetzte. Die Beamten des Abtes, welche keine Landleute waren, wurden entlassen. Die waffenfähige Mannschaft wurde unter die Waffen gerufen; denn nach den alten Urkunden hatte ja das Land Recht, Krieg zu führen und sich selbst zu vertheidigen.

Doch bald trat die religiöse Verschiedenheit der Parteien mächtig hervor, besonders als dreißig Katholiken zur Religion Zwingli's übertraten. Viele katholische Toggenburger nahmen des Abtes Partei; es kam zu gegenseitigen Störungen des Gottesdienstes, zu Schlägereien und Mißhandlungen. Und wie das Land selbst sich immer mehr in religiöse Parteien schied, so suchte auch eine jede bei den gleichen Parteien der Eidgenossen, die eine bei den V Orten, die andere bei Zürich und Bern ihre Stütze, so daß nach und nach die alte Kluft, welche seit der Reformation die Eidgenossen trennte, sich von Neuem immer weiter öffnete. Als man auf der Tagsatzung die Schlichtung der Streitfragen berathen wollte, traten Zürich und Bern mit der Erklärung hervor, daß es sich in dem vorliegenden Falle um Religionsgegenstände handle, daß also nicht die Tagsatzung, sondern ein aus beiden Religionsparteien zu gleichen Theilen gebildetes Schiedsgericht befugt sei, zu entscheiden. So war der Streit der Toggenburger, welcher mit der Behauptung der Freiheiten des Landes begonnen hatte, zur religiösen Angelegenheit geworden, vielleicht weil Zürich und Bern hofften, in einem neuen Kriege die Niederlage zu rächen, welche sie bisher in den Religionskriegen erlitten hatten.

Plötzlich änderte sich die Stimmung von Schwyz gegen das Toggenburg in einem solchen Maße, daß der Landvogt Joseph Anton Stadler, der eifrigste Verfechter der Toggenburger Freiheit, das Blutgerüste besteigen mußte, und daß dieser Ort in die Reihe der katholischen Stände trat zum Kampfe für den alten Glauben wider Zürich und Bern. Der französische Gesandte forderte die katholischen Kantone auf, das Joch der reformirten Städte abzuschütteln, und während der Antistes Klingler in Zürich den Krieg zum Schutze der reformirten Toggenburger predigte, zogen in Luzern italienische Missionäre ein, der Jesuit Fulvius Fontana an ihrer Spitze.

Vor den Thoren von Luzern wurde ein Gerüst aufgeschlagen, auf welchem Alles aufgestellt wurde, was man von erschütternden Bildern auftreiben konnte. Die Prediger sprachen zwar in italienischer Sprache,



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

aber Blicke und Geberden sprachen so deutlich, daß die Zuhörer, welche in überaus großer Zahl versammelt waren, Alles zu verstehen meinten. Buße und Versöhnung waren die Losungsworte. Schwärmer in Menge zerrissen ihre Kleider und schleppten, in Sack und Asche, schwere Kreuze und eiserne Ketten einher. Sie zerfleischten sich mit Geißeln und Ruthen, die mit scharfen Spitzen versehen waren. Lange Prozessionen strömten aus weiter Ferne herbei. Wehe demjenigen, der gelacht hätte oder gleichgültig da gestanden wäre! Die Angesehensten der Regierung waren die Ersten in der Reihe, mit bloßen Füßen, den Pilgerstab und den Rosenkranz in den Händen. Frauen und Töchter folgten, mit Stricken um den Hals, Dornenkronen in dem aufgelösten Haare. Mehrere trugen angehängte Schädel oder Gebeine im Munde. Thränen, Seufzer, Zerknirschung sah man überall; alle Auftritte wurden nachgeahmt, die bei der Kreuzigung stattgefunden. Manche schlugen sich bis auf's Blut; selbst den Tod gaben sich Wahnsinnige in der Verzweiflung. Alles strömte zur Kirche; Alles drängte sich zur Beichte. Eine reiche Ernte hatten die Missionäre in Luzern gehalten, so reich, daß sie Solothurn und Freiburg nicht mehr besuchten, sondern mit ihrem Gewinne nach Rom zurückkehrten. Dem Papste, welchem sie von ihrem Erfolge Bericht gaben, machten sie die freudige Hoffnung auf die baldige Rückkehr der Protestanten in den Schooß der katholischen Kirche.

Der Geist Berns wurde immer kriegerischer; es war entschlossen, den Zürichern mit aller Macht beizustehen und rüstete unter Leitung des kriegslustigen Schultheißen Willading und des Seckelmeisters Steiger. In Luzern wirkte des Abtes Minister auf Abgeordnete der fünf Orte, um dieselben immer mehr für seinen Herrn, für die heilige Sache der Religion zu gewinnen. Während dieser Zeit schlug der Blitz in die Hauptkirche und mit großem Krachen fiel ein Stein vom Gewölbe nieder auf den Bußaltar. Man nahm dieß für ein Zeichen drohender Gefahr und setzte sich in den Stand, derselben zu begegnen. Die Glieder des borromäischen Bundes wurden gemahnt, besorgt zu sein für das Heil ihrer Seelen und für dasjenige der Kirche; man warb um Hülfe und schrieb sogar an den Kaiser Joseph I., welcher jedoch, durch einen Krieg gegen Frankreich gelähmt, weder nachdrückliche Hülfe zusichern, noch leisten konnte.

Germann war endlich nach siebenjähriger Haft entlassen worden

und in die Heimat zurückgekehrt. Der Abt hoffte, er werde von diesem Manne nicht mehr viel zu fürchten haben; aber Germann, durch die erlittene Strafe nur noch fester von der Rechtmäßigkeit seiner Ueberzeugung versichert, erklärte sich wiederum gegen ihn. Doch fand er nicht mehr den Anhang unter seinen Landsleuten, wie früher; denn es war dem Abte gelungen, die Katholiken ganz auf seine Seite zu bringen. Solcher Beihülfe sicher und im Vertrauen auf des Kaisers Schutz, warf der Abt nun Besatzungen in seine Schlösser Iberg, Schwarzenbach und Lütisburg, in die Klöster St. Johann und Magdenau. Es war die erste Anordnung, die Empörung mit Waffengewalt zu unterdrücken; auch die Toggenburger traten unter die Waffen.

Der Krieg bricht aus.

Im Toggenburg wirkte der von Zürich gesandte Johann Ulrich Nabholz als geschickter Rathgeber, welcher die Kräfte zusammenzuhalten und auf alle Fälle in Bereitschaft zu halten wußte. Er diente dem Lande getreu und erfüllte gewissenhaft, was Zürich ihm aufgetragen; die Bewegung hatte in ihm den einsichtigen und gewandten Führer gefunden. Vergebens bemühete man sich auf der Tagsatzung, den Streit gütlich auszugleichen; vergebens wurde ein Schiedsgericht ernannt; die Kriegslust war auf beiden Seiten zu groß, als daß solche Mittel noch Etwas hätten ausrichten können. Das Toggenburg brach zuerst los, indem es sich der Schlösser des Abtes bemächtigte.

Mit 24 Mann zog Hauptmann Grob in einer finsteren Regennacht vor das Schloß Iberg, wo der gewaltthätige Landvogt Schorno mit seiner Frau und 6 Mann Besatzung sich befand. Als das Thor am frühen Morgen geöffnet wurde, drangen die Toggenburger ein. Es entspann sich ein heißer Kampf; die Besatzung leistet, von des Landvogts Gattin ermuthigt, kräftigen Widerstand und verwundet mehrere der Eingedrungenen. Diese rufen endlich ihren ganzen Haufen herbei; der Widerstand ist gebrochen; der Landvogt und seine Gattin verschließen sich. Man fing mit ihnen an zu unterhandeln; man sicherte ihnen das Leben und sie öffneten. Die Frau tadelte laut die nächtliche Hinterlist, der Vogt zitterte. Es fiel in diesem gefährlichen Augenblicke das ganze Gewicht seiner ungerechten Amtsführung auf seine Seele. Er war ein strenger Herr, der die kleinsten Vergehen mit

den schwersten Bußen bestrafte und jede Beleidigung unerbittlich rächte. Einst gefiel ihm die schöne Kuh seines Nachbars und er wollte sie kaufen; doch er erhielt einen höflichen Abschlag. An einem Festtage wusch des Nachbars Frau am Brunnen; sogleich ließ der Vogt den Mann rufen und ließ ihm die Wahl, für die Uebertretung des Verbotes entweder die Kuh zu geben, oder 50 Gulden Buße zu bezahlen. Der Nachbar bezahlte die Buße. Als der Vogt gefangen war und die Reihe der Feinde mit den Blicken durchmusterte, erkannte er auch den Gebüßten. Dieser trat auf ihn zu, faßte den Erschrockenen und schüttelte ihn derb; doch konnte Schorno, weiter ungekränkt, mit seiner Habe abziehen. Bald waren alle Schlösser des Abtes in der Gewalt der Landleute und mit neuen Besatzungen versehen. Wenig richteten Abgeordnete aus, welche Schwyz und Glarus in das Land schickten, um dasselbe wieder zur Anerkennung ihres Schiedsrichteramtes zu bringen. Wahrscheinlich wäre schon jetzt von den fünf Orten eine Kriegserklärung an Zürich und Bern erfolgt, wenn sie des Beistandes von Frankreich und des Schutzes vom Kaiser sicher gewesen wären. Neue Vermittelungen führten abermals nicht zum Ziele, besonders da der Nuntius Carracioli und die Kapuziner ebenso eifrig bemüht waren, den Religionshaß und die Kriegslust der fünf Orte anzufachen, als Zürich und Bern, im Vertrauen auf ihre Uebermacht, den Krieg herbeiwünschten. Als der Schultheiß Willading von Bern seine Stadt hinlänglich gerüstet sah, eilte er nach Zürich, wo er mit dem Bürgermeister Escher den Kriegsplan entwarf.

Im Anfange des Jahres 1712 waren alle Mittel zur Versöhnung erschöpft, und einander gegenüber standen die zwei feindlichen Heerlager der Eidgenossen; auf der einen Seite die fünf Orte mit Wallis und dem Abte von St. Gallen; auf der anderen die Städte Zürich und Bern; Glarus, Schaffhausen und Basel, wie auch Freiburg und Solothurn erklärten, dem Streite fern bleiben zu wollen. Noch war der Krieg nicht erklärt, als die Toggenburger des Abtes Einkünfte im Lande, Zinse und Zehnten, mit Beschlag belegten; eine Maßregel, welche besonders das untere Toggenburg aufbrachte und dem Abte wieder zuführte, der weder Worte noch Geld sparte, das aufgestandene Landvolk zu entzweien. Kaum war dieß geschehen, so riefen Nabholz und Germann das obere Toggenburg unter die Waffen. Sturmgeläute erscholl durch das Land. „Jetzt muß es biegen oder brechen!“

wurde die Losung, und gleich einer verheerenden Lawine stürzten die Obertoggenburger auf den unteren Landestheil, um ihn für seine Trennung von der Sache des Landes zu züchtigen. Der Krieg war erklärt.

Die Belagerung von Wyl.

Der Abt rief die fünf Orte um Hülfe, nachdem er alle Mannschaft, welche er aufzutreiben vermochte, in's Feld gestellt hatte. Die Macht der Züricher, bestehend aus 4000 Mann zu Fuß, 3 Kompagnieen Reiter und 12 Kanonen, stand in Elgg, bereit, den Toggenburgern zu Hülfe zu kommen, welche unter Rabholz gegen die mit dem Abte verbündeten Gemeinden heranzogen. In Bütschweil, wo sich auf dem Kirchhofe der Führer der äbtischen Partei, Bollinger, festgesetzt hatte, kam es zu einem fünfstündigen Kampfe, welcher unentschieden blieb. Aber am folgenden Tage erneuerte Rabholz den Angriff; der Kirchhof wurde genommen, Bollinger gefangen. Als ihm jedoch der äbtische Führer Felber mit nicht unbedeutender Macht entgegenzog, eilte er in das obere Toggenburg zurück. Auch wagten die Züricher jetzt noch nicht, das von äbtischen Schaaren besetzte Städtchen Wyl anzugreifen. Es geschah Nichts, als daß die Toggenburger nicht ohne Unordnung die Klöster in ihrem Lande besetzten.

Da wurden noch einmal Friedensunterhandlungen angeknüpft; denn als sie ihre Mittel zur Kriegsführung prüften, sahen sich die fünf Orte an Lebensmitteln, Munition und Geld so entblößt, daß man, mit Ausnahme von Luzern, an einen ernsthaften Krieg kaum denken durfte. Und doch hatte die gegenseitige Erbitterung einen solchen Grad erreicht, daß die Versöhnungsversuche sich wieder zerschlugen.

Indessen hatten die Züricher, zu denen einige Abtheilungen Berner unter Dießbach gestoßen waren, ihre im Felde stehenden Truppen eingeübt und zogen nun gegen das Toggenburg. In Wyl lag der Oberst Felber mit 4000 Landleuten, welche mehr die Furcht, als der Kriegseifer unter seine Fahnen geführt hatte. Muth konnte ihnen der Führer nur dadurch beibringen, daß er sie auf die Ankunft einer österreichischen Armee vertröstete. Bodmer, der Führer der Züricher, langte vor dem Städtchen an und umschloß es in regelrechter Belagerung; dann fing er an den Platz mit Bomben und feuerigen Kugeln zu beschießen. Nachdem die Belagerten einige Tage die harte Belagerung ausgehalten

hatten, riß Unordnung unter ihnen ein, und Felber verlangte, die Stadt zu übergeben. Er ging deßhalb in das Lager der Züricher, um für die Uebergabe die günstigsten Bedingungen zu erhalten. In seiner Abwesenheit erreichten Unordnung und Zuchtlosigkeit den höchsten Punkt; ganze Schaaren zogen ab, ihre Wohnungen zu schützen, welche von Nabholz mit Brand und Plünderung verwüstet wurden. Schon lag der Landeshauptmann Häffi erschossen am Boden; denn überall tönte das Wort „Verrath", dessen man laut die Führer und Beamten beschuldigte. Als nun Felber aus dem züricherischen Lager zurückgekehrt war, ward er von einem ergrimmten Bauernhaufen auf dem Marsche grausam ermordet, sein Leichnam in Stücke gehauen und in die Sitter geworfen.

Nachdem Wyl in den Händen der Reformirten war, floh der Abt mit allen seinen Mönchen über den Bodensee und sein ganzes Land ergab sich ohne Widerstand den siegreichen Zürichern. Das Kloster fiel in ihre Gewalt; es wurde besetzt und Alles, was der Abt zurückgelassen hatte, wurde willkommene Beute. Weinvorräthe, Glocken, Orgeln, die Bibliothek, die Druckerei, Alles wurde auf Wagen weggeführt. Unter den Papieren des Abtes fand man die Verzeichnisse der Summen, welche er zur Bestechung einiger Männer im Toggenburg und in der Eidgenossenschaft verwandt hatte; ein Fund, welcher zwei gefangenen Führern der äbtischen Partei, Bollinger und Sieber, das Leben kostete. Der Thurgau und das Rheinthal leisteten den Zürichern Huldigung; im Toggenburg herrschte lauter Jubel, denn seine Bewohner wähnten, sie würden jeglicher Abhängigkeit ledig, mit Goßau, Gaster und Utznach einen vierzehnten freien Kanton der Eidgenossenschaft bilden.

Die Staudenschlacht.

Während dieß im Osten vorging, war man an den Ufern der Reuß nicht unthätig geblieben. Als nämlich der Krieg ausbrach, eilten die Truppen der fünf Orte in die Städte längs der Reuß und besetzten die Grafschaft Baden. Indessen war auch Bern aufgebrochen, und nachdem es seine Grenzen hinlänglich gedeckt hatte, erschien ein Heer von etwa 20,000 Mann unter der Anführung der kriegserfahrenen Feldherren Tscharner, Sacconay und zweier Dießbache, im Aargau,

wo sie sich durch Erzwingung des Aarüberganges bei Stille mit den Zürichern vereinigten. Kaiserstuhl, Klingnau und Zurzach waren in ihrer Gewalt und sicherten die stete Verbindung der einzelnen Truppenabtheilungen, welche sich hinwiederum leicht über die Schiffbrücke bei Dietikon zu einer gemeinsamen Unternehmung gegen die Feinde vereinigen konnten. Streifzüge und Plünderungen waren das Vorspiel größerer Gefechte; wenn die Truppen der fünf Orte die reformirten Häuser eines Dorfes geplündert hatten, so machten es die Züricher und Berner sich zur Pflicht, an den katholischen Häusern desselben Dorfes Vergeltung zu üben.

Die Nachricht, daß Bodmer siegreich vorgedrungen sei, bewirkte, daß auch die Macht der Reformirten an der Reuß eine größere Unternehmung auszuführen beschloß. Von drei Seiten setzten sich die Truppen gegen Mellingen in Bewegung, in dessen Umgegend die Hauptmacht der Katholischen stand. Ohne Widerstand wurde Mellingen erobert und nach kurzer Rast ein Angriff auf Bremgarten angeordnet.

Luzern, welches den Krieg nicht hervorgerufen hatte, sollte also in die erste Gefahr kommen. Als die Nachricht eintraf, es bewegten sich 8000 Berner auf dem linken und einige tausend Züricher auf dem rechten Ufer der Reuß gegen Bremgarten, erscholl der Ruf nach Hülfe und Widerstand nach allen Seiten. Doch gelang es dem luzernischen Oberbefehlshaber Sonnenberg, kaum etwa vier bis fünftausend Mann aufzubringen; denn Schwyz, welches im Beginne des Krieges das große Wort geführt hatte, blieb unbeweglich. Durch diese Umstände gedrängt, suchten die Luzerner einen Waffenstillstand; er wurde abgeschlagen. Der Tag eines ernsten Entscheides der Waffen nahte heran, und nachdem die Schaaren der Luzerner das Abendmahl empfangen, stellten sie sich in der Nähe von Bremgarten auf, jenseits der Reuß. Das niedere Gehölz verbarg geschickt die Plänkler, hinter welchen nach vieler Mühe aus den erschrockenen Luzernern eine Schlachtordnung gebildet wurde. So erwartete man den Feind. Kaum kommen die Berner in einem Hohlwege zum Vorschein, so trifft sie ein wohlgezieltes Feuer; Führer fallen, sie weichen zurück. Schon beginnen die Katholischen von allen Seiten zur Verfolgung hereinzubrechen, schon legen sie Hand an das von den Bernern verlassene Geschütz, als die Schaaren Sacconay's, welcher die Nachhut befehligte, heranstürmen und die Schlacht wieder herstellen. Mittlerweile gelang es auch, die übrigen Abthei-

lungen des bernerischen Heeres, welches sich in Flucht aufgelöst hatte, wieder zu ordnen. Ein neuer Angriff erfolgte. Unter dem heftigsten Feuer der Luzerner drangen die Berner heran, ihre Führer an der Spitze; wild tobte der Kampf. Da stürzte sich plötzlich eine zweite Abtheilung der Berner auf den rechten Flügel der Luzerner, nahm ihre Geschütze und faßte festen Fuß in der Nähe von Bremgarten. Unerschrocken kämpften die Katholischen fort, bis sie endlich auch im Rücken angegriffen wurden. Jetzt warfen die Zuzüger aus den freien Aemtern ihre Waffen weg; die Luzerner folgten. Sonnenberg war vergebens bemüht, die Seinen wieder zum Stehen zu bringen; er mußte sich nach Muri zurückziehen, wo seine Mannschaft auseinanderlief. So endete die Staudenschlacht, wie man das Gefecht nannte, weil es zum großen Theile im Gehölze geschlagen worden war. Der Sieg war den Bernern, obwohl mit schwerem Verluste, erkauft. Bremgarten ergab sich. Die Züricher, deren rechtzeitiges Eintreffen den Kampf eher entschieden hätte, erschienen erst am folgenden Tage und wurden mit bitteren Vorwürfen empfangen. Die freien Aemter waren unterworfen und huldigten den Städten Zürich und Bern; eine Thatsache, welche wie jene Huldigung im Thurgau und Rheinthale den reformirten Orten schon jetzt den Vorwurf zuzog, sie hätten den Krieg erregt, um durch Eroberungen in den gemeinen Herrschaften ihr Gebiet zu erweitern.

Die Eroberung von Baden.

Einige Tage nach der Staudenschlacht stand das reformirte Heer vor Baden, wo eine Besatzung der fünf Orte unter dem Befehle des Obersten Crivelli von Uri lag, entschlossen, im Vereine mit der den Städten abgeneigten Bürgerschaft den wohl befestigten Platz auf's Aeußerste zu vertheidigen. Die Züricher, 4000 Mann mit vierzig Kanonen und zahlreichen Mörsern, hatten auf dem Felde bei Wettingen Stellung genommen und warfen alsbald bei den kleinen Bädern auf den Abhängen des Lägernberges ihre Batterien auf, und kurz darauf griffen auch die Berner unter Sacconay von den großen Bädern her an. Alsbald wurde die Stadt aus zahlreichen Mörsern und Kanonen beschossen; die Festungswerke sanken in Trümmer, Häuser stürzten ein. Der österreichische Gesandte, Graf von Trautmannsdorf, welcher sich in der Stadt befand und trotz der Mahnung der Belagerer dieselbe

nicht verlassen wollte, erhielt einen kurzen Waffenstillstand, um seine Person in Sicherheit bringen zu können, und gegen den Willen der Züricher sandte Sacconay seinen Major, Davel, in die Stadt, die Einschiffung des Gesandten zu schützen. Davel, ein Mann von höchst untadelhaftem Charakter und unfehlbarem Einflusse auf Alle, die mit ihm in Berührung kamen, entledigte sich nicht nur des ihm gewordenen Auftrages, sondern er brachte noch mehr zu Stande. Während der österreichische Gesandte sich zur Abreise rüstete, wandte er sich an die Häupter des Stadtrathes, welche bei demselben versammelt waren, und sprach: „Wir sind keine so erbitterten Feinde. Es würde uns sogar schmerzen, wenn wir Euere Stadt in Trümmer schießen müßten, obwohl wir alle Macht dazu haben. Kommet selbst, Euch hiervon zu überzeugen.“ Einige Abgeordnete begleiteten ihn wirklich nach dem Orte, wo die Berner standen; sie sahen hier eine Armee von 10,000 Mann mit fünfzig Kanonen und vielen Mörsern. „Dauert die Beschießung“, sprach Davel, „einzig noch vier Stunden, so wird kein Ziegel auf Eueren Dächern mehr ganz sein.“ Die Abgeordneten zeigten sich bereit zu einer Kapitulation, welche ihnen auch Bern zugestand. Zürich aber verlangte eine Uebergabe auf Gnade und Ungnade und setzte auch seinen Willen durch, da die Besatzung Badens keinen Befehlen mehr gehorchte und nach allen Seiten auseinanderstob. Ein hartes Loos traf die eroberte Stadt: sie verlor jede Selbstständigkeit ihrer eigenen Verwaltung und mußte den beiden siegreichen Städten huldigen; ihre Geschütze wurden genommen, ihre Festungswerke geschleift. Zwar ließ man die Bürger bei dem katholischen Glauben; aber sie mußten gestatten, daß außerhalb der Stadtmauern eine reformirte Kirche erbaut wurde.

Der erste Landesfrieden von Aarau.

Die erlittenen Verluste, noch mehr aber die Auflösung aller Bande der gesetzlichen Ordnung in ihrem eigenen Volke, bewirkten, daß in den fünf Orten einflußreiche Männer für den Frieden ihre Stimmen erhoben. Sie wurden nicht gehört, denn das Volk, von verschiedenen Seiten in steter Aufregung erhalten, verlangte die Fortsetzung des Krieges. Endlich jedoch überzeugte man sich, daß eine längere Dauer desselben bei dem in den fünf Orten herrschenden Zwiespalt der An-

sichten nur von unglücklichen Folgen sein könne, und sandte nach dem wohlgemeinten Rathe der vermittelnden Kantone Abgeordnete nach Aarau, einen Frieden zu berathen. Bern nahm den angebotenen Versöhnungsversuch willig an; nicht so Zürich. Es bedurfte großer Mühe, daß diese Stadt der Stimme der Vermittler Gehör gab. Am 9. Juni 1712 traten die Gesandten der Kantone in Aarau zusammen.

Die starken Forderungen, mit welchen im Anfange der Verhandlungen Zürich und Bern auftraten, schienen das Werk der Versöhnung zu vereiteln; doch gelang es den Bemühungen der Vermittler, daß man sich über einen Friedensentwurf vereinigte. Derselbe nahm für das Toggenburg seine alten Rechte und Freiheiten in Anspruch, ohne ihm die gewünschte Erhebung zu einem freien Kantone der Eidgenossenschaft zu gewähren, und schnitt dem Abte jeden Beistand der Kantone ab, wenn er sich dem Frieden zu unterziehen verweigere. Im Ferneren wurde verlangt, daß der Religionsfrieden von 1531 abgethan sein, daß Zürich und Bern die Städte Baden, Bremgarten und Mellingen und den nördlichen Theil der freien Aemter mit Vorbehalt der Rechte von Glarus als Entschädigung erhalten sollten; dagegen war auch zugesichert, daß die unterlegenen Kantone keine Kriegskosten bezahlen sollten. Am Schlusse des Entwurfes war ausgesprochen, daß alle schwebenden Streitigkeiten mit diesem Frieden abgethan seien, damit wieder wahre eidgenössische Liebe und Freundschaft hergestellt und beständig fortgepflanzt werden möge.

Wie weit jedoch die Eidgenossen noch von diesem schönen Ziele entfernt waren, zeigen die Vorfälle in den fünf Orten, welche noch während der Unterhandlungen stattfanden. Aufgereizt durch mehrere Schreiben des Papstes, welcher zur Fortsetzung des heiligen Krieges ermuthigte, und vom Nuntius und den Priestern durch Wort und That in fast blinde Wuth versetzt, verlangte das Volk, daß die Friedensunterhandlungen abgebrochen und die Feindseligkeiten wieder begonnen würden. Wo die Obrigkeiten sich dieser allgemeinen Stimmung zu widersetzen wagten, wurden sie geschmäht, sogar mißhandelt. In Zug riß man die Landammänner Zurlauben und Andermatt an der Landsgemeinde von den Stühlen und nöthigte sie zur Flucht nach Luzern; in Schwyz wurden die dem Frieden zugethanen Rathsherren abgesetzt und in Unterwalden ein Jesuit und zwei Kapuziner dem Kriegsrathe beigeordnet.

Uri und Luzern waren die einzigen Orte, wo wenigstens die Obrigkeit, wenn auch nicht das Volk, ernstlich den Frieden wollte.

Die Nachricht von diesen Vorgängen riefen auch auf der Seite von Zürich und Bern neue Entschließungen hervor. Schon hatte man sich der Hoffnung auf den Frieden ganz hingegeben und einen Theil der Mannschaft in die Heimat zur Beschäftigung des Friedens kehren lassen; jetzt trat wieder alle Mannschaft unter die Waffen, Bern verlegte seine Hauptmacht nach Muri und schob eine Vorhut von etwa 1600 Mann nach Sins vor. Luzern gedachte immer noch, den Frieden abzuschließen, ungeachtet der Drohungen und selbst der bewaffneten Angriffe, welchen die Stadt von Unterwalden her ausgesetzt war. In der That reisten Gesandte von Luzern und Uri nach Aarau und unterzeichneten den Frieden.

Daß die Stadt und Uri im Widerspruche mit den drei übrigen Kantonen gehandelt hatten, brachte hier die größte Entrüstung hervor. In das Getöse der Waffen mischten sich die Stimmen der Priester, welche zum Kriege mahnten, vor Allem aber aufforderten, Luzern zum Rücktritte vom Frieden zu zwingen, und wenn es mit der Gewalt der Waffen geschehen sollte. Der Papst erhöhete durch seine Ermahnung noch den Kriegseifer, und in den Beichtstühlen ward jeder mit Verdammniß bedroht, welcher sich weigere, für die Sache der heiligen Religion das Schwert zu ergreifen. Vorzüglich war es der Ritter Ackermann von Unterwalden, welcher sich auf das Aeußerste bemühete, den Krieg zu erneuern. Er sammelte Freiwillige unter das Banner, auf welchem seltsamer Weise das Bild des Nikolaus von der Flüe, des versöhnenden Retters der Eidgenossenschaft, prangte. Seinem Beispiele folgte Trinkler in Zug, und alles Volk der katholischen Kantone wurde aufgefordert, unter die Freifahne zu treten. Das Volk von Luzern, von Mißtrauen gegen seine Obrigkeit erfüllt, neigte sich auf die Seite der Kriegspartei, und als von Obwalden der Ruf: „Ihr müßt frei werden, wie wir; Luzern muß ein offenes Dorf werden!" herüberdrang, erklärte es sich entschieden gegen den Willen seiner Obrigkeit. Schon sprach man davon, die Regierung von Luzern zu stürzen und über die Berner herzufallen. Ohne auf den ersten Theil des Vorschlags einzugehen, wurde beschlossen, sich der Freifahne anzuschließen, welche bereits im Lande Zug bei St. Wolfgang lag. Umsonst versuchten wohlmeinende Männer, die Schaaren abzumahnen; umsonst wollte ein großer

Theil des Rathes von Luzern am Frieden festhalten; das Kriegsgeschrei machte alle Stimmen des Friedens stumm.

Indessen waren Ackermann und der Oberst Reding von St. Wolfgang aufgebrochen, um die bei Sins stehenden Berner zu überfallen. Sie gingen bei Gislikon über die Brücke, ihren Feind im Rücken anzugreifen. Vom Walde verdeckt, gelangten sie auf vorsichtigem Marsche ganz nahe an das Dorf, und kaum hatten sie sich von der Sorglosigkeit der dem Frieden trauenden Berner überzeugt, so griffen sie an. In größter Eile rafften die Führer der Berner ihre Mannschaft zusammen. Monnier warf sich mit 300 Mann hinter die unvollendeten Verschanzungen des Kirchhofes; Müllinen zog sich an der Spitze von 700 Mann plänkelnd nach Muri zurück, und die Neuenburger, von allen Seiten gedrängt, folgten ihm. So richtete sich die ganze Macht der Freischaar gegen den Kirchhof. Sie stürmte hinan; aber das wohlgezielte und ungestüme Feuer der Waadtländer warf sie zurück. Reding fällt; der Landammann Müller sinkt todt zur Erde, Ackermann wird schwer verwundet. Die Schwyzer werden wüthend, als sie ihre Führer im Staube liegen sehen; eine neue Schaar rüstet sich zum Angriffe; während Andere sich in die benachbarten Häuser begeben, um aus sicherem Verstecke den Feind zu zwingen, seine Stellung zu verlassen. Die Waadtländer kämpfen unentwegt. Jetzt werden sie von allen Seiten umringt; da faßt eine Schaar von 60 Mann, angeführt von Davel, den Entschluß, sich durchzuschlagen; es gelingt. Die Uebrigen begeben sich in die Kirche und vertheidigen den Eingang; sie werden zurückgedrängt. Sie weichen auf die Emporkirche und endlich in den Thurm; immer noch dauert der Kampf. Da wird nasses Stroh herbeigeschleppt, um es in Brand zu stecken und sie zu ersticken; darum dringen sie wieder in die Kirche. Pulver und Blei ist verschossen; es bleibt Nichts übrig, als sich zu ergeben. — Monnier ergab sich und seine Schaar dem Ritter Ackermann, welcher ihn mit der Gefahr seines eigenen Lebens gegen die Wuth seiner Schaar schützte. „Eher sollt Ihr mich tödten, als ihn, dem ich die Erhaltung seines Lebens zugesichert habe", rief er den Ergrimmten zu, die heranstürmten, die Gefangenen niederzumetzeln. — Der Friede war gebrochen.

Die Schlacht bei Vilmergen.

Nach dem Ueberfalle von Sins zogen sich die Berner von Muri auf die Hochebene von Wohlen und Vilmergen zurück; ihnen auf dem Fuße folgten die Sieger von Sins, welche sich durch den von allen Seiten eingetroffenen Zuzug bedeutend verstärkt hatten. Auch Luzern hatte endlich dem stürmischen Verlangen seines Landvolks nachgeben und seinen Rücktritt vom Frieden erklären müssen, und der bei dem Volke sonst beliebte Schultheiß Schweizer trat an die Spitze des etwa 12,000 Mann starken Heeres, welches von Ungeduld brannte, gegen den Feind geführt zu werden. Kaum konnte eingefallenes Regenwetter, durch welches die Wasser der Bünz mächtig anschwollen, seinen Ungestüm zügeln. Von welchem Geiste dieses Heer beseelt war, sollte Schweizer bald erfahren. Als er nach beendigter Musterung Kriegsrath halten wollte, tobte seine Mannschaft um ihn her mit dem Geschrei: „Was ist's? Sind wir schon verrathen? oder müssen wir noch erst verkauft werden?“ Einer sogar schlug sein Gewehr auf den Schultheißen an und fragte seinen Gefährten: „Soll ich?“ Alle Bande der Mannszucht waren gelöst, wild tobte das Volk unter einander, und Priester, welche Amulette austheilten, steigerten die Unordnung, indem sie den wildesten Fanatismus hervorriefen. Kein Kommando der Offiziere wurde mehr geachtet, so daß der Oberst Pfyffer den redlichen Leutpriester Meglinger von Luzern ersuchen mußte, die störrischen Leute an ihre Plätze zu weisen. „Wohlan denn“, sprach Meglinger, „liebe Brüder in Jesu, ziehen doch die löblichen Ortsverwandten sämmtlich an ihre Plätze; Wäggis macht rechts um! Kriens, Horw und Habsburg links um, und nun marsch zu eueren Kompagnieen!“ — So war der Geist, welcher im katholischen Heere herrschte; Ungehorsam und Mißtrauen gegen die Offiziere und Führer, fanatischer Ungestüm und Geringschätzung des Feindes waren die Eigenschaften, von denen man den Sieg hoffte.

Die Armee der Berner bestand in 8000 Mann wohlgerüsteter und an Mannszucht gewöhnter Truppen, dem größeren Theile nach aus dem Waadtlande. An ihrer Spitze standen Männer, welchen sie unbedingt vertrauten und welche dieses Vertrauen verdienten; Führer des Heeres war der tapfere und umsichtige Generallieutenant Sacconay, Leiter des Kriegsrathes der muthige Nikolaus von Dießbach und der edle, greise

Samuel Frisching. Als der Feind durch eine Bewegung zu erkennen gab, daß er einen Angriff auszuführen beabsichtige, faßte man den Entschluß, die Stellung zu verändern und sie mit einer günstigeren zu vertauschen, damit besonders die Reiterei ihre Kraft entfalten könne. Der edle Frisching sprach, als man der Gefahr erwähnte, ohne welche der Entschluß nicht ausgeführt werden könnte: „Ich halte mich für verpflichtet, um ein gutes Beispiel zu geben, unter den Vordersten zu sein. Die wenigen Tage, die mir noch zu leben übrig sind, kann ich nicht besser verwenden, als wenn ich sie dem Vaterlande opfere. Erliege ich, so werden meine Leute mich zu rächen wissen.“ —

Der im Lager der Katholischen zur Schlacht bestimmte Tag des 25. Juli brach an und sah die Berner schon in voller Thätigkeit, ihre neue Stellung einzunehmen. Schon waren ihre beiden ersten Abtheilungen unbemerkt durch den vom feindlichen Geschütze bestrichenen Hohlweg gedrungen und hatten sich in bester Ordnung aufgestellt, als die Katholischen auf der Höhe anlangten und Anstalten trafen, der bernerischen Nachhut den Durchgang durch den Hohlweg zu sperren. Zwei ihrer Geschütze eröffneten alsbald ein wohlgezieltes Feuer, welches den in fester Haltung anrückenden Bernern manchen tapferen Mann, die ersten Opfer des blutigen Tages, raubte und wahrscheilich die weitere Ausführung des Marsches unmöglich gemacht hätte; da sprengte Davel zu den nachrückenden Dragonern, zeigte ihnen die feindlichen Kanonen ganz in der Nähe und forderte sie auf, dieselben zu nehmen. Gesagt, gethan. Davel an ihrer Spitze, dringen die muthigen Reiter auf die feindlichen Geschütze ein, verjagen die Kanoniere und stoßen mit den eroberten Stücken wieder zu den Ihrigen. Um 10 Uhr standen die Berner in Schlachtordnung; den rechten Flügel befehligte Dießbach, den linken Manuel und der Major Crousaz, Sacconay führte das Mitteltreffen. Die Katholischen nahten in zwei Abtheilungen; die eine aus Luzernern bestehend, unter Schweizer und Sonnenberg; die andere wurde gebildet aus den Mannschaften der übrigen Kantone und der freien Aemter und befehligt von Pfyffer. Die Schwyzer blieben der Schlacht fern; denn sie hatten die Bewachung des Gotteshauses Muri übernommen. Ohne den gleichzeitigen Angriff der Luzerner abzuwarten, griff Pfyffer den linken Flügel der Berner an, indem er plötzlich aus dem Walde hervorbrach. Da fing das Geschütz der Berner an, zu spielen, daß die feindlichen Schaaren stutzten.

„Jetzt", riefen die Führer der Berner, „jetzt zum Angriffe!" Und Frisching erwiederte: „Wohlan denn, mit Gott, wir wollen ihnen die Ehre nicht lassen, uns zuvorzukommen". Mit diesen Worten schwang der Greis heiteren Angesichts den Degen und gab das Zeichen zum Angriffe. Vorwärts eilten die Schaaren bis dicht vor den Feind, wo sie ihre Musketen losbrannten und sich auf den Boden warfen, um die feindlichen Kugeln schadlos über sich hinsausen zu lassen. Da dehnte sich plötzlich die feindliche Schlachtlinie aus und drohete, die Berner zu überflügeln. Schon waren einzelne Abtheilungen zurückgewichen, als Sacconay an der Spitze seiner kampfesmuthigen Schaaren herbeiilte und in ungestümem Angriffe den Feind zurückwarf bis an die Ufer der Bünz. Hier fanden 1100 Mann den Tod; die einen, welche im Schlamme stecken blieben, durch die Kugeln der Schützen; die anderen wurden von den Fluthen weggerissen. Wohl wäre hier der Sieg der Berner noch entschiedener gewesen, wenn sie sich nicht auf Plünderung zerstreut hätten. Um so nachtheiliger mußte diese Unvorsichtigkeit jedoch darum wirken, weil in demselben Augenblicke der rechte Flügel der Berner von Schweizer und Sonnenberg angegriffen wurde. Als nämlich die Luzerner sahen, daß ihre Waffengefährten in wilder Flucht auseinanderliefen, stürmten sie heran. Die Berner hielten festen Stand; es entbrannte ein heißer Kampf. Viele Führer der Berner werden verwundet oder getödtet. Sie weichen; jedoch in festgeschlossenen Reihen, langsamen und festen Schrittes. Da wird auch Dießbach von einer feindlichen Kugel getroffen und muß das Schlachtfeld verlassen. Sacconay, welcher sich eben eine Wunde hatte verbinden lassen, eilt herbei, um den Oberbefehl zu übernehmen. Kaum hatte er sich an die Spitze gestellt, so zerschmettert ihm eine feindliche Kugel die Schulter, so daß er weggebracht werden muß. So ihrer Führer entblößt, wich die Armee der Berner auf allen Punkten zurück; einzelne flohen sogar schon mit Gepäck nach Lenzburg. Von allen Seiten drang der Feind nach; auch seine zersprengte Abtheilung hatte sich wieder gesammelt. Bei dem Dorfe Hendschikon zwang der Berner Damon, um die Auflösung des Heeres in volle Flucht zu verhindern, mit dem Degen in der Faust seine Waffengefährten, Stand zu halten; die Dragoner droheten, Jeden niederzuhauen, der noch einen Schritt breit weiche. Einige Kompagnieen halten an. Vor sie tritt der greise Venner Frisching und rief, den Degen schwingend: „Muth, meine

Kinder, schließt Euch fest zusammen, wir wollen vereint leben und sterben!" Die Berner fassen neuen Muth. Da erscheint auch Sacconay wieder. Sein Anblick entscheidet. Alles dringt in guter Ordnung mit festem Schritte, das Gewehr geschultert, mit solcher Kraft vor, daß der Feind nach kurzem Gefechte zurückweicht und beide Heere sich bald wieder auf dem Schlachtfelde einander gegenüberstehen.

Zweihundert Berner, Freiwillige, unter den Majoren Tscharner und Lutz drangen zuerst vor. Mit dem Feldgeschrei: „Eins! Eins! keine Gnade!" stürmten sie auf den Feind, welcher durch einen Grünhag gedeckt war. Die Hecke ward durchbrochen; die Gewehre ganz in der Nähe des Feindes losgebrannt, dann ging es mit gefälltem Bajonette auf die feindliche Batterie los, welche Göldlin befehligte. So heftig der Angriff, so fest war der Widerstand. Wo Einer fiel, trat sogleich ein Anderer in die Lücke. Da fiel der Anführer Pfyffer; es fielen noch viele aus den vornehmen Geschlechtern der Stadt und bewiesen so durch einen heldenmüthigen Tod, wie wenig der Verdacht der Verrätherei begründet war, welchen ihr Volk gegen sie hegte. Trotz dieses Verlustes kämpften die Luzerner mit Unerschrockenheit fort, und wichen langsam auf die Höhe, die ihren Rücken deckte. Es war vier Uhr des Nachmittags, als plötzlich neue Schaaren der Berner auf dem Kampfplatze erschienen. Ein allgemeiner Schrei erscholl in den Reihen der Katholischen: „Wir sind verloren, die Ketzer kommen mit einer neuen Armee!" Noch ein Stoß, und die Luzerner weichen und lösen sich endlich in unordentliche Flucht auf. Um sechs Uhr Abends war endlich die Schlacht von Vilmergen entschieden, die blutigste, welche die Eidgenossen im Religionsstreite einander geliefert. Nachdem die Berner von der Verfolgung des Feindes zurückgekehrt waren, fielen sie auf dem Schlachtfelde nieder und dankten Gott für den Sieg. Freude und Jubel herrschte in den Städten, als die Siegesbotschaft anlangte; aber zu Bern floß auch manche Thräne des Schmerzes über den Verlust der Väter, Brüder und Söhne, die im Bruderkampfe gefallen waren.

Das Ende des Krieges.

Wenn schon die Niederlage von Vilmergen den Muth und die Kraft der katholischen Kantone gebrochen hatte, so waren doch immer noch Männer vorhanden, welche von einer Fortsetzung des Krieges

noch besseren Erfolg hofften. Erst als die Züricher das Land Zug unterworfen und siegreich Utznach, Wesen, Gaster und die Stadt Rapperswil erobert hatten, erklärten sich Schwyz und Zug bereit, Frieden zu schließen. Ihrem Beispiele folgte auch Luzern, welches von den eingedrungenen Bernern schwer zu leiden hatte. Unterwalden wurde durch einen Ueberfall von den Bernern gezwungen, die Waffen niederzulegen. Doch noch gährte es; denn Priester und Mönche, so auch der Jesuit Dillier und der Waldbruder Waltisburger wußten das Volk in beständiger Aufregung zu erhalten; sie versuchten sogar, das Volk der ganzen Eidgenossenschaft gegen seine Obrigkeiten aufzureizen und einen Umsturz der bestehenden Staatseinrichtung herbeizuführen. Doch dieser Versuch mißlang; man war überall endlich des Krieges müde und folgte gerne der Einladung, welche Abgeordnete aller kriegführenden Kantone zum Abschlusse eines Friedens nach Aarau rief.

Gern hätte Zürich die Bedingungen des ersten Landesfriedens bedeutend verschärft und neue Eroberungen gemacht; aber die Berner begnügten sich mit einer Vergrößerung der Abtretung in den freien Aemtern, mit einer Unterwerfung Rapperswils unter die beiden siegreichen Städte und mit ihrer Aufnahme in die Regierung des Thurgaus, des Rheinthales, der Herrschaft Sargans und der oberen freien Aemter. Auf diese Bedingungen wurde dann auch am 11. August 1712 der zweite Landesfrieden abgeschlossen, welcher jedoch nicht einmal die Veranlassung des Streites, die Verhältnisse im Toggenburg zu heben vermochte. Der nach Deutschland geflohene Abt Leodegar verwarf im Vertrauen auf den Schutz des Kaisers beharrlich jede Einladung von Zürich und Bern, mit ihnen wegen seines Unterthanenlandes Frieden zu schließen. Erst unter seinem Nachfolger 1718 gelang es trotz der Abmahnungen des Kaisers und des Papstes, einen dem Lande günstigen Frieden zu Stande zu bringen, welcher jedoch die nach gänzlicher Freiheit strebenden Toggenburger nicht ganz befriedigte.

Daß der zweite Landesfrieden mehr eine äußere Ausgleichung, als eine aufrichtige Versöhnung gewesen, zeigte sich in der immer größeren Trennung der katholischen Eidgenossen von ihren reformirten Bundesbrüdern. Uri, Schwyz und Unterwalden schlossen sich wieder enger an einander an, und erneuerten ihren alten, ewigen Bund auf dem Rütli; alle katholischen Orte beschworen dann den borromäischen Bund und ließen sich zuletzt zu einem Bündnisse mit Frankreich verleiten, welches

die Ehre und Selbstständigkeit der Eidgenossenschaft auf schmachvolle Weise preisgab.

Werdenberg und Glarus.

Glarus hatte im Jahre 1517 die Herrschaft Werdenberg an sich gekauft und regierte dieselbe seit dieser Zeit als ein Unterthanenland durch einen Landvogt, welcher auf dem Schlosse der alten Grafen von Werdenberg saß. Diese Stelle wurde an der Landsgemeinde zu Glarus immer demjenigen gegeben, welcher die bei der Landsgemeinde stimmenden Bürger am besten bezahlte. Der so gewählte Landvogt suchte in seinem Amte alsdann wieder zu der ausgelegten Summe zu gelangen und überdieß noch sich zu bereichern. Hierdurch wurde das Ländchen hart bedrückt durch Abgaben jeglicher Art. Wahrscheinlich auf die Beschwerden der Werdenberger, vielleicht aber auch, um freiwillig eingerissenen Uebelständen abzuhelfen, gab Glarus dem Ländchen 1667 eine Urkunde, in welcher geboten wurde, daß der Landvogt sein Vieh nicht auf die Gemeinweiden treiben, sein Holz nicht aus ihren Wäldern nehmen und sich nicht in die Verwaltung ihrer Gemeingüter einmischen dürfe, und daß zudem keine Glarner sich bei ihnen niederlassen sollen. Auf diese und ähnliche Urkunden stützten sich die Freiheiten, welches das Ländchen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts genoß. Jenes Streben, welchem wir schon einmal begegneten, jenes Streben nach unumschränkter Herrschaft, welche weder von Gesetz noch Urkunden gehemmt sein wollte, trat auch an der Glarner Landsgemeinde hervor. Man behauptete, jene Urkunden seien ohne Genehmigung der Landsgemeinde und zum Schaden des Glarnerlandes ausgestellt worden, und konnte es dahin bringen, daß man die Werdenberger aufforderte, ihre Briefe und Urkunden nach Glarus abzugeben, jedoch mit dem ausdrücklichen Versprechen, man werde ihnen dieselben nach genommener Einsicht wieder zustellen. Ohne Schlimmes zu ahnen, gehorchten die Werdenberger. 1713 verlangten sie durch eine Abordnung ihre Briefe wieder zurück, aber ohne Erfolg; denn das Versprechen, man wolle alle einzelnen Urkunden in eine Gesammturkunde zusammenschreiben,

wurde eben so wenig erfüllt, als dasjenige, durch welches man die Herausgabe erlangt hatte. Da trat denn im Jahre 1719 ein neuer Landvogt in sein Amt, und nach alter Gewohnheit sollte das Volk von Werdenberg seinen Herren von Glarus den Eid der Treue und des Gehorsams schwören. Diese Gelegenheit glaubten die Werdenberger benutzen zu können, um von Glarus die Erfüllung der gegebenen Versprechen zu erlangen; sie verweigerten die Eidesleistung so lange, bis man ihnen ihre Schriften zurückgebe, oder ihnen eine Frist festsetze, nach deren Verlauf sie zurückerstattet werden sollten. Obgleich die schlichten Leute diese Erklärung mit der größten Achtung ihrer gesetzlichen Obrigkeit abgegeben hatten; obgleich sie sich entschuldigten, sie dürften als einfältige, ungelehrte Leute vielleicht nicht den rechten Weg eingeschlagen haben, hätten aber Nichts wider die Gerechtigkeit vornehmen wollen, so wurden die Glarner, welche die Freiheiten des Ländchens aufzuheben dachten, doch so erbittert über diesen Widerstand, daß sie auf dem Punkte standen, zu den Waffen zu greifen. Da jedoch die Tagsatzung sich mit der Angelegenheit befaßte, wartete man ihren Entscheid ab, welcher dahin ging, es sollten Abgeordnete von Zürich und Luzern die Werdenberger zur Huldigung auffordern. Dieß geschah, und die Huldigung ward ohne längeren Widerstand geleistet, aber zugleich die Zurückforderung der Urkunden wiederholt. Schon fing die gerechte Sache der Werdenberger an, über die Grenzen ihres Ländchens hinaus Anhänger zu finden; alle östlichen Unterthanenländer droheten, die Sache der Werdenberger zu unterstützen, so daß die regierenden Stände ihren Unterthanen verbieten mußten, sich des Ländchens weiter anzunehmen. Endlich wurden Abgeordnete des Landes nach Glarus eingeladen zur Verständigung; da sie aber sich nicht sogleich dem Willen ihrer Herren fügten und auf der Herausgabe ihrer Urkunden beharrten, so wurden sie in den Kerker geworfen. Die Unterthanen begehrten fort und fort, daß man ihnen gebe, was ihnen gebühre, und Glarus griff endlich zu den Waffen, indem es eine Besatzung von 80 bis 100 Mann auf verschiedenen Umwegen in das Schloß Werdenberg warf. Diese Maßregel reizte das Volk; es bewaffnete sich auch, um Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Doch bald bereuete es diesen Schritt und bat demüthig um Verzeihung, und als diese nicht gewährt wurde, wollten Viele aus dem Lande fliehen und konnten nur durch die Drohungen des Landvogtes davon abgehalten

werden. In Glarus rüstete man die bewaffnete Macht, um den Aufstand zu unterdrücken, und 1900 Mann näherten sich der Gränze von Werdenberg. Drohungen gingen ihnen voran und diese setzten die Bewohner in solchen Schrecken, daß die meisten Weib und Kind verließen und im Dunkel der Nacht mit ihren Heerden nach Sax, in das Toggenburg und über den Rhein flohen. Vier Bataillone kamen in das Land; die zurückgebliebenen Werdenberger wurden entwaffnet, ohne daß jedoch die obschwebende Streitfrage entschieden wurde. Vielmehr trug die angebotene Vermittelung von Zürich dazu bei, die Glarner in ihrem Entschlusse zu befestigen, den Werdenbergern ihre Urkunden zu entziehen und die Häupter des Aufstandes zu bestrafen. Noch lag eine Besatzung im Schlosse; abermals wurde bei hoher Strafe der Besitz von Waffen verboten, und zudem die Verordnung erlassen, die Werdenberger sollten zur Errichtung eines neuen Galgens Eichenstämme auf den Platz führen. Neuer Schreck durchfuhr das Ländchen; doch bald wich derselbe wieder dem gewohnten Widerstand gegen ungesetzliche Maßregeln des Landvogtes. Da kamen neue Abgeordnete von Glarus, welche die letzten Urkunden einforderten. Es wurde ihnen nicht entsprochen und nun kamen 800 Mann Glarner Truppen in das Land, um zu erzwingen, was auf dem Wege der Güte nicht erhalten werden konnte. Abermals wollten viele Einwohner entfliehen, aber sie wurden mit Gewalt gezwungen, von der Ausführung ihres Vorhabens abzustehen. Endlich lieferten sie ihre letzten Waffen und Urkunden ab und schwuren den Huldigungseid. Und nun begann die Bestrafung des Aufstandes. Alle Freiheitsbriefe der Werdenberger wurden für ungültig erklärt, weil dieselben ohne Genehmigung der Glarner Landsgemeinde ertheilt worden seien; zwei landesflüchtige Häupter des Aufstandes wurden zum Tode verurtheilt, und die Kosten des Aufstandes, welche sich auf 30,000 Gulden beliefen, wurden theils den Gemeinden, theils einzelnen Urhebern desselben auferlegt. Erst später trat das Ländchen wieder in ein freundlicheres Verhältniß zu seinem Herrschervolke.

Major Davel.

Auf dem Schlachtfelde von Vilmergen, wo die Tapferkeit der Waadtländer in einem so glänzenden Lichte erschien, hatte sich der Major Davel als ein Mann von Entschlossenheit, Muth und tiefer Kenntniß des Krieges hervorgethan. Er war unter denjenigen Offizieren seiner Heimat, denen die Obrigkeit von Bern bei ihrer Rückkehr aus dem Kriege rühmliche Beweise ihrer Anerkennung gegeben. Heimgekehrt lebte er der Beschäftigung des Landbaues und hing mit voller Seele an seinem theueren Waadtlande und seinem Volke. Seinem Blicke entging es nicht, wie Bern's Herrschaft, welche alte Rechte aufhob, neue zu erwerben hinderte und sogar die religiöse Freiheit durch die Forderung einer unbedingten Annahme der helvetischen Confession beschränkte, gar manches Unglück über die geliebte Heimat gebracht, gar manches Glück schon gehindert habe. Und je mehr er sich in die Betrachtung der Zustände seines Vaterlandes vertiefte, je genauer er alle die Umstände kennen lernte, welche an dessen Wohlfahrt nagten, desto wünschenswerther, desto nothwendiger erschien ihm eine Aenderung der Verhältnisse. Davel war ein Mann von strengen Sitten, mäßig und bescheiden, erfüllt von tiefer christlicher Frömmigkeit. Was seine Seele beschäftigte, drängte zum männlichen Entschlusse. Sich zu prüfen, sonderte er sich von der Welt ab; durch Wachen und Fasten suchte er sich gegen die Versuchung zu schützen, Etwas wider den Willen Gottes und gegen das Heil seines Vaterlandes zu unternehmen. Er betete inbrünstig zu Gott:

„Ewiger, großer, allmächtiger Gott, Du Schöpfer des Himmels „und der Erde, der Du Alles nach Deiner göttlichen Vorsehung „leitest, der Du die Ereignisse lenkest, daß sie zur Verherrlichung „Deines Namens und zum Heile Deiner Kinder dienen. Ich werfe „mich vor Dir in tiefer Demuth nieder, Dich anzubeten aus allen „Kräften und nach ganzem Vermögen meiner Seele, und unterwerfe „mich Deinem göttlichen Willen, welchen Du mir geoffenbaret durch „die Diener Deines heiligen Wortes. O! stärke mich, mein Gott, „in allen Verrichtungen meines Berufes, auf daß ich denselben er„fülle mit Eifer und Festigkeit, mit Muth und Ausdauer. Möge

„Dein Ruhm leuchten in meinem Betragen und möge mein Nächster „dadurch erbaut und getröstet werden und die Reinheit Deines Wortes „erkennen. Möchten wir doch alle Deinen heiligen Namen über alle „Dinge verherrlichen von ganzem Herzen und von ganzer Seele. — „Wir werfen uns in den Arm Deiner göttlichen Vorsehung mit „festem Glauben und voller Zuversicht. Bewahre uns vor jeder „Täuschung, vor jeder Versuchung des Bösen, und bewirke in uns, „daß wir immer mehr die reine Wahrheit Deiner heiligen Gebote in „uns aufnehmen und in unseren Handlungen darstellen."

Unter solchen frommen Uebungen glaubte er die Stimme Gottes zu vernehmen, der ihn berufe, der Befreier seiner Heimath zu werden, und dieser Glaube schuf in ihm den Entschluß, unverzagt Hand an das heilige Werk zu legen. Frei sollte die Heimath werden, ein freier Kanton der freien Eidgenossenschaft, aber ohne Blut; sollte jedoch nach dem Rathschlusse Gottes ein Opfer nöthig werden, so wollte er es sein. Als der Entschluß einmal gefaßt war, begann er mit der ihm eigenthümlichen Unerschrockenheit und Kraft zu handeln. Mit Sorgfalt wurde der Plan entworfen und der Augenblick zur Ausführung ausgewählt.

Das Waadtland war damals in vier Militärkreise eingetheilt und an der Spitze eines jeden dieser Kreise stand ein Major, welcher die Waffenübungen zu leiten hatte. Davel war einer dieser Majore und der Kreis seiner Wirksamkeit war der südöstliche Theil des Landes. Diese seine Stellung benutzte er zur Ausführung seines Vorhabens, indem er unter dem Vorwande einer allgemeinen Musterung die unter seinem Befehle stehende Mannschaft zusammenberief. Nachdem er dann 500 Mann Fußvolk, 50 Grenadiere und 12 Dragoner, die kräftigsten und am besten gerüsteten, auserlesen hatte, gebot er ihnen, ihm nach Lausanne zu folgen. Einige Einwendungen seiner Hauptleute brachte er dadurch zum Schweigen, daß er sie an sein Recht zu befehlen, und an ihre Pflicht, zu gehorchen, erinnerte.

Am Mittwoch den 31. März 1723 Nachmittags um 3 Uhr erschien Davel an der Spitze seiner Truppe unerwartet an einem Thore von Lausanne und zog ungehindert durch die Stadt bis auf den freien Platz bei dem Dome, wo er Halt machen ließ. Das unerwartete Erscheinen von Kriegsleuten lockte eine Menge Neugieriger herbei, sich zu erkundigen, was vorgehe, unter ihnen den Major Crousaz, einen

Waffengefährten Davels, den er seinen Freund nannte. Ihm und dem Seckelmeister Milot, die ihn bei seinem Eintritte in das Rathhaus begrüßten, theilte er zuerst sein Vorhaben mit und legte ihnen zwei Schriften vor, welche er mit großer Sorgfalt ausgearbeitet hatte; die eine war eine Aufforderung an die Stadt Lausanne, sich ihm anzuschließen, welche er selbst dem Rathe vorzulegen gesonnen war; die andere eine Unabhängigkeitserklärung, welche er nach Bern zu senden gedachte. Beide Männer, Uebereinstimmung der Gesinnung heuchelnd, schienen ihm vorzüglich geeignet, seine und des Vaterlandes Sache vor den Rath zu bringen, welcher sich sogleich versammelt hatte, als das Erscheinen der bewaffneten Mannschaft ein ungewöhnliches Ereigniß ahnen ließ. Sobald sie vor den Rath getreten waren, verlangten sie, daß alle anwesenden Glieder den Eid leisten sollten, die zu behandelnde Frage als gute und getreue Unterthanen von Bern zu prüfen und das Geheimniß zu bewahren. Hierauf eröffneten beide den Plan Davels. Schrecken ergriff die ganze Versammlung; aber bald gewann Ueberlegung wieder die Oberhand und man beschloß einstimmig, man müsse in dieser Sache mit Klugheit handeln, auf daß der Uebelthäter nicht entwische oder seine Leute irgend einen Gewaltstreich ausführen könnten; zugleich wolle man ein Glied des Rathes, den Herrn von Severi, Heinrich Charrière nach Bern senden, um die gnädigen Herren und Oberen von dem verrätherischen Vorfalle in Kenntniß zu setzen.

Während dieß im Rathssaale vorging, war Davel mit seinen beiden Hauptleuten allein, und diesen Augenblick benutzte er, um auch diesen in sein Vorhaben Einsicht zu geben. Noch hatten sie sich von ihrem Erstaunen nicht erholt, als der Major vor den Rath berufen wurde. In hoher Begeisterung eröffnete er der Versammlung, was zu thun sei, und forderte sie auf, die günstige Gelegenheit zu benutzen, dem Heimatlande die Segnungen der Freiheit zuzuwenden. Am Schlusse seiner Rede anerbot er sich, wenn ein Kampf nöthig werden sollte, um das hohe Ziel zu erreichen, so wolle er die gefahrvollste Stelle in demselben einnehmen. Seine Worte rieften das Vorhaben, seine Absicht zu vereiteln und ihn selbst der Strafe zu überliefern, zum Entschlusse, und damit man diesen Zweck um so sicherer erreiche, erheuchelte man Theilnahme am Unternehmen und lockte ihn unter dem Scheine der Gastfreundschaft in die Falle. Man beschloß, ihn als Hochverräther zu verhaften, und um seine Truppen, von denen man noch nicht wußte,

ob sie seinem Plane ergeben seien, unschädlich zu machen, wies man ihnen Quartiere in den Vorstädten an, welche durch die Thore von der eigentlichen Stadt abgesperrt werden konnten. Im Weiteren wurde verfügt, daß vier Glieder des Rathes ihm beim Nachtessen Gesellschaft leisten sollten, um noch nähere Kenntniß von den Einzelheiten des Unternehmens sich zu verschaffen; am folgenden Tage werde man dann seine Truppen mustern und die zweckmäßigsten Mittel zur Ausführung seines Vorhabens verabreden.

Die Unterhaltung beim Nachtessen war heiter; nur Davel blieb ernst und wortkarg; er aß und trank nach seiner Gewohnheit äußerst mäßig und entfernte sich um 10 Uhr. Er begab sich in das Haus seines Freundes Crousaz, welcher ihm für die Dauer seines Aufenthaltes eine Wohnung angeboten hatte. Die Gesellschaft begleitete ihn; doch er bat sie, ihn mit seinem Freunde allein zu lassen, da er demselben noch wichtige Mittheilungen zu machen habe. Bis um Mitternacht sprach er dann noch mit demselben über alle Einzelheiten des Planes und bemühete sich, alle Einwendungen zu widerlegen, welche der Freund machte. Kaum war aber die Unterredung beendigt, so berichtete Crousaz den Inhalt derselben nach Bern mit der Bemerkung, er hoffe nach vier bis fünf Stunden den glücklichen Ausgang der Sache melden zu können.

Während Davel und seine Truppen der Ruhe pflogen, entwickelte die Obrigkeit von Lausanne eine rührige Thätigkeit. Der Rath blieb die ganze Nacht versammelt; eine Besatzung von 40 Mann wurde in das Schloß geworfen und dasselbe in Vertheidigungszustand gesetzt. Nach allen Seiten hin waren Boten in die umliegenden Dörfer geeilt, die bewaffnete Mannschaft nach der Stadt zu rufen, und jeden Augenblick öffneten sich die Thore, um kleinere oder größere Zuzüge aufzunehmen. Noch ehe der Tag anbrach, standen auf den verschiedenen Plätzen der Stadt 1500 Mann unter den Waffen; auch Davels Kompagnieen nahmen ihre Posten wieder ein.

Der Morgen brach an. Zu Davel kamen zwei der Gäste vom vorigen Abende unter dem Vorwande einer traulichen Unterredung, in Wahrheit aber, um sich seiner Person zu versichern. Man sprach über Verschiedenes, was auf das Unternehmen Bezug hatte. Davel äußerte sich ohne Rückhalt, und nachdem er an den Major von Morsee eine Aufforderung, in Lausanne zu erscheinen, niedergeschrieben hatte, ging

er mit den beiden Herren hinaus. Eben wollte Davel zu Pferde steigen, um sich zu seiner Mannschaft zu begeben, als der Stadthauptmann Descombes an der Spitze einer Kompagnie in das Zimmer trat und ihm erklärte, daß er sein Gefangener sei. Der Major, welcher glaubte, dieß sei ein Versehen, sagte: „Sie wissen nicht, um was es sich handelt." Dann wandte er sich an die beiden Rathsglieder und fragte: „Was ist das? Haben die Herren vom Rathe seit gestern ihre Meinung so geändert?" Aus den Ausflüchten, welche die Betroffenen suchten, aus dem Umstande, daß man ihm verbot, mit einem seiner Hauptleute Rücksprache zu nehmen, erkannte er bald, daß er von seinen Gastfreunden verrathen sei. Er übergab seinen Degen und sprach: „Ich sehe wohl, daß ich in dieser Sache das Opfer sein werde; doch wird es für mein Vaterland nicht ohne Nutzen bleiben." — Man brachte ihn auf Umwegen in das Schloß, um ihn dem Anblicke seiner Leute zu entziehen. Hier im Gefängnisse überhäufte man ihn mit Vorwürfen, mit Beschimpfungen; man zwang ihn, seine Kleider mit anderen zu vertauschen, welche man bei einem Trödler gekauft hatte; man schlug ihn in Fesseln und kettete ihn an die Wand des eng vergitterten Kerkers; aber dieses Alles konnte seine Heiterkeit nicht im Geringsten trüben, seine Standhaftigkeit nicht erschüttern.

Scharf bewacht, lag Davel im Gefängnisse, als seine Truppen entlassen wurden; denn man hatte erfahren, daß sie von dem ganzen Vorhaben nichts wußten, man hatte sogar mit Verwunderung vernommen, wie ihr gefangener Führer ihnen verboten, Munition mit sich zu nehmen, wie er unterwegs sogar einen seiner Leute gezwungen, sein geladenes Gewehr abzuschießen und sein Pulver auszuschütten. Aber immerhin konnte man sich doch davon nicht überzeugen, daß der Gefangene nach seiner Angabe keine Mitschuldige habe. Auf die beiden Hauptleute fiel vor allen anderen der Verdacht einer Mitschuld; daher versicherte man sich auch ihrer, daß sie nicht entwichen.

Mittlerweile war der abgesandte Herr von Severy in Bern eingetroffen und hatte dem versammelten Rathe Anzeige von dem verbrecherischen Vorhaben Davels gemacht. Noch an demselben Abend kamen auch die bei Davel gefundenen Papiere an, die Beweise für seine Schuld. Bestürzung herrschte überall; überall war man darauf bedacht, die drohende Gefahr zu wenden, damit nicht auch andere Landestheile, durch das Beispiel aufgemuntert, die Fahne des Aufstandes

aufpflanzten. Sogleich ward der Oberbefehlshaber des Waadtlandes, Herr Ludwig von Wattenwyl, mit den nöthigen Vollmachten und einem glänzenden Gefolge nach Lausanne abgeschickt. Nach allen Seiten trugen Boten die Aufforderung an die Vögte, alle zur Sicherheit dienlichen Maßregeln zu ergreifen und auf der Hut zu sein; nach allen Seiten erging die Mahnung an das Volk, zu verharren in der Treue und dem Gehorsame gegen seine Obrigkeit. Sogar an die Nachbarkantone wandte man sich um ihren Beistand oder doch wenigstens um die Zusicherung, daß sie Nichts unternehmen wollten, was dem Aufstande Vorschub leisten könnte. Noch war man mitten in diesen Anordnungen begriffen, als die Nachricht eintraf, Davel sei gefangen, die Gefahr vorüber. Bern athmete wieder freier.

Bald nach seiner Verhaftung begann gegen Davel die gerichtliche Untersuchung. Schon in seinem ersten Verhöre erklärte Davel, daß er keine Mitschuldige habe, daß er gesonnen gewesen sei, im Falle der Rath von Lausanne seine Vorschläge nicht annehme, die Gefahr allein auf sich zu nehmen. Man drohete ihm, man werde ihm die Finger zusammenschrauben, wenn er seine Mitschuldigen nicht sogleich angebe. Nichtsdestoweniger betheuerte er nochmals, er habe keine, und hob ausdrücklich hervor, daß weder seine Soldaten, noch seine Hauptleute Etwas von seinem Vorhaben gewußt hätten. Neue Verhöre führten zu keinem anderen Resultat; mit stets gleicher Standhaftigkeit versicherte er, weder Theilnehmer, noch Vertraute zu haben; mit stets gleicher Begeisterung nannte er sein Vorhaben ein heiliges, dessen Zweck einzig gewesen sei, entweder seinem Vaterlande die Freiheit zu erwerben oder durch seine Unternehmung die Herren des Landes zu nöthigen, die Uebelstände zu verbessern. Alle, auf welche der Verdacht der Mitschuld gefallen war, mußten der über sie verhängten Haft entlassen werden, da aus den gepflogenen Verhören hervorging, daß derselbe ungegründet war. Doch immer konnten sich die Richter der Meinung nicht entschlagen, es müßten Mitschuldige vorhanden sein. Verhör folgte auf Verhör; Davel blieb fest bei seiner ersten Behauptung und schloß in edler Aufrichtigkeit sein ganzes Inneres auf, indem er erklärte: Gott habe ihm seinen Plan eingegeben, eine höhere Kraft habe ihn geheißen, so zu handeln, wie er gehandelt habe. Bisher hatte keine Drohung ihm ein Wort der Reue, eine Angabe entlocken können, welche nur den entferntesten Verdacht auf irgend Jemand geworfen hätte. Die

Drohung wurde zur That. Man folterte ihn, indem man ihm die beiden Daumen zwischen zwei Metallplatten schraubte. Der Befehl ging dahin, ihn so lange zu schrauben, bis er vor Schmerz schreien würde. Aber der Schmerz vermochte ihm keine Klage auszupressen, nicht einmal die Heiterkeit seines Gemüthes zu stören. Da ihn einer der Untersuchungsrichter fragte, ob er nicht leide, antwortete er: „Ja, und zwar große Schmerzen.“ Diese schlichte, rührende Antwort und die Freimüthigkeit, mit welcher er auf seiner bisherigen Aussage stehen blieb, machte einen solchen Eindruck auf seine Richter, daß sie ihn für dießmal von der Qual befreiten. Vergeblich war die Mühe, welche man anwandte, um ihn in vertraulicher Unterredung durch die Aussicht auf ein gnädiges Urtheil zu einem unwahren Geständnisse zu verleiten. Man beschloß, die stufenweise gesteigerte Folter in Anwendung zu bringen. Er wurde am einfachen Strange ohne Gewicht aufgezogen und ertrug auch diese Pein mit der größten Ruhe, die Unschuld seiner Hauptleute betheuernd. Am folgenden Tage zog man ihn zweimal auf mit einem Gewichte von 25 Pfunden an den Füßen; auch dießmal litt er standhaft, ohne Thränen, ohne Seufzer und Klagen. Die Folterqual, welche schon so oft die Unwahrheit zur Wahrheit gemacht hatte, sie vermochte Nichts über die Seelenstärke Davels; ja, unter den fürchterlichsten Leiden pries er sich glücklich, Gott durch das Bekenntniß der Wahrheit verherrlichen zu dürfen. Als seine Untersuchungsrichter ihn abermals fragten, ob er nicht leide, antwortete er: „Ja, das ist unerhört schmerzhaft, aber ich bin überzeugt, daß Sie dabei eben so viel leiden, als ich.“ — Endlich stand man von weiteren Nachforschungen ab und schritt zur Verurtheilung des Schuldigen. Nun war die hohe Gerichtsbarkeit eines der Rechte der Stadt Lausanne, und zwar besonders derjenigen Bürger, welche in einer gewissen Straße (**Rue de Bourg**) Häuser besaßen und daselbst wohnten. Diese wurden dann auch von Bern beauftragt, das Urtheil im vorliegenden Falle zu sprechen, jedoch mit dem Vorbehalte der Genehmigung von Seiten der Herrscher in Bern.

Am 17. April versammelten sich 31 Bürger aus der genannten Straße im Hofe des Schlosses, Gericht zu halten über den Major Davel, der des Hochverrathes angeklagt war. Der Angeklagte ward vorgeführt und erschien freundlich grüßend vor seinen Richtern; mit all der Ruhe und Geistesgegenwart, welche ihm eigen war, setzte er

sich auf das Stühlchen, auf dem die „armen Sünder" zu sitzen pflegten. Die Protokolle der Verhöre werden verlesen; Davel anerkennt ihre Richtigkeit. Dann ergreift der öffentliche Ankläger das Wort und schildert in ausführlicher Rede die Schwere des Verbrechens. Er bemüht sich, darzuthun, wie Davel sich des schwärzesten Undankes schuldig gemacht habe gegen die väterliche Regierung der gnädigen Herren von Bern und wie er daher die schwerste Strafe verdient habe. Da aber die Gesetze des Landes des Verbrechens gar nicht erwähnten, dessen Davel angeklagt war, so wurden ähnliche Fälle aus anderen Ländern und ihre Bestrafung angeführt. Auf diese Beispiele gestützt, trug dann am Schlusse der Ankläger darauf an, daß der Angeklagte auf die Richtstätte geführt und dort, nachdem er Gott und die gnädigen Herren um Verzeihung gebeten, gehängt werde; daß sein Leib geviertheilt und seine Güter eingezogen werden sollten. Die versammelten Richter anerkannten alle von dem Ankläger für eine solche Strafe vorgebrachten Gründe, sprachen aber mit Hinsicht auf die geistige Verirrung, die sich im ganzen Plane und Benehmen Davels zeigte, ihr Urtheil dahin aus, daß Davel enthauptet werde, nachdem ihm vorher die rechte Hand abgehauen worden sei. Dieses Urtheil wurde von der Obrigkeit in Bern bestätigt mit Ausnahme des letzten Theils, welchen man aus dem Grunde nachließ, weil der Aufrührer weder in, noch außer dem Lande Mitschuldige habe. Der 24. April war zur Hinrichtung bestimmt worden.

Am Tage vor der Hinrichtung kamen zwei Geistliche zu Davel in's Gefängniß, ihm das Todesurtheil anzukündigen. Davel empfing sie freundlich und dankte ihnen für die Nachricht, die sie ihm überbrachten. „Wie oft", sprach er, „habe ich dieses Leben, welches ich jetzt Gott und meinem Vaterlande zum Opfer bringen darf, um eine Kleinigkeit der Gefahr ausgesetzt! Betrüben Sie sich nicht darüber; denn der Tod, dieser König der Schrecken, erschreckt mich nicht." Er fragte nicht einmal nach der Art der Hinrichtung und man zögerte fast eine halbe Stunde, ehe man ihm dieselbe mittheilte, sei es, um ihn besser kennen zu lernen, sei es, um ihn zu schrecken. Endlich sagte der eine der geistlichen Herren, er werde nicht viel zu leiden haben, da die einfache Enthauptung die ihm von den gnädigen Herren bestimmte Strafe sei. „Das bekümmert mich wenig", antwortete er, „die Schmerzen dauern nicht so lange, und sollte ich auch heftigere leiden

müssen, so würde mir Gott Kraft und Geduld schenken, sie zu ertragen." — Indessen dankte er Gott, daß er ihn nicht habe auf dem Schlachtfelde sterben lassen, sondern daß er ihm Zeit gegeben, noch über sein bisheriges Leben nachzudenken. Tiefe Reue empfand er über alle Sünden seines Lebens. Doch sein Unternehmen gegen Bern zur Befreiung seines Vaterlandes blieb ihm immer eine That, zu welcher Gott ihn berufen habe, welche also untadelhaft sei. Wenn man laut seine Standhaftigkeit, seinen Heldenmuth bewunderte, erwiederte er: „Ich bin kein Heide, daß man mir von Heldenmuth reden müßte." Er wünschte allein gelassen zu werden, um sich auf den Tod vorzubereiten.

Die letzte Nacht seines Lebens schlief er ruhig und unterhielt sich am frühen Morgen freundlich mit seinen Wächtern, bis die Geistlichen erschienen, welche ihn auf seinem letzten Gange begleiten sollten. Mit ihnen und mit allen Leuten, welche ihn noch besuchten, unterhielt er sich mit einer solchen Unbefangenheit und Munterkeit, als ob er zu einem Hochzeitsfeste, nicht auf das Blutgerüste gehen sollte. Um zwölf Uhr etwa stand er vor seinen Richtern, wo ihm zum letzten Male der Prozeß und das Urtheil vorgelesen wurden. Ohne Seufzen, ohne das geringste Zeichen von Furcht erklärte er, daß er sich dem ausgesprochenen Urtheile, welches Gottes Vorsehung über ihn verhängt, mit Ehrfurcht unterwerfe und daß er gegen die Obrigkeit von Lausanne keinen Groll in sich trage.

Unter einem großen Zudrange des von allen Seiten herbeigeströmten Volkes brach man endlich zur Richtstätte auf, welche eine Stunde vom Schlosse zu Lausanne lag. Davel machte den Weg zu Fuß in gewählter Kleidung; denn er wollte, daß seine äußere Erscheinung seinem Inneren entspreche, wo männliche Ruhe und fromme Heiterkeit ungestört walteten. Einmal hörte man ihn auf dem Wege laut rufen: „Seht, seht da den Triumph des Christen!" Die beiden Geistlichen, welche ihm Trost zusprachen, bat er zu wiederholten Malen, inne zu halten in ihren Reden, damit er sich sammeln und seine Seele zu Gott erheben könne. Als der Staub lästig wurde, lud er seine Begleiter ein, die Straße zu verlassen und auf dem Rasen zu gehen. Gleich darauf verursachten einige Reiter in seiner Nähe einen großen Staub; er bat sie freundlich, sich vor oder hinter den Zug zu begeben, und als die Soldaten die sich zu ihm drängende Menge mit

Schlägen abtrieben, bat er abermals, Niemandem ein Leid zuzufügen. Unter solchen Beweisen von Unerschrockenheit und Gemüthsruhe war man auf der Richtstätte angelangt.

Am Fuße des Blutgerüstes forderte ihn der Stellvertreter des Landvogtes noch einmal auf, seine Mitschuldigen anzugeben vor Gott, dem Allmächtigen, vor dessen Richterstuhl er bald stehen werde. „Bei Gott", erwiederte Davel, „ich habe keine; mein Gewissen ist frei in dieser Hinsicht!" Da dieser Beamte, von seinem Schicksale gerührt, ihm sein Beileid bezeugte, antwortete Davel: „Mein Loos ist sehr glücklich, ich genieße den vollkommensten Frieden der Seele." Mit diesen Worten bestieg er das Schaffot. Dann trat er vor bis zum Rande des Gerüstes, um zu dem versammelten Volke zu reden. Er hatte zuvor versprechen müssen, Nichts gegen die Obrigkeit zu sagen, was einen widrigen Eindruck machen könnte, und hielt gewissenhaft Wort. An der Schwelle der Ewigkeit, von der Liebe zu seinem Vaterlande tief ergriffen, wies er mit ergreifender Offenherzigkeit auf alle Gebrechen und Uebelstände hin, welche an des Landes Wohlfahrt nagten; dringend forderte er zur Abhülfe auf und empfahl treuere Pflege der Religiosität als das hauptsächlichste Mittel, den schönen Zweck zu erreichen. Er endigte, indem er seine Freude bezeugte, daß Gott ihn gewürdiget, durch den Tod die Wahrheit und Reinheit seines Strebens zu besiegeln, und indem er die Ueberzeugung aussprach, daß sein Tod dem Vaterlande nützlich sein werde. Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte das Volk zugehört; die ernste Ruhe, die demüthige Hingebung des Redners hatten seinen Worten alle Herzen geöffnet zur Aussaat, welche in der Zukunft schöne Früchte bringen sollte. Einer der ihn begleitenden Geistlichen fragte ihn, ob er keinen Groll gegen die Herren von Lausanne in seinem Herzen trage, und Davel antwortete:

„Ich bekenne vor dem Angesichte des Himmels und der Erde, „daß ich gegen Niemand eine Abneigung, und daß ich nicht die „geringste Bitterkeit gegen die Herren von Lausanne habe. Gott „allein hat Alles so gelenkt, was mir bisher widerfahren ist; in „unzähligen Gefahren hat er mich gnädig bewahret, um sich meiner „als eines Werkzeuges zur Erleichterung seines Volkes zu bedienen. „Ich sage ihm unendlichen Dank für die große Gnade, daß er sich „meiner zu seiner Verherrlichung durch meinen Tod bedienen will, „da ich ihn in meinem Leben nicht genug verherrlicht habe."

Davel schwieg. Herr von Saussüre, einer der ersten Geistlichen von Lausanne, trat vor und sprach zu dem Volke über das Bibelwort: Es ist ein Weg, der dem Menschen recht zu sein bedünket und dessen Ausgänge der Tod sind. Der würdige Mann schloß seine schöne Rede mit den Worten: „Möge mich Niemand verdammen, wenn ich hoffe, daß Gott ihm vergeben, daß er ihn noch heute seine ewige Gnade fühlen lassen wird, indem er ihn aufnimmt in seine himmlische Herrlichkeit und Seligkeit.“ Davel kniete nieder, während Herr von Saussüre das letzte Gebet sprach; dann stand er auf, dankte dem braven Manne für seinen Trost und ermahnte noch einmal das Volk, dem Angehörten nachzuleben. Unter Thränen nahmen die Geistlichen, welche ihn begleitet hatten, Abschied von ihm; er aber blieb unerschütterlich und zeigte nicht die geringste Furcht. Dann entkleidete er sich selbst so kaltblütig wie Einer, der sich zu Bette legt. Festen Blickes sprach er mit dem Scharfrichter, setzte sich dann auf den Stuhl, half selbst sein Hemd zurückschlagen, stemmte sich dann fest an die Lehne des Stuhles, während man seine Augen mit einer Mütze bedeckte, und der Scharfrichter trennte mit dem tödtlichen Streiche das Haupt vom Rumpfe.

Fremde, welche der Hinrichtung beiwohnten, sprachen: „Dieser Mann ist als ein wahrer Held gestorben!“.

Davel's Haupt wurde an den Galgen genagelt, unter welchem man den Rumpf verscharrte. Am folgenden Morgen war es verschwunden. Alle Nachforschungen, wo dasselbe hingekommen sei, waren vergeblich, bis nach einem Jahre ein Apotheker von Lausanne in Haft kam, weil er der Falschmünzerei angeklagt war. Bei ihm fand man Davel's Haupt, in Weingeist aufbewahrt. Auf höheren Befehl wurde es nun unter dem Galgen verbrannt.

Alle diejenigen, welche sich bei Davel's Gefangennehmung und Verurtheilung besonders hervorgethan hatten, wurden von Bern reichlich belohnt. Crousaz erhielt 2000 Thaler als Lohn für den Verrath seines Freundes; Andere wurden nach dem Verhältnisse ihrer Dienste beschenkt. Die Glieder des Rathes von Lausanne bekamen eine eigens für diesen Anlaß geschlagene Denkmünze für den Eifer und die Treue, welche sie in dieser Sache gezeigt hatten. Davel's Lohn war der Segen der nachkommenden Geschlechter; denn im Chore des Domes

von Lausanne liest man auf einer Marmorplatte folgende Inschrift*):

Dem Andenken
des Major Johann Daniel Abraham Davel,
auf dem Schaffote gestorben am 24. April 1723,
ein Märtyrer
der Rechte und Freiheit des waadtländischen Volkes.
Das Gelübde der provisorischen Versammlung von 1798,
der hohe Sinn Friedrich Cäsar Laharpe's**),
die Dankbarkeit des Kantons Waadt
haben ihm dieses Denkmal geweiht,
errichtet
im Jahre des Heils 1839 am 24. April.
Gott allein sei Ehre und Ruhm.

Joseph Anton Schuhmacher.

Schon seit langer Zeit stand zu Zug die Familie der Barone von Zurlauben im höchsten Ansehen. Der französische Kriegsdienst hatte

---

*) A la memoire
du major Jean Daniel Abram Davel
mort sur l'échafaud, en 1723, le 24 avril,
martyr
des droits et de la liberté du peuple vaudois.
Le voeu de l'Assemblée provisoire de 1798,
la générosité de F. C. de la Harpe,
la reconnaissance du Canton de Vaud
ont consacré ce monument,
érigé,
l'an de grâce 1839, au mois d'avril, le 24 jour.
A Dieu seul honneur et gloire.

**) Diese provisorische Versammlung, die erste Behörde des frei gewordenen Landes, beschloß, das Andenken dessen herzustellen, welcher zuerst aus dem Waadtlande hatte einen freien Kanton machen wollen. F. C. Laharpe, welcher für Davel eine tiefe Verehrung fühlte und dieselbe in Wort und That bewies, setzte in seinem Testamente eine Summe aus, welche für die Errichtung des Denkmals verwandt werden sollte.

den Grund zu ihrem Wohlstande gelegt und das enge Verhältniß, in welchem die Glieder der Familie zu Frankreich blieben, lieferte ihr die Mittel, sich in dem einmal gewonnenen Ansehen zu behaupten. Daher kam es, daß in den letzten fünfzig Jahren jedesmal, wann der Landammann aus der Stadtbürgerschaft gewählt werden mußte, ein Zurlauben diese Stelle einnahm. Wenn nun schon diese Bevorzugung den Neid mancher minderbegüterten Geschlechter erregte, so war es doch eben jenes Verhältniß der Zurlauben zu Frankreich, welches den Anlaß gab, daß eine längst verhaltene Feindschaft sich in der verderblichsten Parteiung des Landes Luft machte. Die Zurlauben waren nämlich die Verwalter der französischen Jahrgelder geworden, welche für den Kanton Zug über 7563 Franken betrugen und von denen 3000 in die Gemeindskassen flossen, während der Rest nach Gutdünken unter die eifrigsten Anhänger der spendenden Macht vertheilt wurde. Dieß war jedoch nicht das einzige Mittel, durch welches Frankreichs König den Einfluß seiner Günstlinge zu sichern wußte; er übertrug ihnen auch den Verkauf des französischen Salzes, welches König Ludwig XIV. dem Lande von der Zeit an zukommen ließ, wo Oesterreich die Einfuhr des schwäbischen Salzes in die Schweiz verboten hatte. So von Frankreich gehoben und gestützt, stand Beat Jakob Zurlauben an der Spitze des Landes Zug, ein Mann, welcher sich durch seine Tugend, sein Wohlwollen und seine Vaterlandsliebe bei seinen Mitbürgern den Beinamen „Vater des Vaterlandes" erworben hatte. Er war es, welchen das aufgereizte Volk im Toggenburger Kriege an der Landsgemeinde mißhandelte, weil er zum Frieden rieth. Im Jahre 1717 war er gestorben, und bald gelangte sein jüngerer Bruder, Fidel Zurlauben, in den Besitz der französischen Begünstigungen. In ihm fanden sich jene schönen Eigenschaften nicht mehr, welche den Verstorbenen geschmückt hatten; denn Eigennutz und lockere Sitten beherrschten ihn, und Bestechung und Ueberredung wurden seine Mittel, sich zum vollen Genusse der Würden seines Bruders emporzuschwingen. Wirklich gelang es ihm auch, im Jahre 1722 die Stelle des Landammanns zu erringen. Kaum in den Besitz der Macht gelangt, wurde er der Verfolger der Kinder seines Bruders, welche sich laut über die Ungerechtigkeiten des Oheims beklagten.

Dieser Racheschrei fand bereitwillige Ohren; denn außer dem Neide anderer ehrgeizigen Familien stand den Zurlauben von jeher eine Par-

tei entgegen, welche von Oesterreich dieselben Begünstigungen erhielt oder erwartete, deren sich jene von Frankreich erfreuten. Durch diese Verhältnisse waren zwei Parteien entstanden, eine französische und eine österreichische, welche weniger des Vaterlandes Wohlfahrt, als eigenen Nutzen und fremden Einfluß beförderten. Neues Leben hatten die Anhänger Oesterreichs wieder dadurch erhalten, daß diese Macht auch wieder Salz in die Schweiz einführen ließ und so dem gewachsenen Einflusse Frankreichs wieder entgegentrat. Das Land Zug bot überdieß in seiner staatlichen Einrichtung des Brennstoffes genug dar, um die Parteileidenschaft zur verderblichsten Flamme zu entzünden. Dasselbe war nämlich in vier Gemeinden, Menzingen, Aegeri, Baar und Zug, eingetheilt, von denen die drei ersten nur zwei Drittel der Stimmen hatten, die Stadt Zug hingegen für das übrige Drittel gerechnet wurde. Diese Bevorzugung der Stadt hatte schon längst die Unzufriedenheit des Landvolkes erregt und seinen Haß besonders gegen alle die gerichtet, welche durch dieses Vorrecht zum Genusse wirklicher, oder nur scheinbarer Vortheile gelangten.

An die Spitze der österreichischen Partei trat Joseph Anton Schuhmacher, ein Mann von großer Fähigkeit, aber auch voll Härte, Heftigkeit und Ehrgeiz. Er war aus einer reichen Familie, welche jedoch nie im Besitze hoher Ehrenstellen gewesen. Schon in seiner Jugend faßte er den Entschluß, sich auszuzeichnen, und widmete sich mit Eifer dem Studium des bürgerlichen Rechtes. In den Versammlungen des Volkes sah man ihn begierig dem Ammann Beat Kaspar Zurlauben zuhören, welcher damals für den ersten Redner der Schweiz galt. Während dieser Mann an der Spitze des Staates stand, war Schuhmachers Großmutter als Hexe und Giftmischerin verbrannt worden. Schon das Aeußere Schuhmachers war keineswegs der Art, daß es ihm Freunde erwerben konnte; er war von mittlerer Größe, von schwarzbrauner Gesichtsfarbe, trug sein Haar natürlich und kleidete sich nachlässig. Unter dichten struppigen Augenbraunen funkelte ein drohendes Auge unstet umher. Er floh die Gesellschaft der Menschen und lebte zurückgezogen mit seiner Gattin, welche mit seinen Absichten völlig übereinstimmte, in glücklicher Ehe. Ihre regelmäßige Frömmigkeit, ihre Gerechtigkeit und die reichen Almosen, die sie gaben, erwarben ihnen die Gunst des Volkes in so hohem Grade, daß Schuhmacher Mitglied des Rathes wurde. Dem Einflusse Oesterreichs treu ergeben, wurde ihm der Ver-

kauf des deutschen Salzes übertragen, durch welchen er schon ein natürlicher Gegner der Zurlauben wurde. Er und seine Anhänger bemüheten sich vor Allem, die Güte des französischen Salzes herabzusetzen und die Treue der Verwaltung Fidels von Zurlauben zu verdächtigen, indem dieser seinen eigenen Vortheil zum Nachtheile des ganzen Landes allzusehr berücksichtige. Noch mehr aber, als diese Beschuldigungen, wirkte die Klage, daß Zurlauben die französischen Gelder willkürlich und parteiisch vertheile. Besonders waren es die Landgemeinden, in denen die letzte Klage um so offenere Ohren fand, als nur der geringere Theil der Gelder bisher ihnen zu Theil geworden war. Man sprach von der Abschaffung der französischen Geldtyranney; zeigte aber in dem Beschlusse, welchen die drei Gemeinden faßten, eigentlich das, was man anstrebte. „Alle", hieß es, „sind Bundesgenossen des Königs; alle müssen für ihn, wenn er angegriffen wird, Haus und Heimat, Weib und Kind verlassen und Leib und Leben daran setzen; darum soll auch jeder Landmann einen gleichen Antheil an den Jahrgeldern erhalten." — Als die Gefahr immer drohender wurde, suchte Fidel Zurlauben sich derselben dadurch zu entziehen, daß er mit vollen Händen Geld unter das Volk austheilte und es in den Wirthshäusern an offenen Tafeln bewirthete. Doch die Gährung nahm immer zu, und bald standen die Bürger und Landleute von Zug schroff in zwei Parteien einander gegenüber; die Harten, wie man die Gegner Zurlaubens nannte, bekämpften seine Anhänger, welche die Linden hießen. Als im Jahre 1729 Josias Schicker von Baar, ein Haupt der Harten und Busenfreund Schuhmachers, zum Landammann gewählt worden war, brach der Sturm gegen Zurlauben und seinen Anhang in voller Macht los. Vor allen Dingen stellte man an den französischen Gesandten das Begehren, daß die Jahrgelder gleichmäßig unter die Bürger vertheilt werden sollten, und als auf diese Forderung eine abschlägige Antwort erfolgte, steigerte sich der Zorn der Harten so, daß Zurlauben vor einer außerordentlichen Landsgemeinde des Wuchers, ungetreuer Verwaltung, des Mißbrauches seiner Amtsgewalt u. dgl. m. angeklagt wurde. Zurlauben war bei der sich nähernden Gefahr nach Luzern entflohen; als er aber auf diese Anklagen vorgefordert wurde, erschien er vor dem Rathe und vertheidigte sich mit vieler Würde; ja es gelang ihm zu beweisen, daß er seine ganze Amtsführung auf Beschlüsse der Regierung gegründet habe. Allein er wurde nicht gehört

und man verurtheilte ihn zur Herausgabe des im Salzhandel unrechtmäßig erworbenen Gewinnes und zum Gefängnisse, bis die Rückerstattung erfolgt sei. Wirklich ward Zurlauben in den Kerker geworfen, aus welchem er nach Luzern entfloh, wo er Bürger war. Der Flüchtige wurde dann auf 101 Jahr aus seinem Kantone verbannt und starb in Luzern, noch ehe die Ordnung in Zug hergestellt war. Aus seinem und seines verstorbenen Bruders Vermögen wurden 14,175 Gulden eingefordert und unter die Landleute und Stadtbürger vertheilt. Jauchzend pries die Menge den Urtheilsspruch der Richter, welche den größeren Theil der eingezogenen Güter für sich behielten. Das Regiment der Partei Schuhmachers lag so hart auf dem Lande, daß alle, welche es wagten, ein mißfälliges Urtheil zu äußern, mit Pranger, Folter und Kerker bestraft wurden, daß an der Landsgemeinde der Wille der Harten durch Mord und Todschlag zum Gesetz erhoben wurde.

Während dieses ganzen Treibens war Schuhmacher stets im Hintergrunde geblieben, wiewohl alle Fäden der Leitung in seiner Hand zusammenliefen. Endlich im Mai 1731 wurde er von der Landsgemeinde an die Spitze des Freistaates gestellt, und suchte sich, kaum zu dieser Würde gelangt, dadurch in den dauernden Besitz der Volksgunst zu bringen, daß er die gleichmäßige Vertheilung der französischen Jahrgelder wieder in Anregung brachte. In eigener Person machte er einen Versuch bei dem französischen Gesandten in Solothurn, um ihn zu bewegen, dem Wunsche der Zuger zu entsprechen. Umsonst, der Gesandte erklärte, daß ein großer Theil der jährlich fließenden Gelder bestimmt sei, seinem Könige Freunde zu erwerben, daß sie also nachher wie vorher nur solchen zukommen würden, die seinem Herrn, dem Könige, am eifrigsten dienten. Durch dieses Mißlingen seiner Absichten gereizt, begann nun Schuhmacher in und außer dem Kantone feindselige Schritte gegen Frankreich hervorzurufen. Zwar gelang es ihm nicht, auch andere Stände in seine Unternehmungen zu ziehen; in Zug aber wußte er es dahin zu bringen, daß die Gemeinden beschlossen, in Zukunft auf alle französischen Jahrgelder zu verzichten und von dem Bündnisse abzustehen, welches die katholischen Kantone im Jahre 1715 mit Frankreich geschlossen hatten. Diejenigen, welche diesen Bund besiegelt hatten, wurden für Feinde des Vaterlandes erklärt und ins Gefängniß geworfen; es waren die alt Landammänner Weber und Andermatt, sie, welche zuerst das Feuer des Volksunwil-

lens gegen Zurlauben angeschürt hatten. Der Umstand, daß der französische Gesandte dem Kantone das französische Salz entzog, verschärfte ihr Urtheil, welches sie zu großer Geldbuße, zur Ehrlosigkeit und zu ewiger Gefangenschaft verurtheilte. Beide konnten aus dem Kerker entfliehen, fanden Unterstützung bei dem französischen Gesandten und starben in der Verbannung.

Drei Jahre blieb Schuhmacher im Besitze der höchsten Würde im Staate; aber die Strenge und Härte, mit welchen er seine Absichten zu erreichen suchte, waren keineswegs die geeigneten Mittel, ihm das Zutrauen des Volkes auf die Dauer zu sichern. Noch weniger aber stimmte es mit seinen ausgesprochenen Grundsätzen überein, daß auf seine und seiner Anhänger Veranlassung die Landsgemeinde einem geheimen Ausschusse die höchste Leitung der Staatsangelegenheiten übertrug. Er, welcher vorgegeben hatte, daß der fremde Einfluß im Lande gebrochen und die Herrschaft des Volkes gegenüber der früheren Familienherrschaft eine Wahrheit werden müsse; er schuf sich in diesem Ausschusse, welcher aus blinden Werkzeugen seines Willens bestand, das Mittel, seinen Willen zum Gesetze zu machen. Schwere Verfolgung traf nun jeden, welcher es wagte, zu widersprechen oder sich zu beklagen. Der Rathsherr Beat Kaspar Utiger und Johann Jakob Brandenberg, welche sich über die wachsende Gewaltherrschaft beim Vororte beschwert hatten, wurden zu ebenso harten, als entehrenden Strafen verurtheilt. Brandenberg mußte eine starke Buße bezahlen, wurde für Lebenszeit ehr- und wehrlos erklärt, eine Inschrift wurde über seine Hausthüre gesetzt in den Worten: „Hier wohnt der Schelm und meineidige Hans Jakob Brandenberg;" war sie durch schlechte Witterung oder durch Gewitter zerstört, so sollte er sie auf eigene Kosten wiederherstellen lassen. Ueberdieß ward er verurtheilt, jedes Jahr auf der Landsgemeinde für ihre Gnade zu danken. Utiger war entflohen; er wurde auf Lebenszeit verbannt, ein Preis auf seinen Kopf gesetzt und seine Frau ward gezwungen, eine große Buße für ihn zu bezahlen. Immer weiter schritt Schuhmacher auf dem einmal betretenen Wege; denn das Bewußtsein, Alles durchsetzen zu können, machte ihn blind. Die geringste Anschuldigung, schon der bloße Verdacht reichten hin, die härtesten Urtheile hervorzurufen. So kam es endlich, daß von 36 Mitgliedern des Rathes nur noch vier an ihren Stellen blieben; alle übrigen wurden abgesetzt und Leute von des Ammanns Gesinnung

traten in die Würden ein, mit welchen man bisher nur den zu lohnen gewohnt war, der ein Verdienst um das Land hatte. Flüchtige Rathsglieder wurden zum Tode verurtheilt und ihre Namen an den Galgen geschlagen; lästige Haussuchungen drängten sich in die Geheimnisse der Familien und Einziehungen des Vermögens zerstörten nicht selten wohlerworbenen Wohlstand. Durch alle diese Maßregeln wurden aber so viele einzelne Bürger verletzt, daß die Zahl der Unzufriedenen zuletzt doch beunruhigend ward. Dieß fühlte auch Schuhmacher; darum traf er alle erdenklichen Anstalten, eine Verbindung seiner Gegner zu hintertreiben. Furcht hatte sich seiner bemächtigt, durch Schrecken versuchte er zu herrschen. Oft um geringfügiger Kleinigkeiten willen wurden die härtesten Verdammungsurtheile ausgesprochen; Mancher wurde gestraft, weil er die Strafen der Anderen zu strenge gefunden hatte. Da aber das Oberhaupt des Staates durch alle diese Mittel, wie sich leicht denken läßt, die Zahl seiner Anhänger von Tag zu Tag abnehmen sah, verrieth es seine Befürchtungen hauptsächlich dadurch, daß es eine Bewaffnung der Gemeinden anordnete und sogar die Stadt Zug in Vertheidigungszustand setzen ließ. Obgleich nun solche Maßregeln die Gewaltherrschaft noch eine Zeit lang zu schützen vermochten, so konnten sie derselben doch nimmermehr eine lange Dauer sichern. Immer lauter wurden die Klagen über den unausstehlichen Druck, immer tiefer erwachte die Sehnsucht nach den besseren Tagen der Ruhe und nach dem Wiedererwerbe der verlorenen französischen Jahrgelder. Als daher die Amtszeit Schuhmachers abgelaufen war, wurde 1734 Johann Peter Staub von Menzingen zum Landammann gewählt; ein deutliches Zeichen, daß Schuhmachers Regiment zu Ende sei; denn Staub gehörte zu den Linden. Ohne lange Zögerung wurden nun Anstalten getroffen, den Sturz des Verhaßten und seiner Anhänger vollständig zu machen und Rache zu üben für Alles, was man erduldet. Schuhmacher hatte die Ablegung der Staatsrechnung mehrere Monate verzögert, und als er sie endlich einreichte, ergab es sich, daß er bedeutende Summen zu seinem eigenen Nutzen oder zu Gewinnung von Anhängern verwendet hatte. Er wurde mit den treuesten seiner Anhänger aus dem Rathe gestoßen und auf sechs Jahre ehr- und wehrlos erklärt. Unter lautem Volksjubel kehrten die Verbannten wieder zurück und wurden wieder in Ehren und Würden eingesetzt. Im Kerker vernahm Schuhmacher das Jauchzen des Volkes und den Donner der Geschütze, die

Begrüßung der zurückkehrenden Verbannten. Er ward dem Blutgerichte übergeben und wurde zum Galgen geführt, an welchem die Bildnisse zweier Männer hingen, die auf seine Veranlassung verbannt worden waren. Der Henker riß sie los und warf sie dem Unglücklichen vor die Füße, welcher sie aufheben und auf seinen Schultern zum Rathhause schleppen mußte. In engere Haft gebracht, befragte man ihn über seine Handlungen; und auf alle Fragen antwortete Schuhmacher: „Ich bin ein Sünder; mein Unglück ist die gerechte Strafe meiner Sünden.“ Doch eben so fest behauptete er, stets in reiner Absicht und zur Wohlfahrt des Vaterlandes gehandelt zu haben.

Von allen verlassen, welche einst sich um ihn gedrängt hatten, harrte Schuhmacher im Kerker seines Urtheils. Es wagte nicht einmal Jemand für ihn zu bitten, so groß war der Haß und die Rachsucht auf der einen, die Furcht vor Bestrafung auf der andern Seite. Schuhmachers Gattin und Kinder befürchteten das Aeußerste, ihre Thränen flossen reichlich um den Gatten und Vater. Der Stadtpfarrer Wikard, ein wahrer Diener seines Herrn, nahm sich der Verlassenen an. Er, der von Schuhmacher heftige Verfolgungen erlitten, weil er für den verbannten Fidel Zurlauben Fürbitte eingelegt hatte, er rief die Gnade des Rathes an für den, der ihn einst verfolgt hatte. Aber der Rath verschloß seinen Bitten die Ohren, und Wikard eilte hin in den Kerker zu dem Unglücklichen und spendete ihm die Tröstungen der Religion, um ihn zu stärken für die Leiden, welche seiner warteten. Endlich erschien der Tag des Gerichtes. Der französische Gesandte verlangte den Tod des Mannes, welcher gegen seinen König so feindselig gehandelt habe; er knüpfte die Aussicht auf eine Aussöhnung mit Frankreich an den Tod des Verhaßten. Das Volk von Zug forderte den Tod des einst so Mächtigen; denn es glaubte so großen Mißbrauch der Amtsgewalt, so viele Ungerechtigkeiten und Bedrängnisse, die er über das Land gebracht, könnten nur mit Blut gesühnt werden. Doch seine Richter, entweder gerührt durch den Jammer der Angehörigen Schuhmachers, oder bewogen durch die Bitten seiner Freunde, beseitigten die „wohlverdiente“ Todesstrafe und verurtheilten ihn zu dreijähriger Galeerenstrafe und lebensjänglicher Verbannung aus der Eidgenossenschaft. Sein Vermögen wurde eingezogen. Ueber dieses Urtheil entstand große Unzufriedenheit im Volke, denn einige fanden es zu mild, andere dagegen zu hart. Es war sogar Aufruhr zu befürchten und

nur die kluge Umsicht des Rathes konnte einen gefährlichen Ausbruch der wildesten Parteileidenschaft verhindern.

Am 18. Mai 1735, Morgens um halb drei Uhr, wurde Schuhmacher, an Händen und Füßen gefesselt, aus seinem Kerker gezogen, und, ohne daß man ihm erlaubte die Kleider zu wechseln, durch die Menge des herbeigeströmten Volkes an das Ufer des See's geführt, wo seine Tochter einen traurigen Abschied von ihm nahm. Er wurde in ein Schiff gebracht, welches ihn nach Art bringen sollte. Aber man hatte erfahren, daß hier die Kapuziner und einige Soldaten von der Kompagnie, die er von Oesterreich erhalten hatte, bereit seien, ihn zu befreien und schlug deßhalb den Weg nach Küßnacht ein. Hier wurde er von dem Pfarrer mit Menschlichkeit empfangen. Dann führte man ihn über den Vierwaldstätter-See, durch Uri nach Turin, wo er mit andern zur Galeerenstrafe verurtheilten Verbrechern eingesperrt und an einen derselben angeschmiedet wurde. Bald ergriff ihn eine hitzige Krankheit und am 6. Juli erlöste der Tod seine Seele von den Fesseln des Kerkers und der Leidenschaften.

Nach der Verurtheilung Schuhmachers baten die Zuger in einem ehrfurchtsvollen Schreiben den König von Frankreich um Wiederaufnahme in den Bund. Der König willfahrte, und von dieser Zeit an war Zug demselben ergebener, als kein anderer Kanton. Doch wiederholten sich später die Verfolgungen gegen die Anhänger Frankreichs ganz mit dem gleichen Erfolge, nur daß endlich die Vortheile des französischen Bündnisses gleichmäßig unter die Landleute vertheilt wurden.

Ein Parteikampf in Appenzell-Außerrhoden.

Das Ländchen Appenzell-Außerrhoden wird von der Sitter, welche von dem Gebirgsstocke des Säntis herabkommt und es in nördlicher Richtung durchfließt, in zwei Theile geschieden, einen östlichen und einen westlichen; jenen bezeichnete man als den Landestheil „vor“, diesen als den „hinter der Sitter“. Diese Theilung war nicht nur eine geographische, sondern sie erstreckte sich auch auf die Gemüther, indem gegen-

seitige Eifersucht die Bewohner der beiden Landestheile trennte. Diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß nicht lange nach der Lostrennung der reformirten äußeren Rhoden von den katholischen inneren festgesetzt wurde, es sollte die Landsgemeinde das eine Jahr in Trogen, das andere in Hundweil oder Herisau abgehalten werden, ebenso sollte der Sitz der Obrigkeit zwischen Trogen und Herisau abwechseln. Aehnliche Bestimmungen machten die Trennung des Ländchens immer vollständiger; denn jeder Theil fing an, in dem andern einen Gegner zu erblicken, gegen den man beständig gerüstet sein müsse, damit er die erworbenen Rechte nicht schmälern könne. Es kam endlich so weit, daß es nur einer Veranlassung bedurfte, um die gefahrdrohende Spannung zum Ausbruche zu bringen; und diese Veranlassung fand sich.

Nach der Beendigung des Toggenburger Krieges waren bei der Ordnung der Verhältnisse des Abtes zu seinen Landen auch diejenigen zu der Stadt St. Gallen und dem Lande Appenzell zur Sprache gekommen; denn häufige Streitigkeiten über Zolleinrichtungen machten es wünschbar, daß feste Bestimmungen über die Art und Weise, wie dieselben in Zukunft geschlichtet werden sollten, aufgestellt würden. Darum wurde auch im Frieden von Rorschach, welchen Zürich und Bern mit dem Abte schlossen, festgesetzt: „Wenn zwischen Appenzell und dem Abte oder der Stadt St. Gallen Streit oder Mißverständniß entstehe, so solle nicht zu den Waffen gegriffen werden; jeder Theil solle vielmehr zwei Orte der Eidgenossen zu Richtern wählen und ihrem Ausspruche solle der strengste Gehorsam geleistet werden." Mag es nun sein, daß das Drängen, mit welchem Zürich und Bern die schleunige Annahme dieser Bestimmung verlangten, Veranlassung war und daß sich die Obrigkeit von Appenzell dazu berechtigt glaubte; oder mag es auch sein, daß sie sich ein Recht anmaßte, welches eigentlich bei der Landsgemeinde stand; kurz, die Landsgemeinde wurde um ihre Zustimmung zu dem Friedensartikel nicht befragt. Dieß erregte lautes Murren, sogar wildes Toben an der Landsgemeinde; aber die Obrigkeit besaß noch Umsicht und Kraft genug, um durch zweckmäßige Erläuterungen und harte Strafen den drohenden Sturm niederzuhalten. Der Frieden wurde angenommen und die Ruhe des Ländchens blieb ungestört bis zum Jahre 1732.

Die Eifersucht zweier angesehener Geschlechter, der Wetter hinter und der Zellweger vor der Sitter, führte zunächst einen gewaltsamen

Ausbruch der Leidenschaften herbei. Veranlassung dazu gab ein neuer Zoll, welchen St. Gallen auf appenzellische Waaren legte. Abgesehen, daß die Betriebsamkeit und der Handel des Ländchens durch diese Maßregel empfindlich beeinträchtigt wurden, so erregte doch der Umstand am meisten Aerger, daß man nach dem Rorschacher Frieden nicht mehr berechtigt war, mit den Waffen in der Hand die hemmende Schranke abzuthun. Diese Aufregung benutzte der Landammann Wetter in Herisau, um das auf seine Freiheiten so eifersüchtige Volk gegen den Frieden selbst, sowie auch gegen diejenigen Männer aufzureizen, welche denselben unterhandelt und angenommen hatten. Letzteres galt vorzüglich dem greisen Landammann Zellweger von Trogen, dem Nebenbuhler Wetters im Amte und Ansehen. „Jene Friedesbestimmung," so klagte man laut und immer lauter, „sei vom Rathe unbefugter Weise angenommen worden, denn nur die Landsgemeinde habe das Recht, Bündnisse mit Auswärtigen abzuschließen." Andere dagegen meinten, die Obrigkeit habe bei dem Abschlusse des Friedens, der kein Bündniß sei, ganz in ihrem Rechte gehandelt, und erklärten, daß sie dieselbe gegen alle ihre Gegner zu schützen bereit seien. Auf jener Seite stand das Volk hinter der Sitter, auf diese stellten sich die meisten Gemeinden vor derselben. So waren die beiden Landestheile von einander getrennt und Wetters Bemühungen gelang es, diese Trennung noch vollständiger, den Parteihaß noch heftiger zu machen. Auf seinen Ruf versammelten sich die Räthe hinter der Sitter zur Berathung der Angelegenheit, welche den vereinigten Räthen beider Landetheile hätte vorgelegt werden sollen; sie beschlossen, jener Friedensartikel habe keine Geltung, bis er von der Landsgemeinde genehmigt worden sei. Diese einseitige Behandlung rief vor der Sitter eine ähnliche Versammlung hervor, welche die Erklärung abgab, daß die Obrigkeit in ihrem Rechte sich befinde, und daß es keinem einzelnen Landestheile zustehe, über Dinge zu verfügen, welche das ganze Land betreffen. Außerrhoden war gleichsam in zwei Staaten gespalten, von denen jeder seine besondere Obrigkeit hatte und eine dem andern feindliche Richtung verfolgte. Zu dem Volke hinter der Sitter, welches vom Landammanne Wetter geführt wurde, traten noch Teufen und Bühler vor der Sitter; Gais war getheilt. Vor der Sitter leitete der alt Landammann Zellweger die Partei, welche man die „Linden" nannte, während Wetters Anhänger den Namen der „Harten" erhielten.

Am 24. November 1732 versammelten sich die Räthe beider Landestheile, nach dem Herkommen in Herisau zur Jahresrechnung; Zellweger, obschon gewarnt, war auch erschienen. Am folgenden Tage umlagerten 3000 Harte das Rathhaus und verlangten die Zusammenberufung einer außerordentlichen Landsgemeinde auf den 1. December nach Teufen. Der Rath gewährte die Forderung. Aber das Volk forderte weiter, daß diejenigen, welche den Friedensartikel angenommen und bisher vertheidigt hatten, vor allem Volke zum Fenster hinaus bekennen sollten, sie hätten sich schwer an den Freiheiten des Landes vergangen. Dieß wurde verweigert. Da stürmten die Schaaren auf das Rathhaus, sprengten die Thüren und forderten unter wilden Drohungen Gewährung des Verlangten. Einzelne Linde wurden an das Fenster geschleppt; man drohete ihnen, sie hinunterzustürzen, wenn sie nicht sogleich laut erklärten, daß die Annahme des Friedensartikels ein Fehler gegen das Land gewesen sei. Die Erklärung erfolgte; aber am folgenden Tage war der Auflauf noch größer und der tobende Haufen übte noch wildere Gewaltthätigkeiten, bis es ihm gelungen war, zehn verschiedene Punkte zu ertrotzen, welche der Landsgemeinde vorgelegt werden sollten. Weder Alter, noch Verdienst schützten die Linden vor den schrecklichsten Mißhandlungen. Dem 84jährigen Landeshauptmann Scheuß von Herisau wurde ein Theil der Haare und des Bartes ausgerissen, und nach dieser und noch härterer Mißhandlung wollte man ihn aus dem Fenster stürzen. Schon wollte sein Körper das Gleichgewicht verlieren, als er sich noch am Geländer halten konnte; er wurde mehr todt als lebendig gerettet. Die Kunde von der Gefahr, in welcher ihre Häupter schwebten, hatte die Linden vor der Sitter zusammenberufen zum Schutze derselben. Sie standen drei bis viertausend Mann bewaffnet bei Trogen, bereit nach Herisau zu ziehen, um ihre Gegner für die verübten Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Wahrscheinlich wäre es schon jetzt zum blutigen Zusammenstoße der Parteien gekommen, wenn ihre heimkehrenden Häupter nicht zur Ruhe und zum Frieden gemahnt hätten.

Der Tag, an welchem die geforderte Landsgemeinde zu Teufen abgehalten werden sollte, war gekommen; es war ein wildes Schneegestöber. Ungeachtet dirses schlechten Wetters machten sich beide Parteien in großer Zahl auf den Weg. Der rührende Abschied, welchen die Väter von ihren Kindern, Männer von ihren Frauen nahmen, zeigte, daß man das Aeußerste erwartete. Die Linden versammelten

sich zuerst in Trogen, um zu berathen, wie sie an der Landsgemeinde auftreten wollten. Als sie einig geworden waren, daß sie an dem Frieden festhalten, die Obrigkeit heute nicht besetzen und nöthigenfalls den Entscheid der Eidgenossen anrufen wollten, zogen sie nach Teufen. Hier fanden sie die Landsgemeinde schon in voller Thätigkeit; denn sie hatten sich bei ihren Berathungen verspätet. Schon hatten die Harten drei Beschlüsse gefaßt und in einem derselben den Rorschacher Frieden für ungültig erklärt. Der Landammann Zellweger, welchem eigentlich die Leitung der Verhandlungen gebührt hätte, ward nicht zur Ausübung seines Amtes zugelassen, sondern Wetter, welcher die Verhandlungen begonnen hatte, führte dieselben auch weiter. Da nun die Linden sahen, daß die Beschlüsse ganz gegen ihre Meinung ausfallen würden, trennten sie sich und hielten auf einer nahen Wiese abgesondert Landsgemeinde. Nachdem sie hier unter dem Vorsitze Zellwegers noch einmal die in Trogen gefaßten Beschlüsse bestätigt hatten, gingen sie nach Hause. Die Harten blieben und faßten noch weitere Beschlüsse, welche auf eine völlige Demüthigung der Gegenpartei berechnet waren. Sie setzten alle Räthe und Vorsteher ab, welche der Partei der Linden angehörten, und erhoben ihren bisherigen Führer, Wetter, zur Würde des Landammannes. Noch war das Jahr 1732 nicht zu Ende, als abermals ein blutiger Kampf zu befürchten war. Die entsetzten Räthe in Trogen weigerten sich nämlich, das kleine Landessiegel herauszugeben, und die Harten beschlossen, es mit Gewalt zu holen. Entschlossen, ihre Obrigkeit zu vertheidigen, standen in Trogen 4000 Mann unter den Waffen; doch friedliebende Männer kamen einem Blutvergießen durch Ablieferung des Siegels zuvor. Zwar konnte auf diese Weise noch einmal der Ausbruch des Bürgerkrieges vermieden werden, aber um so tiefer nistete sich die Zwietracht in die Gemüther. Fast jede Gemeinde war in zwei feindliche Parteien zerrissen, und selbst in die Familien griff der Parteihaß mit frevelnder Hand. Der Sohn erklärte sich wider den Vater, der Bruder wider den Bruder.

Zürich und Bern, welche den Rorschacher Frieden mit dem Abte von St. Gallen abgeschlossen hatten, beschlossen, beide Parteien zu versöhnen; aber die Schritte, welche sie deßhalb thaten, blieben ohne Erfolg. Fruchtlos versammelte sich eine reformirte Tagsatzung in Frauenfeld zur Prüfung der unglücklichen Verhältnisse von Appenzell und zur Ausgleichung der Streitigkeiten. Die Abgeordneten dieser Versammlung,

welche in das Land kamen und eindringlich zum Frieden mahnten, wurden nicht einmal mit der Achtung angehört, welche sie vermöge ihrer Stellung in Anspruch nehmen konnten. Ja, ihre Anwesenheit erregte eine solche wilde Bewegung im Lande, daß sie, für ihr Leben besorgt, das Land wieder eiligst verließen. Die reformirten Stände, in den Personen ihrer Gesandten auf's Tiefste gekränkt, waren auf dem Punkte, die erlittene Beschimpfung mit Krieg zu rächen; aber der Gedanke an die Wunden, welche der Toggenburger Krieg dem Lande geschlagen, und an all das Unglück, welches im Gefolge eines Bürgerkrieges wieder über die Eidgenossenschaft kommen würde, hielt ihr Schwert in der Scheide.

Indessen fuhren die beiden Parteien fort, sich einander zu bekämpfen; Thätlichkeiten jeglicher Art wurden verübt und die Erbitterung stieg so hoch, daß das Schlimmste zu befürchten war. In Gais, unweit vom Stoße, wo einst die Eintracht der Väter einen ruhmwürdigen Sieg für die Freiheit erfochten, feierte die Zwietracht ein blutiges Fest. Hier waren nämlich auch die Mitglieder des Rathes, welche zu der Partei der Linden gehörten, ausgestoßen worden. Als dann der neue Rath zur Kirchenrechnung versammelt war, umwogten beide Parteien das Rathhaus. Es kam zu Schimpfworten; endlich schlug man sich. Die Sturmglocken erklangen. Es floß Blut. Die Harten mußten weichen und schon wurden Unterredungen angeknüpft, um noch größeres Unheil zu verhindern, als ein großer Lärm den Zuzug der Bewohner von Teufen und Bühler verkündete. Die Angekommenen, von ihrem Pfarrer angeführt, stellten sich auf die Seite der Harten und die Linden zogen ihnen entgegen. Der Führer, welcher sah, daß die Seinigen zu schwach seien, warf sich zwischen die erhitzten Parteien und beschwor sie bei Allem, was heilig ist, zum Frieden. Die Linden legten die Waffen ab. Da gab er plötzlich das Zeichen zum Angriffe und der Kampf entbrannte. Der Pfarrer von Gais, Stähelin von St. Gallen, eilte von Partei zu Partei und versuchte zu vermitteln. Seine Bemühungen waren fruchtlos. Die Harten siegten; Viele waren verwundet, doch Keiner getödtet; denn man schlug sich nur mit Fäusten und Stöcken. Häuser wurden geplündert. Stähelin versuchte noch einmal die Wuth zu besänftigen; er wurde abermals nicht gehört und floh mit Weib und Kind durch das Rheinthal nach St. Gallen. Am folgenden Tage erschienen die Vorsteher seiner Gemeinde bei ihm, und

baten ihn, wieder an seine Stelle zurückzukehren, und der würdige Mann folgte ihnen. Keiner Partei angehörend, sprach Stähelin: „Ich bin nicht Landmann und euere Streitsache geht mich nichts an, aber ich mahne Euch alle zum Frieden, Sanftmuth und Gottesfurcht; Vaterlands- und Freiheitsliebe dürfen nicht in Haß und Feindschaft ausarten.“ Nichtsdestoweniger sollte Stähelin bestraft werden; er sollte sogar vor den Rath gefordert werden, aber Gruber, ein Rathsglied, unterließ die ihm aufgetragene Vorladung. Als man im Rathe fragte, wo der Pfarrer sei, stand Gruber auf und erwiderte: „Gnädige Herren und Oberen! Ich bin Schuld. Wollen Sie nicht, daß es neue Händel und Elend gebe, so bitte ich, verschonen Sie unseren Pfarrer. Meine Bauern haben erklärt, sie ließen ihren Pfarrer nicht strafen, er habe christlich und brav gehandelt, und hier — indem er auf seine Brust schlug — hier ist der erste Mann, welcher Leib und Leben für ihn läßt.“ — Die angedrohete Strafe unterblieb.

Die Nachricht von diesen Vorfällen in Gais brachte das ganze Land in Aufruhr. Ueber 4000 wohlbewaffnete Männer versammelten sich in Trogen ohne die von Speicher, welche sich in ihrem eigenen Dorfe aufgestellt hatten. Zu Teufen standen 5000 Harte, Fußvolk und Reiterei. Beide Heere waren in einer solchen Stimmung, daß es nur eines ermuthigenden Wortes bedurft hätte, um ein schreckliches Blutvergießen herbeizuführen. Da warfen sich die eidgenössischen Gesandten zwischen die beiden Heere und redeten zum Frieden. Sie sahen ihre Bemühungen mit gutem Erfolge gekrönt; denn mit ihren Worten vereinigte sich die Stimme manches edelgesinnten Landmannes. Man zog heim und es schien, als wollte der Frieden fortan wieder in dem Ländchen wohnen. Doch sobald sollte sich die erregte Leidenschaft noch nicht legen; sie wogte noch lange, bevor es redlichen Männern gelang, Ruhe und Frieden wieder herzustellen.

Es war nach geschlossener Uebereinkunft eine Landsgemeinde nach Hundweil anberaumt worden, auf welcher man die obschwebenden Streitfragen zu einem endlichen Entscheide zu bringen hoffte. Diese Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung; denn nachdem die Harten alle Beschlüsse von Teufen durchgesetzt und an die Stelle des abtretenden achtzigjährigen Landammannes Wetter dessen Sohn gewählt hatten, zogen die Linden mißvergnügt nach Hause. Statt der Ausgleichung hatten sie abermals eine demüthigende Niederlage erlitten,

welche noch dadurch empfindlicher wurde, daß die siegende Partei alle Stellen mit ihren Anhängern besetzte, und daß man strafende Urtheile über alle diejenigen aussprach, welche seit der Landsgemeinde von Teufen sich den Beschlüssen der Mehrheit nicht unterzogen hatten. Schwere Geldbußen trafen die Häupter der Linden; wer sich nur auf irgend eine Weise gegen die harte Partei vergangen hatte, in Wort oder That, dem wurde eine ähnliche Strafe auferlegt, nicht einmal Frauen wurden verschont. Auf einer Landsgemeinde in Trogen, wo die Harten die Bestrafung der Linden verlangten, welche sich an die Eidgenossen gewandt hatten, brach der Parteihaß abermals los. Die Linden wurden bestraft; eine beabsichtigte Prüfung und Berichtigung des Landbuches (der Staatsverfassung von Appenzell) mußte jedoch unterbleiben. Die Partei der Linden war nun völlig unterdrückt und wagte keinen Widerstand mehr; und doch war der Friede noch nicht hergestellt. Die Frage, ob man dem Kaiser oder dem Könige von Frankreich die Werbung einer Kompagnie gestatten wollte, rief beide Parteien bald wieder gegen einander auf. Die Kaiserlichen und die Franzosen, wie sie sich nun nannten, führten wieder Auftritte herbei, wie sie in Zeiten der vorigen Aufregung gewöhnlich gewesen waren, bis es endlich 1736 dem neugewählten Landammanne Gruber gelang, Ruhe und Frieden herzustellen.

Samuel Henzi in Bern.

In der Stadt Bern war die Herrschaft nach und nach in den Besitz einzelner Familien gekommen, welche mit Aengstlichkeit darüber wachten, daß ihre Zahl sich nicht vermehrte. Nicht nur das Recht, den Staat zu regieren, sondern auch die großen Vortheile gut besoldeter Stellen und Aemter waren auf diese Weise ausschließliches Eigenthum Einzelner geworden, so daß aus der übrigen Bürgerschaft nur Wenige zu untergeordneten Anstellungen gelangen konnten. Zudem war das Benehmen der Patrizier gegen die Bürgerschaft geringschätzig geworden und nicht selten sah der Emporkömmling mit stolzer Verachtung auf seine Mitbürger herab, welche von ihm Abhülfe gegen die



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

Mißbräuche gehofft hatten. Alle diese Uebelstände mußten jedoch darum um so verletzender auf die Bürgerschaft wirken, als in ihr noch das Andenken an eine Zeit lebte, in welcher sie größere Rechte besessen und einen größern Antheil an der Leitung der Staatsangelegenheiten genommen hatte. Endlich traten im Jahre 1744 siebenundzwanzig Bürger und Patrizier mit einer Beschwerdeschrift vor die Regierung und klagten über die Bevorzugung der Geschlechter und die Zurücksetzung der Bürger. Sie hatten sich großer Mäßigung beflissen und trugen ihre Anliegen in zutrauensvoller Sprache vor. Allein die Regierung erklärte diesen Schritt im Hinblick auf ähnliche Ereignisse in Genf für eine That des Aufruhrs und verurtheilte die Urheber und Unterzeichner der Schrift je nach dem Verhältnisse ihres Vergehens zu zehn- und fünfjähriger Verbannung. Unter den auf fünf Jahre Verbannten befand sich auch Samuel Henzi.

Henzi war der Sohn eines unvermöglichen Pfarrers und mußte von seinem vierzehnten Jahre an als Schreiber bei der Salzverwaltung sein Auskommen verdienen. Ziemlich klein, aber wohlgestaltet, zeichnete er sich durch angenehme Bildung und geistreiche Gesichtszüge aus. Er war mit seltenen Anlagen und einer außerordentlichen Geistesthätigkeit begabt und wurde dieser Vorzüge wegen frühzeitig befördert. Seine Kenntnisse aller in sein Amt gehörender Geschäfte machten, daß er den ihm übertragenen Stellen vollständig gewachsen war, und an gelehrter Bildung übertraf er die meisten seiner Zeitgenossen; er schrieb sehr gut deutsch, französisch und lateinisch und häufig schrieb er an Freunde griechische Briefe, wenn er fürchtete, sie möchten in andere Hände fallen. Zwei griechische Bischöfe, welche um diese Zeit nach Bern kamen, versicherten, daß sie auf ihren Reisen nirgends einen Ausländer getroffen, der ihre Sprache so gut verstanden hätte, als Henzi. Nicht nur die großen Schriftsteller des griechischen und römischen Alterthums hatte er gründlich studirt, sondern auch die vorzüglichsten Schriftsteller Frankreichs waren ihm bekannt. In der Mathematik besaß er gediegene Kenntniß und zahlreiche Arbeiten in dieser Wissenschaft bewiesen, wie sehr sich sein Geist in wissenschaftlicher Thätigkeit gefiel. Durch diese Beschäftigungen gewann sein Geist nicht nur an reger Kraft, sondern er schöpfte auch aus den Werken des Alterthums vorzüglich eine innere Ueberzeugung, welche mit der herrschenden Staatseinrichtung Berns im Widerspruche stand. Keiner war im Stande, so wie

er, die Mängel und Gebrechen dieser Staatseinrichtung zu erkennen, und wohl auch Keiner, die passenden Vorschläge zu ihrer Verbesserung zu machen. Aber sein Streben wurde durch Ehrgeiz getrübt, und die Unzufriedenheit mit seinen äußeren Verhältnissen hatte sein Gemüth so verbittert, daß es der erfahrenen Beleidigungen weniger vergaß, als der empfangenen Wohlthaten. Henzi hatte durch den Kauf einer Kompagnie im Dienste des Herzogs von Modena einen bedeutenden Theil seines Vermögens eingebüßt, indem er diese Stelle nach kurzer Zeit wieder aufgeben mußte. Während seiner Verbannung hatten sich seine ökonomischen Verhältnisse abermals verschlimmert. Als er durch Begnadigung ein Jahr vor dem Ablaufe seiner Verbannungszeit nach Bern zurückgekehrt war, bewarb er sich um die Stelle des Bibliothekars, mußte aber erfahren, daß ihm ein junger Patrizier vorgezogen wurde, welcher erst später durch wissenschaftliche Leistungen sich einen Ruf erwarb. Diese Zurücksetzung und seine zerrütteten Vermögensumstände riefen in Henzi den Gedanken hervor, die bestehende Staatseinrichtung zu stürzen und eine andere, nach welcher die Bürgerschaft große Rechte besäße, an ihre Stelle zu setzen. Als das geeigneteste Mittel, diesen Zweck zu erreichen, erschien ihm die Verschwörung, und als er einmal seinen Entschluß gefaßt hatte, schritt er ohne Verzug zur Ausführung.

Mißvergnügte jeglicher Art fanden sich bald zusammen. Henzi trat an ihre Spitze, an seiner Seite Emanuel Fueter und Samuel Nikolaus Wernier. Fueter, ein Mann von hohem Wuchse, hatte eine Zeit lang in fremden Diensten gestanden, in denselben zweimal die eingegangene Verpflichtung treulos gebrochen und war endlich nur durch die Fürsprache seines Obersten von Erlach von der Todesstrafe gerettet worden. Heimgekehrt, erwarb er sich zuerst durch das Drechslerhandwerk sein Brod, bis ihm sein militärisches Aeußere die Stelle eines Stadtlieutenants verschaffte. Schon von Natur besaß er einen unruhigen, zur Unverträglichkeit geneigten Geist, welchen der Kriegsdienst nicht zu bändigen vermochte, sondern im Gegentheil zu roher Ungebundenheit getrieben hatte. Wernier, ein geistig und körperlich herabgekommener Mann, hatte als Kaufmann durch Verschwendung und Ausschweifung sein Vermögen verloren. Ihm war nichts geblieben, als die Begier, sich wieder in bessere ökonomische Verhältnisse zu bringen; deßhalb schloß er sich der Verschwörung an, welche ihn beim

Gelingen des Planes von einer neuen Staatseinrichtung eine Verbesserung seiner Lage hoffen ließ. Obschon nun Henzi das geistige Haupt der Vereinigung war, so zeigten sich doch diese zwei Helfershelfer in der Förderung der Absichten der Verschworenen besonders thätig und scheuten kein Mittel, ihren Zweck zu erreichen. Um Theilnehmer zu erwerben, zeigten sie falsche Verzeichnisse von Mitverschworenen vor, und wirklich gelang es ihnen, Zusammenkünfte zu Stande zu bringen, an welchen Mißvergnügte in großer Zahl Theil nahmen. In einer solchen Zusammenkunft legte Henzi eine neue Beschwerdeschrift an die Regierung vor und machte den Vorschlag, noch einmal den Versuch in Güte zu wagen, bevor man zum Aeußersten schreite. Aber man war bald einig, daß eine solche Eingabe nur von geringem oder gar keinem Erfolge sein werde, und beschloß, mit Waffengewalt die Regierung zu stürzen. Die Verschworenen bewaffneten sich, nicht nur um ihren Plan auszuführen, sondern auch um denjenigen mit dem Tode zu bestrafen, der es sich sollte beigehen lassen, das Geheimniß zu verrathen, und ein feierlicher Eid band Jeden an die Erfüllung der ihm auferlegten Pflicht. Die Häuser derjenigen, welche als die ersten Opfer fallen sollten, wurden mit verschiedenen Zeichen bezeichnet, je nach der Todesart, die ihre Einwohner treffen sollte. Die Bürgerschaft hoffte man nach erfolgtem Ausbruche der Verschwörung dadurch für das Unternehmen zu gewinnen, daß man ihr größere Rechte im Staate einräume und sie von mehreren lästigen Abgaben befreie. Schon war der Tag zur Ausführung des Planes festgesetzt, schon hatte sich Fueter Schlüssel zu den Thoren verschafft, als sich ein Verräther zeigte.

Am 2. Juli, Abends 8 Uhr, bekam der in seiner Vaterstadt bei allen Ständen beliebte Rathsherr Anton Tillier den Besuch eines jungen Mannes, welcher ihm unter großer Gemüthsaufregung die Anzeige machte, daß unter der Bürgerschaft eine gefährliche Verschwörung im Werke sei, daß sich die Zahl der Theilnehmer von Tag zu Tag vermehre und daß der Ausbruch innerhalb der nächsten vierzehn Tage stattfinden sollte. Der Rathsherr belobte den jungen Mann und entließ ihn mit dem Versprechen einer gebührenden Belohnung für seine hochwichtige Entdeckung. Hierauf eilte er, Mittheilung an andere hochgestellte Beamte zu machen, und da am folgenden Tage immer mehr Anzeichen die Richtigkeit der erhaltenen Angabe bestätigten, beschloß man, die drei Häupter der Verschwörung gefangen zu nehmen. Fueter

wurde in seinem Hause von vier Mitgliedern des Rathes verhaftet; er setzte sich zur Wehre, ward aber durch einen Schuß so betäubt, daß man sich seiner bemächtigen und ihn in das Gefängniß bringen konnte. Wernier war in einem Bade ganz in der Nähe der Stadt. Ein Rathsherr ging ihm entgegen, und als er mit ihm zusammengetroffen war, knüpfte er ein Gespräch an, bis zwei andere Glieder des Rathes mit einem Wagen nachgekommen waren. Nach einigem Widerstande wurde Wernier überwältigt und in den Wagen geworfen, wo man ihm Fueters Schicksal mittheilte. Der Gefangene verlor so sehr allen Muthe daß er schon unterwegs viele Aufschlüsse über das Unternehmen machte, und da man ein Verzeichniß der Verschworenen bei ihm fand, so zog seine Verhaftung noch mehrere andere nach sich. Henzi befand sich an dem Tage, wo seine Gefährten gefangen genommen wurden, in Burgdorf. Das Gerücht von der Entdeckung der Verschwörung hatte sich in der ganzen Stadt verbreitet und Henzi's Verwandte hatten von der Gefahr gehört, welche auch ihm drohe. Sie wollten ihn durch Eilboten warnen lassen, und Henzi's ältester Sohn, ein Jüngling von achtzehn Jahren, wollte sich über die Aare setzen lassen, um den Vater zu retten; aber der Schiffer schlug es ihm ab. Da faßte wilde Verzweiflung den Sohn, er wälzte sich jammernd am Boden und kaum konnte ihn ein Freund abhalten, sich den Tod zu geben. Alle Anstalten zur Gefangennehmung Henzi's waren mit derselben Umsicht getroffen, wie bei seinen Gefährten. Kaum waren die damit Beauftragten eine Stunde von der Stadt, als sie ihn zu Pferde auf sich zukommen sahen. Sie stiegen aus dem Wagen und ließen sich mit ihm in ein Gespräch ein, wodurch Henzi genöthigt wurde, auch von dem Pferde zu steigen. Kaum war dieß geschehen, so bemächtigte man sich seiner Pistolen, und als er sich mit dem Degen zur Wehre setzte, wußte man ihm auch diesen zu entwinden. Nun zwang man ihn in den Wagen zu steigen und fuhr nach Bern zurück. In der Nähe der Stadt klagte Henzi über brennenden Durst, so daß seine Begleiter sich entschlossen, mit ihm in eine Schenke zu treten. Hier erspähte der Gefangene einen günstigen Augenblick und entfloh; er wurde jedoch eingeholt und in sicheren Gewahrsam gebracht. Obgleich die Häupter und viele Theilnehmer der Verschwörung in der Gewalt der Obrigkeit waren, so wußte man doch nicht, ob alle Ursache zu Befürchtungen gehoben seien; darum zog man Truppen vom Lande in die Stadt und traf alle Maß-

regeln, um jede Störung der Ruhe verhindern und jeden Versuch zur Befreiung der Gefangenen vereiteln zu können.

In den Verhören legten die drei Häupter der Verschwörung ausführliche Geständnisse ab; doch dem Rathe erschienen sie immer noch unvollständig, und deßhalb beschloß er, die Folter zur Erzielung weiterer Geständnisse in Anwendung bringen zu lassen. Als Fueter zur Folterkammer geführt wurde, erblickte er in dem Verhörzimmer den Scharfrichter; ein Anblick, welcher ihm sein ganzes unordentliches Leben und alle Schrecken des Todes und der Ewigkeit vor die Seele führte. „Rache, Rache, Rache zu Gott", rief er verzweifelnd aus, „meine Seele ist noch nicht vorbereitet; man will mich hinrichten, ehe meine Seele vorbereitet ist; Rache, Rache, Rache zu Gott!" Ohne wirklich die Qualen der Folter erlitten zu haben, machte er ein reuevolles und umfassendes Geständniß von Allem, was er und seine Genossen durch die Verschwörung hatten erzwecken wollen. Wernier, von der Folter erschreckt, gestand, er habe gemordet, gebrannt und alle möglichen Verbrechen geübt, ohne daß eine wirkliche Thatsache zu erweisen gewesen wäre. Er erklärte, der schlechte Zustand seines Vermögens und Handels habe ihn vermocht, der Verschwörung beizutreten. Henzi bewahrte in seiner Gefangenschaft eine heldenmüthige Ruhe und Standhaftigkeit. Als man in einem Verhöre das Verzeichniß seiner Mitverschworenen von ihm verlangte, mit dem Versprechen, ihm das Leben zu schenken, zog er dasselbe aus dem Futter seines Kleides hervor, zerriß es und schluckte die Stücke vor seinen Richtern hinunter. Auf die Folterbank gebunden, erzählte er das ganze Unternehmen, wie er als unumschränkter Machthaber habe an die Spitze des Staates treten sollen, und wie er unter dem Titel Konsul oder Befreier des Vaterlandes schon Verordnungen entworfen habe.

Bisher war der ganze Prozeß äußerst geheim gehalten worden; in der Stadt liefen allerlei Gerüchte; man erzählte sich, daß selbst Mitglieder des Rathes in die Verschwörung verflochten seien u. dgl. m. Der Rath forderte schnelle Entscheidung. Es ward Blutgericht gehalten und die drei Häupter wurden zum Tode verurtheilt; Fueter, welcher als der Schuldigste erschien, weil ihm als Stadtlieutenant die Sicherheit der Stadt anvertraut war, mit dem Zusatze, daß ihm vor der Enthauptung die rechte Hand sollte abgehauen werden. Noch am Abend desselben Tages wurde den Gefangenen das Urtheil verkündigt;

dann wurden ihnen die Fesseln abgenommen und sie in ein besseres Zimmer gebracht. Mehrere junge Geistliche hatten es übernommen, sie auf den Tod vorzubereiten. Einer von ihnen war beim Anblicke der Verurtheilten so gerührt, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Zu ihm sagte Henzi: „Ich glaubte, Sie seien gekommen, mich zu trösten, ich sehe aber wohl, daß Sie selbst des Trostes bedürfen." Dann erbot er sich, mit allen Anwesenden ein Gebet zu verrichten. Sie fielen auf die Kniee und Henzi betete mit ihnen anderthalb Stunden lang mit aller Inbrunst eines gläubigen Gemüthes.

Am folgenden Morgen wurden die Verurtheilten aus dem Gefängnisse unter starker militärischer Bedeckung vor das Rathhaus geführt, wo ihnen das Urtheil nochmals verlesen wurde. Dann wurden sie dem Scharfrichter übergeben und nach der Richtstätte geführt. Unzähliges Volk war zusammengeströmt, um dem blutigen Schauspiele beizuwohnen. Fueter zeigte in seinem ganzen Benehmen tiefe Reue und Ergebung in sein Schicksal; Wernier schwankte trostlos dahin; Henzi ging festen Schrittes und freien Sinnes zwischen den beiden ihn begleitenden Geistlichen und richtete ernste Fragen an sie über die Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode. Auf der Richtstätte angekommen, bestieg Wernier zuerst das Blutgerüste. Er bebte vor Angst und konnte selbst im Gebete nicht Ruhe und Fassung finden. Seine Angst wirkte sogar auf den Scharfrichter, welcher erst mit dem dritten Streiche sein Haupt vom Rumpfe trennte. Einer der Geistlichen hatte sich vor Henzi gestellt, damit er die Hinrichtung nicht sehe; er aber stellte sich so, daß er Alles mit ansehen konnte und rief aus: „Das war ein wüster Streich!" Beinahe eine Viertelstunde unterhielt er sich dann mit dem Geistlichen über die Zukunft der Seinen; dann setzte er sich auf den Stuhl, entblößte seinen Hals und erwartete den Todesstreich. Der erste Streich fiel und verwundete den Verurtheilten, welcher sich zum Scharfrichter gewandt und gesprochen haben soll: „Du richtest, wie deine Herren urtheilen." Nicht einmal der zweite Streich trennte den Kopf; er mußte mit einem Messer vollends abgeschnitten werden. Fueter blieb standhaft, als ihm die rechte Hand abgehauen wurde; als ihn aber der erste Streich in die Schulter traf, schrie er laut auf. Erst der zweite Hieb machte seinem Leiden ein Ende.

Noch waren in den Gefängnissen viele Verschworene, welche ihres

Urtheils harrten. Es kam kein Todesurtheil mehr vor. Die Schuldigsten wurden zum Verluste ihrer bürgerlichen Rechte und lebenslänglicher Verbannung verurtheilt und auf die Köpfe der Flüchtigen hohe Preise gesetzt. Als der Zug der Verbannten am Ufer des Rheines ankam, rief Henzi's Wittwe, eine Italienerin, indem sie auf ihre beiden unmündigen Söhne hinwies: „So theuer mir diese Kinder sind, würde ich sie doch lieber in dem Strome versinken sehen, wenn ich denken müßte, daß sie das Blut ihres Vaters nicht rächen würden." Einer dieser Söhne fand die schönste Erfüllung dieses Wunsches seiner Mutter: er gelangte in den Niederlanden zu hohem Ansehen und bethätigte die Liebe zu der alten Heimat, indem er edelmüthig vielen Bürgern seiner Vaterstadt große Dienste erwies.

Wenn auch diese Verschwörung für die herrschenden Geschlechter ohne große Gefahren vorübergegangen ist, so hatte sie doch in den Herzen der Bürgerschaft Berns das Andenken an die Rechte erneuert, welche im Laufe der Zeit verloren gegangen. Darum sah man sich dann auch genöthigt, einige Gebrechen der Staatseinrichtung zu verbessern und die Scheidung der Bürger in Regierende und Regierte wenigstens im Aeußeren einigermaßen zu mildern.

Uri's Kampf gegen das Livenenthal.

Seit etwa dreihundert Jahren beherrschte Uri das auf der Südseite des Gotthards gelegene Livenenthal. Das Land, welches sich von den Schneegipfeln der Alpen längs des Tessins bis dahin erstreckt, wo der Blegno sein Wasser mit dem des Hauptflusses vereinigt, ist fruchtbar und anmuthig, aber arm. Die Herrschaft über das Thal wurde von Uri mit solcher Milde geübt, daß die Beherrschten im besten Einverständnisse zu ihren Herren standen. Im Toggenburger Kriege waren die Livener dem Banner von Uri gefolgt und verlangten nach der unglücklichen Beendigung desselben Sold und Vergütung der Kriegskosten. Uri schlug diese Forderung ab; allein die Thalleute, im Gefühle ihres Rechtes, nach welchem sie keinen Kriegszug unentgeltlich zu thun hatten, nahmen den Gotthards-Zoll in Beschlag. Schwyz wurde von Uri

aufgefordert, den Streit zu schlichten und brachte es dahin, daß ein Frieden zu Stande kam, welcher dem Thale neue Freiheiten sicherte, dasselbe überhaupt in eine solch gute Lage versetzte, daß es von manchem Unterthanenlande der Eidgenossen beneidet wurde. Doch bald wurde dieses Glück durch den Eigennutz Einzelner gefährdet.

Oft nämlich kamen im Thale Fälle vor, daß Bevormundete, von ihren Vormündern schlecht beaufsichtigt, ihre Habe durchbrachten, und nicht selten geschah es sogar, daß Vormünder das ihnen anvertraute Gut der Wittwen und Waisen an sich rissen. Ueber diese Mißbräuche klagten schon manchmal die Betroffenen bei Uri, bis dieses Land sich endlich entschloß, dem Unwesen durch eine kräftige Verordnung zu steuern. Nach derselben sollte von allen Gütern der Gemeinden, der Wittwen und Waisen je nach zwei Jahren dem Oberherren Rechenschaft abgelegt werden. Es war diese Bestimmung keineswegs eine Neuerung, sondern eine Wiederherstellung eines alten, aber im Laufe der Zeit außer Acht gekommenen Gesetzes. So wohlgemeint diese Maßregel für alle diejenigen war, welche zur Erhaltung ihres Gutes des öffentlichen Schutzes bedürfen, so ungelegen kam sie denen, welche sich kein Gewissen daraus machten, das Schändlichste zu begehen, arme Wittwen und Waisen zu betrügen. Sie waren es vorzüglich, welche im Lande herumboten, wie diese gesetzliche Bestimmung ein Eingriff in des Landes Freiheiten sei, und welche dadurch den Haß des Volkes gegen seine Oberherren aufstachelten. Die Sturmglocken riefen alle Livener zu einer Landsgemeinde, auf welcher die Verordnung aufgehoben wurde. Nachdem Uri die Empörer zur Unterwerfung aufgefordert hatte, wandte es sich an die Eidgenossen um Beistand, welcher ihm auch von mehreren Seiten zugesichert wurde. Doch anstatt sich zu unterwerfen, sandten die Livener zwei Abgeordnete nach Uri, welche die Forderungen des Thales wiederholen und erklären sollten, daß man von dem Beschlusse der Landsgemeinde nicht ein Haar breit weichen würde und daß man bereit sei, für die Freiheit Gut und Blut, Leib und Leben zu opfern. Beamte, welche die Urner in das Thal gesetzt hatten, waren gefangen genommen worden; deßhalb versicherte man sich auch dieser Abgeordneten und gab sie erst dann los, als jene freigelassen wurden. Die Widersetzlichkeit mit den Waffen zu züchtigen, wurden in Uri nun rasch alle Anstalten getroffen. Man

hörte nicht mehr auf die Stimmen von Schwyz und Zürich, welche noch einen Versuch zur gütlichen Ausgleichung machen wollten.

Indessen hatten sich die Livener eidlich verbunden, sich bis auf den letzten Mann zu vertheidigen; sie hatten Pulver und Kriegsvorräthe zusammengebracht und alle, welche es noch mit Uri hielten, gezwungen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Wenn es dann die Witterung erlaubte, so wollte man mit 2000 Mann die Höhen des Gotthards besetzen, um schon hier an der Grenze des Landes den Feind zu schlagen. Aber noch ehe sie diesen Plan ausführen konnten, standen gegen 1000 Urner mit 6 Geschützen im Urseren-Thale, wo sie den Zuzug der anderen Orte erwarteten. Ohne große Mühe bemächtigten sie sich der Höhe des Passes; denn die Livener hatten beschlossen, den oberen Theil des Thales preiszugeben und die Urner am furchtbaren Plativerpasse in einen Hinterhalt zu locken und zu vernichten. Doch auch dieser Plan wurde vereitelt. Nachdem Airolo sich ergeben hatte und Faido entwaffnet worden war, zogen die Urner weiter in das Thal, in ihrem Gefolge die Unterwaldner. Da nun die Livener, welche nach der Vorspiegelung ihrer Führer glaubten, es nur mit Uri zu thun zu haben, die Banner der Nidwaldner sahen und von den nachrückenden Luzernern hörten, entsank ihnen der Muth; sie legten die Waffen nieder und unterwarfen sich. Von Airolo bis Biasca war jeder Widerstand durch das bloße Erscheinen der Eidgenossen gebrochen. Das unterworfene Land wurde mit Verwüstung und Plünderung verschont; doch wartete seiner eine andere Strafe. Die Rädelsführer, welche sich nicht durch die Flucht gerettet hatten, waren in der Gewalt der Urner; weder die Freistätte bei den Kapuzinern, noch das Asyl der Kirchen hatte sie sichern können; über ihnen schwebte zunächst das Schwert der strafenden Gerechtigkeit.

Am 2. Juni mußten sich alle Bewohner des Thales zu Faido auf der Stätte der Landsgemeinde versammeln; es waren etwa 3000 Männer. Von den Eidgenossen, mit denen sich noch die Mannschaften aus ihren angrenzenden Besitzungen vereinigt hatten, wurden sie umringt und mußten ihren Oberherrn von Uri für ewige Zeiten unbedingten Gehorsam schwören. Dann führte man die drei Haupträdelsführer, den Landeshauptmann Urs, den Bannerherrn Furno und den Rathsherrn Satori zum Tode. Knieend und mit entblößten Häuptern mußten die Versammelten zusehen, wie die Köpfe ihrer Führer fielen und auf

den Galgen gesteckt wurden. Am folgenden Tage zog die eidgenössische Macht wieder über die Berge, acht andere Rädelsführer mit sich nehmend, die man dann in Altorf hinrichtete.

In Folge dieses Aufstandes verlor das Livenenthal alle seine Freiheiten; ein urnerischer Landvogt erhielt alle Gewalt, welche einst die Thalgemeinde und die von ihr gewählten Obrigkeiten (Rath, Gericht, Landeshauptmann und Bannerherr) besessen hatten. Und wie die Freiheit ein Land, in welchem sie waltet, zu einem lachenden Garten umwandelt und den Menschen immer mehr veredelt, so drückt die Knechtschaft mit eiserner Gewalt Land und Leute auf die tiefste Stufe der Erniedrigung herab. Rohheit, Aberglaube und Armuth schlugen im Livenenthale, wo einst Handel und Gewerbe herrlich geblüht hatten, ihren Wohnsitz auf.

Albrecht von Haller.

Haller's Jugend und Studienzeit.

Im achtzehnten Jahrhunderte lebten viele Männer in der Schweiz, welche nicht durch glänzende Waffenthaten, sondern durch thätige Förderung der Kunst und Wissenschaft dem Namen ihres Vaterlandes die Achtung von Europa zu verschaffen wußten. Viele von ihnen verließen, ehrenvoller Berufung folgend, die Heimat und wirkten als Pfleger der Wissenschaft an den berühmtesten Hochschulen unsers Erdtheils. Die Namen eines Leonhard Euler, der Bernouilli, eines Bodmer und Breitinger werden so lange mit gebührender Auszeichnung genannt werden, als im Menschengeschlechte noch ein höherer Sinn waltet; so tief haben sie ihre Namen in die Tafeln der Geschichte der Wissenschaft und Künste eingegraben. Der Dichter jener Inschrift, welche einst das Beinhaus zu Murten schmückte, gehörte zu diesen Verherrlichern des schweizerischen Namens und verdient, daß wir hier sein Leben und Streben näher kennen lernen.

Albrecht von Haller war im Jahre 1708 in Bern geboren und der Sohn des ersten bernischen Landschreibers von Baden, nachdem diese Stadt im Jahre 1712 von Zürich und Bern erobert worden war.

Sein Vater, Nikolaus Emanuel Haller, stammte aus einem alten patrizischen Geschlechte und war ein Mann von großer Gelehrsamkeit, dessen Ruf weit über die Grenzen seiner Heimat reichte. Albrecht war in seiner Jugend schwächlich und wurde oft von andauernder Krankheit heimgesucht; ein Umstand, welcher den Knaben vom Tummelplatze der jugendlichen Spiele ferne hielt und schon frühe in ihm die Lust zu stiller Beschäftigung mit Lesen und Schreiben entzündete. Schon in seinem vierten Jahre predigte er dem Hausgesinde biblische Geschichten von seinem Lehnstühlchen herab, in welches ihn körperliche Leiden gefesselt hielten, und in seinem fünften Jahre fing er schon an, Alles, was er gelernt hatte, in Schrift zu verfassen. In seinem neunten Jahre begann er unter der Leitung eines vortrefflichen Lehrers und ehemaligen Geistlichen, ein großes Wörterbuch aller hebräischen und griechischen Wörter mit ihrer Ableitung, wie sie im alten und neuen Testamente vorkommen, und in seinem zwölften schrieb er einige hundert Lebensgeschichten berühmter Männer. Obschon ihn diese Beschäftigung häufige Gesellschaft meiden hieß, so fühlte er sich doch mit der edelsten Freundschaft zu denen hingezogen, mit welchen er umzugehen pflegte. Eines Tages verirrte er sich mit einem seiner Freunde im Walde; sie wurden von der Nacht überfallen und genöthigt, auf einem Felsen in einer öden Gegend zu bleiben. Es fing an zu regnen und Hallers Freund, müde und erschöpft, schlief ein. Da er nun gehört hatte, daß der Schlaf unter kaltem Himmel tödtlich sei, so zog er seine eigenen Kleider aus und bedeckte damit den schlafenden Freund. So groß auch seine Talente, so bewundernswerth auch seine Thätigkeit war, so gelang es ihm doch nicht, die Zufriedenheit seines Vaters zu erwerben, welcher ihm immer vorwarf, daß er in Allem Etwas, im Ganzen Nichts lerne. Seine Lehrer tadelten, als er in die öffentliche Schule getreten war, seine ungewöhnliche Ehrbegierde, welche ihn trieb, unter seinen Mitschülern durch Fleiß und Geschicklichkeit immer der erste zu sein. Schon damals zeigte sich in dem Knaben ein nicht gewöhnliches Talent für die Dichtkunst, welches sich zum ersten Male in einem lateinischen Spottgedichte Bahn brach, das er gegen seinen allzustrengen Lehrer verfertigte. Später, wo er hauptsächlich deutsche Verse machte, waren die dichterischen Beschäftigungen die gewöhnlichsten, mit denen er seine Mußestunden ausfüllte. Schon früher hatte er den Vater verloren, in einem Alter, wo die väterliche Fürsorge noch so

wohlthätig für ihn gewesen wäre. Verwandte übernahmen nun seine weitere Ausbildung, und nachdem er noch ein Jahr im Gymnasium seiner Vaterstadt zugebracht hatte, folgte er einem Freunde nach Biel. Der Vater dieses Freundes war ein gelehrter Arzt und ein eifriger Anhänger des Philosophen Cartesius; er wurde der Lehrer Hallers. Aber die trockenen und, wie Haller meinte, unwahren Lehren dieser sogenannten Weltweisheit zogen den vierzehnjährigen Schüler nicht an, welcher sich immer mehr zur Dichtkunst hingezogen fühlte. Da erwachte plötzlich in ihm die Lust, die Heilkunde zu studiren, und bald erlangte er von seinen Verwandten die Erlaubniß, die hohe Schule von Tübingen besuchen zu dürfen. Hier begann er mit großem Eifer das Studium der Botanik und der Anatomie, in denen er so bedeutende Fortschritte machte, daß sowohl seine Lehrer, als seine Mitstudirenden eine tiefe Achtung vor seinem hervorragenden Talente empfanden. Die Dichtkunst vernachlässigte er eben so wenig; denn seine Umgebung regte ihn mächtig dazu an. Da er jedoch gar bald einsah, daß ein längerer Aufenthalt in Tübingen ihm für seine Studien wenig Gewinn bringen könnte, entschloß er sich nach Leyden zu gehen, wo damals die größten Lehrer der Arzneiwissenschaft, Boerhave und Albinus, wirkten. Im Jahre 1725 begann er seine Studien unter der Leitung dieser berühmten Männer und gewann sich bald durch seine Beharrlichkeit und sein Geschick die Gunst derselben. Gründliche Kenntnisse der Botanik und tiefe Einsicht in den Bau des menschlichen Körpers waren der Lohn für die angestrengten Bemühungen des strebsamen Jünglings, welcher keinen Augenblick, keine Gelegenheit vorübergehen ließ, seinen Geist zu bereichern. Schon im Jahre 1727 war Haller im Stande, die schwere Prüfung als Doktor der Arzneiwissenschaft zu bestehen und in einer öffentlichen Disputation seine gründliche Gelehrsamkeit zu beweisen. Wenn es ein Glück für ihn war, einen Boerhave und Albin zu Lehrern zu haben, so war es ein Theil ihres Ruhmes für diese, einen Haller unter ihre Schüler zu zählen. Das Streben, sich für seinen Lebensberuf immer tüchtiger zu machen, bestimmte ihn, nach London und von hier nach Paris zu gehen, wo die berühmtesten Spitäler der damaligen Zeit waren. Hier erwarb er sich in der Wundarzneikunde die nöthigen Kenntnisse und 1728 eilte er nach Basel, wo der größte Mathematiker seiner Zeit, Johannes Bernouilli, einen großen Kreis von Schülern um sich versammelt hatte. Haller wurde

der Schüler des großen Meisters und mit so gutem Erfolge, daß er bald sich auch in dieser Wissenschaft nicht nur mit Gewandtheit bewegte, sondern sogar auszeichnete. Der Anblick der Alpen rief dann seine alte Neigung zur Botanik wieder wach, und an der Seite seines Freundes Geßner von Zürich, eines tiefen Kenners der Natur, durchreiste er bald nachher den größten Theil des Jura und des Alpengebirges. Auf dieser Reise war jedoch die wunderbare Pflanzenwelt des vaterländischen Gebirges nicht ausschließlicher Gegenstand der Forschungen beider Freunde. Alles, was die leblose und lebende Natur des Merkwürdigen darbot, fiel in ihren Bereich. In Zürich machte er die Bekanntschaft mit dem großen Naturforscher Scheuchzer, dessen Name neben demjenigen Konrad Geßner's glänzt, und an Erfahrungen und Ermunterung reich, kehrte er wieder nach Basel zurück. Welch reichen dichterischen Stoff nahm er auf solchen Reisen in sein Gemüth, welches für Religion und Vaterland begeistert, das, was es empfunden, in herrlichen Gedichten ausströmen ließ. Von diesen Werken ist vorzüglich das Gedicht „die Alpen" zu nennen, in welchem er neben der erhabenen Natur das sittliche Leben der Einwohner darstellte und zur Liebe des von Gott so herrlich gesegneten Vaterlandes aufforderte. Wie mancher Schweizerjüngling lernte von Haller die Heimat lieben und durch sittlichen Wandel sich derselben würdig machen!

Ueber den Winter blieb Haller noch in Basel und während er an der Stelle eines erkrankten Professors der Anatomie als Lehrer auftrat, setzte er als Schüler des großen Bernouilli seine Studien der mathematischen Wissenschaften fort. Im Jahre 1729 kehrte er endlich in seine Vaterstadt zurück.

Der Prophet gilt Nichts in seinem Vaterlande.

In der ersten Zeit, nachdem Haller in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, widmete er sich der praktischen Ausübung der Heilkunst und zwar mit solch günstigem Erfolge, daß er bald im Besitze einer ausgedehnten Praxis war. Glückliche Kuren, welche seine auf genaue Kenntniß des menschlichen Organismus gegründeten Heilmittel hervorbrachten, erwarben ihm den Ruf eines tüchtigen Arztes, welchen er dadurch noch befestigte, daß während seiner kurzen Besorgung des öffentlichen Spitals die meisten Kranken völlig hergestellt wurden. Neue Be-

obachtungen, welche er am Krankenbette machte, wie namentlich den Grad der Fieber nach der Zahl der Pulsschläge zu bestimmen, gaben ihm eine Sicherheit in der Anwendung der Heilmittel, wie sie zu seiner Zeit noch selten war. Neue Arzneien, besonders höchst einfache, wurden durch ihn in Aufnahme gebracht; kurz die ganze Heilkunde erfuhr durch ihn eine nicht unbedeutende Verbesserung. Aber so groß auch die Verdienste des unermüdlichen Forschers und Arztes waren, so fanden sie doch nicht die gebührende Anerkennung. Denn als die Stelle des Spitalarztes erledigt war und Haller sich um dieselbe bewarb, wies man ihn ab mit den Worten: „Warum will denn der Doktor Haller Spitalarzt werden, er ist ja ein Poet?“ Und als er sich um die Stelle eines Professors der Beredsamkeit bewarb, hieß es, diese gebühre keinem Arzte. Der wahre Grund zu dieser doppelten Abweisung mag jedoch in dem Umstande liegen, daß Manche in seinen Gedichten Anspielungen auf ihre Person zu finden glaubten. Für die erfahrene Zurücksetzung suchte sich Haller dadurch zu entschädigen, daß er mit neuem Eifer das Studium der Botanik ergriff. Obgleich er auch hierin, wie aus seinem Werke über die schweizerischen Pflanzen hervorgeht, Ausgezeichnetes leistete, so wurden doch seine Bemühungen in dieser Richtung von seinen Mitbürgern getadelt; Leute, welche nur das zu schätzen wissen, was Brod einbringt, pflegten, wenn sie den eifrigen Sammler mit seinen Kräutern heimkehren sahen, sich höhnend zu fragen: „Hat denn der Doktor Haller eine Kuh zu ernähren?“

Indessen gelang es dem unermüdlichen Gelehrten doch, die Regierung von Bern zu vermögen, ein anatomisches Theater zu errichten, wo die Körper der Hingerichteten zergliedert und angehenden Aerzten in dieser Kunst Unterricht ertheilt werden sollte. Ohne sich durch den Umstand abschrecken zu lassen, daß die Stelle mit keinem Gehalte verbunden war, und einzig die guten Dienste in's Auge fassend, welche er der Wissenschaft und durch die Heranbildung tüchtiger Aerzte auch der Menschheit und dem Vaterlande leisten könnte, übernahm Haller die Leitung dieser Anstalt und erwarb sich einen großen Ruf, welcher ihm die Ernennung zum Mitgliede der königlichen Gesellschaft zu Upsala verschaffte, wo damals der berühmte Naturforscher Linné wirkte. Auch in seiner Vaterstadt fing der Himmel an, sich für ihn zu lichten, indem er zum Bibliothekar erwählt wurde. Mit seiner ganzen Gelehrsamkeit gab er sich nun diesem neuen Amte hin und mit seltener

Kenntniß und Thätigkeit war in kurzer Zeit der werthvolle Bücherschatz der Stadt Bern in solchem Zustande, daß die Meisterhand des Ordners unverkennbar war. Um diese Zeit erschienen auch seine Gedichte und zwar ohne seinen Namen. Sie trugen nicht wenig dazu bei, Haller's Namen, als man ihn erfahren, in den weitesten Kreisen zu verbreiten und geschätzt zu machen, zumal da die beiden züricherischen Gelehrten, Bodmer und Breitinger, für dieselben gegen alle Widersacher einstanden, welche die Neuheit der Sprache und Behandlungsweise besonders in Deutschland hervorrief. So berühmt waren diese Dichterwerke, daß sie in die französische, lateinische, englische und italienische Sprache übersetzt wurden. Jedermann erstaunte über den großen Gelehrten, welcher mit gleicher Kraft so verschiedene Gebiete der menschlichen Wissenschaft und Kunst umfaßte.

Im Jahre 1736, wo in Göttingen eine neue Hochschule errichtet wurde, gelangte an Haller die Berufung als Professor der Botanik und Chirurgie für die neugegründete Anstalt. Obgleich einige seiner Mitbürger ihn gerne seiner Vaterstadt erhalten hätten und deßhalb in ihn drangen, so entschloß er sich doch, dem Rufe zu folgen und den Ort zu verlassen, wo ihm der Freude und Anerkennung bisher so wenig zu Theil geworden war. Auf dem Schauplatze öffentlicher Thätigkeit, in einer ausgedehnten Wirksamkeit winkte ihm die Gelegenheit, seine volle Kraft zu entfalten, und die Bestimmtheit, dermaleinst die gesegnete Frucht seiner Wirksamkeit pflücken zu können.

Haller in Göttingen.

Nicht lange nach Haller's Ankunft in Göttingen wurde er von einem schmerzlichen Verluste getroffen; er verlor nämlich seine geliebte Gattin, die Mutter seiner drei Söhne, von denen der älteste ihr kurze Zeit nachher in das bessere Leben nachfolgte. Tiefer Schmerz und düstere Trauer drückten den unglücklichen Gatten um so schwerer, da ihm in der Fremde die theilnehmenden Freunde fehlten und er sein ganzes Unglück allein tragen mußte. Doch gab sich die Regierung von Hannover alle Mühe, seine Trauer zu lindern, und berief einen seiner Freunde von Basel sogar ihm zu lieb als Professor nach Göttingen. Als Haller's Gemüthsstimmung es dann zuließ, begann er die Verrichtungen seines Amtes mit großer Thätigkeit und

fand bald auch in der Wissenschaft die Heiterkeit seiner Seele wieder. Ein anatomisches Theater und ein botanischer Garten wurden unter seiner Leitung angelegt und seiner Fürsorge gelang es, daß diese beiden Anstalten bald eine erstaunenswerthe Ausdehnung und Vollständigkeit erreichten. Mit äußerster Gewissenhaftigkeit kam er allen Pflichten seines mühevollen Amtes nach und sah sich geehrt und gefeiert von allen seinen Amtsbrüdern und von der großen Zahl seiner Schüler. Nicht nur wegen seiner Leistungen in den Wissenschaften, die ihm zu lehren oblagen, sondern auch wegen seiner tiefen Kenntniß aller übrigen Zweige des menschlichen Wissens ward er bewundert. Einst kam ein Gelehrter zu ihm, welcher sich schon zwei Tage vergebens an einer geschichtlichen Aufgabe den Kopf zerbrochen hatte, und kaum hatte er dieselbe dem gelehrten Haller mitgetheilt, als er auch eine vollständige und gründliche Erklärung von ihm erhielt. Voll Bewunderung rief der Ueberraschte aus: „Wie! Die Geschichte habe ich mir zur Lebensaufgabe gemacht und jetzt schon zwei Tage über dieser Aufgabe gesessen, und nun kommt ein Arzt, der mir ohne die geringste Mühe die Sache so deutlich erklärt, als ob er in seinem ganzen Leben mit nichts Anderem sich befasset hätte!" — Einen großen Theil seiner Zeit widmete er der mehr körperlichen Arbeit der Anatomie, und da ihn eines Tages Jemand fragte, wie es möglich sei, daß ein so geistreicher Mann so viel Zeit bei einer bloßen Handarbeit verbringen könne, antwortete er: „Ein ehrlicher Mann erfüllt in allen Umständen des Lebens auf's Genaueste seine Pflichten, die mit demselben verbunden sind, und diese Pflichten sollen immer mehr bei uns vermögen, als unsere Neigungen und unsere Ehre." —

Im Jahre 1739 hatte sich Haller zum zweiten Male vermählt, und zum zweiten Male traf ihn das Unglück, daß seine Gattin kurz nachher starb und ihr Sohn ihr nachfolgte. Auf's Neue lagerte sich Trauer in Haller's Seele, welche ihre einzige Stütze und Erhebung wieder in neuer wissenschaftlicher Thätigkeit fand. Eine Frucht derselben war die Herausgabe von Auslegungen über die Lehren seines großen Meisters Boerhave und von seiner Darstellung der schweizerischen Pflanzen. Im letzteren Werke gibt Haller eine neue Methode an, die Pflanzen zu bestimmen und nannte sie die natürliche. Hierdurch gerieth er jedoch mit dem berühmten Linné in Streit, denn dieser hatte eine eigene Anordnung der Pflanzen erfunden und erklärte diese für

die allein richtige. Zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten, unter denen seine anatomischen Tafeln und ein größeres medizinisches Werk voranstehen, nahmen neben vielen kleinern Aufsätzen in verschiedene Zeitschriften seine Mußezeit in Anspruch. Mit gleicher Schärfe des Geistes bekämpfte er irrige Lehren, welche im Gebiete der Medizin auftauchten, wie die sittlich und religiös verderblichen Behauptungen, welche ein Herr de la Mettrie aufstellte. Die von ihm gestifteten Anstalten nahmen einen immer gedeihlicheren Fortgang und immer neue wissenschaftliche Werke verbreiteten seinen Ruhm immer weiter, so daß er im Jahre 1748 einen Ruf nach Oxford und einen solchen nach Utrecht erhielt. Der König von England und Hannover hatte sein hohes Verdienst dadurch belohnt, daß er ihn zum königlichen Leibarzte und Hofrathe ernannte; viele gelehrte Gesellschaften in London, Stockholm u. s. w. erkohren ihn zum Mitgliede und selbst seine Vaterstadt wählte ihn in den Großen Rath. Im Jahre 1749 wurde Haller und seine Nachkommen von Kaiser Franz I. in den Adelstand erhoben, und der König von Preußen lud ihn ein, nach Berlin zu kommen, und versprach ihm ein großes Einkommen, wenn der große Gelehrte ohne bestimmtes Amt die Residenz mit seiner Gegenwart beehre. Noch von vielen anderen Seiten wurden ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil; in seinem Inneren aber lebte der Wunsch, das Ende seines Lebens in seinem Vaterlande zu verbringen; ein Wunsch, welcher 1753 in Erfüllung ging.

Haller in Bern.

Haller befand sich wieder in Bern, und obwohl verschiedene Berufungen an auswärtige Akademieen an ihn gelangten, gab er doch den Bitten des Rathes Gehör, welcher ihn einlud, sich fortan dem Dienste des Vaterlandes zu weihen. An einer der ersten Stellen im Staate entwickelte er ebenso viel Umsicht als Thätigkeit, und man wußte nicht, ob man ihn als großen Gelehrten oder als gewiegten Staatsmann mehr bewundern sollte. Segensreich wirkte er in dem akademischen Senate und mehreren anderen Behörden, sowie an der Spitze der ökonomischen Gesellschaft. Er war einer der Stifter des Waisenhauses und an dem eben vollendeten Armenspitale verewigte seine Inschrift: „Christo in den Armen!" den thätigen Christensinn,

welcher ihn beseelte. Als Direktor der bernerischen Salzwerke in Aelen (Aigle) fand er Muße und Gelegenheit, zu wiederholten Malen die ganze umliegende Gegend zu bereisen und in botanischer Hinsicht zu durchforschen; doch neben den neuen Schätzen, welche er auf diese Weise gewann und in einem Werke von drei Foliobänden erscheinen ließ, beschäftigte ihn eines seiner berühmtesten Werke, nämlich das über Physiologie, welches er auch zur größten Bewunderung der gelehrten Welt zu Ende brachte.

Von seinem Aufenthalte in Aelen wieder nach Bern zurückgekehrt, wurde er in den höchsten Gerichtshof des deutschen Bernergebietes gewählt, und mit dem gleichen Scharfsinne und derselben Ausdauer, mit welcher er in das Heiligthum der Natur gedrungen war, schlichtete er Prozesse und verbesserte die Gesetzbücher seines Landesbezirkes. Mit ebenso lobenswerthem Eifer förderte er die Landwirthschaft, indem er auf seinen eigenen Gütern in der Art und Weise des verbesserten Anbaues oder in Einführung neuer Bodenprodukte mit gutem Beispiele voranging. Im Kleinen wie im Großen auf das Wohl seiner Mitmenschen bedacht, wucherte er mit dem Pfunde, das ihm Gott verliehen, als ein getreuer Haushalter. Hier unterhandelte er mit auswärtigen Höfen und ihren Gesandten in Angelegenheiten, welche seines Vaterlandes Wohlfahrt betrafen, dort sorgte er mit väterlicher Liebe für eine sorgfältige Erziehung von armen Waisen. Nichts, was den Menschen wahrhaft schmückt, fehlte seinem Charakter und seiner Handlungsweise. Mitten in diesem segensreichen Wirken kam er noch einmal in die Versuchung, seine Heimat zu verlassen; denn der Kaiser von Rußland berief ihn nach Petersburg, und der König von England bot ihm die Stelle eines Kanzlers der Universität Göttingen mit beträchtlichen Vortheilen an. Doch Haller, welcher seit seiner Rückkehr die Heimat doppelt lieb gewonnen hatte, folgte dem Wunsche des bernerischen Rathes, der ihn dringendst bat, dem Vaterlande seine Wirksamkeit nicht zu entziehen. Zurückgezogen vom Schauplatze der großen Welt, erfüllte der große Mann seitdem mit unermüdetem Eifer die Pflichten des Vaters, des Bürgers, des Regenten, des Lehrers. Selbst seine geschwächte Gesundheit konnte seine rastlose Thätigkeit nicht hemmen. Bis an seine letzten Tage setzte er seine wissenschaftlichen Arbeiten fort und als er den Augenblick des Todes herannahen fühlte, sprach er zu dem anwesenden Arzte: „Mein Freund, ich sterbe, mein

Puls stockt!" — und verschied (am 12. Dezember 1777). Wenige Monate vor seinem Tode hatte ihn der Kaiser Joseph II. besucht; sein Urtheil über den großen Mann ist in dem schönen Worte niedergelegt, welches er nach diesem Besuche gesprochen: „Ja, das ist ein Mann! Wie wenige sprechen mit solch männlicher Beredsamkeit und Würde! Wenige habe ich gekannt, bei denen ich zugleich den großen Mann und den Mann voll Rechtschaffenheit sah; wenige so geistvoll. Nie werde ich diese interessante Stunde vergessen. Wie Schade, daß der Verlust dieses großen Mannes so nahe ist!" —

Die Nachwelt hat ihm seines hohen Geistes wegen den Namen des Großen zuerkannt!

Wenn die Werke des Mannes (künftige Wohlthat noch)
Einst die kommende Nacht finst'rer Jahrhunderte,
Wie ein siegend Gestirn, mächtig erleuchten, dann
Segnet staunende Nachwelt ihn.
Dann wird rühmlicher Fleiß, jede durchwachte Nacht,
Für der Mitbürger Wohl einsam durchwachte Nacht,
Feurig dankend gezählt; dann werden Könige
Neben Haller vergessen sein.

Die helvetische Gesellschaft.

In Basel lebte in bescheidener Zurückgezogenheit, in der Stille seines Studierzimmers ein Freund der Schweiz und der Menschheit, Isak Iselin. Was er durch Studien und Reisen sich gewonnen, suchte er zum Wohle des Vaterlandes anzuwenden. Verbesserung der Sitten, der Gesetze und des Landbaues, der Wohlstand des Volkes, die wissenschaftlichen und wohlthätigen Anstalten waren die Gegenstände seines eifrigen Bemühens. Die hohe Schule seiner Vaterstadt erfuhr durch ihn manche belebende Anregung, und als er im Jahre 1760 mit anderen gleichgesinnten Freunden des schweizerischen Vaterlandes zur Jubelfeier dieser Anstalt beisammen war, bahnte er die Gründung einer schweizerischen Gesellschaft an, welche das Gute, das er im Herzen trug, verwirklichen sollte. Man trennte sich mit dem Versprechen, im nächsten Jahre an einem dritten Orte, wohin jeder noch andere Freunde

mitbringen sollte, zusammenzutreffen. Ihrer neun*) kamen dann auch im Jahre 1761 zum ersten Male in Schinznach zusammen und schlossen den Bund einer edlen Freundschaft, welche sich die Wohlfahrt des Vaterlandes zum Ziele steckte. Das folgende Jahr sah schon eine größere Zahl Gleichgesinnter versammelt, um durch bestimmte Anordnungen die Thätigkeit der Gesellschaft zu regeln. Der Vorschlag des zürcherischen Arztes Hs. Kaspar Hirzel wurde angenommen und die helvetische Gesellschaft war gegründet, welche sich die schöne Aufgabe setzte, unter den Eidgenossen aller Stände und Religionen Freundschaft, Vertrauen und brüderliche Liebe zu stiften und zu erhalten, die Triebe zu schönen, guten und edeln Thaten zu verbreiten, und Frieden, Freiheit und Tugend auf künftige Alter und Zeiten fortzupflanzen. Der schöne Zweck zog bald alle hervorragende Schweizer in den Kreis dieser Gesellschaft; ein Bodmer von Zürich, der greise Franz Urs Balthasar von Luzern und der Doktor Lorenz Zellweger von Trogen, und viele angesehene Berner schlossen sich dem schönen Vereine an, welcher bald in fast allen schweizerischen Kantonen thätige Mitglieder zählte. So erfüllt waren die einzelnen Glieder der Gesellschaft von der Schönheit und dem Erfolge ihres Strebens, daß sich der sterbende Balthasar noch mit den Angelegenheiten derselben beschäftigte und seine Räthe ertheilte über die Mittel und Wege, durch die man nach seinem Tode zum schönen Ziele gelangen könnte. Er empfahl eine Erziehungsanstalt zu vaterländischer Bildung für Jünglinge, welche sich dem Dienste des Staates widmen wollten. Und wenn man auch für die nächste Zukunft auf die Verwirklichung dieses schönen Gedankens Verzicht leisten mußte, so bewiesen doch später die Bildungsanstalten zu Haldenstein und Marschlins, was ein gemeinnütziger Sinn für das allgemeine Beste zu leisten vermag. In seinem Abschiedsworte, welches auch Zellweger kurz vor seinem Tode an die Gesellschaft richtete, ermunterte er die Ueberlebenden so eindringlich, auf dem betretenen Wege fortzuwandeln, daß ein jeder sich in der Tiefe seines Herzens gelobte, alle Kraft, welche ihm der Schöpfer gegeben, im Dienste des Vaterlandes zu verwenden. Was die Männer begeisterte, drang auch in

---

*) Iselin; Salomon Geßner, Heinrich Schinz, Hans Kaspar und Salomon Hirzel, Keller von Zürich; die zwei Domherren von Beroldingen und Major Frei von Basel.

die Brust der Jünglinge, welche anfingen, sich durch Fleiß und Sittsamkeit vorzubereiten für die schwere, aber schöne Aufgabe, die ihnen Leben und Vaterland stellten. „Ein Solothurner wird nun Bern und ein Berner Solothurn für sein Vaterland ansehen", predigte der Chorherr Gugger von Solothurn, und der Herr von Wattenwyl, der Präsident der Gesellschaft, sprach: „Die Versammlung von Schinznach soll die Welt belehren, wie die Tugend der verschiedenen Stände von denen an, welche zunächst bei den Thronen sitzen, bis auf die, welche den Pflug führen*), genau verbinden kann."

Der Eifer, welcher jeden Theilnehmer beseelte und in welchem jeder es Anderen zuvor thun wollte, brachte in dem inneren Leben der Gesellschaft manchen Zwiespalt hervor, der aber immer bald wieder aufhörte, da alle Glieder die Ueberzeugung in sich trugen, daß nur durch Eintracht ihr Werk gelingen könne. Wichtiger waren die Gefahren, welche der Gesellschaft von anderer Seite droheten, denn die Regierungen der Kantone sahen es ungern, daß Männer eine Aufgabe verfolgten, welche so vielfach ihre Absichten kreuzte, und verboten den Besuch der Zusammenkünfte. Doch wußte die Gesellschaft theils durch ihre eigene Haltung, theils auf dem Wege der Belehrung solche Gefahren zu beseitigen. Verbesserung der Staatseinrichtungen, besonders des Erziehungswesens, bildeten fortan den Hauptgegenstand der gesellschaftlichen Thätigkeit. Manch schönes, zu beherzigendes Wort wurde gesprochen, manch nützliches Werk angeregt; so empfahl 1792 Rudolf Meyer von Aarau die Rettung der Linththäler aus der Versumpfung, und Meyer von Schauensee aus Luzern eiferte mit Heftigkeit gegen den fremden Kriegsdienst. In allen dreizehn Orten zählte die Gesellschaft Mitglieder, und ihre Versammlungen dauerten ungestört fort bis zur Revolution. Und wie ein nährender Fruchtbaum nach allen Seiten hin seine Aeste ausbreitet und seine erquickenden Früchte darbietet, so gingen aus der Hauptgesellschaft eine Menge kleinerer Vereine hervor, welche in den einzelnen Städten sich bildeten, um die hohe Aufgabe der Gesellschaft vorzubereiten und zu lösen.

---

*) In dieser Rede spielt der Redner auf den Herzog Ludwig Eugen von Würtemberg an, welcher neben dem zürcherischen Bauer Jakob Gujer von Wermatsweil (genannt Kleinjogg) Mitglied der Gesellschaft war.

Die Schuhmacher und die Meyer in Luzern.

In Luzern, wo die Regierung auch in den Händen einer Anzahl von Familien lag, entstand gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts ein Familienkampf, welcher zwar ohne bedeutsamen Einfluß auf die Gestaltung des Staates blieb, aber die Mängel desselben klar hervortreten ließ. Der Gegensatz der Patrizier zu den Bürgern gab sich besonders in der Rechtspflege zu erkennen, welche ganz in den Händen der Ersteren lag und mit großer Willkür geübt wurde. Die Bestrafung eines Patriziers ward für eine Beschimpfung des ganzen Standes gehalten und unterblieb gewöhnlich, wenn auch noch so strafwürdige Verbrechen vorlagen. War man aber gezwungen, doch strafend einzuschreiten, so geschah dieß in einer Weise, welche jeden Eindruck der Strafe unmöglich machte. Die Folge dieses Zustandes war zunächst eine untreue Verwaltung des öffentlichen Gutes, das nach der bestehenden Einrichtung in den Händen eines patrizischen Seckelmeisters lag und von Vielen mißbraucht wurde, um den alten Glanz ihres Geschlechtes aufrecht zu halten.

Das Geschlecht der Meyer von Schauensee stand in seiner Vaterstadt in hohen Ehren; aber schon im Jahre 1729 konnte sich der Seckelmeister Meyer nur dadurch von Schande und Entehrung retten, daß er den aus fahrlässiger Verwaltung entstandenen Ausfall durch Hingabe seines großen Vermögens deckte. Als aber Leodegar Meyer, sein Verwandter und Amtsnachfolger, 1749 außer Stand war, über die von ihm geführte Verwaltung des öffentlichen Gutes Rechenschaft abzulegen, schritt man mit unerbittlicher Strenge gegen ihn ein: er mußte vollen Ersatz leisten und wurde entsetzt und verbannt. Seine zahlreiche Familie versank zum Theile in bittere Armuth; ein Umstand, der die Glieder derselben mit dem Wunsche erfüllte, einst Rache zu nehmen an denen, die den Sturz ihres Hauptes herbeigeführt hatten. Unter diesen stand Jost Nikolaus Schuhmacher, aus einem den Meyern feindlichen Geschlechte, oben an; seine ererbte Feindschaft und die Hoffnung auf Meyers Amt waren die Haupttriebfedern seines Auftretens. Seine Hoffnung ward erfüllt, indem er wirklich die Stelle des Seckelmeisters erlangte. Aber er verwaltete das Staatsvermögen so schlecht und

treulos, daß schon die erste Rechnung, welche er ablegte, sich als unrichtig herausstellte. Doch stand das Ansehen des Schuhmacher'schen Geschlechtes noch so fest, daß Niemand es wagte, den hochfahrenden Patrizier zur Rede zu stellen. Zehn Jahre hatte er die Verwaltung des Staatsgutes geleitet, als er plötzlich die Anzeige machte, es sei in seinem wohlverwahrten Hause ein großer Diebstahl begangen und eine nicht unbedeutende Summe an Geld und Schuldbriefen entwendet worden, welche dem Staate gehörten. Obgleich nun Valentin Meyer, der Sohn des entsetzten Leodegar, mit aller Kraft darauf drang, daß Schuhmacher, welcher wider das Gesetz das dem Staate gehörige Geld im eigenen Hause aufbewahrt hatte, den erlittenen Verlust ersetze; so sprach der Rath den immer noch angesehenen Verwalter doch frei und legte ihm einzig auf, die verloren gegangenen Schuldschriften, den kleineren Theil des Verlustes, wieder herzustellen. Bald nachher wurden diese Schuldschriften in einer Scheune nahe bei der Stadt wieder aufgefunden, und der Verdacht, jener Diebstahl sei eine Erdichtung des ungetreuen Verwalters gewesen, wurde immer lauter. Als Schuhmacher dann 1761 seine zweite Amtsrechnung vorlegte, fand Valentin Meyer dieselbe für unrichtig und drang auf Untersuchung mit dem Anerbieten, die Untersuchungskosten selbst zu tragen, wenn seine Anklage sich als unbegründet erweise. Die angehobene Untersuchung zeigte auch bald, daß viele Irrungen in der abgelegten Rechnung seien, daß sogar Betrug sich nachweisen lasse; allein, um des Angeschuldigten zu schonen, stand man von jeder weitern Untersuchung ab. Valentin Meyer, welcher sich zufrieden zu geben erklärt hatte, wenn Schuhmacher den Verlust ersetze, wurde sowohl durch diese Begünstigung der Untreue, als durch Schuhmacher's hochfahrendes Benehmen verletzt und drang wiederum auf strenge Untersuchung. Sie wurde aufgenommen und Schuhmachers Schuld erwiesen. Sein Urtheil ging dahin, daß er wegen Nachlässigkeit in der Führung seines Amtes entsetzt sei und daß er die fehlenden Summen im Betrage von 25,000 Gulden ersetzen müsse. Meyer war mit diesem Urtheile nicht zufrieden und bemühte sich, darzuthun, daß in der Verwaltung des Angeklagten keine Nachlässigkeit, sondern treuloser Betrug zu finden sei. Es gelang ihm wirklich, den ausgefällten Spruch dahin zu verschärfen, daß die zu ersetzende Summe erhöht und Schuhmacher aus der Eidgenossenschaft verbannt wurde. Wie weit es mit der Gerechtigkeit in Luzern gekommen war, beweist

das Wort, welches ein Vertheidiger Schuhmachers gesprochen: „Es müsse zwischen Adel und Pöbel immer ein Unterschied der Strafe obwalten; denn einem Manne von edelem Gemüthe sei eine geringe Beschimpfung schmerzlicher, als einem gemeinen Manne."

Mit unerbittlicher Strenge verfolgte Meyer alle Glieder des feindlichen Geschlechtes, welche sich Veruntreuungen des öffentlichen Gutes hatten zu Schulden kommen lassen. Franz Placidus Leodegar Schuhmacher, ein Bruder des Seckelmeisters, hatte sich in verschiedenen obrigkeitlichen Stellungen ebenfalls Eingriffe in die ihm anvertrauten Güter erlaubt, und wurde zum Ersatze und zum Verluste seiner Ehrenstellen verurtheilt. Des Seckelmeisters Sohn, Lorenz Placidus Schuhmacher, ein Wüstling und Verschwender, hatte sich bei einträglichen Beamtungen doch in Schulden gestürzt. Dieß führte ihn zur Untreue in der Verwaltung der ihm anvertrauten Gelder, so daß er zu seiner Abrechnung nicht stehen konnte und sich ein Ausfall von 32,000 Gulden ergab. Mitten im Prozesse seines Vaters verließ er deßhalb Gattin und Haus und suchte sein Glück in fremdem Kriegsdienste, dem er jedoch bald wieder entlief. Im Gewande eines gemeinen Soldaten kam er wieder nach Luzern, wo er sich mit den Mißvergnügten im eigenen und den benachbarten Kantonen verband und die Regierung mit Drohungen schreckte. Man befürchtete einen Aufstand, und da man den jungen Schuhmacher als den Haupturheber der Unzufriedenheit kannte, welche sich unter der Bürgerschaft der Stadt kund gab, wurde er in leichte Haft gebracht. Als er entfloh, wurde er für vogelfrei erklärt und ein Preis auf seinen Kopf gesetzt. Schuhmacher hatte sich nicht aus der Stadt entfernt, sondern hielt sich bei einem Kutscher verborgen. Als er die über ihn verhängte Maßregel vernahm, kam er aus seinem Verstecke hervor und entdeckte sich dem Kutscher, indem er beifügte, er wolle sich sogleich dem Schultheißen stellen, weil er sich unschuldig fühle. Allein Krummacher — so hieß der Kutscher — war lüstern nach dem Blutgelde und widerrieth ihm, sich auf diese Weise einer großen Gefahr auszusetzen. Dann eilte er, ihn zu verrathen, erhielt das Geld und Schuhmacher wanderte in ein hartes Gefängniß. Gerüchte von einem vorbereiteten Ueberfalle aus den Ländern, welcher den Sturz der Regierung zum Zwecke haben sollte, liefen durch die Stadt und verursachten eine große Zahl von Verhaftungen. Wer sich nur der entferntesten Begünstigung der unzufriedenen Bürger verdächtig

machte, wurde in das Gefängniß gebracht und einer schweren Untersuchung unterworfen. Aber das härteste Loos traf den gefangenen Schuhmacher, welchen man als das Haupt einer Verschwörung betrachtete. Von Kerker zu Kerker geschleppt, in Ketten geschmiedet und durch die Qualen der Folter erschreckt, legte er das Geständniß ab, er habe einige Beschwerden der Bürgerschaft dem Rathe vorlegen und auf ihre Abhülfe dringen wollen, auch habe er mit einem jungen Entlibucher über die Befreiung dieser Landschaft gesprochen. Meyer, sonst ein gerechter Mann, war Schuhmacher's Ankläger und Richter. Sein Auge war in dieser Angelegenheit vom Hasse gegen das feindliche Geschlecht getrübt, sein Herz von Rache erfüllt. Obwohl kein todeswürdiges Verbrechen dem schwer Beschuldigten bewiesen werden konnte, ward er doch zum Tode verurtheilt, während drei seiner Genossen mit lebenslänglicher Verbannung bestraft wurden. Schuhmacher starb still und muthig und beschloß ein Leben voller Thorheiten mit einem unverdienten Tode. Meyer stieg in seinem Ansehen immer höher, und bestrebte sich dadurch dasselbe zu verdienen, daß er viele eingerissene Mißbräuche rügte und ihre Abstellung herbeiführte. In diesen Bestrebungen aber verletzte er die Vortheile vieler seiner Standesgenossen, bis er endlich dem Hasse derselben, welcher im Verhältnisse zu Meyer's Thätigkeit immer allgemeiner wurde, zum Opfer fiel.

Meyer, ein Mitglied der helvetischen Gesellschaft, war mit anderen gleichgesinnten Freunden entschlossen, mit aller Macht und allem Ansehen den Eingriffen entgegenzutreten, welche sich damals der Papst in die luzernerischen Staatsangelegenheiten erlaubte. Der Nuntius suchte nämlich Rechte, welche bisher der Staat von Luzern hinsichtlich der Ein- und Absetzung der Geistlichen und der Beurtheilung geistlicher Vergehen geübt hatte, an sich zu reißen. Darum war Felix Balthasar, Meyers Freund, mit einer Schrift aufgetreten, in welcher er behauptete, daß die Eidgenossen nie und zu keiner Zeit die Beurtheilung geistlicher Verbrechen eigenen geistlichen Gerichten überlassen haben, und in welcher er aufforderte, bei dem alten Rechte zu verharren, welches die Väter im sogenannten Pfaffenbriefe 1370 erworben. Ueber diese Schrift sprach der Papst sein Verdammungsurtheil aus und ließ sie in allen katholischen Ständen verbieten. Zwar behauptete man allenthalben die Richtigkeit der ausgesprochenen Grundsätze, aber in allen Kantonen gab es doch Leute, welche die Partei des Papstes nahmen. Hier-

durch wurde eine Parteiung vorbereitet, welche noch tiefer in die Bevölkerung der katholischen Kantone und besonders von Luzern drang und die durch eine andere im gleichen Sinne abgefaßte, eine Umgestaltung der Orden und Klöster empfehlende Schrift in aller Schroffheit hervorgerufen wurde. In dieser zweiten Schrift war es offen ausgesprochen, daß eine Beschränkung der Mönchsorden im Interesse des eidgenössischen Friedens und der katholischen Orte insbesondere liege. Als Verfasser dieser Schrift galt allgemein Valentin Meyer, er war es jedoch nicht; allein er reizte durch die Unterstützung der in derselben ausgesprochenen Grundsätze den Haß Aller, welche theils schon seine Gegner waren, theils aber auch durch die Verwirklichung derselben sich in ihrem Vortheile bedroht sahen. Laut wurde er beschuldigt, er versuche, das Regiment an sich zu reißen, und beabsichtige, den Unterschied der Religionen aufzuheben, wie es in der Schinznacher Versammlung ausgesprochen worden sei. In einer stürmischen Rathssitzung, welche sich nach dem Rufe, Religion und Staat seien in Gefahr, versammelt hatte, wurde der Beschluß gefaßt, den oder die Verfasser der anstößigen Schriften ausfindig zu machen, auf ihre Entdeckung einen Preis zu setzen und sie zum Voraus ehr- und wehrlos zu erklären. Dieser Beschluß zeigte, daß Meyer's Gegner im Rathe die Mehrheit hatten; eine Erscheinung, welche den Rathsrichter Dürler ermuthigte, einen Schritt weiter zum Sturze des verhaßten Mannes zu thun.

Dürler trat nun mit einer förmlichen Anklage gegen Meyer auf, welcher damals krank und in stiller Zurückgezogenheit auf seinem Landgute lebte. Er beschuldigte ihn des Mißbrauches seiner Amtsgewalt, vor Allem aber, daß er auf ungerechte Weise die Hinrichtung Schuhmachers herbeigeführt habe. Von allen Anhängern des Schuhmacher'schen Geschlechtes unterstützt, konnte er es endlich durchsetzen, daß Meyer sogleich verhaftet wurde. Als ihm der Stadtmajor und der Garnisonsarzt diesen Befehl anzeigten, zeigte er sich gar nicht überrascht. Er kleidete sich an, übergab ihnen seine Schriften, nahm Abschied von Weib und Kindern und bestieg das Schiff. Als er in Luzern landete und die Volksmenge, welche ihn vor vier Jahren als patriotischen Helden und Vater des Vaterlandes begrüßt hatte, ihn nun, durch Krankheit geschwächt, mühsam die Ufertreppe hinaufsteigen sah, stieß sie ein Freudengeschrei aus und überhäufte ihn mit Schimpfworten. Er ward in strenge Haft gebracht und eine Untersuchung

gegen ihn eingeleitet, welche seinen entschiedensten Gegnern übertragen wurde. Um einen starken Eindruck auf das Volk hervorzubringen, sollten die Büchlein, deren Namen man nur mit Abscheu nannte, mit großem Gepränge verbrannt werden. Es war an einem Wochenmarktstage. Die ganze Stadtwache stand unter dem Gewehre; mitten durch ihre Reihen bewegte sich der feierliche Zug: voran die Trompeter, hinter ihnen geharnischte Männer, dann der Großwaibel, der das obrigkeitliche Urtheil über die Büchlein und ihre Verfasser auf allen vier Hauptplätzen der Stadt ausrief. An dem Orte angekommen, wo das Feuer schon flammte und auf seine Beute wartete, hielt der Zug an. Rings umher wogte eine ungeheure Volksmenge von Stadt und Land; alle Fenster der umliegenden Häuser waren mit Zuschauern gefüllt. Das Urtheil wurde noch einmal verlesen; hierauf ergriff der Rathsrichter Dürler die Büchlein und schleuderte sie dem Scharfrichter vor die Füße. Dieser warf sie in das Feuer und als die Flamme, welche sie verzehrte, hoch aufflackerte, stieg lärmendes Jubelgeschrei, von Händeklatschen begleitet, zum Himmel. Unterdessen saß Meyer im Kerker, ohne daß man ihn eines bestimmten Vergehens zu beschuldigen wußte; denn es zeigte sich bald, daß er nicht der Verfasser der verurtheilten Büchlein sei. Erst nach 43 Tagen ward Meyer zum ersten Male verhört. Er leugnete standhaft, irgend einen Antheil an den anstößigen Schriften zu haben, und widerlegte den Vorwurf seiner Ungerechtigkeit gegen Schuhmacher mit der einfachen Frage, warum er allein bestraft werden sollte für ein Urtheil, welches der ganze Rath ausgesprochen habe. Ein zweites Verhör, welches 103 Tage nach seiner Verhaftung stattfand, führte zu keinem günstigeren Resultate; vergeblich bat jedoch Meyer um Beschleunigung seines Prozesses, oder um Freilassung. Seine Gegner hatten ihn zum Opfer bestimmt; er sollte fallen. Immer wurde seine Religiosität verdächtigt, und der Leutpriester Gloggner predigte, um die Aufregung gegen ihn beständig wach zu erhalten, über die Worte: „Verkaufe das Oberkleid und kaufe Dir ein Schwert!" Er forderte mit deutlichen Worten alle frommen Christen auf, das Schwert zu ergreifen, den Acker des Herrn zu säubern und das Unkraut mit Stumpf und Stiel auszurotten. Doch trotz dieser Aufregungen nahm die Leidenschaftlichkeit von Tag zu Tag ab, und als der Rath versammelt war, um über den gefangenen Meyer das Urtheil zu fällen, hatten Vernunft und Klugheit in solchem Maße die Ober-

hand gewonnen, daß von einem Urtheile, wie es die Rachelust des Schuhmacher'schen Geschlechtes wünschte, nicht die Rede sein konnte. Ein Vorschlag zur Versöhnung der feindlichen Geschlechter fand allgemeinen Anklang; aber Meyers Gegner wollten durchaus ein Opfer, und darum beschloß man, daß Meyer mit Beibehaltung seiner Ehre und seines Gehaltes für 15 Jahre das Land verlassen, die Klage über Schuhmachers Hinrichtung und die Büchlein eingestellt werden und die früher Bestraften begnadigt werden sollten.

Valentin Meyer verließ Luzern und kaufte ein Schloß am Rheine, wo er ganz der Erziehung seiner Kinder, den Wissenschaften und der Landwirthschaft lebte. Als er nach Verfluß der Verbannungszeit 1785 in seine Vaterstadt zurückkehrte, nahm er wieder ungehindert Besitz von seiner Stelle im Rathe und sah sich mit allgemeiner Achtung und Vertrauen geehrt.

Die Aufhebung des Jesuitenordens.

Der Orden der Jesuiten hatte sich in einem solchen Maße ausgedehnt, daß seine Glieder über den ganzen Erdboden hier als Beichtväter und Lehrer, dort als Kaufleute und Leiter des Staates zerstreut waren. Ueberall hatten sie sich verhaßt gemacht; wegen ihres großen Einflusses an den Höfen der Fürsten waren die Staatsmänner ihre entschiedensten Gegner geworden; als Theilnehmer an dem Welthandel hatten sie die Kaufleute wider sich, und selbst alle übrigen Mönchsorden erklärten sich gegen sie, weil sie sich durch den großen Einfluß der Jesuiten von Tag zu Tag mehr zurückgesetzt fühlten. Ihr Kampf gegen Alles, was Aufklärung und Bildung hätte bringen können, bewirkte endlich auch, daß sich die Volksgunst immer mehr von ihnen abwandte. Angriffe gegen die Form, in welcher der Orden das Christenthum lehrte, und gegen seine anstößigen Morallehren folgten rasch aufeinander, und die Auflösung des Ordens wurde eine Frage des Tages.

In Portugal ging der Minister Pombal schon damit um, sich ihrer zu entledigen; aber die Gesinnung des Ministers entging ihnen nicht. Als Spanien in jener Zeit einen Theil von Paraguay (in

Südamerika), wo die Jesuiten Meister waren, an Portugal abtrat, da wurden die portugiesischen Truppen auf Anstiften der Jesuiten von den Eingeborenen jenes Landes zurückgeschlagen. Allein Pombal hob nun eine Untersuchung gegen sie an, welche zu ihren Ungunsten ausfiel. Bald nachher geschah ein mörderischer Angriff auf das Leben des Königs von Portugal, und auch hieran sollten die Jesuiten Theil haben. Daher wurden sie im folgenden Jahre (1759) durch eine königliche Verordnung als „gänzlich verdorben und den schwersten Lastern verfallen, als anerkannte Rebellen, Hochverräther, Feinde und Meuchelmörder" aus Portugal verbannt und ihre Güter vom Könige eingezogen.

In Frankreich, wo sie zu der einflußreichsten Stellung gelangt waren, traf sie der zweite Schlag. Dort wollten die Jesuiten die Schuld nicht übernehmen, welche der Pater Lavalette, einer ihrer Sachwalter in Amerika, an ein Handelshaus in Marseille abzutragen hatte. Der Streit kam vor das Obergericht in Paris; die Jesuiten verloren ihn. Da sie sich aber dabei auf ihre Ordensregeln berufen hatten, so mußten sie dem Gericht Einsicht in die Grundsätze gestatten, welche der Orden befolgte. Bei einer näheren Prüfung derselben kamen Dinge zum Vorscheine, welche eine Abänderung der inneren Ordenseinrichtung nothwendig machte. Man forderte eine solche Abänderung; aber der General des Ordens gab den kurzen Bescheid: „Sie sollen sein, wie sie sind, oder nicht sein."*) Aber der Bescheid Frankreichs war ebenso kurz; der oberste Gerichtshof sprach aus: „Sie sollen nicht sein!" Nachdem dann dem Könige bewiesen worden war, daß die Lehrsätze der Jesuiten „zum Diebstahle, zur Lüge, zum Meineide, zur gräßlichsten Sittenlosigkeit, zu allen Leidenschaften und Verbrechen ermächtigen, daß sie jedes menschliche Gefühl ersticken und die Grundpfeiler der Religion umstürzen"; so wurde der Orden der Jesuiten als mit dem Wohle des Staates unverträglich aufgehoben, und bald nachher erschien sogar der Spruch des Königs, daß alle Jesuiten das Land verlassen sollten (1764).

Zwar erhob der Papst gegen diese Verfügungen seine Einsprache und suchte den verfolgten Orden gegen alle Vorwürfe zu reinigen und als das wirksamste Werkzeug der christlichen Kirche darzustellen; aber

---

*) Sint, ut sunt, aut non sint.

er richtete Nichts aus. Im Gegentheile, auch Spanien und Neapel folgten dem Beispiele Frankreichs und schafften die Glieder des Ordens rasch über die Grenze (1767).

Als der den Jesuiten zugethane Papst Clemens XIII. gestorben war, traf sie ein neuer Schlag; denn der neugewählte Papst Clemens XIV. (Ganganelli) war nicht ihr Freund. Von Frankreich, Spanien und Neapel bestürmt, den Orden aufzuheben, schwankte dieser Papst lange zwischen einer Verbesserung und einer gänzlichen Vernichtung desselben. Endlich konnte er den Forderungen der Könige nicht mehr widerstehen und am 16. August 1773 erschien eine päpstliche Bulle, in welcher die völlige Aufhebung des Ordens ausgesprochen war. „Diese Handlung wird mir den Tod geben", sprach Clemens, „aber ich bereue sie nicht; ich mußte sie einmal vollziehen." — Ein Jahr darauf starb er, wie es schien, an Gift.

Daß diese Hergänge auch auf das Schicksal der schweizerischen Jesuiten wirkten, ist leicht einzusehen, da die Verordnung des Papstes in allen Ländern vollzogen werden mußte, die unter seiner Herrschaft standen. In Luzern, wo die Jesuiten ein Collegium und prächtige Gebäude besaßen, nahm man ihre Güter zu Handen des Staates und übertrug den einzelnen Ordensgliedern die Lehrstellen an den höhern Schulanstalten. Freiburg hob den Orden auf, ohne die Einzelnen fortzuweisen. In Brieg und Sitten hielt er sich am längsten; bis endlich Frankreich und der Papst den Bischof zwangen, die Ordensglieder ihrem Schicksale preiszugeben. In Schwyz hatte der Orden zu keiner Zeit Aufnahme gefunden. Als im Jahre 1758 Augustin von Reding, einer der reichsten und angesehensten Männer des Landes, seine Aufnahme empfahl und seine eigene Wohnung, Matten und Güter nebst 80,000 Gulden zur Stiftung einer Kirche, eines Collegiums und zum Unterhalte der Gesellschaft herzugeben bereit war; da stieß er auf Widerstand bei dem Volke, welches von den anderen Orden, vorzüglich von den Kapuzinern, gegen die Jesuiten gewonnen worden war. Auf einer Landsgemeinde wurde das Gesetz gemacht, „daß bei großer Strafe Keiner sich mehr erfrechen sollte, wegen der Einführung des Ordens auf einer Landsgemeinde jemals einen Anzug zu machen."

Joseph Anton Suter.

Glück und Fall.

In Appenzell Innerrhoden westlich vom Flecken Appenzell liegt auf einem Hügel das Dorf Gonten, wo in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Gast- und Badwirth Joseph Anton Suter lebte. Er war bei allen Landleuten äußerst beliebt wegen der vielen munteren Einfälle, durch die er sie ergötzte; sonst ein Mann von schönen Geistesanlagen, aber nicht ohne Ehrgeiz. Als er sich im Jahre 1760 um die einträgliche Ehrenstelle des Landvogtes im Rheinthale bewarb, welche von Appenzell-Innerrhoden nur alle 36 Jahre für eine zweijährige Amtsdauer besetzt werden konnte, da gelang es ihm, seine Gegner, bisher hochgestellte Männer, im Wahlkampfe zu überwinden. Auf der Landsgemeinde wählte ihn das Volk fast einstimmig zum Landvogte und führte ihn unter Jubelgeschrei und dem Wunsche: „Gebe Dir Gott Glück und Segen Sepli!“ auf den Stuhl.

Durch diese Erwählung hatte sich aber Suter viele Neider zugezogen; vor allen zeichnete sich Johann Jakob Geiger aus, welcher auf die Landvogtei als auf die einzig mögliche Vergeltung seiner vieljährigen Dienste gerechnet hatte. Er warf einen tödtlichen Haß auf den neuen Landvogt und konnte seine Leidenschaft so wenig bemeistern, daß er öffentlich über ihn spottete und das Volk tadelte, weil es ihn gewählt hatte. Doch Suter erwarb sich in seiner neuen Würde durch ein mildes leutseliges Betragen die Herzen derjenigen, welche er beherrschte, und durch reichliche Spenden die Gunst seiner Mitbürger in noch höherem Maße. Dagegen gewann er keine Reichthümer und konnte nach Abfluß seiner Amtszeit kaum die Summe von 1200 Gulden zurückbezahlen, welche er zur Bestreitung des nöthigen Aufwandes hatte entlehnen müssen.

Kaum war Suter in seine Heimath zurückgekehrt, als der greise Scheuß starb, welcher die Würde eines ersten Landammanns bekleidet hatte. Geiger war zweiter Landammann und hoffte, die erste Würde zu erlangen. Aber das Volk wählte seinen Liebling, und Geiger fand in seiner Uebergehung einen neuen Grund zum unversöhnlichen Grolle gegen Suter. Diese Spaltung der Landeshäupter theilte sich bald dem

Volke von Appenzell mit, welches sich in zwei Parteien, die Bauern- und Herrenleute, trennte.

In alter Zeit hatte Appenzell-Innerhoden der Gemeinde Oberried im Rheinthale eine große Alp auf dem Säntis verkauft unter der Bedingung, daß dieselbe, wenn sie wieder verkauft werden sollte, wieder an Appenzell zurückverkauft werden müßte. Diese Alp seinem Lande wieder zu gewinnen, war Suters Wunsch und Streben. Kaum hatte er in Erfahrung gebracht, daß einzelne Theile derselben verkauft worden seien, so wollte er diesen Umstand zur Erlangung des Ganzen benutzen. Wirklich konnte er es dahin bringen, daß der Landrath von Appenzell die Alp schätzen ließ, den Betrag von 6000 Gulden zu bezahlen sich bereit erklärte und von der ganzen Weide Besitz nahm. Die Gemeinde Oberried wandte sich deßhalb klagend an die im Rheinthale regierenden Kantone, und da diese die Klage begründet erklärten, zog sich der Landrath von der Angelegenheit zurück, und überließ es dem Landammanne, diesen Prozeß auf seine eigene Gefahr vor der Tagsatzung durchzuführen. Von dem Tage an sank der Glücksstern des Landammannes Sepli. Der Prozeß ging verloren und bürdete dem Lande die nicht unbeträchtlichen Kosten von 1500 Gulden auf. Diesen Ausgang der Sache mitzutheilen, hatte sich Suter gescheut und vergebens erbot er sich, als der Stand der Angelegenheit bekannt geworden war, die ganze Summe zu bezahlen; denn Geiger und seine übrigen Gegner hatten nun das Mittel gefunden, um den Verhaßten, der schon einen Theil der Volksgunst verloren hatte, noch vollends zu stürzen. Man beschuldigte ihn laut, er habe den Landrath hintergangen und das Land bei den Eidgenossen in Schande gebracht.

Als dann der Landrath zusammentrat, angeblich, um die Streitigkeit mit Oberried zu schlichten, in Wahrheit aber, um den Landammann Suter, wie man schon im Geheimen verabredet hatte, zu entsetzen; da erschien auch er in der Versammlung und führte sogar den Vorsitz. Ohne daß er das Geringste vorhergesehen hatte, nahmen die Verhandlungen plötzlich eine ihm feindliche Wendung. Er und ein Helfershelfer wurden zur Erlegung der Prozeßkosten verurtheilt, das Landessiegel wurde ihm abgefordert und die Regierung einstweilen seinem Gegner Geiger übertragen. Diese Entsetzung reizte Suter zu einer That der Gewalt. Er sammelte etliche hundert Männer um sich und begab sich auf das Rathhaus, wo gerade der Rath beisammen saß,

um, wie er sagte, die Rechte der Landsgemeinde zu wahren, welche einzig das Recht habe, ihn zu entsetzen. Eingelassen, sprach Suter im Namen aller: „Das Volk verlangt seine ihm genommenen Rechte. Man hat mir, wie Schelmen und Diebe, das Landessiegel genommen, und es will dasselbe wieder in meinen Händen wissen, damit ich es an der Landsgemeinde, wo ich es empfangen, wieder zurückgeben kann." „Ja, ja, das Siegel her, das Siegel wollen wir", rief der Haufen unter Geschrei und Beschimpfungen. Weder Geiger, noch ein anderes Glied des Rathes konnte zum Worte kommen. Suter schien Freude an den Beschimpfungen zu haben, welche seine Gegner erfuhren, denn ohne Einhalt zu gebieten, sah er zu, wie freche Lärmer dem Landammanne Geiger die Perrücke vom Kopfe rissen und andere Rathsherren aus dem Fenster zu werfen droheten. Plötzlich ward es stille, denn es hieß, die Oberdörfer seien zum Schutze der Obrigkeit im Anzuge. Die Zusammenberufung des großen Landrathes wurde beschlossen, das Volk zog ab, und unter Geschrei und Jubel wurde Suter nach Hause getragen.

Der große Rath, sorgfältig von getreuen Anhängern bewacht, beschloß, eine außerordentliche Landsgemeinde ohne Verzug zusammenzurufen, um einen neuen Landammann zu wählen. Es ward noch einem jeden Gliede des Rathes besonders anempfohlen, ja nicht für Suter zu stimmen; überdieß sollte Niemand außer den Beamten bewaffnet an der Versammlung erscheinen. Die kurze Zeit, welche bis zur Versammlung übrig blieb, benutzten Suters Feinde zur eifrigen Bearbeitung des Volkes. Gute Worte, Wein, Speisen, sogar Geld wurden nicht gespart, um neue Gegner Suters zu werben. Die Kapuziner, welche Suters beißender Witz nicht verschont hatte, eilten von Hütte zu Hütte und beschworen die Bewohner im Namen der Religion, gegen den aufrührerischen, friedenstörenden, ketzerischen Landammann zu stimmen. Kanzel und Beichtstuhl wurden benutzt, um zu beweisen, daß Suter, welcher einen Reformirten zu Gevatter gebeten habe, kein wahrer Katholik sein könne. Ihre Bemühungen hatten solchen Erfolg, daß Suter am Tage der Landsgemeinde nicht mehr gewählt wurde, daß man ihn sogar gewaltsam hinderte, zur Rettung seiner Unschuld den Stuhl (die Rednerbühne) zu besteigen. Daß die siegreiche Partei bei diesem einfachen Siege nicht stehen bleiben würde, das bewies der Umstand, daß einige Tage später die meisten Theilnehmer an jenem

stürmischen Auftritte auf dem Rathhause mit schweren Geldbußen bestraft wurden. Dieß bewog den gestürzten Suter mit seiner Gattin das Land zu verlassen. Er trat eine Wallfahrt nach Einsiedeln an, um zu zeigen, daß er die Gebräuche der Religion ehre, und um hiedurch den ersten Schritt zur Wiederlangung seiner verlorenen Ehre zu thun. Seine Entfernuug reizte seine Feinde, das Werk der Rache zu vollenden. Der Abwesende wurde angeklagt, als Rebell, Friedensstörer und Verächter der Religion und Freiheit große Gefahr über das Vaterland gebracht, und überdies noch drei Schandthaten begangen zu haben, welche der Anstand zu nennen verbiete. Auf diese Anklage, gegen welche Suter sich in keiner Weise vertheidigen konnte, wurde das Urtheil gefällt. Eine schwarze Tafel mit der Aufschrift: „Der galgenmäßige, aufrührerische Rebell, Frieden und Freiheit störende J. A. Suter!" sollte durch den Scharfrichter au den Galgen genagelt werden, Suter's Vermögen dem Staate verfallen, und er für 101 Jahr aus der Eidgenossenschaft verbannt sein. 150 Gulden wurden auf seinen Kopf gesetzt. Jeder Landmann wurde verpflichtet, ihn anzuzeigen, oder anzuhalten, wo und wann er ihn im Lande erblicken würde. Jeder, der über dieses Urtheil schimpfen würde, sollte in seine Fußstapfen gestellt werden. Suter's Habe ward verkauft, und aus dem Erlöse wurden nach Abzug der Prozeßkosten seine Gläubiger befriedigt. Auch seine Freunde erlitten empfindliche Einbußen an Ehre und Gut. Wer mit dem Unglücklichen verwandt war, wurde seines Amtes entsetzt, wer ihn bedauerte, der wurde als Schelm und Verräther gebrandmarkt; auf alle seine früheren Anhänger fiel ein harter Druck, der mehrere Jahre hindurch anhielt.

Verbannung und Tod.

Suter, aus der Eidgenossenschaft verbannt, lebte in Konstanz arm und verlassen; denn es war bei schwerer Strafe verboten, ihm aus der Heimat eine Unterstützung zukommen zu lassen. Seine Gattin war ihm gefolgt; obwohl ihr bei Verlust ihres Land- und Erbrechtes verboten worden war, ihn noch länger als ihren Gatten anzusehen. Der schwer geprüfte Mann rief die Vermittelung der Kantone an und anerbot, sich einer neuen Untersuchung zu stellen. Niemand nahm sich seiner an. Da richtete er eine ehrfurchtsvolle Bitte an seine Landes-

obrigkeit um sichere Heimkehr und unparteiische Untersuchung; sein Schreiben wurde durch Henkershand verbrannt und der Preis, welcher auf seinem Kopfe stand, verdoppelt. Siebenzig Männer, einst Suter's Freunde, verbanden sich feierlichst, Ehre, Gut und Blut zu wagen, um auf gesetzlichem Wege Suter's Rückkehr zu bewirken. Sie mußten ihre Treue an dem verbannten Freunde schwer büßen. Die Hauptverschworenen wurden sogleich gefangen gesetzt und peinlich verhört. Standhaft vertheidigten sie die Unschuld Suter's und seiner Anhänger, warfen den Behörden Willkür vor und beriefen sich von den leidenschaftlichen Richtern auf das Volk, welches die Angelegenheit entscheiden sollte. Umsonst; unter Geigers Vorsitz hatte sich das Malefiz-Gericht versammelt und vier der Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt. Schon waren die vier Verurtheilten den Geistlichen übergeben, welche sie zum Tode vorbereiten sollten, als die Frauen von zweien derselben, jede mit zwei Kindern, die Frau eines dritten, von sechs Kindern umgeben, mit Thränen um das Leben ihrer Gatten und Väter flehten, durch die Bitten von hundert Freunden und Verwandten unterstützt. Lange berieth man, ob man den ausgefällten Spruch mäßigen wolle, bis endlich die Menschlichkeit siegte. Ein anderes Urtheil ward gefällt, welches den Schuldigen zwar das Leben schenkte, sie aber zum Pranger, zur Stäupung und zu lebenslänglicher Ehr- und Wehrlosigkeit verdammte. Um in Zukunft vor allen ähnlichen Versuchen abzuschrecken, ward bei Lebensstrafe verboten, von der Angelegenheit Suter's zu sprechen. Nachdem es gelungen war, durch schwere Strafen und drohende Verordnungen jeden Widerstand zu brechen, wollten die Machthaber dem Landrathe das Recht erringen, Beamte abzusetzen, welche von der Landsgemeinde gewählt worden. Doch in diesem Bestreben erfuhren sie unerwarteten Widerstand; vorzüglich trat die ansehnliche Gemeinde Oberegg für die unverkümmerte Erhaltung der Rechte der Landsgemeinde in die Schranken und gebot Mäßigung. Mehr, als durch diese innere Bewegung, wurde die Obrigkeit durch Suter beunruhigt, von welchem die Nachricht kam, daß er in den äußeren Rhoden, bis an den Grenzen seiner Heimath schon mehrmals gesehen worden sei. Noch mehr Unruhe empfand man, als Baptista Räß, ehemals ein eifriger Anhänger Suter's und gleich ihm verbannt, zurückkehrte und auf der Folter bekannte, daß Suter in einem Gasthofe in Außerrhoden gedroht habe, er werde mit einem zahlreichen Anhange den Flecken

Appenzell überfallen, sich der öffentlichen Gebäude bemächtigen und das ganze Land zur Behauptung seiner Freiheit aufrufen. Obgleich die Wahrheit dieser Aussage sehr zu bezweifeln war, da vorgerufene Augen- und Ohrenzeugen bei Ehre und Eid erklärten, nie ein solches Wort von Suter vernommen zu haben; so wußte man sie doch zu einer neuen Aufregung des Volkes gegen Suter zu benutzen und so den Beschluß zu rechtfertigen, daß man sich auf jedem Wege des Unglücklichen bemächtigen sollte. Zwei angesehene Männer, der Rathsherr Jakob Sonderegger von Oberegg und der Gemeindshauptmann und Wirth Matthias Buff von Wald in Außerrhoden, wurden, lüstern nach dem Preise, der auf Suters Kopfe stand, die willigen Werkzeuge des schändlichsten Verrathes. Sie beredeten Suter's Tochter, daß ihnen, als Freunden ihres Vaters, Alles daran liege, in kurzer Unterredung ihm einige höchst wichtige und nützliche Entdeckungen zu machen. Die Hintergangene schrieb daher an ihren Vater, er möchte zu Buff in Wald kommen, wo wichtige Mittheilungen seiner warteten. Suter kam. Buff sagte ihm mit honigsüßen Worten, jetzt sei der Augenblick gekommen, wieder nach Appenzell zurückzukehren, Alles begünstige ihn: Geiger und seine übrigen Gegner seien todt, die Gemeinde Oberegg so gegen die Regierung erzürnt, daß sie mit Freuden seine Rückkehr unterstützen werde. Wirklich ließ sich Suter verlocken, zu Sonderegger nach Oberegg zu gehen. Hier wurde er verhaftet und unter dem Geleite von zwölf Bewaffneten durch das Rheinthal nach Appenzell geliefert; denselben Weg, welchen er einst als neugewählter Landvogt im Triumph eingezogen war, ward er in die Heimath geführt, auf einen Schlitten gebunden und gedäumelt. Seine unbarmherzigen Begleiter ließen den greisen, acht und sechzig jährigen Mann beim fürchterlichsten Schneegestöber und strenger Kälte unter freiem Himmel drei volle Stunden liegen, indeß sie sich im Wirthshause zu Altstätten gütlich thaten. Betend bereitete sich Suter auf dem ganzen Wege zum Tode. Er kam am Abend nach Appenzell, wo er in einer Dachkammer des Rathhauses in Fesseln gelegt und scharf bewacht wurde.

Die Untersuchung begann. Sie sollte sich einzig auf die Beschuldigungen beschränken, welche die Aussage des Räß auf Suter geworfen hatte; aber damit wollten sich Suter's Feinde nicht begnügen. Man nahm auch den vor neun Jahren schon abgeurtheilten Prozeß wieder auf. Seit dieser Zeit waren aber viele Glieder des Rathes gestorben

und durch andere ersetzt worden; diese verlangten nun Einsicht in die Aktenstücke des damaligen Handels, bevor sie über Suter urtheilen wollten. Man erklärte, die verlangten Schriften seien nicht mehr vorhanden, und als diese neuen Rathsglieder genauen Aufschluß über die drei geheimen Schandthaten Suters verlangten, scheute man sich nicht, einzugestehen, sie seien nur erdichtet worden, um Suter's Partei einzuschüchtern. Kaum konnten es die Menschlicheren unter seinen Richtern dahin bringen, daß ihm eine Vertheidigung gegen die wider ihn erhobenen Anschuldigungen gestattet wurde. Da aber Suter standhaft seine Unschuld betheuerte, so überließ es der Rath dem Gutdünken der Untersuchungsrichter, die Folter in Anwendung zu bringen. So war der Unglückliche seinen schlimmsten Feinden Preis gegeben. Dreimal an Einem Tage ward der greise Mann gefoltert, ohne daß der Schmerz ihm ein Geständniß abgewinnen konnte. Diese Mißhandlung war jedoch nicht die erste gewesen; denn was nur die Grausamkeit zu ersinnen vermag, war in Anwendung gebracht worden, ehe man die Qualen so fürchterlich steigerte. Suter hatte sogar kurz vorher vergebens um Gottes willen gebeten, man möchte ihm doch von Zeit zu Zeit frisches Wasser zukommen lassen, um seinen brennenden Durst zu stillen. Seine geistigen und körperlichen Kräfte waren dahin. Als man ihm mit Erneuerung der Folterqualen drohete, rief er aus, er kenne die Unbarmherzigkeit seiner Richter nur zu wohl und sei nicht gesonnen, sich neuen Qualen zu unterziehen, somit könne man von ihm glauben, was man wolle. Diese Erklärung war genug; sie galt als Eingeständniß der Schuld.

Unter feierlichem Gepränge ward Suter zum Tode verurtheilt; aber unter den sieben aufgezählten Klagepunkten ist auch nicht ein einziger, welcher den ungerechten Spruch rechtfertigt. Zwanzig seiner Richter wollten keinen Antheil haben an dem unschuldig vergossenen Blute und protestirten gegen das ganze Verfahren, welches sich daraus am besten beurtheilen läßt, daß alle auf den Prozeß bezügliche Schriften verschwanden. Suter vernahm seine Verurtheilung mit Ruhe und bereitete sich bußfertig und ergeben zum Tode. Man übergab ihn den Kapuzinern, seinen abgesagten Feinden, mit denen er eifrig betete, als sie ihn auf seinem letzten Gange begleiteten. Man erwartete, er werde das Volk anreden; es geschah aber nicht. Ueberhaupt schwebte die Regierung in großer Furcht: sie besorgte einen Aufstand und hatte

die ängstlichsten Maßregeln getroffen, ihn zu verhindern. Es fiel keine Unordnung vor; aber allgemeine Betrübniß war auf den Gesichtern zu lesen, als Suter's Haupt fiel. (1784.)

Wie tiefen Antheil das Volk an diesen Hergängen nahm, und welch gerechten Abscheu es vor den Männern hegte, die Theil hatten an dem ungerechten Morde Suter's, beweist jener verrätherische Mathias Buff. Alsbald nach Suters Hinrichtung wurde er von seiner Gemeinde seiner Aemter entsetzt; sein Wirthshaus wurde geflohen und als man ihm die Fenster einschlug, wagte er nicht einmal zu klagen; er starb in Noth und Verachtung. Der Landammann Carl Franz Bischofberger, einer der blutdürstigsten Feinde Suter's, fiel in Wahnsinn, in welchem das schauderhafte Bild seines unschuldigen Schlachtopfers beständig vor seiner Seele stand. Er war als Gesandter auf der Tagsatzung und da man zufällig den Namen „Sepli" aussprach, stürzte er sich aus dem zweiten Stockwerke auf die Straße. Von Suter ging die Sage unter dem Volke, er liege wohl erhalten in seinem Sarge, sein Haupt, welches der Scharfrichter ihm zu Füßen gelegt habe, habe von selbst seine frühere Stelle eingenommen und nur ein leichter rother Strich bezeichne, wo das Schwert durchgegangen. Im Jahre 1829 verlangte Johann Anton Weishaupt, Pfarrer von Brüllisau im Namen der Kinder und Verwandten des Landammannes Suter's, welcher Gut und Leben für die Freiheit geopfert hatte, daß dessen Ueberreste in geweihter Erde bestattet würden. Die Familie verlangte aus Schonung für die Gegner nicht, daß ihr Suter's Vermögen wieder zurückgegeben werde, sondern wünschte nur, daß sein Andenken ohne Kränkung für seine Feinde, geehrt werde. Dem Wunsche ward mit Gerechtigkeit entsprochen, und an einem kalten Novembermorgen grub man unter dem Galgen die Gebeine hervor, welche Suter's Freunde und Verwandte ohne Gepränge und Geräusch auf den Gottesacker begleiteten.

Ein Aufstand in Freiburg.

Wie in Bern und Luzern, so war auch in Freiburg im Laufe der Zeit die Leitung des Staates in die Hände einzelner Geschlechter ge-

kommen. An der Spitze des ganzen Staates stand eine geheime Kammer, welche aus den vier Vennern und aus 24 Gliedern des Sechziger Rathes bestand. Diese 24 Mitglieder mußten gewissen Familien angehören, welche man die heimlichen Geschlechter nannte und deren Zahl sich immer verminderte. Nicht nur hatte diese geheime Kammer das Recht, sich selbst zu ergänzen, sondern auch die Mitglieder des großen, des Sechziger und kleinen Rathes zu ernennen und zu entsetzen. In ihrer Hand lag die Entwerfung der Gesetze, welche dem großen Rathe zur Genehmigung vorgelegt werden mußten. Ueberdieß waren diese Stellen sehr einträglich; denn jedes neugewählte Mitglied des großen Rathes bezahlte seinem Ernenner in der geheimen Kammer eine nicht unbeträchtliche Summe, welche in der Regel durch die Einkünfte der Rathsstelle wieder ersetzt wurde. So wurde nicht allein die große Macht, welche die heimlichen Geschlechter übten, sondern auch die großen ökonomischen Vortheile der Grund zu großer Unzufriedenheit derjenigen, welche vom Regimente ausgeschlossen waren. Der Adel konnte zwar zu den Rathsstellen gewählt werden, aber seine Erwählung hing ganz von der Gnade der heimlichen Geschlechter ab; und die Bürgerschaft, welche einst große Rechte besessen hatte, war auf die Ernennung einzelner Magistrate beschränkt worden, die sie mit der alten Landschaft theilte. Der übrige Theil von Freiburgs Gebiet bestand in neunzehn Vogteien, welche noch weniger Rechte besaßen.

Im Lande Greyerz stieß die Obrigkeit auf den ersten Widerstand. Sie erhob nämlich Ansprüche auf eine Waldung, welche bisher von dem Dorfe La Tour de Trême als Eigenthum betrachtet worden war, und verbot, Holz in derselben zu fällen. Dieses Verbot wurde übertreten und deßhalb wurden der Kastellan Peter Chenaux und sein Sohn Peter Nikolaus strenge bestraft; letzterer wurde seiner Stelle als Stadtmajor entsetzt, in seine Gemeinde eingegränzt und von allen öffentlichen Versammlungen ausgeschlossen. Der junge Chenaux, ein Mann nicht ohne Bildung, aber streitsüchtig, beschloß, sich zu rächen, und verband sich mit dem Advokaten Nikolaus Castellaz von Greierz und Johann Peter Raccaud von St. Aubin. Sie benutzten die entschiedene Abneigung des Landvolkes gegen seine Obrigkeit, um dasselbe aufzuwiegeln, indem sie von Eingriffen in alte Rechte, von bevorstehenden, neuen Auflagen und sogar von Antastung der Religion durch die Obrigkeit sprachen. Der letzte Vorwurf bezieht sich auf die

Abschaffung mehrerer unnützer Feiertage, welche von Rom angeordnet und von der Regierung von Freiburg in's Werk gesetzt worden war. Die gesteigerte Unzufriedenheit fand auch unter den Bürgern der Stadt Anhänger, besonders als man denselben nahe bevorstehende Lasten in Aussicht stellte. In Bulle wurden Versammlungen gehalten und auf einer derselben ward der Beschluß gefaßt, man wolle am 3. Mai 1781 sich des Zeughauses und der Stadtthore bemächtigen, das Rathhaus einnehmen, den Rath verhaften und die Freiheit ausrufen.

Von diesem Beschlusse erhielt die Regierung noch zu rechter Zeit Kunde, um sowohl selbst ihre Maßregeln zu treffen, als nach anderen Kantonen um Hülfe zu schicken. Am 2. Mai strömte viel Volk von allen Seiten bei dem Flecken Posieux, zwei Stunden von Freiburg, zusammen und am 3. zog Chenaux mit etwa 50 Mann nach der Stadt und lagerte sich in geringer Entfernung von derselben. Er verlangte Einlaß und sicheres Geleit, um im Namen des Volkes eine ehrerbietige Vorstellung gegen die herrschenden Uebelstände einzureichen, aber er erhielt keine Antwort. Seine Schaar mehrte sich von Stunde zu Stunde und belief sich endlich auf 2000 Mann. Da kam der Regierung Hülfe von Bern; ein neuer Grund, um den Ausgezogenen ein Eingehen in ihre Beschwerden zu verweigern. Vergebens schlug Castellaz den Entscheid der dreizehn Kantone vor; man antwortete nicht einmal. Als dann Chenaux weiter gegen die Stadt vorrückte, zog die Besatzung aus den Thoren der Stadt ihm entgegen und der Oberst der bernerischen Dragoner, Monod von Froideville, näherte sich den Empörern und forderte sie zur Niederlegung der Waffen auf, indem er Untersuchung der Beschwerden und Abhülfe derselben in Aussicht stellte. Aber indessen hatten sich seine Truppen ausgedehnt und begannen die Landleute einzuschließen. Chenaux entfloh heimlich, und nun wurde die Flucht seiner Leute allgemein. 500 Flinten wurden ihnen abgenommen und 249 Gefangene gemacht. Man begnügte sich, ihre Namen aufzuschreiben, ließ sie, vier Anführer ausgenommen, in derselben Nacht wieder ledig, und empfahl ihnen, für die weitere Ruhe in ihren Gemeinden besorgt zu sein. Der Grimm des Volkes fiel auf die Anstifter zurück. Chenaux, auf dessen Kopf ein Preis gesetzt worden war, wurde auf der Flucht während der Nacht im Dorfe Avry, wo er ruhig schlief, entdeckt und im Bette überfallen. Er vertheidigte sich mit einem Messer, erhielt aber von Heinrich Rossier, einem seiner bisherigen Gefährten,

einen Bajonnetstich in die Brust, daß er zur Erde fiel und starb. Chenaux's Leiche wurde vom Scharfrichter geviertheilt und sein Kopf auf das Romonter Thor gesteckt. Ueber die geflohenen Castellaz und Raccaud wurde das Urtheil zur Verviertheilung ausgesprochen, auf ihre Köpfe ein Preis ausgesetzt, ihr Vermögen zum Theile eingezogen und ihre Weiber und Kinder des Bürgerrechtes beraubt. So war der erste Theil der Unruhen in Freiburg zu Ende gegangen.

Nachdem das aufgeregte Volk von Freiburg wieder einigermaßen zur Ruhe gebracht war, glaubte die Regierung einen Schritt thun zu müssen, dieselbe zu sichern. Darum forderte sie auf, die Beschwerden sollten mit Anstand und Ehrerbietung vorgelegt werden; doch setzte sie zu diesem Ende nur eine kurze Frist von drei Tagen an. Trotz dieser wohlberechneten Maßregel gelangten zahlreiche Beschwerden von der Landschaft an die Regierung. Die Bürger der Stadt, welche ihre alten Rechte hergestellt wissen wollten, dieselben aber nicht mehr kannten, verlangten, daß man ihnen die Archive öffnen sollte, damit sie von den Urkunden Einsicht nehmen könnten, auf welche sie ihre Ansprüche gründeten. Diese Forderung wurde verweigert; daher entstand eine große Unzufriedenheit in der Stadt, welche endlich zu einer Vereinigung der Bürger mit den Bewohnern der alten Landschaft führte. Man verband sich, dem Staate nicht nur die alte Einrichtung zu erringen, sondern sogar eine neue zu schaffen, nach welcher dem Volke ein noch größerer Einfluß eingeräumt werde. Chenaux wurde als Märtyrer der Freiheit verehrt, und das Volk wallfahrtete mit Kreuz und Fahnen nach der Stätte, wo seine Ueberreste begraben lagen, um hier Gebete für die Freiheit zum Himmel emporzusenden. Kaum konnten aufgestellte Wachen und ein Verbot des Bischofes diesen Prozessionen ein Ende machen.

Zwar konnten harte Urtheile gegen die Schuldigen die äußere Ruhe herstellen, aber die Gährung der Gemüther dauerte fort. Bern, Luzern und Solothurn erboten sich vergeblich, die Regierung mit den Bürgern auszugleichen. Die heimlichen Geschlechter weigerten sich hartnäckig, auch nur den geringsten Theil ihrer bisherigen Gewalt einer Aussöhnung zum Opfer zu bringen, und je hartnäckiger diese Weigerung war, desto beharrlicher drangen die Bürger auf die Oeffnung der Archive und die Herstellung der alten Staatseinrichtung. So weit gingen sogar die Gewalthaber, daß sie die alten Urkunden

der früheren Staatsverfassung, die sogenannten geschworenen Briefe von 1404 und 1553 aus dem Archive nehmen und vernichten wollten; eine Absicht, welche nur durch die Wachsamkeit und Redlichkeit des Staatsschreibers Castellaz vereitelt wurde. Obgleich nun die drei vermittelnden Kantone immer entschiedener auf die Seite der Regierung traten, so konnte die widerstrebende Bürgerschaft doch nur dadurch von einem gewaltsamen Ausbruche abgehalten werden, daß man einen Theil, die Adeligen, von derselben trennte, indem man ihnen den Zutritt zu den Staatsämtern öffnete. Allein es zeigte sich bald, daß die Verbindung der übrigen Bürger mit den Bewohnern der Landschaft sich noch stark genug fühlte, längeren Widerstand zu leisten, welchen man selbst durch harte Verbannungsurtheile nicht zu brechen im Stande war. Man mußte sich endlich dazu bequemen, die Zahl der heimlichen Geschlechter zu vergrößern und an die Stelle aussterbender regierender Geschlechter neue zu ernennen. Wenn nun auch durch diesen Schritt zur Aussöhnung der Bürger mit ihrer Regierung Vieles geschehen war, so erlosch die Unzufriedenheit des Landvolkes doch nicht; besonders da die Verbannten durch Schriften gegen die Regierung den Geist des Widerstandes und das Verlangen nach größerer Freiheit zu erhalten bemüht waren. In beiden Richtungen wogten noch die Gemüther, als die französische Revolution losbrach und die Hoffnungen auf eine volksthümlichere Regierungsform auf's Neue belebte.

Johann Jakob Rousseau.

Zu den Schriftstellern, durch deren Wirksamkeit die bedeutendsten Veränderungen in der Denkweise der Einzelnen und in der Einrichtung der Staaten herbeigeführt wurden, gehört Johann Jakob Rousseau, welcher in Genf im gleichen Jahre geboren wurde, als der Toggenburger Krieg die Eidgenossen im blutigen Bürgerkriege einander gegenüber geführt hatte. Sein Vater war ein Uhrenmacher, welcher nach langen Reisen endlich in seine Vaterstadt zurückgekehrt war, wo er sich von seinem Handwerke ernährte. In seinen Mußestunden pflegte er nützliche Bücher zu lesen, und auf seinem Arbeitstische sah man nicht

selten unter den Werkzeugen Werke altrömischer und griechischer Schriftsteller oder diejenigen berühmter Männer der neuern Zeit liegen. Schon frühe wurde Johann Jakob für diese Beschäftigung des Vaters gewonnen und auf das Glück aufmerksam gemacht, welches freie Bürger in wohlverwalteten Staaten genießen. Er las sehr viel und in seinem achten Jahre wußte er den Plutarch, einen griechischen Schriftsteller, auswendig. Neben dieser nützlichen Lektüre las er viele Romane, welche nicht ohne tiefen Eindruck zu machen an seinem Geiste vorübergingen. Ein Jugendfehler, den er begangen, und ein Unrecht, das er erlitten zu haben glaubte, verleiteten ihn zu einer Handlung, welche auf sein ganzes Leben den größten Einfluß hatte. Er entlief seinem Lehrherrn, irrte eine Zeit lang in Savoyen umher und kam endlich zu einem katholischen Pfarrer, welcher ihn an die Frau von Warens aus dem Waadtlande empfahl. Diese Frau hatte ihre Heimat verlassen und sich in Annecy niedergelassen, wo sie zur katholischen Religion übergetreten war. Dieser Schritt kostete sie ihr Vermögen, welches von der Berner Regierung in der Waadt eingezogen wurde. Dagegen entschädigte sie der König von Sardinien mit einem Jahrgehalte von 2000 Franken. Sie wurde die Beschützerin des irrenden Knaben, welchen sie nach Turin zu dem Bischofe sandte, damit er seine Anlage für Musik besser ausbilden könnte. Hier trat er, nachdem er von den Jesuiten unterrichtet worden war, zur katholischen Religion über, weigerte sich aber, in den geistlichen Stand zu treten. Erwerb suchend, wurde er der Bediente einer Gräfin, in deren Dienst er aus jugendlichem Leichtsinne sich des Diebstahls eines seidenen Bandes schuldig machte. Nach einem längeren Aufenthalte in Turin kehrte er wieder zur Frau von Warens zurück und begann nun regelmäßige Studien, besonders in der Musik, und konnte bald als Musiklehrer in Lausanne, Neuenburg und Chambery auftreten. Da er aber in dieser Laufbahn kein Glück machte, kehrte er wieder zur Beschützerin zurück, welche ihm die Aufsicht über ihr Landgut übertrug. Doch auch diese Beschäftigung mißfiel ihm und er begab sich nach Paris, wo er bald in solche Noth kam, daß er sich durch Notenschreiben seinen Unterhalt verdienen mußte, und gerne dem Rufe des französischen Gesandten folgte, welcher ihn als Sekretär mit sich nach Venedig nahm. Doch kurze Zeit nachher traf Rousseau wieder in Paris ein, wo er wiederum als Musiker auftrat, aber nebenbei auch einige Artikel in die große

Encyklopädie von Diderot schrieb. Als er 1750 diesen Gelehrten, welcher im Gefängnisse von Vincennes saß, besuchen wollte, kam ihm zufällig eine Preisaufgabe der Akademie von Dijon zu Gesicht, über den Einfluß der Künste und Wissenschaften auf die Sitten. Diese Aufgabe füllte sein Inneres mit so vielen Ideen und Vorschlägen zur Verbesserung des sittlichen Zustandes seiner Zeit, daß er dem inneren Drange nachgab und die Lösung der Aufgabe unternahm. Seine Arbeit (Discours), in welcher er den Einfluß der Bildung und Aufklärung als einen schädlichen bezeichnete, wurde mit dem Preise gekrönt und Rousseau's Laufbahn als Schriftsteller war entschieden. Zunächst war seine Thätigkeit darauf gerichtet, alle die verdammenden Urtheile zu widerlegen, welche von allen Seiten über ihn ausgesprochen wurden, und da in seinen Widerlegungen seine vorzüglichen Geistesgaben gegenüber der Geistesleere seiner Angreifer in ein äußerst günstiges Licht traten, so dienten diese Angriffe nur dazu, seinen einmal erworbenen Ruhm zu befestigen. Um diese Zeit erhielt Rousseau Briefe von der Frau von Warens, in welchen sie ihm klagte, daß sie in den dürftigsten Umständen lebe. Er schickte ihr 240 Franken, fast sein ganzes Vermögen, und bedauerte, ihr nicht mehr geben zu können. Nicht lange nachher starb die arme Frau in der größten Noth. Ein musikalisches Werk, welches er 1753 aufführen ließ, erntete einen solchen Beifall, daß man ihn dafür bezahlen wollte; da er aber für keine seiner Schriften Geld annahm, so verlangte er statt der Belohnung einen freien Platz in der französischen Oper, der ihm auch bewilligt wurde. Selbst der König wünschte, ihn zu sprechen, und bot ihm einen Jahrgehalt an; Rousseau verbat sich Beides. Doch gelang es ihm nicht, in der nächsten Zukunft diese Gunst der musikalischen Welt zu behaupten; denn eine Schrift über die französische Musik zog ihm erbitterte Feinde zu, welche ihn sogar für sein Leben fürchten ließen. Um sich vor unaufhörlichen Beleidigungen zu sichern, begab er sich 1754 nach Genf, wo er wegen seiner Religionsänderung das Bürgerrecht verloren hatte. Nachdem er hier wiederum zur reformirten Kirche übergetreten war und in alle Rechte eines freien Bürgers dieser Stadt eingesetzt worden war, reiste er nach Savoyen, wo er sich eine Zeit lang in Chambery aufhielt. Während seines Aufenthaltes in dieser Stadt schrieb er seine Abhandlung über die Ungleichheit der Menschen, in welcher er die große Welt wegen ihres äußeren Prunkes und

Scheines verdammt und den Naturzustand der Menschen als den glücklichsten preist. „Kommt", rief er seinen Brüdern zu, „kommt in die Wälder und werdet Menschen!"

Auf dringende Einladung kehrte er wieder nach Frankreich zurück und ließ sich in Montmorency in der Nähe von Paris nieder. Hier verlebte er seine glücklichsten und für die Welt bedeutungsvollsten Tage. Die erste Arbeit, durch welche er großes Aufsehen machte, war seine „neue Heloise"; ein Roman, in welchem er vortreffliche Anleitungen zur Landwirthschaft, zum Hauswesen, zur Kindererziehung und zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Herzens ertheilt. Um so tiefer war die Wirksamkeit dieses Buches, da die Erziehung der Kinder, welche in Frankreich bisher entweder ganz vernachlässigt, oder auf falsche Grundsätze gestützt war, durch dasselbe wieder verbessert wurde. Schon dieses erste Buch hatte Rousseau's Namen berühmt gemacht; noch berühmter wurde er durch seinen „gesellschaftlichen Vertrag" und durch seinen „Emil". In der ersten Schrift greift Rousseau die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit an, stellt die Gleichheit aller Menschen als die Bedingung eines jeden Staates dar und bezeichnet die Volksherrschaft (Demokratie) als die würdigste Form, das Wohlbefinden des Volkes als den höchsten Zweck desselben. In seinem „Emil" führt er weiter aus, was er in der „Heloise" begonnen hatte, nämlich seine Grundsätze über Erziehung der Kinder, welche er auf Natur und Elternliebe gründete. Doch diese beiden letzten Werke zogen ihm schwere Verfolgungen zu. Kaum hatte der „Emil" die Presse verlassen, so beschloß das Parlament (oberster Gerichtshof) von Paris, daß derselbe durch den Scharfrichter verbrannt und sein Verfasser gefangen gesetzt werden sollte. Die Obrigkeit von Genf, welche von diesen Schriften große Aufregung der Bürger besorgte, ließ das einzige Exemplar, welches sich in der Stadt fand, auch durch den Henker verbrennen und den Verfasser ebenfalls zur Gefängnißstrafe verdammen.

Rousseau erfuhr in Montmorency das Schicksal seines Buches und dasjenige, mit welchem er bedroht war und floh nach Yverdon im Gebiete von Bern. Der dortige Landvogt nahm ihn auf, wie einen Freund, und verschaffte ihm alle die Hülfe, welche der kranke Flüchtling bedurfte. Doch schon nach acht Tagen kam der Befehl von Bern, den flüchtigen Rousseau nirgends im Gebiete des Kantons zu dulden.

Daher floh der Verfolgte nach Moitiers-Travers, in den Gebirgen von Neuenburg, über welches damals der König von Preußen, Friedrich der Große, herrschte. Von dem schottischen Edelmanne Georg Keith, welcher im Namen des Königs hier gebot, erhielt Rousseau jeglichen Schutz, und Montmollin, der Pfarrer des Ortes, nahm ihn mit aller Freundschaft auf. Als Rousseau eines Tages seinem neuen Freunde erklärte, daß es ihn dränge, mit der Gemeinde das Abendmahl zu genießen, erlaubte es ihm dieser, nachdem er die Einwilligung der Vorsteher erhalten hatte. Rousseau hatte nämlich in seinen Schriften Vieles gegen die Religion geschrieben, so daß ihn keine Kirche mehr als ihren Angehörigen betrachtete, und jene Wiederanerkennung hatte er von Montmollin nur durch das Versprechen erhalten können, daß er nie mehr wider Religion und Kirche schreiben wolle. Unterdessen hatte ihn der Erzbischof von Paris als Ketzer erklärt und gegen diesen Vorwurf vertheidigte er sich in einem eigenen Briefe an diesen Prälaten. Gegen das Urtheil des Rathes von Genf schrieb er seine „Briefe vom Berge", in welchen er die Geistlichkeit dieser Stadt auf's heftigste bekämpfte. Durch diese letzten Schriften entfernte er den Prediger Montmollin von sich, der ihm nicht nur eine fernere Theilnahme am Abendmahl untersagte, sondern sogar öffentlich gegen ihn predigte. Feierlich wurde er vor die kirchliche Behörde geladen zur Rechtfertigung seines Glaubens; er erschien nicht, wegen Krankheit, wie er sich schriftlich entschuldigte. Vergebens nahm ihn der König von Preußen in seinen besondern Schutz gegen die Verfolgungen, welche ihm droheten. Es gelang dem aufgebrachten Montmollin, die Bewohner des Dorfes so gegen Rousseau aufzuwiegeln, daß er, so oft er sich auf der Straße nur sehen ließ, mit Fluchen und Drohungen verfolgt wurde. Endlich stürmte der aufgeregte Haufen sogar in einer Nacht in sein Haus, brach die Thüren ein, zerschmetterte die Fenster und drohete, ihn zu tödten. Rousseau rettete sich jedoch mitten durch die Tobenden, ohne daß es Einer wagte, Hand an ihn zu legen. Er floh auf die bernerische Petersinsel im Bielersee; doch schon nach drei Wochen kam ihm der Befehl, das Gebiet Berns zu verlassen. Bei der kalten Jahreszeit und mit krankem Körper entschloß er sich, bei seinem Freunde Keith, welcher sich damals in Berlin befand, eine Zuflucht zu suchen. Auf der Reise erhielt er in Straßburg in einem Briefe von Hume, dem großen englischen Geschichtschreiber, welcher als Gesandtschaftssekretär

damals in Paris sich befand, eine Einladung, nach England zu gehen. Bald gerieth er jedoch mit Hume in Feindschaft und begab sich 1770 wieder nach Paris, wo er seine in England angefangenen „Bekenntnisse (Confessions)" beendigte und sein Wörterbuch der Botanik herausgab. Er verheirathete sich und ernährte sich wieder dürftig durch Notenabschreiben. Mit herannahendem Alter wurde er immer empfindlicher, und durch allerlei Neckereien brachten es endlich seine Feinde so weit, daß er keinem Menschen mehr traute. Da sein Vermögen ganz auf die Neige gekommen war und er keine Geschenke annehmen wollte, so entschloß er sich 1777, die Hauptstadt zu verlassen und auf dem Lande sein Leben zu beschließen. Zu seinem Aufenthalte wählte er das Landgut des Marquis von Girardin zu Ermenonville, neun Stunden von Paris. Hier wohnte er mit seiner Gattin in einem kleinen Hause unweit vom Schlosse bis an seinen Tod, welcher am 2. Juni 1778 erfolgte. Am Morgen dieses Tages stand er nach seiner Gewohnheit frühe auf, machte einen Spaziergang und kam zum Frühstücke wieder nach Hause. Dann kleidete er sich an, um auf das Schloß zu gehen. Plötzlich fühlte er sich unwohl; große Schwäche hatte seinen ganzen Körper ergriffen. Er ließ sich auf einen Stuhl nieder und sank todt zur Erde.

Am 11. Oktober 1794 wurde Rousseau in's Pantheon unter Frankreichs berühmteste Männer aufgenommen, und selbst die verbündeten Monarchen ehrten ihn 1815 bei ihrem Einzuge in Paris, indem sie im Andenken an ihn Ermenonville mit allen Kriegslasten verschonten.

Rousseau's Grab, gegrüßet seist du mir!
Fried' und Ruh' den Trümmern deines Lebens!
Fried' und Ruhe suchtest du vergebens,
Fried' und Ruhe fand'st du hier!

Die Kämpfe der Bürgerschaft von Genf.

Als die Stadt Genf durch den Tod ihres geschworenen Feindes, des Herzogs Carl Emmanuel von Savoyen, keine Gefahr von Außen mehr zu fürchten hatte, entwickelte sich in ihrem Inneren ein Zustand,

welcher im achtzehnten Jahrhunderte zu verschiedenen bürgerlichen Kämpfen führte. Viele durch Reichthum begünstigte Geschlechter hoben sich allmälig über ihre Mitbürger empor und bildeten einen eigenen Stand welcher die Herrschaft über die Stadt in Anspruch nahm. Diese Erscheinung, welche wir in verschiedenen schweizerischen Kantonen als die Ursache des hartnäckigsten Widerstandes von Seiten der Bürger kennen gelernt haben, hatte auch zu Genf die gleichen Folgen. Streng von einander geschieden waren folgende Stände: Die Altbürger (citoyens), welche den Zutritt zu den hohen Staatsämtern inne hatten; die Neubürger (bourgeois), welche nur in den großen Rath wählbar waren, sonst aber alle Freiheiten und Rechte der Bürgerschaft hatten; und die Eingeborenen (natifs), Nichtbürger, welche in der Stadt geboren worden waren, und Einsaßen (habitants), welche sich niedergelassen hatten. Die beiden letzten Stände waren im Handel und Erwerbe beschränkt und nahmen keinen Antheil an der Bürgerversammlung, in deren Händen ein großer Theil der gesetzgebenden Gewalt, besonders aber auch die Entscheidung über die Abgaben lag.

Schon im Jahre 1706 erhob sich die Genfer Bürgerschaft gegen die Obrigkeit und verlangte Gleichheit der bürgerlichen Rechte; aber alle Versuche, auf gütlichem Wege das Verlangte zu gewinnen, scheiterten an dem Widerstande der Geschlechter, welche ihre Vorrechte mit äußerster Anstrengung behaupteten. Als jedoch die Bürgerschaft immer schwieriger wurde, vermittelten Zürich und Bern eine Aussöhnung, durch welche derselben manche Zugeständniße gemacht werden mußten. Kaum waren jedoch die Geschlechter wieder im Besitze der Gewalt, so übten sie unedle Rache, indem sie das Haupt der Bürgerschaft, den Advokaten Fatio, hinrichten ließen und die Stadtwache vergrößerten, um die Bürger für die Zukunft von ähnlichen Versuchen abzuschrecken. Obgleich nun dieser Zweck für einige Zeit erreicht war und die Bürgerschaft sogar auf die errungenen Rechte wieder Verzicht leistete, so glimmte doch der Funke unter der Asche und brach zwei Jahre später in helle Flammen wieder aus.

Die Ursache zu dem Wiederausbruche der Feindseligkeit zwischen den Bürgern und ihrer Regierung, war die Anlage von Festungswerken um die Stadt, welche sowohl durch die Lage Genf's, als besonders auch durch die Vergrößerungsplane Ludwigs XIV. von Frankreich gerechtfertigt war. Doch erlaubte sich der Rath, zur Ausführung des

Planes eine harte Auflage auf zehn Jahre eigenmächtig auszuschreiben, und verfuhr bei der Wegnahme vieler zum Baue nöthigen Grundstücke willkührlich. Gegen diese eigenmächtigen Handlungen erhoben sich die Bürger abermals, aufgerufen durch viele Druckschriften, in welchen der Bauplan und die Handlungsweise der Regierung auf gleich bittere Weise getadelt waren. Durch Verbannungsurtheile und Vermögenseinziehung wußte der Rath noch einmal für kurze Zeit den Sturm zu beschwören. Als aber die Zeit der Auflage abgelaufen war und der Rath eine Erneuerung derselben in milderer Form verlangte, machte die Bürgerschaft Einwendungen dagegen und verlangte Herstellung des ihr zustehenden Rechtes, die Auflagen zu bewilligen. Der Rath antwortete mit Vertheidigungsanstalten. Das Gerücht, es zögen Truppen von Bern zur Unterstützung des Rathes herbei, rief die Bürger zur Einigung. Sie bewilligten die Weiterführung des Festungsbaues und ertrotzten die Entlassung einiger Glieder des Rathes. So war wieder eine Zeit scheinbarer Aussöhnung eingetreten, allein der gegenseitige Groll war nicht verschwunden. Der Rath ließ es geschehen, daß diejenigen seiner Glieder, welche der Sache der Bürger anhingen, in seiner Mitte beschimpft wurden, und die Bürger verfolgten schonungslos jeden, von dem sie wußten, daß er ihrer Sache abhold war. Endlich 1737 kam es sogar zum blutigen Kampfe, welcher durch die Verhaftung und Verurtheilung mehrerer Bürger, vor Allem aber durch das übermüthige Benehmen der Anhänger des Rathes herbeigeführt wurde. Dieser Kampf führte zum Siege der Bürger und zu einer Vermittelung, welche Frankreich, Zürich und Bern zu Stande brachten und die bürgerliche Freiheit erweiterte. Mit dankbarer Freude begrüßte Genf's Bürgerschaft das kostbare Geschenk, von welchem man sich für die Zukunft Glück und Segen versprach. Und wirklich waren die 24 folgenden Jahre eine Zeit, in welcher Handel und Gewerbe unter dem Schutze des tiefsten Friedens einen mächtigen Aufschwung nahmen und die Stadt in einen blühenden Zustand brachten.

Es war im Jahre 1762, als der Rath von Genf den „Emil" und den „gesellschaftlichen Vertrag" von Rousseau durch Henkershand verbrennen ließ, um die in beiden Büchern enthaltenen verderblichen Lehren im Keime zu ersticken, und besonders um unter den Bürgern der Stadt den Gedanken an die in denselben ausgesprochene Herrschaft des Volkes (Demokratie) niederzuhalten. Dieses Verfahren erregte Un-

willen unter den Bürgern, welche in den Schriften ihres Mitbürgers das wieder gefunden hatten, was schon längst in ihrer Absicht gelegen. Als dann Rousseau's Verwandte eine Abschrift des Urtheils verlangten und der Rath dieselbe verweigerte, entschloß sich die Bürgerschaft, den Entscheid der Sache vor die Bürgerversammlung zu ziehen. Diesem Beginnen trat der Rath mit aller Macht entgegen und behauptete, er habe das Recht, alle Vorstellungen der Bürgerschaft, welche ihm grundlos oder bedenklich schienen, abzuweisen, (**droit négatif**). Die Bürger hingegen bestanden mit gleicher Festigkeit auf dem Rechte, jeden Gegenstand in ihrer Versammlung in Berathung ziehen zu können. Aus diesem Widerstande entstanden zwei Parteien, die der Negatifs und diejenige der Repräsentanten, welche in Wort und Schrift einander bekämpften, bis sich die vermittelnden Regierungen abermals in's Mittel schlugen. Ein dem Rathe günstiger Vorschlag zur Ausgleichung wurde von den Bürgern verworfen, sogar seine Bekanntmachung gewaltsam verhindert. Endlich verglichen sich die beiden Parteien in einer der Bürgerschaft günstigeren Anordnung. Sie erhielt das Recht, die Hälfte der Mitglieder des großen Rathes zu wählen und jährlich vier Glieder des kleinen Rathes abzurufen; zugleich wurde die endliche Abfassung des schon 1738 verordneten Gesetzbuches verheißen. Auch die Natifs erhielten viele neue Begünstigungen, indem ihre Erwerbsfreiheiten erweitert wurden; ein Zugeständniß, welches sie hauptsächlich den Bemühungen Frankreichs zu verdanken hatten, welches Alles aufbot, um Genf's Handel und Industrie in das benachbarte Versoix zu ziehen.

Die Aussöhnung, welche durch diese Uebereinkunft von 1768 zu Stande gekommen war, war nur eine scheinbare; die Gemüther waren um so weniger durch dieselbe befriedigt, als sie der Denkweise der streitenden Parteien nicht entsprach. Der Rath, welcher das Recht unumschränkter Herrschaft in Anspruch nahm, war verletzt durch die Zugeständnisse, welche er nothgedrungen den Bürgern hatte machen müssen. Die Bürger, die zwar jene neu errungenen Rechte mit Freuden begrüßten, sahen sich in ihrem Interesse bedroht durch die Erweiterung des Erwerbes, welche sie den Natifs zugestanden hatten. Selbst die Natifs konnten nicht vergessen, daß sie ihre größere Freiheit durch den Tod und die Verbannung mehrerer ihrer Genossen hatten erkaufen müssen. Die Gelegenheit, bei welcher diese verschiedenen Stimmungen an den Tag traten, fand sich bald; denn als die ersten Arbeiten für das

neue Gesetzbuch vorgelegt wurden, zeigte es sich nur zu gut, daß der Rath darauf bedacht war, seine erloschenen Vorrechte wieder zur Geltung zu bringen, und daß auch die Bürger die den Natifs gemachten Zugeständnisse zu beschränken trachteten. Dieser letzte Umstand brachte eine Verbindung zwischen den Geschlechtern und den Natifs hervor, in welcher jene diesen große Rechte zugestand. Auf diese Weise bedroht, griffen die Repräsentanten zu den Waffen. Die Negatifs und die Natifs wurden gezwungen, ihre Waffen abzuliefern; aber die Sieger wußten die Natifs dadurch wieder für sich zu gewinnen, daß sie ihnen (1781) in vielen Stücken Gleichheit der Rechte mit den Bürgern einräumten und die Erlangung des Bürgerrechtes erleichterten. Die vermittelnden Regierungen von Frankreich, Zürich und Bern schritten abermals ein; sahen aber ihre Bemühungen, die Parteien zu vergleichen, mit so geringem Erfolge gekrönt, daß alle ihre vermittelnde Stellung zu Genf aufgaben und Frankreich sogar sich entschloß, nöthigenfalls mit Waffengewalt die Herrschaft der Bürger in Genf zu vernichten. Es mußte nämlich der Regierung dieses Landes gefährlich scheinen, wenn dicht an seiner Grenze eine freie Bürgerschaft wohne, die durch ihr Beispiel den Geist der Freiheit leicht in Frankreich verbreiten könnte. Die Drohung Frankreichs bestimmte den Rath, die den Natifs gemachten Einräumungen in Frage zu ziehen; was diese so empörte, daß sie in einem wilden Aufstande losbrachen. Es floß Blut in den Straßen der Stadt. Die Repräsentanten wurden die Retter des Rathes und nach verschiedenen Unterhandlungen setzten sie einen Sicherheitsausschuß von 12 Mitgliedern ein, welcher den Auftrag hatte, alle für die Sicherheit des Staates nothwendigen Maßregeln zu ergreifen. Mit dieser Maßregel war der Sturz der bisherigen Regierung und die Herstellung der Volksherrschaft ausgesprochen, und Frankreich schritt daher ohne Verzug zur Erfüllung seiner Drohung. Es verband sich mit Savoyen und Bern, und von diesen drei Seiten zogen Truppen herbei, um die alte Ordnung der Dinge in der Stadt wiederherzustellen. Schon lagen 11,000 Mann um die Stadt, als die Bürger noch in hoher Begeisterung schwuren, sich unter den Trümmern ihrer Vaterstadt begraben zu lassen. Als aber starke Batterien um die Stadt aufgeworfen, als die ernsthaftesten Anstalten zum Angriffe gemacht wurden und kriegskundige Männer die Unhaltbarkeit der Festungswerke und die Unmöglichkeit einer erfolgreichen Vertheidigung

darthaten, sank der Muth derjenigen, welche bisdahin zum hartnäckigsten Widerstande angefeuert hatten. Nach einem schrecklichen Tumulte öffnete die entzweite Stadt ihre Thore und Todesschrecken zog mit den Ueberwindern in Genf's Mauern ein. Die angesehensten Häupter der Bürgerpartei, unter ihnen Clavière, wurden verbannt, die errungenen Freiheiten der Bürger vernichtet und die Natifs ihnen fast gleich gestellt. Die alte Regierung wurde wieder eingesetzt und mit überwiegender Gewalt ausgestattet. Unter dem Schutze ihrer mächtigen Gönner, welche die Stadt beinahe zwei Jahre lang durch eine starke Besatzung im Zaume hielten, herrschten wieder die Geschlechter im Glauben, die wieder gewonnene Gewalt könnte ihnen durch keinen Sturm mehr entrissen werden.

Die französische Revolution.

In Frankreich hatte sich unter Ludwig XIV. die unumschränkte Königsmacht ausgebildet, und die Furcht und die Bewunderung, welche die Persönlichkeit des Königs und der Glanz seiner Regierung einflößten, waren ihre kräftigsten Stützen geworden. Sein Nachfolger Ludwig XV. war der ererbten Macht in keiner Hinsicht gewachsen und verminderte durch unrühmliche Kriege das äußere Ansehen Frankreichs. Noch drückender für das Land war jedoch die ungeheuere Schuldenlast, welche nach Ludwig XIV. Tode schon sich auf 2500 Millionen Franken belief, und während der Regierung seines Nachfolgers die hohe Summe von 4000 Millionen erreichte. Die Bevölkerung Frankreichs war nun in drei verschiedene Stände geschieden, Adel, Geistlichkeit und Bürgerstand. Der dritte Stand (tiers état) war nicht allein höher besteuert, als Adel und Geistlichkeit, sondern auf ihm lasteten noch andere Pflichten, welche er den beiden anderen Ständen zu leisten hatte. Unzufriedenheit gegen die mit der wachsenden Staatsschuld auch zunehmende Steuerlast, war schon lange in diesem Stande heimisch geworden. Doch auch in den beiden andern Ständen, den privilegirten, zeigte sich vielfaches Mißbehagen. Der jüngere Adel war mißvergnügt über die Bevorzugung, welche der ältere am königlichen Hofe genoß, und die

niedere Geistlichkeit, welche meist in Dürftigkeit lebte, hegte Unwillen gegen die höhere, welche im Genusse reicher Einkünfte schwelgte und im Hofleben die Pflichten ihres Amtes vergaß. Die auf diese Weise in Frankreich verbreitete Unzufriedenheit wurde durch geistreiche, aber auch durch leichtfertige Schriftsteller genährt und gesteigert, indem sie die bestehenden Zustände angriffen und das Verlangen nach Verbesserung derselben hervorriefen. Um so gefährlicher war jedoch ihre Wirksamkeit, da ein großer Theil derselben die schon an und für sich tief gesunkene Sittlichkeit und Religiosität untergrub. Dieß war die Lage der Verhältnisse, als der zwanzigjährige Ludwig XVI. 1774 den Thron bestieg, ein verständiger, sittenreiner Herrscher, voll Verlangen sein Volk glücklich zu machen, aber ohne Selbstvertrauen und festen Willen. Er folgte deßhalb oft verderblichem Rathe, und obgleich er manche Verbesserung im Staatswesen hervorrief, so befriedigte er die Erwartungen seiner Unterthanen doch nicht, da durch die Unterstützung der nordamerikanischen Freistaaten in Frankreich selbst republikanische Ansichten eingewandert waren. Der Genfer, Necker, welchen Ludwig an die Spitze des zerrütteten Staatshaushaltes berufen und welcher durch Ordnung und Sparsamkeit eine Verminderung der Abgaben zu erzwecken versucht hatte, wurde verdrängt. Einer seiner Nachfolger vermehrte durch Verschwendung die an sich schon große Schuldenlast, so daß der König veranlaßt wurde, die Notablen (Abgeordnete des Adels und der Geistlichkeit) zusammenzurufen, um von ihnen die Beistimmung zu einer neuen Besteuerung zu erlangen. Da jedoch auch diese Absicht fehlschlug, und das Parlament von Paris erklärte, nur die Reichsstände*) seien befugt, neue Steuern aufzulegen, so folgte Ludwig dem Rathe Neckers, welcher indessen zum Minister erhoben worden war. Er rieth nicht nur die Einberufung der Stände, sondern auch eine doppelte Vertretung des dritten Standes, so daß derselbe durch 600 Abgeordnete vertreten war. Da

*) Philipp, der Schöne, hatte schon 1302 dem Bürgerstande das Recht gegeben, sich durch eigene Abgeordnete bei den Berathungen vertreten zu lassen, welche der König mit Abgeordneten des Adels und der Geistlichkeit über Staatsangelegenheiten zu halten gewohnt war. Die Versammlungen dieser Abgeordneten hießen Reichsstände (états généraux). Seit 1614 waren sie nicht mehr versammelt gewesen. Die Abstimmung geschah nach Ständen, so daß, wenn Adel und Geistlichkeit zusammenhielten, der Bürgerstand unterliegen mußte.

der König versäumt hatte, Etwas über die Form der Berathungen festzusetzen, so entspann sich bald nach der Versammlung der Stände in Versailles ein Streit, ob nach Ständen oder nach Köpfen abgestimmt werden sollte. Da nun die beiden privilegirten Stände durchaus auf der alten Abstimmungsweise beharrten, so trennte sich der dritte Stand von ihnen und berieth für sich allein über die Angelegenheiten des Staates unter dem Namen Nationalversammlung. Viele Glieder des Adels und der Geistlichkeit gingen zu ihr über, und dieß veranlaßte den König, alle weiteren Versammlungen zu verbieten. Aber ein solches Verbot wurde nicht anerkannt; vielmehr traten die Abgeordneten der Nationalversammlung zusammen und schwuren nicht eher in ihre Heimat zurückzukehren, als bis sie Frankreich eine zeitgemäße Verfassung gegeben hätten. Der König willigte ein, doch ließ er sich verleiten, seinen Minister Necker, den man wegen seiner Vorschläge als Volksfreund ehrte, zu verbannen und Truppen um Paris zusammenzuziehen. Dieß ward von den Feinden des Hofes benutzt, um das Volk von Paris aufzuregen. Am 14. Juli 1789 wurde die Bastille, ein Staatsgefängniß, welches verhaßt war, weil schon so mancher Freund der Volksfreiheit in seinen Kerkern geschmachtet hatte, erstürmt und zerstört, die dreifarbige Kokarde aufgesteckt und eine Nationalgarde unter General Lafayette gebildet. Ludwig entfernte die Truppen, rief Necker zurück und schien durch eine Reise nach Paris Alles zu billigen. Im ganzen Lande entstanden nun in Folge der Pariser Ereignisse Aufstände des Volkes gegen seine Dränger, und eine große Menge adeliger Herren, unter ihnen des Königs Bruder, der Graf von Artois, wanderten aus. Am 4. August hob endlich die Nationalversammlung alle Vorrechte des Adels auf, führte Gleichheit der Abgaben und freien Zutritt zu den Staatsämtern ein und nahm der Geistlichkeit den Zehnten. Zugleich erließ sie eine Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers, welche von nun an das oberste Gesetz im Staate bilden sollten. Die Macht des Königs wurde auf das Recht beschränkt, die Beschlüsse der Nationalversammlung zu genehmigen, oder zu verwerfen. Die Zögerung des Königs, diese Beschlüsse bekannt zu machen, und die Anstalten, welche getroffen wurden, jedes Weitergehen der Versammlung zu verhindern, reizten das Volk von Paris auf's Neue. Trotz den Maßregeln Lafayette's zog das Volk nach Versailles, drang in den königlichen Palast und zwang den König, sich sogleich nach Paris zu bege-

ben, wohin ihm die Nationalversammlung folgte. An dem neuen Versammlungsorte nahmen die Gemäßigten, von denen Viele die Erhaltung des alten Zustandes wünschten und sich daher entfernt hatten, die rechte, die Heftigeren oder die Partei des Volkes (unter ihnen Robespierre, der Abgeordnete von Arras) die linke Seite ein. Gesellschaften (Klubbs) dienten den Parteien zur Vereinigung und Vorberathung, und da die Anhänger der Volkspartei sich in einem aufgehobenen Jakobiner-Kloster zu versammeln pflegten, so nannte man sie bald Jakobiner; ein Name, welchen alle Gesellschaften trugen, die sich als abhängige Vereine durch das ganze Königreich bildeten. Die Güter der Geistlichkeit und des Königs wurden eingezogen, Assignate, welche durch die übergroße Zahl bald werthlos wurden, ausgefertigt, die Klöster aufgehoben, der Erbadel abgeschafft und Frankreich in 83 Departements eingetheilt. Die Auswanderungen nahmen zu; denn die heftigsten Feinde des Königs und des Adels, wie Danton, gelangten zu immer größerem Einflusse und die Aufregung des Volkes wurde durch heftige Zeitungsschreiber, wie Marat, immer gefahrdrohender. Selbst die Sicherheit des Königs war bedroht; deßhalb floh er aus Paris, wurde aber, während sein Bruder, der Graf von Provence, die Grenze glücklich erreichte, in Varennes angehalten und als Gefangener zurückgeführt. Im September 1791 wurde die neue Verfassung vollendet und die Gemäßigteren hatten es dahin zu bringen gewußt, daß dem Könige wenigstens seine Würde blieb; seine Rechte und seine Macht fielen aber den Volksvertretern zu.

An die Stelle der sich auflösenden (konstituirenden) Nationalversammlung trat am 1. Oktober 1791 die gesetzgebende Versammlung, in welcher sich sogleich zwei Parteien gegenüber traten: diejenigen, welche die Erhaltung der neuen Verfassung wollten (die Feuillans), und die Jakobiner, welche die Errichtung einer Republik anstrebten, unter denen die talentvolleren und beredteren, die Girondisten, noch einige Mäßigung bewahrten. Der König wählte zuerst seine Minister aus den Anhängern der neuen Verfassung; doch mußten sie bald den unausgesetzten Angriffen der Jakobiner weichen. Hierauf besetzte der König die erledigten Stellen mit Girondisten, welche ihn drängten, im April 1792 den Krieg an Oesterreich und das mit ihm verbundene Preußen zu erklären, die sich der Sache des Königthums und der Ausgewanderten neben andern Höfen angenommen hatten. Als er

aber mit ihren drohenden Forderungen nicht mehr übereinstimmte, sie wieder entließ und nicht alle Beschlüsse der Nationalversammlung bestätigen wollte, so suchten die Jakobiner und vorzüglich die Girondisten, ihn zu schrecken. Am 20. Juni 1792 drang das Volk von Paris, verstärkt durch Banden aus Marseille, in die Tuilerien; jedoch ohne Erfolg. Allein, um seine Absetzung herbeizuführen, bewirkten hauptsächlich Danton und seine Genossen nach Herbeirufung neuer Schaaren von Marseille am 10. August einen neuen Angriff auf die Tuilerien, wo man den Mittelpunkt der Unternehmungen suchte, welche die Ausgewanderten und die mit ihnen verbundenen Mächte gegen Frankreich machten; schon war nämlich ein preußisch-österreichisches Heer zum Schutze des Königs aufgebrochen, und schon hatte sich Sardinien dem Bunde wider Frankreich angeschlossen. Der König, durch arglistigen Rath bestimmt, suchte Schutz in der Nationalversammlung, und die Schweizertruppen, welche ohne Verhaltungsbefehle geblieben waren und Widerstand leisteten, wurden ermordet. Der König wurde des Thrones entsetzt und mit seiner Familie in den Tempelthurm in strenge Haft gebracht. Alle Gefängnisse wurden mit Adeligen und Geistlichen überfüllt, deren Ermordung Danton, jetzt Justizminister, vom 2. bis 7. September anordnete oder geschehen ließ, um die Einnahme von Verdun durch das feindliche Heer an denen in Paris zu rächen, von denen man vermuthete, sie stünden mit den auswärtigen Feinden im Einverständnisse, und um die Anhänger des Königs und des alten Regiments von einer Erhebung im Innern abzuschrecken.

Während die französischen Heere gegen die bedrohten Grenzen eilten und die eingedrungenen Feinde zum Rückzuge nöthigten, trat am 21. September eine neue Nationalversammlung, der Nationalkonvent, zusammen und erklärte Frankreich für eine Republik. In diesem Konvente traten nun drei Parteien auf: die Girondisten unter Roland, Brissot, Vergniaud u. s. w., welche einen geordneten gesetzlichen Zustand herbeiführen und besonders das entfesselte Volk wieder in die Schranken des Gehorsams bringen wollten; und die Bergpartei der Jakobiner unter Robespierre, Danton und Marat, welche den Aufstand fortzusetzen bestrebt waren und sich durch Benutzung der aufgeregten Volksmasse die Herrschaft über Frankreich zu sichern gedachten. Zwischen ihnen standen die Parteilosen und Furchtsamen, die Ebene oder spottweise der Sumpf genannt. Nachdem der General Dumouriez

fast ganz Belgien erobert, nachdem Custine Trier, Speier und Mainz eingenommen, nachdem die Generale Montesquiou und Anselm Savoyen und Nizza besetzt hatten; nachdem — mit Einem Worte — die Revolution über ihre inneren und äußeren Feinde triumphirt hatte, klagte die Parthei der Jakobiner, welche am meisten Thatkraft besaß, den König an, er stehe mit den Feinden Frankreichs in geheimem Einverständnisse und habe Gewalt gegen Pariser Bürger in Anwendung gebracht. Obgleich der unglückliche Monarch sich selbst mit Würde vertheidigte, obgleich Deseze und Malesherbes mit der edelsten Beredsamkeit seine Unschuld darthaten, wurde er doch zum Tode verurtheilt und am 21. Januar 1793 mit der Guillotine hingerichtet. Nachdem nun die Jakobiner den mit unumschränkter Macht versehenen Wohlfahrtsausschuß von dem Ausschusse der allgemeinen Vertheidigung, dem Sicherheitsausschusse, getrennt und mit ihren Anhängern besetzt, nachdem sie in dem sogenannten Revolutionsgerichte sich eine furchtbare Waffe wider ihre Gegner geschaffen hatten; begannen sie den Kampf gegen die Girondisten. Diese wurden des Einverständnisses mit dem General Dumouriez angeklagt, welcher am 4. April 1793 nach einer erlittenen Niederlage, für die er vom Konvente zur Rechenschaft gezogen werden sollte, zu den Oesterreichern überging. So des Verrathes gegen die Republik beschuldigt, wurden sie am 2. Juni geächtet und die nicht entkommenden verhaftet. Eine neue Verfassung für die Republik wurde bekannt gemacht, aber zugleich beschlossen, daß das ganze Land im Aufstande bleiben sollte, bis sie überall angenommen worden sei. Dadurch wurde eine Schreckensherrschaft begründet, an deren Spitze Robespierre als Haupt des Wohlfahrtsausschusses stand. Zahllose Revolutionsausschüsse bildeten sich in Frankreich, mit der Guillotine herumziehende Revolutionsarmeen vollzogen ihre Aussprüche; die Königin, die Orleanisten, die Girondisten wurden hingerichtet, die christliche Religion abgeschafft und ein sogenannter Vernunftgottesdienst befohlen. Der Pariser Gemeinderath, an seiner Spitze Hebert und der menschlicher gewordene Danton, trat dem allmächtigen Robespierre entgegen, welcher jedoch auch sie überwand und auf die Guillotine schickte. Nachdem Robespierre noch durch den Konvent den Glauben an Gott und die Unsterblichkeit hatte beschließen lassen, fing auch sein Stern an, zu erlöschen. Am 27. Juli 1794 wurde er verhaftet und am folgenden Tage mit mehreren Anderen hingerichtet.

Der Krieg, welcher im Anfang des Jahres 1793 von Frankreich an England, die Niederlande und Spanien erklärt wurde, rief die erste große Verbindung (Coalition) der europäischen Mächte gegen Frankreich hervor: Rußland, Sardinien, Spanien, Neapel, Preußen, Oesterreich, Portugal, Toskana und mehrere deutsche Reichsfürsten traten gegen Frankreich unter die Waffen. Da erhob sich das französische Volk in Masse und warf sich in wilder Begeisterung den feindlichen Heeren entgegen, welche allenthalben gegen seine Grenzen heranrückten. 1795 war Holland erobert und in die batavische Republik verwandelt; im gleichen Jahre schlossen Toskana und Preußen Frieden. Letzteres überließ in dem Frieden von Basel den Franzosen das linke Rheinufer und Holland, und erklärte den Norden Deutschlands für neutral, während im Süden der Kampf fortdauerte. In Italien siegte der junge General Napoleon Bonaparte über Oesterreich und Sardinien, und zwang Neapel und den Papst und die übrigen italischen Staaten zum Frieden. Nachdem Oesterreich durch neue französische Siege noch schwerer gedemüthigt und das Gebiet der Republik Venedig besetzt worden war, schloß Bonaparte, gestützt auf die Friedensunterhandlungen von Leoben, am 17. Oktober 1797 den Frieden von Campo Formio, in welchem die aus dem genuesischen Gebiete gebildete ligurische, und die aus Mailand, Mantua, Modena, der Romagna, Bologna, Ferrara, Bergamo und Brescia neugeschaffene cisalpinische Republik anerkannt, die Niederlande förmlich an Frankreich abgetreten wurden; während Oesterreich als Entschädigung das venetianische Gebiet auf dem Festlande und die dalmatischen Inseln bekam.

Nach dem Tode Robespierre's erlangten die Gemäßigten im Konvente das Uebergewicht über die Schreckensmänner, und trotz eines Volksaufstandes am 20. Mai 1795 gelang es ihnen, eine neue Verfassung zu erlassen. An die Spitze des Staates traten zwei gesetzgebende Versammlungen. Der Rath der Fünfhundert zum Vorschlagen und Abfassen, und der Rath der Alten (250 über 40 Jahre alte Glieder) zur Bestätigung der Gesetze. Die vollziehende Gewalt wurde in die Hände eines Direktoriums von fünf Mitgliedern gelegt. Gegen diese neue Einrichtung erklärten sich die Bürger von Paris; aber Napoleon Bonaparte überwältigte sie (13. Vendemiaire) und so begann am 28. Oktober 1795 die Herrschaft des Direktoriums und der beiden gesetzgebenden Räthe. Schon im Jahre 1797 jedoch hatte diese Regie-

rung heftige Angriffe zu erleiden von den Anhängern der ausgewanderten Königsfamilie und wurde nur dadurch erhalten, daß Napoleon Bonaparte einen Theil seines Heeres nach Paris schickte. Viele Anhänger der Königsfamilie wurden verbannt und gegen die zurückgebliebenen und wieder heimgekehrten Ausgewanderten (Emigranten) strenge Maßregeln verhängt. Gleiche Behandlung erfuhren die Jakobiner, welche ihr Haupt wieder erhoben. Aber das Ansehen des Direktoriums war dahin. Handel, Gewerbsfleiß und Ackerbau stockten, schwere Auflagen drückten das Volk und die völlige Entwerthung der Assignaten erschöpften den Reichthum des Staates, wie des Bürgers. Zur Bestreitung der Kosten für die Kriege, welche Frankreich immer noch zu führen hatte, errichtete das Direktorium in den eroberten Ländereien ein wahres Raubsystem.

Der römische Kirchenstaat war 1798 in eine Republik umgewandelt, aus Neapel war der König vertrieben und die parthenopäische Republik gemacht worden; Bonaparte glaubte schon in der Eroberung Aegyptens den Franzosen einen Ersatz für die 1794 an England verlorenen Kolonien gegeben zu haben; als eine zweite Coalition zwischen England, Oesterreich, Rußland, Neapel und der Türkei wider Frankreich sich erhob. Nach verschiedenen Wechselfällen blieb der Sieg den französischen Waffen, welche sogar den Kaiser in seiner Hauptstadt Wien bedrohten, so daß er in Verbindung mit dem Reiche 1801 den Frieden von Luneville eingehen mußte, welcher den Frieden von Campo Formio bestätigte, das linke Rheinufer an Frankreich überließ, die batavische, ligurische, helvetische und cisalpinische Republik anerkannte und in seinen Folgen die Besitzungen einzelner deutscher Fürsten durch Entschädigungen für erlittene Verluste regelte. Neapel und Portugal erlangten den Frieden gegen die Verpflichtung, den Engländern ihre Häfen zu sperren; Rußland schloß noch im gleichen Jahre Frieden und 1802 folgte die Türkei. Von der zweiten Coalition war also England noch allein im Kampfe mit Frankreich und auch dieses sah sich genöthigt, 1802 nicht ohne große Opfer den Frieden von Amiens einzugehen; nachdem Bonaparte die cisalpinische Republik zu einer italienischen erweitert hatte.

Als die Direktorial-Regierung jeglichen Halt verloren hatte, unternahm es Napoleon Bonaparte, dieselbe am 9. und 10. November 1799 (18. und 19. Brumaire) zu stürzen und an ihre Stelle die

Consular-Herrschaft zu setzen. An der Spitze der Regierung standen drei Consuln, von denen der erste, Bonaparte, mit einer solchen Macht bekleidet war, daß man ihn von einem Regenten nicht unterscheiden konnte; seine beiden anderen Amtsgenossen bildeten nur eine berathende Behörde. Ein Senat hatte das Recht, die obersten Beamten und Richter zu wählen und die gesetzgebende Gewalt war unter das Tribunat von 100 und den gesetzgebenden Körper von 300 Mitgliedern getheilt. Das Tribunat hatte die Gesetzesvorschläge der Regierung zu prüfen; der gesetzgebende Körper die geprüften Vorschläge entweder anzunehmen oder zu verwerfen. Unter die schönsten Schöpfungen dieser Periode gehören das französische Gesetzbuch (Code Napoléon) und die völlige Wiederherstellung des christlichen Gottesdienstes in den französischen Kirchen. Mehrere Verschwörungen gegen das Leben des ersten Konsuls wurden endlich benutzt, um den Staat 1804 in eine Erbmonarchie umzuwandeln, an deren Spitze Bonaparte unter dem Titel eines Kaisers der Franzosen trat.

Schon im Jahre 1803 war der Krieg zwischen England und Frankreich wieder ausgebrochen; aber erst 1805 kam auf Englands Betreiben die dritte Coalition zwischen England, Oesterreich, Rußland und Schweden zu Stande, welche dem neuen Kaiser Gelegenheit gab, sein überlegenes Feldherrntalent im vollsten Glanze zu entfalten. Rußland und Oesterreich erlagen auf dem Schlachtfelde von Austerlitz und letzteres erkaufte sich durch Abtretung des venetianischen Gebietes an das neugegründete Königreich Italien den Frieden von Preßburg (1805), in welchem ferner noch Tirol an Baiern fiel und die österreichischen Besitzungen in Schwaben unter Baiern, Würtemberg und Baden getheilt wurden. Auf die Throne von Neapel und Holland hatte der Gewaltige zwei seiner Brüder erhoben, und durch die Stiftung des Rheinbundes das deutsche Reich aufgelöst; da erhob Preußen in Verbindung mit Rußland die Waffen, mußte aber nach mehreren unglücklichen Schlachten 1807 im Frieden von Tilsit sich dem Sieger unterwerfen und ihm zur Gründung des Königreichs Westphalen, mit dem auch das kurhessische und braunschweigische Land vereinigt wurde, einen ansehnlichen Theil seines Gebietes überlassen. Nachdem Napoleon schon 1803 die Einfuhr von englischen Waaren in Frankreich verboten hatte, dehnte er jetzt, wo die meisten Staaten Europa's seinem Willen gehorchten, dieses Verbot auf das ganze europäische Festland aus,

und befahl sogar in allen von ihm abhängigen Staaten, die englischen Waaren zu verbrennen (Continentalsystem). Während Portugal und Spanien, von England unterstützt, für ihre Unabhängigkeit gegen französische Heere stritten, erhob sich Oesterreich wieder zu einem neuen Kriege, welcher jedoch abermals einen unglücklichen Ausgang nahm; indem der Frieden von Wien (1809) neue Gebietsabtretungen forderte, die theils zur Erweiterung von Nachbarstaaten verwendet wurden, theils unter die unmittelbare Herrschaft von Frankreich fielen.

In den Jahren 1810 und 12 stand Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht; sein Reich umfaßte 130 Departements und erstreckte sich den Küsten des westlichen und südlichen Europa's entlang von der Mündung der Elbe bis Triest und Corfu. Als er aber große Heere durch Hunger und Kälte in Rußland und durch die Waffen der Deutschen bei Leipzig (1813) eingebüßt hatte, sah er plötzlich die verbündeten Mächte (Rußland, Oesterreich und Preußen) in Frankreich einrücken. An der Spitze seiner treuen Soldaten kämpfend, von der Nation wenig unterstützt, unterlag er der Uebermacht. Er wurde gezwungen, am 11. April 1814 zu Fontainebleau abzudanken und den Thron an den Bruder Ludwigs XVI., Ludwig XVIII., abzutreten. Während der entthronte Kaiser sich nach Elba begab, zog der neue König in Paris ein. Mit der Wiedereinsetzung der alten Königsfamilie waren aber die Franzosen nicht zufrieden und diesen Umstand benutzte Napoleon, um sich des Thrones wieder zu bemächtigen. Kaum war Ludwig zum zweiten Male geflohen nnd das Kaiserthum wieder hergestellt, so rückten auch schon feindliche Heere gegen Frankreichs Grenze. Bei Waterloo (Belle Alliance) kam es am 18. Juni 1815 zur Schlacht und Napoleon wurde von den Engländern und Preußen besiegt. Nachdem abermals Ludwig den Thron wieder bestiegen hatte, wurde Napoleon auf die Insel St. Helena verbannt, wo er am 5. Mai 1821 starb.

Genf.

Im Januar des gleichen Jahres, in welchem die Stürme der französischen Revolution ausbrachen, sah Genf die Kämpfe wiederkehren, welche 1782 mit fremder Waffengewalt beendigt worden waren.

Es war ein ungewöhnlich strenger Winter eingetroffen, der See war mit Eis bedeckt und die arme Klasse der Bevölkerung litt schwere Noth. Regierung und Privatmänner strengten sich an, um durch reichliche Beiträge dem Uebel einer hereinbrechenden Theuerung zu steuern; aber es gelang ihnen nicht, sich durch die Bande der Dankbarkeit ein größeres Zutrauen zu erwerben. Eine Maßregel, welche der Rath ergriff, führte sogar einen Aufstand herbei. Als das Getreide nämlich einen sehr hohen Preis erreicht hatte, erhöhete er auch den Preis des Brodes, dessen alleiniger Verkauf ein Recht des Staates war. Mehr bedurfte es nicht, um den gedrücktesten Theil der Bevölkerung zu einem Aufstande zu veranlassen. Am Abend des 26. Januars, wenige Stunden nach der Bekanntmachung des erhöhten Brodpreises, wurden mehrere Bäckerläden in der unteren Stadt und im Quartier von St. Gervais erstürmt und es gelang der Stadtwache kaum, die Schaaren des Volkes aus einander zu treiben. Am folgenden Tage fiel das Volk einen Wagen mit Brod an, welcher von einigen Soldaten durch die Stadt geleitet wurde. Ein Natif, ruhiger Zuschauer dieses Vorfalles, wurde von einem Soldaten durch einen Flintenschuß getödtet. Das Volk nahm den Leichnam, setzte ihn auf einen Stuhl, band ihn darauf fest, und trug ihn unter dem Rufe, daß unschuldig vergossenes Blut gerächt werden müsse, durch die Straßen. Es kam bis zum Stadthause, wo es den Leichnam niederlegte.

Ueberall herrschte die furchtbarste Aufregung. Die Unzufriedenen verbarrikadirten sich in den Straßen und warfen hauptsächlich in St. Gervais Brustwehren auf. Die Ausgänge der Rhonebrücken wurden mit Wagen, Faschinen, Fässern, Mist und anderen aufgehäuften Gegenständen verschlossen. Einige kleine Kanonen, sonst zum Feuern bei Freudenanläßen bestimmt, wurden aufgepflanzt. Das Straßenpflaster wurde aufgebrochen und die Steine auf die Dächer getragen, um sie auf die Soldaten herabzuschleudern, wenn sie es wagen sollten, die Barrikaden zu erstürmen. Feuerspritzen standen gegen die Stadt gerichtet und waren mit heißem Wasser, mit Seifenwasser oder Essig gefüllt. Zwei Posten der Stadtwache wurden erstürmt; es gab Todte und Verwundete. Da erhielten die Kompagnieen der Stadtwache, welche gegen St. Gervais geschickt worden waren, den Befehl, nicht in die Häuser zu schießen und keine der Barrikaden anzugreifen. Schon hatten sie ihren Hauptmann Fatio verloren, als die Regierung ent-

weder aus Furcht oder aus Schwäche den Preis des Brodes wieder herabsetzte, einige Gefangene des vorigen Tages frei ließ und eine allgemeine Amnestie verkündigte. Nach diesem Siege räumte das Volk seine Barrikaden weg.

Bis dahin hatte sich die Bürgerschaft offen auf keine Seite geschlagen; doch ließen die Stimmen, welche vernehmbar wurden, keinen Zweifel übrig, daß sie dem Volke Mißtrauen gegen die Obrigkeit eingeflößt und den Aufstand veranlaßt hatte. Auf den Straßen und öffentlichen Plätzen hörte man die fürchterlichsten Drohungen ausstoßen und überall verließ das Volk die Werkstätten und rottete sich zusammen. Am 29. Januar bestattete man einen der Männer, welche von der Stadtwache zwei Tage vorher erschossen worden waren. Das Leichenbegleit war ungewöhnlich groß, und das Gerücht wurde laut, daß eine Anzahl Männer, die daran Theil nahmen, einen neuen Angriff auf die Regierung beabsichtige. Alsbald wurde die Stadtwache unter die Waffen gerufen und mit Kanonen versehen. Kaum hatte das Volk diese Maßregeln bemerkt, so lief es aus dem Leichenbegleite weg. Neue Zusammenrottungen fanden statt und mehrere militärische Posten wurden nicht ohne Blutvergießen erstürmt, so auch zwei Stadtthore. In diesem entscheidenden Augenblicke, wo sich die Regierung nur durch die kräftigsten Maßregeln hätte retten können, rief sie die Bürger auf, ihr beizustehen. Darauf hatten diese gewartet; sie übernahmen die Herstellung der Ruhe und die Bewachung der Stadt. In beiden Hinsichten lösten sie die übernommene Aufgabe; aber dann verlangten sie mit Nachdruck die Wiederherstellung ihrer alten Rechte, welche ihnen 1782 entrissen worden waren. So erhielt die Stadt eine neue Verfassung, in welcher den meisten Forderungen der Bürger und Natifs entsprochen wurde. Der Tag, an welchem die Bekanntmachung dieses Grundgesetzes stattfand, war ein wahres Freudenfest. Man glaubte sich am Ziele aller Wünsche.

Diese mit solchem Beifall aufgenommene Verfassung war von kurzer Dauer. Die Freiheitsideen, welche, von Frankreich ausgehend, ihren Gang durch einen großen Theil von Europa machten, untergruben in Genf die Ueberreste der altherkömmlichen Einrichtungen. Um den anbrechenden Sturm zu beschwören, nahm der Rath eine Menge neuer Bürger an und traf einige Vorkehrungen, von denen er wußte, daß sie ihn bei dem Volke beliebt machten. Aber seine Fort-

schritte waren denen zu langsam, welche Neues schaffen wollten. Kaum war eine Forderung gewährt, so tauchten wiederum neue auf; eine Begehrlichkeit, welche durch eine große Menge von Druckschriften immer höher gesteigert wurde. Man verlangte die Aufhebung jeglichen Unterschiedes der Stände; alle, welche auf dem Gebiete von Genf geboren seien, sollten Bürger des Staates mit gleichen Rechten sein. So wirkte das französische Beispiel in Genf; aber noch kamen andere Ursachen hinzu, welche den Zustand verschlimmerten: das französische Papiergeld, welches plötzlich in seinem Werthe sank, hatte eine große Anzahl von Familien arm gemacht und der Sillstand der Fabriken brachte eine Menge arbeitsloser Menschen, von denen das Schlimmste für den Fortbestand der Staatseinrichtung zu fürchten war. Zudem kamen zahlreiche Aussendlinge der jakobinischen Klubbs aus Frankreich, welche den Grundsätzen Rousseau's immer mehr Anhänger zu verschaffen wußten, und bald fanden sich in Genf viele, besonders junge Männer, welche die allgemeinen Menschenrechte zum Grundgesetze des Staates machen wollten und in Wort und Schrift darauf hinwirkten.

In der Mitte des Februars 1791 ordnete der Rath eine Bewaffnung der Bürger an, um die Natifs im Zaume zu halten, welche sich zu Herren der Stadt machen wollten, und um die Landleute einiger Dörfer abzutreiben, welche die Sache der Natifs ergriffen und sich bewaffnet der Stadt genähert hatten. Alle getroffenenen Maßregeln konnten nur wenig ausrichten, so daß sich endlich der Rath genöthigt sah, den Natifs und den Landleuten alle Forderungen zu gewähren. Unter verschiedenen tumultuarischen Auftritten vergingen der übrige Theil des Jahres 1791 und der Anfang des Jahres 1792.

Unterdessen hatten es die französischen Ausgewanderten an den europäischen Höfen dahin gebracht, daß fast ganz Europa gegen die Grenzen Frankreichs heranzog, um die Revolution zu unterdrücken, von deren weiterer Verbreitung man überall den Umsturz der bestehenden Ordnung befürchtete. Holländer, Oesterreicher und Engländer rückten aus den Niederlanden in Flandern ein; deutsche, österreichische und preußische Truppen zogen über den Rhein, den Südosten bedrohete der König von Sardinien und bei den Pyrenäen standen spanische und portugiesische Heere. Ueberall waren die französischen Heere, welche, für Freiheit und Vaterland begeistert, mit bewunderungswürdiger Tapferkeit kämpften, siegreich; überall machten die französischen Waffen und

Ideen große Eroberungen. So zog am 22. September 1792 ein französisches Heer unter Montesquiou nach Savoyen und unterwarf sich dieses Land in wenigen Tagen fast ohne Schwertstreich. Wiederholte Nachrichten von Paris veranlaßten die bangsten Vermuthungen, man sagte: der Nationalconvent, welcher seit dem 10. August seine Herrschaft auf den Trümmern des Königsthums aufgerichtet hatte, gehe mit dem Plane um, sich Genf's zu bemächtigen. Die Regierung der Stadt, obschon dem Anscheine nach mit Frankreich im Frieden, glaubte einige Vorsichtsmaßregeln treffen zu müssen, um einem etwaigen Angriffe begegnen zu können. In wenigen Tagen standen 4000 Genfer unter den Waffen, Kanonen waren auf die Wälle gepflanzt, von Zürich und Bern hatte man bundesgemäße Hülfe verlangt. Alle Bürger vergaßen in dem Augenblicke der Gefahr ihre kleinen Zänkereien und schaarten sich um ihre Obrigkeit, vom glühendsten Eifer erfüllt, die Unabhängigkeit der Vaterstadt zu vertheidigen. Weiber, Greise und Kinder, welche fürchteten, der Stadt lästig zu werden, flohen auf den gastlichen Boden des Waadtlandes und wurden durch 600 Züricher und 1400 Berner ersetzt. Zu gleicher Zeit erschien ein schweizerisches Heer von etwa 10 bis 12000 Mann in der Waadt zum Schutze der Stadt. Bei dieser Vorbereitung verließ der französische Gesandte plötzlich die Stadt mit der Erklärung, der Einzug der Schweizer sei eine Beschimpfung für die französische Nation. Alsbald lagerten sich 10,000 Mann von dem Heere Montesquiou's in der Umgegend der Stadt. Sie litten an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel und forderten von ihren Führern, ohne Verzug zur Belagerung der Stadt geführt zu werden, welche man ihnen als unermeßlich reich geschildert und von deren Eroberung man ihnen eine große Beute versprochen hatte. Es war ein Glück für Genf, daß es in dem General Montesquiou mit einem Manne zu thun bekam, welcher zu rechtschaffen und einsichtig war, um den Aufforderungen des Konventes nachzukommen. Dieser hatte ihm entbieten lassen: „In den See hinein mit Genf durch den Donner deiner Kanonen, und lade dann die Schweiz ein, es aufzufischen." Montesqniou besorgte, die ganze Schweiz zu einem gefährlichen Kriege gegen Frankreich zu zwingen, und überdieß hielt er es für ungerecht, ein schwaches, den Franzosen befreundetes Volk anzugreifen, welches der Freiheit zugethan war. Es schien ihm nicht ruhmwürdig, eine Stadt zu bombardiren, welche von Gelehrten, Kaufleuten

und Handwerkern bewohnt wurde. Daher schloß er mit der Stadt eine freundschaftliche Uebereinkunft, nach welcher sich sowohl die französischen als die schweizerischen Truppen von Genf entfernen sollten. Durch diesen Vertrag fiel Montesquiou in die Ungnade des Konvents und hätte wahrscheinlich mit seinem Kopfe für denselben büßen müssen, wenn er sich nicht durch die Flucht gerettet hätte.

Der von Montesquiou abgeschlossene Vertrag wurde in Paris nicht genehmigt; der Nationalkonvent erklärte nur, daß die schweizerischen Truppen sich entfernen sollten und daß er die Unabhängigkeit der Stadt achten würde. Der Rath Genfs befand sich in einer schlimmen Lage. Er wußte nicht, ob er dieser Erklärung trauen dürfe, aber eben so wenig konnte er sich auf die Bürger verlassen, von denen ein großer Theil täglich in das französische Lager strömte und dort für Frankreichs Plane gewonnen schien. Ueberdieß erschienen ihm die schweizerischen Vertheidigungsanstalten nicht stark genug, um einen Angriff der Franzosen mit Nachdruck abschlagen zu können. Deßhalb entließ er die zürcherischen und bernerischen Hülfsschaaren und begab sich ohne Vorbehalt unter den Schutz der sogenannten großen Nation. Der französische Gesandte kehrte in die Stadt zurück und bald entstanden nach dem Vorbilde Frankreichs eine Menge Klubbs unter den Natifs und Einsassen. Ein gewaltsamer Umsturz der bestehenden Staatseinrichtnng wurde von Tag zu Tag unzweifelhafter, und eine große Zahl reicher Bürger entging dem hereinbrechenden Sturme, indem sie sich in das Ausland begaben. Am 4. Dezember griffen dann auch die Anhänger der bürgerlichen Gleichheit zu den Waffen und der Rath übergab ihnen die verschiedenen militärischen Posten der Stadt. Es wurden Freiheitsbäume gepflanzt, auf denen die „rothe Mütze“ prangte, und die allgemeine Bürgerversammlung nahm die Grundsätze der bürgerlichen Gleichheit an, wie sie in Frankreich in Geltung waren. Der Rath wurde abgesetzt und an seine Stelle traten ein Militärausschuß, ein Sicherheitsausschnß und ein Verwaltungsrath, von denen jeder dreizehn Mitglieder zählte und welche sich in die Geschäfte der Regierung theilten. Immer mehr und mehr trat an den Tag, daß die Stimme der alten Bürger den Natifs und Einsassen gegenüber verschwinde und daß durch diese beiden Klassen der Bevölkerung Alles, was in Frankreich vorging, auch in Genf eingeführt werden sollte. Obgleich nun im Anfange die Revolution mit Mäßigung aufgetreten war, so hatte sie

doch bald die Höhe der Furchtbarkeit erreicht, auf welcher sie in Frankreich stand. Bald hatte man in Genf eine Nationalversammlung, die Klubbs, eine Bergpartei, Menschenrechte und ein Revolutionsgericht; die blutigen Auftritte von Paris, sie wiederholten sich in Genf. Der französische Geist, welcher sich immer mehr Anhänger gewann, brachte es endlich dahin, daß man die Unabhängigkeit der Stadt, den Stolz der alten Bürger, aufgab und sich gegen die Zusicherung einiger besonderen Rechte an Frankreich anschloß. Am 13 Juni 1798 hörte Genf auf, ein selbstständiger Staat zu sein; an seinem Untergange trugen die Verbannten, welche in Paris sich aufhielten, und unter diesen Clavière und Grenus, die größte Schuld.

Die Schweizergarde in Paris.

Die Schweizerregimenter, welche im Dienste des Königs von Frankreich waren, hatten schon längst den Neid und den Haß vieler Franzosen auf sich gezogen. Nicht allein ihre Vorrechte, ihre unabhängige Gerichtsbarkeit und die ihnen zugewandte Gunst des Königs trugen dazu bei, jene Gefühle zu erwecken, sondern auch die Treue, mit welcher sie der Sache des königlichen Hauses ergeben waren, wurde in der Zeit der wilden Aufregung des Volkes ein Grund, warum man die Fremdlinge als die blinden Diener der Gewaltherrschaft haßte. Nachdem man den König vergeblich aufgefordet hatte, die Söldner zu entlassen, versuchten die Klubbs den Geist dieser Truppen zu ändern und sie auf die Seite des Volkes hinüberzuziehen. Dieß gelang jedoch nur bei dem Regimente von Chateauvieux, welches in Nancy lag und 1790 an einem Aufstande zur Beraubung, Mißhandlung und Ermordung seiner Offiziere Theil nahm. Die Empörer wurden nach blutigem Kampfe bezwungen, 23 zum Tode, 41 zu den Galeeren und viele Andere zu leichteren Strafen verurtheilt. Als sich dann Frankreich eine neue Staatsverfassung gegeben hatte und die Regimenter nach dem Beschlusse der Tagsatzung den neuen Eid verweigerten, den sie anstatt dem Könige auf die Verfassung leisten sollten; da wurde der Haß der Franzosen gegen die Stützen der Tyrannei so groß, daß mehrere

Angriffe auf dieselben ausgeführt wurden. Das Benehmen des Regiments von Chateauvieux wurde als nachahmungswürdig bezeichnet; die zur Galeere Verurtheilten desselben wurden begnadigt, im Triumphe in Paris herumgeführt und für ihr Benehmen und ihr Schicksal als Märtyrer der Freiheit belohnt. Die rothe Mütze, welche sie als Galeerensträflinge getragen hatten, wurde von dieser Zeit das Abzeichen Aller, die die Königsmacht haßten und nach Freiheit strebten; sie prangte auf allen Freiheitsbäumen. Nach diesen Vorfällen fiel der Haß des französischen Volkes immer schwerer auf diejenigen Regimenter, welche in ihrer dem Könige geschworene Treue am wenigsten wankten und besonders auf die Schweizergarde, welcher der Schutz des Königs anvertraut war.

Als endlich die Schaaren von Marseille in Paris angekommen waren und die Person des Königs in immer größere Gefahr kam, erhielt das Garderegiment den Befehl, die Tuilerieen zu besetzen, um den König gegen einen etwaigen Angriff zu schützen. Am 9. August 1792 früh Morgens kamen die Schweizer in aller Stille nach dem Schlosse, jeder mit 30 Patronen versehen. Der Tag ging vorüber ohne daß sich eine Spur von dem erwarteten Angriffe zeigte. Am späten Abend kam die Nachricht, daß die Vorstädte sich zum Angriffe rüsteten. Auf diese Kunde kamen 2000 Mann von der Nationalgarde in das Schloß, allein im Augenblicke der Gefahr zogen sie sich zurück, mit Ausnahme der Grenadiere von Filles St. Thomas und einiger anderen. Um Mitternacht ertönte plötzlich die Sturmglocke und bald zeigten sich einzelne Schaaren des aufgeregten Volkes um das Schloß. Die Nacht verging ohne Angriff. Am 10. Morgens 5 Uhr erschien der König bei den Truppen, den Dauphin an der Hand. Die Schweizer begrüßten ihn mit dem Rufe: „Es lebe der König!"; die Bataillone der Nationalgarde riefen: „Es lebe die Nation!" Obwohl in diesem letzten Rufe die Unzuverlässigkeit der französischen Truppen, für den König einzustehen, sich deutlich zeigte, so wurde doch der Befehl gegeben, Gewalt mit Gewalt abzutreiben.

Um 8 Uhr sammelten sich große Haufen Bewaffneter auf dem Platze vor dem Schlosse; furchtbares Geschütz wurde aufgefahren und auf das Schloß gerichtet. Da erklärten die Kanoniere der Nationalgarde, nicht auf das Volk feuern zu wollen. Der König eilte, Schutz für sich und seine Familie suchend, in die Nationalversammlung, und

die Schweizer, 950 an der Zahl, besetzten die Treppen und die Fenster des Schlosses. Da wurde ein Thor eingesprengt und dreißig Marseillaner zeigten sich im Vorhofe; ihnen folgte eine stärkere Schaar, welche alsbald ihre Kanonen aufführte. Die zuerst Eingedrungenen stiegen die Treppe hinauf, welche von Schweizern besetzt war. Man forderte sie auf, die Waffen niederzulegen; sie aber antworteten: „Die Schweizer geben ihre Waffen nur mit dem Leben aus der Hand.“ Umsonst waren alle Versprechungen, alle Drohungen, durch welche man die Treue der Soldaten wankend zu machen suchte. Es kam zum Kampfe. Vom Hofe aus fielen Schüsse aus Flinten und Kanonen gegen die Schweizer; mehrere wurden verwundet, die übrigen erwiederten von der Treppe und den Fenstern das Feuer mit solcher Lebhaftigkeit, daß ihre Gegner bald den Hof verließen und das aufgesprengte Thor von den Schweizern besetzt werden konnte. Eine schnell zusammengeraffte Schaar stellte sich hier auf und trieb durch wohlgezielte Schüsse die Anstürmenden zurück. Aber unterdessen war das Schloß auch von anderen Seiten angegriffen worden, und überall schlugen die Vertheidiger des Schlosses die wiederholten Stürme ab. Doch endlich fing es an, ihnen an Munition zu fehlen, und in diesem Augenblicke, wo jede Hoffnung auf Unterstützung verschwunden war, faßten die heldenmüthigen Streiter den mannhaften Entschluß, zu sterben, aber ihr Leben theuer zu verkaufen. Achtzig Mann, im Rücken bedroht, lehnten sich an die große Treppe und vertheidigten sich gegen Tausende von Feinden, von denen 400 gefallen waren, bevor die Schweizer überwunden und getödtet werden konnten. Einem Glarner, von außerordentlicher Leibeskraft, Fridolin Hefti, riß eine Kanonenkugel den Schenkel weg. Seine Waffenbrüder eilten ihm zu Hülfe. In diesem Augenblicke schlug die Trommel zur Sammlung. Hefti rief: „Hört Ihr's? Thut euere Pflicht und laßt mich sterben!“ Immer neue Schaaren drangen heran, bis endlich jeder Widerstand erdrückt war. Einzelne Schaaren der Schweizer suchten jetzt den Ausweg der Rettung; da sie sich aber immer mehr trennen mußten, so wurden die kleineren Haufen leicht überfallen und aufgerieben; nur wenige konnten sich in Privathäuser retten.

Während dieß geschah, hatte eine andere Abtheilung auf der Seite des Gartens eine günstigere Stellung genommen, sich sogar dreier Kanonen bemächtigt. Schon schickte man sich an, einen neuen Sturm

abzuschlagen, als ein Offizier den mündlichen Befehl vom Könige brachte, die Schweizer sollten sich nach der Nationalversammlung begeben. Ein französischer General rief: „Tapfere Schweizer, rettet den König! Euere Vorfahren haben es mehr als einmal gethan!" Unter dichtem Kugelregen, der ihnen viele Leute tödtete, eilten sie nach der Versammlung. Kaum waren 150 Soldaten und 8 bis 10 Offiziere in den Saal gekommen, als man von allen Seiten ihnen zurief: „Legt die Waffen nieder, Ihr Henker!" Mit Verachtung wiesen sie diese Aufforderung zurück, bis der König selbst ihnen den Befehl wiederholte und sie aufforderte, in ihre Kasernen zurückzukehren. Dieß war ein Donnerschlag für sie. Die Tapferen vergoßen Thränen der Wuth. Soldaten und Offiziere wurden getrennt und nach verschiedenen Gebäuden geführt. Von allen Seiten stürmten die blutdürstigen Volksmassen auf sie ein, und zahlreiche Opfer fielen der wilden Wuth. 760 Unteroffiziere und Soldaten fielen im Gefecht und unter den Streichen der Mörder; wenige wurden durch edelmüthige Menschen gerettet. Mehrere Anführer, welche dem Blutbade entronnen waren, wurden später entdeckt und in das Gefängniß geworfen. Als dann am 2. September die Gefängnisse von Paris erstürmt und die Gefangenen auf die schauderhafteste Weise gemordet wurden, da fielen auch sie unter der Hand ruchloser Mörder. Nur einem kleinen Theile der Helden gelang es, verkleidet nach der Heimat zurückzukehren. Ihnen folgten bald alle übrigen Schweizerregimenter nach, nachdem sie von der Nationalversammlung ohne alle Beachtung der bestehenden Verträge abgedankt worden waren.

Ein prächtiges Denkmal in Luzern, von dem berühmten Bildhauer Thorwaldsen erfunden, verewigt den Heldenmuth der Schweizergarde, welchen ein vaterländischer Dichter in folgenden Versen würdigt:

„Was mit gehobener Hand Ihr der Fahne Ludwigs geschworen,
„Löste das strömende Blut aus der unsterblichen Brust.
„Daß zur Edelthat nicht das Blut der Edeln geflossen!
„Aber im Irrthume auch bleibet das Große doch groß."

Der Aufstand in Stäfa.

Der Strom von Revolutions-Ideen, welcher, von Frankreich ausgehend, ganz Europa durchdrang, fand auch im Kanton Zürich Eingang. Zürcherische Truppen waren in Genf und Basel, wohin sie als Hülfsvölker gegen Frankreich gekommen waren, unmittelbar mit Franzosen in Berührung gekommen und hatten manchen neuen Gedanken über das Verhältniß des Volkes zu seiner Regierung mit in die Heimat gebracht. Ueberdieß verbreiteten Zeitungen und andere Tagesschriften den Geist der Neuerungen, welcher um so tiefere Wurzeln schlug, als die Regierung eifrig bemüht war, denselben im Keime zu ersticken. An vielen Orten hatten sich Lesegesellschaften gebildet, die jenen Geist besonders pflegten und die Zustände prüften, in welchen sich das zürcherische Landvolk der Stadt gegenüber befand. Diesem Streben war auch die Lesegesellschaft von Stäfa am Zürichsee zugethan. Unter ihren Mitgliedern waren Einzelne vorzüglich bemüht, die Uebelstände aufzusuchen, welche drückend auf der Landschaft lagen, und die Mittel zu berathen, welche zu ihrer Abhülfe führen konnten. So kam das sogenannte Memorial zu Stande; eine Schrift, in welcher alle Beschwerden aufgezählt waren und welche, an die Regierung gelangt, die ehrerbietige Bitte um Abstellung derselben und um Wiederherstellung alter Rechte und Freiheiten enthielt. Der zweite Klagepunkt ist gegen die Beschränkung der Gewerbsfreiheit auf dem Lande gerichtet und stützte sich auf folgende Verhältnisse:

„Bei dem Zunftzwang der städtischen Zünfte mußte der Landbewohner den rohen Stoff von einem Bürger der Stadt Zürich kaufen, ihn verarbeiten und dann wieder an einen Stadtbürger verkaufen. Die Verarbeitung der Baumwolle war die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung am See, in der Grafschaft Kyburg, um Grüningen, Greifensee und in anderen Gegenden. Bei Wegnahme der Waare, bei Bußen und sogar bei Leibesstrafe war es dem Bewohner der Landschaft verboten, die rohe Baumwolle auf einem ausländischen Markte oder bei irgend einem Andern zu kaufen, als einem Bürger von Zürich, und zwar nach einem Preise, den dieser festsetzte; nur spinnen und weben durfte er sie, aber nicht bleichen. Bei ähnlichen Strafen war ihm verboten, die verfertigte Waare in's Ausland oder im Lande selbst

an einen Anderen, als an einen Stadtbürger zu verkaufen. Der Landbewohner hatte nicht einmal das Recht, die selbst verfertigte Leinwand für seinen eigenen Gebrauch bleichen oder drucken zu lassen; er mußte sie wieder von einem Kaufmanne der Stadt zu einem willkürlichen, oder oft um den doppelten Preis kaufen. Viele Beschäftigungen, wie z. B. einzelne Handwerke waren auf der Landschaft verboten, und der Handel mit Colonialwaaren, mit Kaffee, Zucker, Taback ꝛc. war ausschließliches Eigenthum der städtischen Handelsleute. Nur aus besonderer Vergünstigung erlaubte man den Landleuten den Besuch der Zurzacher Messe; aber es war ihnen untersagt, eigene Unternehmungen zu machen, mit Ausländern im Handelsverkehre zu stehen und die geringste Waare in den Kanton einzuführen."

Im Uebrigen enthielt das Memorial Angriffe auf ähnliche Uebelstände, oder auch Forderungen neuer Verhältnisse, aus welchen sich deutlich ersehen ließ, daß die in der französischen Revolution aufgetauchten Gedanken von Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger ihre Anhänger gefunden hatten. Noch war die Schrift nicht an die Regierung abgegeben worden, noch suchte man für dieselbe Theilnehmer und Unterzeichner, als die Regierung Kunde erhielt von dem, was sich unter ihrem Volke vorbereitete. Alsbald wurden Verhaftungen angeordnet und eine strenge Untersuchung begann. Abgesandte der Obrigkeit kamen nach Stäfa, die Gemeinde zu beruhigen, und einer derselben soll das gewichtige Wort gesprochen haben: „Wenn die Landschaft die Entziehung älterer Freiheiten durch Urkunden beweisen könne, so werde die Obrigkeit einem ehrerbietigen Vortrage geneigtes Gehör schenken." Doch war die Ruhe nicht so bald hergestellt; jene Schrift hatte schon zu viele Theilnehmer gewonnen und sprach die Wünsche zu vieler Landsbewohner aus, als daß die Vertröstungen und Ermahnungen der Obrigkeit fruchtbaren Boden hätten finden können. Noch weniger aber waren die Urtheile, welche über die Theilnehmer ausgesprochen wurden, im Stande, Zufriedenheit und Ruhe hervorzubringen. Der Hafner Neeracher, der Verfasser des Memorials, wurde auf 6, die Aerzte Pfenninger und Staub auf 4 Jahre aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft verbannt; 28 Andere wurden ihrer Aemter und Stellen entsetzt und mit einer Geldbuße von 2475 Gulden belegt, welche in die Armengüter ihrer Gemeinden floß; etwa 50 andere Personen, welche die Schrift bloß angenommen und gelesen hatten, erhielten Ver-

weise, und zwei St. Galler, welche sich in den Handel eingelassen hatten, wurden aus der Stadt verbannt.

Jenes Wort, daß die Obrigkeit sich willfährig zeigen werde, wenn der Verlust älterer Rechte und Freiheiten urkundlich nachgewiesen werden könnte, hatte Wurzeln geschlagen. Denn kaum hatten sich die Dorfbewohner von dem Schrecken erholt, welchen die strengen Strafen über sie gebracht hatten, so fingen sie an, nach den Urkunden zu forschen, durch welche sie die im Memorial ausgesprochene Behauptung rechtfertigen könnten. Dieß waren der Waldmannische Spruch und der Kappeler Brief. Die meisten Exemplare dieser Urkunden waren zwar wieder an Zürich abgeliefert worden; doch fand sich noch eine Abschrift des ersten und die wirkliche Urkunde des zweiten Briefes in dem Archive zu Küsnach. Aus beiden ging unbestreitbar hervor, daß vielen Gemeinden des Kantons, besonders den Seegegenden, Gewerbsfreiheiten und gewisse bürgerliche Rechte zugesichert worden waren. Vorerst glaubte man sich der Gültigkeit dieser Aktenstücke versichern zu müssen, und fragte deßhalb die Obrigkeit an, ob dieselben noch als gültig zu betrachten oder durch spätere Verträge aufgehoben seien. Auf diese Anfrage that die Regierung den Ausspruch, jene Urkunden hätten alle Bedeutung verloren, und drohete, jeden als Ruhestörer zu bestrafen, welcher es wagen sollte, irgend eine Forderung auf dieselben zu stützen. Dieser Bescheid entsprach den Wünschen des Landvolkes nicht; noch weniger war er geeignet, das einmal erwachte Streben nach größerer Freiheit zu unterdrücken. Je barscher die Regierung die Ungültigkeit der Urkunden behauptet hatte, desto tiefere Wurzeln faßte im Volke die Ansicht, man spreche diese Ungültigkeit der Urkunden nur deßhalb aus, weil man die in denselben ausgesprochenen Zugeständnisse nicht gewähren wolle. Und nicht nur in Stäfa, sondern in allen Gemeinden am See erwachte das Bewußtsein, man habe das Recht, die Wiederherstellung der alten Freiheiten zu verlangen.

Nachdem sich einige angesehene Männer von Stäfa von den Urkunden in Küsnach genaue Einsicht verschafft hatten, thaten sie sich zu gemeinschaftlichem Handeln zusammen. An der jedes Jahr im Mai stattfindenden Hofgerichtsgemeinde, wo einige Richter gewählt zu werden pflegten, traten sie nach beendigten Wahlen auf und beantragten, man möchte Abgeordnete nach Küsnach schicken, um Abschriften von den Urkunden zu nehmen, welche auch auf das Dorf Stäfa Bezug

haben sollten. Ihr Antrag fand Beifall, und obgleich die Vorsteher und Richter ein Verbot der Obrigkeit vorlegten und sich widersetzten, wurden neun Abgeordnete geschickt, die gewünschten Abschriften zu holen. Einige Tage später wurden die Urkunden trotz des abermaligen Verbotes der Obrigkeit vor der versammelten Gemeinde verlesen, welche beschloß, die verlesenen Briefe zur Grundlage ihrer Begehren an die Obrigkeit zu machen. Zunächst wurden neun Abgeordnete gewählt, welche sich nach Zürich begeben und die Obrigkeit ehrerbietigst um Auskunft bitten sollten, ob die Urkunden noch gültig wären, oder ob und zu welcher Zeit sie ihre Gültigkeit verloren hätten. Dann wurde der Beschluß gefaßt, daß, wenn an einzelne Bürger Vorladungen erlassen würden, es jedem untersagt sei, ohne Einwilligung der Gemeinde diesem Rufe zu folgen; die gewählten Abgeordneten sollten die Angelegenheit in jeder Hinsicht ausschließlich vertreten; die Kosten und alle Folgen dieser Maßregeln sollten Einer für Alle und Alle für Einen tragen. Was in Stäfa vorfiel, fand auch in anderen Gemeinden Anklang. Die Regierung von Zürich, welche in dem ganzen Auftreten der Gemeinde einen Versuch zum Aufstande erblickte, ergriff Maßregeln der Strenge. Die Abgeordneten, welche die Abschriften in Küsnach geholt hatten, und die Männer, welche an der Gemeinde den Antrag dazu gemacht hatten, wurden nach Zürich vorgeladen. Sie erschienen nicht; denn es war ja beschlossen, daß nur die dazu eigens erwählten Abgeordneten in dieser Angelegenheit handeln sollten. Daher kamen anstatt der Vorgeladenen sechs der letzteren nach Zürich, die Sache zu führen. Nachdem man jeden einzeln verhört hatte, entließ man sie wieder mit dem ernstlichen Zuspruche, sich fürderhin aller Umtriebe zu enthalten.

Als aber die Regierung verlangte, die Gemeinde Stäfa sollte ihre wegen der Urkunden gefaßten Beschlüsse aufheben und die gewählten Abgeordneten entlassen, stieß sie auf neuen Widerstand. Die Gemeinde erklärte unter dem Rufe: „Einer für Alle und Alle für Einen!" einmüthig, bei ihren früheren Beschlüssen zu beharren. Ohne Störung der Ruhe war die Versammlung aus einander gegangen: aber die Festigkeit, mit welcher sie an ihrem — wie die meisten Bürger überzeugt waren — guten Rechte hielt, reizte die Obrigkeit zu größerer Strenge. Man entzog der Gemeinde Stäfa den Schutz des Staates, schnitt ihr allen Verkehr mit der Stadt und dem Kantone ab, schloß

sie von dem Kornmarkte aus, verbot, Salz an sie zu verkaufen, und untersagte den Müllern und Bäckern der Umgegend, der Gemeinde Stäfa über ihren nothwendigsten Bedarf hinaus Mehl und Brod zu liefern. Man entzog der Gemeinde alle Armenunterstützung; die Stadt wurde ihren Bürgern, der Spital ihren Kranken verschlossen; eine Anzahl von solchen aus demselben weggewiesen; ihre in Zürich niedergelassenen Bürger, Dienstboten, wurden auf der Stelle nach Hause geschickt; die Kaufleute wurden eingeladen, keine von Stäfa kommenden Waaren anzunehmen. Im ganzen Kantone wurde verboten, einem Stäfner Speise, Trank oder Obdach zu geben; Winterthur und Stein wurden aufgefordert, allen Verkehr mit der aufrührerischen Gemeinde abzubrechen. Alle diese Maßregeln fielen um so drückender auf die Gemeinde, da Mangel und Theuerung im ganzen Lande herrschten. Zugleich waren die Truppen im ganzen Kantone aufgeboten worden; in vielen Landestheilen fanden sich jedoch nur eine geringe Anzahl auf den bezeichneten Sammelplätzen und gar nicht selten hörte man, daß die Aufgebotenen die Handlungsweise der Stäfner billigten und erklärten, nicht gegen dieselben ziehen zu wollen. Die bedrohte Gemeinde wandte sich nun an die acht alten Orte, welche den Waldmannischen Spruch gewährleistet hatten; doch kaum hatten ihre Abgesandten in Zug, Luzern, Schwyz und Glarus ihr Anliegen eröffnet, als ein Ereigniß eintrat, welches mit einem Male den Streit beendigte.

Die Obrigkeit von Zürich hatte nämlich ihre treu gebliebenen Truppen zusammengezogen und unter den Oberbefehl des Generals Steiner gestellt; eine bernerische Schaar von 2800 Mann stand in Lenzburg, bereit, alle Maßregeln der zürcherischen Regierung zu unterstützen. Am 5. Juli 1795, einem Sonntage, ward während des Gottesdienstes der versammelten Gemeinde berichtet, daß Truppen im Anmarsche seien. Große Bestürzung herrschte allenthalben; Widerstand zu leisten, war Niemandes Willen. Vier Gemeindevorsteher verließen die Kirche, um sich zu dem Generale zu begeben. Dieser befahl ihnen mit trotzigen Worten, die waffenfähige Mannschaft der Gemeinde sogleich in der Kirche zu versammeln, um ihr anzuzeigen, daß Jeder sein Gewehr und Waffen noch am nämlichen Abend abzuliefern habe, widrigenfalls die Gemeinde mit Feuer und Schwert verheert werden sollte. Dann zog Steiner selbst an der Spitze von 2500 Mann in Stäfa ein, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen. Er ver-

langte sechs Geißeln und schritt zur Verhaftung von sechs anderen Bürgern. Seckelmeister Bodmer und Landrichter Dändliker erschienen auf die erste Vorladung; ein dritter lag krank; zwei hatten sich geflüchtet und der letzte war abwesend. Einige Tage später kamen Abgeordnete von Zürich und verlangten, daß die Gemeinde 250,000 Gulden in Schuldbriefen zur Deckung der Kriegskosten abliefern sollte. Es geschah. Nun begannen die Verhöre, und die meisten der Verhörten wurden in Ketten auf Schiffen nach Zürich abgeführt. Die Gemeinde wurde in der mit Truppen umstellten Kirche versammelt und anerkannte stillschweigend die ihr vorgelesene Erklärung der Unterwerfung, welche von den Gemeindevorstehern sodann mit Wehmuth unterschrieben wurde.

Das Schicksal von Stäfa schreckte die Gemeinden, welche Aehnliches anstrebten, und von allen Seiten kamen der Regierung die heiligsten Versicherungen der Unterwerfung und des Gehorsams. Die Urkunden, auf welche sich die Begehren stützten, wurden herausgegeben und alsdann für ungültig erklärt. Die Untersuchung nahm ihren Fortgang. Bodmer, Fierz von Küsnach und Hüni von Horgen lagen als die drei schuldigsten Rädelsführer in schwerem Kerker. Es schien eine ausgemachte Sache, daß sie nur mit dem Tode ihre Widersetzlichkeit gegen die Regierung sühnen könnten, und wirklich hatten die Geistlichen schon den Auftrag erhalten, sie zur Reue und zu einem aufrichtigen Geständnisse aller ihrer verschwiegenen Fehler zu bewegen und sie alsdann zum Tode vorzubereiten. Bodmer behauptete seine Unschuld trotz vieler Leiden der Seele, die ihm der Gedanke an Weib und Kinder verursachte. Er bewies, daß eine reine Absicht seinen Handlungen zu Grunde gelegen, daß er von der Rechtmäßigkeit derselben überzeugt war, und widerlegte einfach und wahr den Vorwurf, als habe er einen Aufruhr herbeiführen wollen. Mit stiller Ergebung in den Willen Gottes erwartete er sein Schicksal. Er machte überhaupt einen solchen Eindruck auf die Geistlichen, welche gekommen waren, ihn zu erforschen und zu trösten, daß sie ihn der Milde seiner Richter empfahlen; selbst Lavater empfahl von der Kanzel Besonnenheit, Gerechtigkeit und Mäßigung. Die Beurtheilung erfolgte.

Bodmer, welcher als der Schuldigste erkannt wurde, ward unter dem Geläute der Armensünderglocke vom Wellenberge nach dem Platze vor dem Rathhause geführt, wo ihm sein Urtheil vorgelesen wurde.

Von dort führte man ihn mit gebundenen Händen weiter; mit stolzer, aber ruhiger Haltung schritt er durch die Stadt, indem er die Volksmenge in den Straßen und an den Fenstern fest betrachtete. Auf der Richtstätte angekommen, kniete er auf dem Blutgerüste nieder, und der Scharfschrichter schwang das Schwert über seinem greisen Haupte. Jetzt kündigte ihm der Reichsvogt an, daß die Obrigkeit aus besonderer Gnade die Todesstrafe in lebenslängliche Verbannung umgewandelt habe. Die fünf Schuldigsten nach ihm, welche mit entblößten Häuptern der Vollziehung des Urtheils hatten zusehen müssen, erhielten dann auch ihre Strafen. Fierz von Küsnach wurde zu lebenslänglicher, ein Anderer zu zwanzigjähriger, und die drei übrigen zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Vier von ihnen bezahlten eine Buße von 26,500 Gulden, andere Bürger von Stäfa mußten 38,400 Gulden erlegen, und die ganze Gemeinde, mit Ausnahme der schon Bestraften, der Wittwen und Waisen und derer, welche an der Widersetzlichkeit keinen Theil genommen, wurde zu einer Geldstrafe von 78,150 Gulden verurtheilt, wovon aber 12000 Gulden nachgelassen wurden. Auch einzelne Bürger anderer Gemeinden mußten schwere Bußen bezahlen. Alle diese Urtheile trugen den Stempel ungewöhnlicher Strenge an sich und waren geeignet, die Gemüther einzuschüchtern; sie versöhnen konnten sie nicht. Unter der äußeren Ruhe verbarg sich der Groll, welchen die Zerstörung des Glückes so vieler Familien hervorgebracht hatte.

Friedrich Cäsar Laharpe.

Zur Verbreitung der Ansichteu, die in der französischen Revolution zum Durchbruche gekommen waren, trugen die Gesellschaften oder Klubbs, welche sich zunächst in Paris gebildet hatten und sich dann allmälig über alle Städte des Landes verzweigten, hauptsächlich bei. Nach ihrem Vorbilde hatte sich in Frankreichs Hauptstadt auch ein Schweizer-Klubb zusammen gethan, welcher größtentheils aus Männern bestand, die wegen ihrer Theilnahme an den verschiedenen Aufständen aus ihrer Heimat verbannt worden waren. Hauptsächlich waren es

Bürger von Genf und Freiburg, welche diese Gesellschaft gründeten, aber bald kamen auch Bürger anderer Kantone hinzu, welche das gleiche Schicksal getroffen hatte. Die in der Heimat erlittene Behandlung und die Hoffnung, die dort unterdrückten Ansichten zur Geltung bringen zu können, leiteten die Thätigkeit dieser Männer. Nicht nur suchten sie die französische Regierung für ihre Plane zu gewinnen, sondern sie fingen auch an, das schweizerische Volk durch viele Schriften und durch eigene Abgesandte auf alle Uebelstände aufmerksam zu machen, unter welchen es litt, und es aufzufordern, das Beispiel Frankreichs nachzuahmen und sich von der drückenden Herrschaft seiner Oberen zu befreien. Ihre Stimme fand Gehör; denn in der Schweiz selbst fanden sich eine Menge Mißvergnügter, welche über den Verlust alter Rechte und Freiheiten, über Beschränkung des Erwerbes und über die steigende Gewaltherrschaft der Regierenden schon lange vergeblich Beschwerden geführt hatten. Vergeblich waren alle Bemühungen der einzelnen Obrigkeiten, die Wirksamkeit der Gesellschaft zu hemmen, auf immer neuen Wegen wußte sie die Bevölkerung der Kantone in Aufregung gegen ihre Obrigkeiten zu erhalten. Unter den Gliedern dieser Gesellschaft zeichnete sich vor Allen Friedrich Cäsar Laharpe von Rolle im Kanton Waadt aus.

Er war der Sohn eines ehemaligen Offiziers (geboren 6. April 1754) und hatte, nachdem er sich auf den Schulen seiner Vaterstadt und in der Anstalt von Haldenstein in Graubünden vorbereitet hatte, in Genf und Tübingen studirt. Von Jugend an für die Freistaaten der alten Griechen und Römer begeistert, hatte er in Genf die neuen Ansichten Rousseau's in sich aufgenommen und diese verliehen ihm die Denkweise, welche er sein ganzes Leben hindurch festhielt. In Tübingen, wo er seine Studien vollendete, erlangte er die Würde eines Doktors der Rechte, und heimgekehrt, widmete er sich dem Berufe eines Advokaten. Ein Rechtshandel von Bedeutung, welcher durch seine umsichtige Vertheidigung gewonnen wurde, machte ihn in weiterem Kreise bekannt. Er wurde nach Bern versetzt und führte hier gewöhnlich die Prozesse seiner Landsleute. Hier erfuhr er gar bald verschiedene Zurücksetzungen welche ihm zeigten, daß selbst der geringste Bürger von Bern mehr geachtet sei, als der Unterthan aus dem Waadtlande, und zudem konnte er an der Art und Weise, wie die Prozesse geführt wurden, keinen Gefallen finden. Er stand in einem freundschaftlichem Verhältnisse zu

dem Herrn von Steiger, dem gewesenen Schultheißen von Thun und pflog mit ihm vertraulichen Umgang. Einst hatte Laharpe einen Prozeß zu führen, in welchem er einige derbe Behauptungen machte. Der Gerichtshof, dessen Glied Herr von Steiger war, wurde darüber äußerst mißstimmt, und als Laharpe später zu seinem Freunde kam, empfing ihn dieser, ohne sich vom Stuhle zu erheben, mit den Worten: „Was soll dieses Benehmen? Wir wollen nichts wissen von diesem genferischen Neuerungsgeiste im Waadtlande. Wissen Sie nicht, daß Sie unsere Unterthanen sind?“ „Nein,“ erwiederte Laharpe mit Lebhaftigkeit, „wir sind es nicht. So gut, wie Sie selbst, sind wir der Republik und den Gesetzen unterworfen und anerkennen keinen anderen Herren.“ Steiger, welcher seine Verletzung wieder gut machen wollte, fuhr in milderem Tone fort: „Junger Mann, Sie erhitzen sich. Glauben Sie mir, daß ich Sie liebe und achte. Gerade, weil Sie mir Interesse einflößen, habe ich Sie so lebhaft angeredet.“

Doch die Verletzung hatte Statt gefunden; Laharpe fühlte sich um so tiefer gekränkt, da sie von einem Manne gekommen war, den er persönlich achtete. Er verließ Bern und faßte den Entschluß, nach Amerika zu gehen. Ein vornehmer Russe, welcher ihn einlud, mit ihm eine Reise durch Italien zu machen, konnte ihn von diesem Entschlusse abbringen. Im Gefolge dieses Gönners kam er dann nach Rußland, wo er sich durch die Erziehung eines jungen Edelmannes bald so berühmt machte, daß ihm die Kaiserin Katharina II. die Erziehung ihrer beiden Enkel, Alexander und Constantin anvertraute. Mit großer Umsicht löste er die ihm gestellte Aufgabe und sein Zögling, der nachmalige Kaiser Alexander, gewann ihn so lieb, daß er ihn seinen treuen Freund zu nennen pflegte. Weder die Zufriedenheit der Kaiserin, noch der Glanz des Hoflebens konnten in ihm den Gedanken an die Heimat und ihre Verhältnisse zu Bern ersticken, und als die französische Revolution ausgebrochen war, begann er vom kaiserlichen Palaste in Petersburg aus, den Sturz der Herrschaft Berns über die Waadt vorzubereiten. In zahlreichen Schriften, welche bald in England, bald in Frankreich erschienen, gab er Mittel und Wege an, wie das Waadtland sich befreien könne. Alle Vaterlandsfreunde bewunderten ihn und der Präsident der helvetischen Gesellschaft ließ an ihrer jährlichen Versammlung den braven Schweizer hochleben, der selbst am Fuße des Thrones der Freiheit nicht entsage. Als endlich eine Be-

schwerdeschrift, welche er für seine Freunde in der Heimat ausgearbeitet hatte, der Regierung von Bern in die Hände fiel, schickte sie dieselbe an die Kaiserin Katharina mit der Bitte, sie möchte den staatsgefährlichen Mann vom Hofe weisen. Die Kaiserin, verletzt durch die barsche Forderung der Berner, gab sich mit den Gründen zufrieden, welche Laharpe für seine Handlungsweise anführte, und lehnte das Gesuch ab. Doch in Bern war er auf die Liste der Verbannten gesetzt worden, und als er 1793 seinen Abschied vom russischen Hofe nahm, durfte er es nicht wagen, den heimatlichen Boden zu betreten. Er ließ sich auf dem genferischen Gebiete nieder und erhielt von der Regierung von Bern nicht einmal die Erlaubniß, seine Familie im Waadtlande zu besuchen. Im Gegentheile wurden strenge Maßregeln gegen ihn ergriffen, welche ihn zuletzt zwangen, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen und sich nach Paris zu begeben. Hier trat er nicht nur in einen regen Verkehr mit dem Schweizer Klubb, sondern wußte auch das französische Directorium für die Befreiung der Waadt zu gewinnen. Bald war er die Seele der schweizerischen Vereinigung in Paris und entfaltete eine rastlose Thätigkeit, um in seinem Heimatlande durch Schriften verschiedenen Inhaltes die Aufregung zu erhalten, von welcher man früher oder später die Befreiung des Landes hoffen konnte. Nicht immer leitete ihn bei der Abfassung dieser Schriften die Liebe zur Freiheit; oft ließ er sich durch das Rachegefühl zu Schritten verleiten, welche seine sonst so uneigennützigen Bestrebungen beflecken. Im Jahre 1797 reichte Laharpe an der Spitze von 22 ausgewanderten Freiburgern und Waadtländern dem französischen Directorium eine Bittschrift ein, in welcher er Frankreich aufforderte, den seiner Heimat 1565 zugesicherten Schutz in Anwendung zu bringen. Damals hatte nämlich der Herzog Philibert Emanuel die Waadt an Freiburg und Bern unter der Bedingung abgetreten, daß die Edlen und Unedlen, die Dörfer, Städte und Gemeinden bei ihren guten Gebräuchen, Rechten und Freiheiten geschützt werden sollten und Frankreichs König, Karl IX., hatte diesen Vertrag gewährleistet. (1565.) Laharpe behauptete nun, daß im Laufe der Zeit diese Freiheiten und Rechte der Waadt verkümmert worden seien, und nachdem die alte Vertragsurkunde in den französischen Archiven aufgefunden worden war, beschloß das Directorium, die Waadtländer, welche seine Vermittelung zur Aufrechthaltung der alten Verträge anrufen würden, unter den Schutz der französischen Republik

zu stellen. Durch diesen Beschluß waren die Hoffnungen aller derjenigen neu belebt, welche die Befreiung der Waadt herbeizuführen suchten; zugleich war aber auch der Vorsatz des Directoriums ausgesprochen, sich in die inneren Angelegenheiten der Eidgenossenschaft einzumischen.

Laharpe ging noch weiter; da er nämlich in den politischen Verhältnissen der schweizerischen Bundesgenossenschaft den Grund vieler Uebelstände und Mißverhältnisse erblickte, so dachte er daran, mit Hülfe des französischen Directoriums die Schweiz in einen einheitlichen Staat zu verwandeln. In diesem Sinne machte er auch den Directoren einen Vorschlag, welchen diese jedoch bei Seite schoben, bis ihnen endlich eine Besetzung der Schweiz im Interesse Frankreichs zu liegen schien. Da erhielt der Basler Peter Ochs, welcher die schweizerischen Verhältnisse wohl kannte, den Auftrag eine neue Verfassung für die Schweiz auszuarbeiten, und als dieselbe wirklich zu Stande gekommen war, drangen französische Heere unter verschiedenen Vorwänden in die Schweiz ein, das neue Verfassungswerk ein- und durchzuführen. Noch immer in Paris, suchte Laharpe die Bedrängnisse, welche im Gefolge der französischen Einmischung über seine Heimat kamen, nach Kräften zu mildern, indem er allen seinen Einfluß aufbot, die französischen Machthaber zu gelinderen Maßregeln zu bewegen. Es gelang ihm nicht; doch eröffnete sich seiner Wirksamkeit ein neues Feld, als nach kurzem Bestande des neuen Staates zwei Directoren ihren Austritt nahmen und er selbst in das helvetische Directorium gewählt wurde. (28. Juni 1798.) — Obgleich der neue Director wohl einsah, daß die neue Schöpfung sich gegen ihre inneren und äußeren Feinde nur durch einen engen Anschluß an Frankreich halten könne, so nahm er doch für sich und die Schweiz eine Unabhängigkeit in Anspruch, welche sowol dem Manne, als dem Staate zur Ehre gereicht. Seine Ueberzeugung, daß das Glück des Vaterlandes von einer strengen Durchführung der Einheitsverfassung abhänge, machte ihm bei seinem ersten Auftreten schon alle die zu Feinden, welche in der Aufhebung der besonderen Einrichtungen der einzelnen Orte den Untergang der Freiheit erblickten. Der Schreckenstag des 9. September 1798 kam über Unterwalden, wo der letzte Widerstand gegen die neue Staatseinrichtung gebrochen wurde. Frankreich, welches die schweizerischen Staatsschätze und Zeughäuser geplündert hatte, fing an die Schweiz als ein erobertes Land zu betrachten, und fand leider viele Glieder in den helvetischen Räthen,

welche ihre Anhänglichkeit an die beschützende Macht bis zur unmännlichen Unterwürfigkeit trieben; so daß es dem französischen Directorium gelang, die Schweiz zu einem Schutz- und Trutzbündniß zu zwingen und ihr die Stellung eines Hülfskorps von 18,000 Mann aufzuerlegen. In diesen beiden Maßnahmen glaubte Laharpe die schweizerische Selbstständigkeit gefährdet und widersetzte sich derselben mit aller Macht, aber endlich mußte er sich dem Unvermeidlichen fügen. Dabei war er jedoch stets bemüht, so viel es die Verhältnisse erlaubten, den französischen Einfluß überflüssig zu machen und der Schweiz eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Sein Eifer, um jeden Preis die neugestaltete Schweiz zu erhalten, trieb ihn zu Maßregeln, welche von seinen Zeitgenossen schon auf die verschiedenste Weise beurtheilt wurden, indem sie darauf berechnet waren, die inneren und äußeren Feinde des neuen Staates zu vernichten, und zu diesem Ende die äußerste Kraft des ganzen Landes in Anspruch nahmen. Mit großer Entschiedenheit forderte er, als die zweite Coalition sich gegen Frankreich gebildet hatte, daß die Schweiz an Oesterreich den Krieg erkläre, um der Schweiz das Unglück zu ersparen, Schauplatz fremden Krieges zu werden. Als diese Forderung von den helvetischen Räthen nicht genehmigt worden war, ergriff das Directorium immer neue Maßregeln, welche die Ruhe im Innern und die Vertheidigung nach Außen ermöglichen sollten; strenge Strafgesetze wurden gegen Alle die aufgestellt, welche den Behörden den Gehorsam verweigerten oder den anrückenden Oesterreichern Vorschub leisteten; Steuern wurden ausgeschrieben, Güter eingezogen, Truppen aufgeboten und solche gefangen genommen und in ferne Kerker geführt, welche im Verdachte standen, Anhänger der alten Staatseinrichtung und Oesterreichs zu sein. An allen diesen Anordnungen hatte Laharpe den größten Antheil; denn er selbst war bereit, für die neue Schweiz Alles zu opfern und forderte deßhalb, daß alle Schweizer die gleiche Opferwilligkeit hegen sollten. Wurde durch dieses Auftreten das Directorium schon von Tag zu Tag mehr der Gegenstand zahlreicher Angriffe, so fiel doch der größte Haß auf Laharpe, von dessen Begeisterung und Thatkraft man vermuthete, daß er der Urheber aller jener Maßregeln sei; seine Gegner sollen sogar die Absicht gehabt haben, ihn zu ermorden. Der Krieg zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten brach aus und die Schweiz wurde der Schauplatz desselben. Siegreich waren die Oesterreicher bis nach Zürich vorgedrungen und

alles Land, das sie besetzt hatten, warf die neue Staatseinrichtung von sich. Die helvetischen Behörden flohen von Luzern nach Bern; denn mit dem Kriege gingen die Aufstände einzelner Kantone Hand in Hand und machten ihren Aufenthalt in Luzern unsicher. Der Zwiespalt zwischen dem Directorium und den helvetischen Räthen machte sich bald in einer Weise geltend, welche für jenes unheilvoll werden mußte. In Frankreich hatte sich nämlich Napoleon zum ersten Consul gemacht und diese Veränderung blieb nicht ohne Einwirkung auf die schweizerischen Verhältnisse; da die Gegner der neuen Staatseinrichtung in der Schweiz in Folge dieses Ereignisses die Hoffnung schöpften, die aufgezwungene Verfassung durch eine neue zu ersetzen, welche den ehemaligen Kantonen wieder mehr Selbstständigkeit verleihen sollte. Das helvetische Directorium war zudem in sich selbst gespalten; während Laharpe, Oberlin, Secretan entschlossen waren das Aeußerste zu wagen, die helvetischen Räthe zu vertagen, selbst französische Hülfe anzurufen, um die Einheit der französischen Republik aufrecht zu halten, waren die beiden übrigen Directoren, Dolder und Savary, entschieden auf die Seite der helvetischen Räthe getreten, welche ohne Verzug ihren Vernichtungskampf gegen das Directorium begannen. Leider boten der Jammer, in welchen das Land durch die französischen Eindringlinge versetzt worden war, die vielen unzweckmäßigen Gesetze und Maßregeln, welche seit dem kurzen Bestande der Republik viele Interessen verletzt hatten, endlich aber auch die Ohnmacht des Directoriums selbst, welches wegen der in den obersten Behörden herrschenden Zerwürfnisse im entscheidenden Augenblicke nirgends durchgreifen und daher auch im Ganzen bei dem Volke wenig Achtung gewinnen konnte; leider boten diese Umstände allen Gegnern der Einheitsverfassung Angriffspunkte und Waffen, welche um so eher zum Siege führen mußten, da die Begeisterung für die Revolution fast allenthalben abgenommen hatte und in den Behörden selbst die Mehrzahl der Mitglieder für den Plan gewonnen war.

Als Alles gehörig vorbereitet und die gesetzgebenden Behörden bereits einen Ausschuß von zehn Mitgliedern ernannt hatte, angeblich um gemeinschaftlich mit dem Directorium die Wohlfahrt des Staates zu wahren, in der That aber, um nach dem Sturze desselben an das Staatsruder zu treten. Da trat Dolder im Schooße des Directoriums selbst mit der Zumuthung auf, die Directoren sollten in Betracht der schlimmen Lage des Landes, der eigenen Unfähigkeit dieselbe zu ver-

bessern, freiwillig ihre Stellen niederlegen und einer fähigeren und ruhigeren Behörde Platz machen. Laharpe, welcher in der bestehenden Staatseinrichtung das einzige Heil für die Schweiz erblickte und in den Bestrebungen seiner Gegner Nichts, als die Rückkehr zu den früheren, ihm so verhaßten Zuständen sah, widersetzte sich dem von Dolder gestellten Antrage mit aller Macht; obgleich er geneigt war unter anderer Form eine Würde abzulegen, welche einst in ihm die Hoffnung erweckt hatte, seine Kraft zum Heile des schweizerischen Vaterlandes bethätigen zu können, nun aber für ihn zur unerträglichen Last geworden war. Die Art und Weise, wie man ihn zuletzt aus seiner Stellung drängen wollte, empörte in tief und riß ihn zu Schritten, welche die Ruhe des Staates leicht hätten gefährden können, welche dazu beitrugen, den Fall des Directoriums zu beschleunigen. Am gleichen Tage nämlich, wo Dolder seinen Antrag stellte und wo Laharpe sich mit dem Gedanken trug, sich mit Waffengewalt in seiner Würde zu behaupten, wurde sowol vom großen Rathe, als dem Senate der Antrag zum Gesetze erhoben, daß das Directorium aufgelöst und für seine Handlungen verantwortlich zu machen sei, und schon am folgenden Tage wurde eine neue Vollziehungsbehörde von sieben Mitgliedern gewählt, welche bis zur Annahme einer neuen Verfassung für die Ruhe und Ordnung sorgen sollte. Bei den Verhandlungen, welche über diese Maßregeln gepflogen wurden, war Laharpe und seine beiden gleichgesinnten Amtsgenossen des Hochverrathes beschuldigt worden; von einer Seite war man sogar geneigt, sie deßhalb förmlich vor Gericht zu ziehen, ohne daß jedoch die gesetzgebenden Räthe solchem Ansinnen Folge gaben.

Laharpe verließ unter solchen Umständen Bern und zog sich mit seinem Freunde Secretan nach Lausanne zurück; wo er noch immer der Gegenstand steter Anfeindung blieb, so daß er mit Sehnsucht den Augenblick erwartete, wo er sich nach Paris begeben könne. Die helvetische Verfassung legte nämlich den Directoren nach verflossener Amtszeit noch eine Frist von sechs Monaten auf, während welcher sie für ihre Amtsführung zur Rechenschaft gezogen werden konnten. Noch war Laharpe in Lausanne, aber alle Anstalten zu seiner Abreise nach Paris waren getroffen, als er einen Brief erhielt, welcher an die helvetische Gesandtschaft in Paris gerichtet und mit dem Namen eines seiner Gegner, des Generalsecretairs des Direktoriums Mousson, unterzeichnet

war. Dieser Brief enthielt Andeutungen von einem Unternehmen gegen den helvetischen Staat und von einem Einverständnisse mit Oesterreich. Laharpe vermuthete in dem Briefe einen schlagenden Beweis für die Umtriebe der Gegner des helvetischen Staates in der Hand zu haben, und that Schritte, denselben geltend zu machen, indem er dem großen Rathe das Schreiben mittheilen ließ. In Folge dieser Mittheilung wurde die Verhaftung Laharpe's und Mousson's angeordnet; eine Maßregel, durch welche man jenen besonders treffen wollte, da seine Absicht sich nach Paris zu begeben, verdächtig erschien und man hoffen durfte, in seinen Papieren Stoff zu einer förmlichen Hochverrathsklage wider ihn zn finden. Der Bedrohte hatte jedoch Zeit genug, nach der ersten Kunde von dem gegen ihn gefaßten Beschlusse diejenigen von seinen Papieren in sichere Hand zu legen, welche, für ihn von großem Werthe, leicht in Gefahr kommen könnten, verloren zu gehen. Seine Verhaftung wurde am 2. Juli 1800 in Lausanne vollzogen; und nachdem seine Papiere unter Siegel gelegt waren, wurde er unter militärischer Bedeckung nach Bern abgeführt, wo er vor das Kantonsgericht gestellt werden sollte. In Moudon angekommen, wo gerade Jahrmarkt war, drängten sich die Landleute um das Gasthaus, wo der Gefangene abgestiegen war., und da er sich wieder zur Weiterreise anschickte und in den Wagen stieg, brachen alle in den lauten Ausruf aus: „Es lebe Laharpe!" Der Gefeierte jedoch ermahnte sie zur Ruhe, indem er sagte: „Kein Gelärm Bürger! Es lebe die Republik! Es lebe die Gerechtigkeit!" Gerechtigkeit aber konnte er von der Leidenschaftlichkeit seiner Gegner nicht erwarten; er fürchtete das Schlimmste. Darum entwarf er den Plan zur Flucht, welchen er auch glücklich ausführte. Während in Payerne nämlich bei Nachtzeit die Pferde gewechselt wurden, gelang es ihm mit Hülfe eines Bürgers, dem er sich entdeckte, nach Estavayer und von hier unter vielerlei Beschwerden und Gefahren nach Frankreich zu entkommen. In Dijon wurde er vom Generale Brune mit Auszeichnung empfangen, und reiste von da, mit dem Nothwendigsten, einem Passe und einem Empfehlungsschreiben an den ersten Consul versehen, nach Paris.

Bonaparte nahm den ihm durch seine Wirksamkeit in der Schweiz seit Langem wohl bekannten Flüchtling nicht unfreundlich auf; glaubte aber schon das erste Zusammentreffen zu Vorwürfen über die Haltung der Schweiz und über Laharpe's Handlungsweise benützen zu sollen.

Mit der Würde des begeisterten Patrioten vertheidigte der Angegriffene zunächst sich selbst, dann aber auch seine Schweiz; mit Entrüstung wies er die Behauptung des ersten Consuls zurück, als dieser einwarf, die Schweiz sei ein von Frankreich erobertes Land. „Frankreich und die Schweiz stehen einander gleich, auf gleichem Fuße haben sie einen Vertrag geschlossen; die Schweiz hat den Franzosen gute Soldaten geliefert, aber sie hat sich zu beklagen über Einige Euerer Generale, über Euere Commissäre und Gesandten, welche in unseren Bergen eine neue Vendee schaffen wollten", das sind die freimüthigen Worte, mit denen der unerschrockene Laharpe dem Gewaltigen entgegentrat. — Fern von der Heimat, aus ihr verbannt, widmete Laharpe aufs Neue derselben seine Thätigkeit, nachdem er in Plessis-Piquet in der Nähe von Paris eine stille Zufluchtsstätte gefunden hatte. Seine Gattin, eine Frau, welche eifrig bemüht war, die Stunden des vielfach geprüften Mannes zu verschönern, folgte ihm bald hieher und theilte mit Freuden sein Schicksal.

Nachdem Alexander I. den russischen Thron bestiegen hatte, gedachte er seines ehemaligen Erziehers und lud (1801) ihn durch ein freundliches Schreiben nach St. Petersburg ein. Laharpe hatte am russischen Hofe viele Feinde und Alexanders Vorgänger, Paul I., welcher entschieden auf die Seite der Gegner der Revolution getreten war, hatte sich sogar von denselben bestimmen lassen, ihm den bewilligten Jahresgehalt zu entziehen und ihn von der Liste der Ritter des Wladimirordens zu streichen; ja er ließ sich von seinem Hasse gegen den helvetischen Director so weit hinreißen, daß er dem Generale Korsakow, der mit seinem Heere in der Schweiz stand, den Befehl ertheilen ließ, den Verhaßten gefangen zu nehmen und nach Rußland zu senden. Obgleich diese Feinde sich auch jetzt wieder regten und seine Ankunft in Petersburg auf alle nur mögliche Weise zu hintertreiben sich bemühten, so gelang es doch den Bemühungen Laharpe's, der Einladung seines kaiserlichen Freundes und Gönners Folge zu leisten. Während der acht Monate, welche er am Petersburger Hofe verlebte, beschäftigte sich Laharpe mit verschiedenen für die Einrichtungen Rußlands tief eingreifenden Entwürfen, von denen ein Theil die Billigung des Kaisers gewann und in verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung Eingang fand. Alexander wollte den Freund durch Titel und Orden auszeichnen; aber Laharpe lehnte jede solche Auszeich-

nung ab und kehrte in die stille Zurückgezogenheit nach Plessis-Piquet zurück.

Unterdessen begannen die Parteikämpfe in der Schweiz, deren Folge der Sturz der helvetischen Staatseinrichtung war. Nachdem dann der erste Consul den streitenden Parteien Ruhe geboten, erklärte er sich bereit, der Schweiz eine neue Verfassung (die Mediationsacte) zu geben, welche die Parteistreitigkeiten ausgleichen und das Wesentliche der früheren bundesstaatlichen Verhältnisse berücksichtigen sollte. Zu diesem Behufe wurden die Kantone aufgefordert, Abgeordnete nach Paris zu senden, welche diese neue Verfassung unter den Augen und dem Einflusse des Vermittlers berathen sollten. Von mehreren Wahlversammlungen der Kantone Zürich, Bern und Zug wurde Laharpe, der unerschütterliche Freund der Einheitsverfassung, als Abgeordneter gewählt; während die Mehrzahl der Deputirten aus Freunden der bundesstaatlichen Einrichtung bestand. Laharpe nahm die auf ihn gefallene Wahl nicht an; denn er wollte in keiner Weise die Hand zum Sturze einer Verfassung bieten, welche nach seiner innersten Ueberzeugung für die Schweiz die einzig richtige und heilsame war. Nichts destoweniger bot er allen seinen Einfluß auf, den er in Paris hatte, um die Einheit der Schweiz zu retten. Die schweizerischen Abgeordneten nahmen die Mediationsacte an, nach welcher die Selbstständigkeit der Kantone wieder hergestellt wurde; Bonaparte bestieg als Napoleon I. den französischen Kaiserthron und führte seine Eroberungskriege; Laharpe lebte in stiller Zurückgezogenheit, mit wissenschaftlichen und politischen Studien beschäftigt. Es kamen die Tage von der Beresina, von Kulm und von Leipzig; die schweizerische Neutralität nicht achtend, drangen die Oesterreicher in die Schweiz ein. Dieser Umstand veranlaßte den für seine Heimat stets besorgten Laharpe, seinem kaiserlichen Freunde Alexander, der sich mit den übrigen verbündeten Monarchen auf dem Wege nach Paris befand, bis nach Langres entgegenzueilen, um ihn für die Schweiz günstig zu stimmen. Weder die Unannehmlichkeiten, denen er sich aussetzte, da seine Reise ihn mitten durch die Vorhut der verbündeten Heere führte, noch das Unwohlsein, von welchem er befallen war, konnten ihn abhalten von der Erfüllung dieser heiligen Pflicht. Und als Alexander Laharpe's Gattin in Paris wiedersah, sagte er: „Ihr Gatte ist doch immer der gleiche; wie ein Jüngling setzte er sich der Gefahr aus, nur um mit mir über seine liebe

Schweiz zu reden." — „Sire", erwiederte Frau Laharpe, „er trägt besonders zwei Gegenstände in seinem Herzen. Ew. Majestät und die Schweiz." — „Aber die Schweiz geht ihm über Alles", unterbrach Alexander. — So lange Alexander in Paris weilte, war Laharpe in seiner nächsten Nähe beschäftigt mit verschiedenen Arbeiten, welche des Kaisers Zutrauen ihm zuwies und welche er mit ebenso viel Gewandtheit als Geschick besorgte. Um ihn für diese und die früheren Verdienste zu lohnen, verlieh ihm der Kaiser das Großkreuz des St. Andreasordens und erhob ihn dadurch in den Rang der höchsten Würdeträger seines Reiches. Aber in den Augen Laharpe's war die Zusicherung des Kaisers, daß auf dem Wiener Congresse sowohl die Unabhängigkeit der Schweiz, als die Selbstständigkeit der neuen Kantone anerkannt werden sollten, eine weit werthvollere Belohnung alles dessen, was er bisher im Dienste seines Vaterlandes und des Kaisers geleistet hatte. Die Kantone Waadt und Tessin sandten ihn nach Wien und hier wußte er es im Vereine mit seinem Freunde Rengger, der von anderen neuen Kantonen ebenfalls den Auftrag erhalten hatte, für die Anerkennung ihrer Selbstständigkeit zu wirken, dahin zu bringen, daß diesen Wünschen, soweit es die Umstände erlaubten, Rechnung getragen wurde. Von Wien kehrte er nach der Schweiz zurück und nahm zuerst seinen Wohnsitz an den Ufern des Zürichsees; aber auf eine förmliche Aufforderung der züricherischen Regierung sah er sich genöthigt, diese Gegend bald wieder zu verlassen, deren Bewohner ihn auf's Freundschaftlichste aufgenommen hatten. Bei dem zweiten Einzuge der Verbündeten treffen wir ihn wieder in Paris, wo er den Kaiser Alexander zum letzten Male sah. —

Die Preußen hatten sein Landgut verwüstet, seine Freunde und Bekannten hatten Paris verlassen; diese und andere Umstände wurden die Veranlassung, daß Laharpe im Jahre 1816 nach Lausanne übersiedelte, um hier in Ruhe und zurückgezogen von jeder öffentlichen Thätigkeit den Abend seines Lebens zu verleben. Kaum war er jedoch angekommen, so rief ihn das Zutrauen seiner Mitbürger in die gesetzgebende Behörde seines Heimatskantons, und mit immer gleichem Eifer war er bemüht, auch in dieser Stellung seine Obliegenheiten zu erfüllen. Wo er in der Einrichtung, in der Verwaltung des Staates Mängel entdeckte, machte er zweckmäßige Vorschläge zur Verbesserung derselben, ohne sich durch den, manchmal sogar hämischen

Widerstand seiner Amtsgenossen im Geringsten beirren zu lassen. Im Jahre 1828 legte er diese Stelle nieder und schied vom Schauplatze amtlicher Wirksamkeit; man sah ihn fortan nur noch an den Wahlversammlungen Antheil nehmen, aber mit einer Gewissenhaftigkeit, welche sich weder durch den Ungestüm der Witterung, noch durch die große Entfernung seines Wohnortes abschrecken ließ. „Ich kann mich vielleicht ein wenig erkälten, aber man muß ein gutes Beispiel geben", pflegte er zu sagen, wenn man ihn von der Erfüllung dieser Bürgerpflicht abhalten wollte. Bis zum Todesjahre Alexanders (1825) stand er mit diesem Fürsten im Briefwechsel, und besprach mit ihm die großen und schönen Plane der Civilisirung, durch welche der damalige Alleinherrscher Rußlands sein weites und halb barbarisches Reich in ein würdiges Verhältniß zu den übrigen europäischen Staaten zu bringen strebte. In gleicher Weise trat er mit vielen schweizerischen Staatsmännern in Verbindung, um im Vereine mit ihnen die Mittel und Wege zu suchen, durch welche das Vaterland zu seiner leiblichen und geistigen Wohlfahrt gelangen könnte. Die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft zählte ihn unter ihren Mitgliedern, ebenso die Gesellschaft der Naturforscher. Die Schulen des Waadtlandes wurden ein Gegenstand seiner besondern Pflege, und dieselbe Hand, welche so manchmal die Leiden der Armuth gelindert, öffnete sich zu reichlicher Spende, wenn es galt, talentvolle Jünglinge in ihren Studien zu unterstützen, oder Anstalten zu gründen, welche die Bildung und Aufklärung der unteren Volksklassen zum Ziele hatten. Mit einem wahren Jünglingseifer ergriff der achtzigjährige Greis jede Gelegenheit, sich seinen Mitbürgern nützlich zu machen, ungeachtet schwere Leiden seine letzten Lebensjahre verbitterten. Mit der Ruhe eines Weisen trug er seinen Schmerz, welcher ihm höchstens die Aeußerung entrang: „O, barmherziger Gott, wann wird mein Leiden aufhören!" — Er starb am 30. März 1838, wenige Tage vor der Vollendung seines vierundachtzigsten Lebensjahres.

Das Waadtland.

Nachdem ein Theil des Bisthums Basel 1792 mit Hülfe französischer Heere als rauracische Republik sich zu einem selbstständigen Staate gemacht und 1793 sich an Frankreich angeschlossen hatte; nachdem 1797 das Veltlin und die Herrschaften Cleven und Worms von Bünden getrennt und mit der cisalpinischen Republik vereinigt worden waren; zeigte das französische Direktorium immer deutlicher, daß es feindselige Absichten gegen die Schweiz hege. Im Jahre 1797 drang ein französisches Heer in den Theil des Bisthums Basel ein, welcher dießseits des Jura liegt, in das Münster- und St. Immer-Thal und eroberte die mit allen Ständen verbündete Stadt Biel. Der westliche Grenzwall der Schweiz, das Juragebirge war so in den Händen der Franzosen, welche nun anfingen, immer tiefer in die Angelegenheiten der Eidgenossenschaft einzugreifen. Die Verhältnisse des Waadtlandes zu Bern, wie sie von F. C. Laharpe dem Direktorium waren vorgelegt worden, riefen die nächsten Veränderungen hervor, welche im Gebiete der Eidgenossenschaft stattfanden.

In der Waadt hatten sich nämlich bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution unverkennbare Spuren gezeigt, daß die Oberherrschaft Berns von Tag zu Tag mehr Gegner zähle; denn wenn auch Vieles in der Regierung des Unterthanenlandes untadelhaft war, so wurde doch der Unterschied des Unterthans und der regierenden Herrn in einem allzu ängstlichen Maße festgehalten. Dieß mußte um so drückender erscheinen, da der Gedanke an die Gleichheit aller Menschen immer weitere Verbreitung gewann und die Anhänger desselben durch Wort und Schrift der Regierung Gegner zu erwecken bemüht waren. In dieser Zeit rieth der Pfarrer Martin von Meziers seiner Gemeinde, sie möchte einen Advokaten um Rath fragen, ob man von den Kartoffeln, die doch kein Getreide seien, auch den Zehnten schuldig sei. Deßhalb wurde er heimlich bei dem Rathe in Bern verklagt, und dieser ordnete seine Verhaftung an. Mitten in der Nacht wurde er fest genommen und nach Bern abgeführt, um dort für ein Vergehen bestraft zu werden, welches nach Recht und Herkommen nur vor waadtländischen Gerichten bestraft werden konnte. Diese Verletzung des be-

stehenden Rechtes rief in vielen Städten der Waadt Unzufriedenheit hervor, welche sich in der Forderung kund gab, daß man in Zukunft Gesetz und Herkommen achten sollte. Noch höher stieg die Unzufriedenheit, als Martin freigesprochen wurde, und die Entschädigung von 100 Louisdor, welche man dem unschuldig Angeklagten zuerkannte, war nicht im Stande, die Aufregung niederzuschlagen. Der Heimkehrende wurde auf seinem Wege überall festlich empfangen, man betrachtete ihn als einen Märtyrer der Freiheit und seine Gemeinde feierte bei seiner Rückkunft ein Fest des Sieges über die Regierung. Diese Vorgänge hatten klar gezeigt, wie sehr die öffentliche Meinung gegen Bern eingenommen war. Wie tief die französische Revolution in der Waadt eingedrungen war, gab sich jedoch am meisten dadurch zu erkennen, daß man hier die Feste mitfeierte, welche in Frankreich zum Gedächtnisse an denkwürdige Thaten der Revolution angeordnet worden waren. So feierte man im Jahre 1791 in verschiedenen Städten des Landes die Einnahme der Bastille, unter anderen auch in Rolle. Bei diesem Feste gab man in Reden, Liedern und Abzeichen zu erkennen, wie hoch man die Thaten des französischen Volkes ehre, welches sich von dem drückenden Joche seiner Tyrannen befreit; man pries den Muth dieses tapferen Volkes und Einzelne erlaubten sich sogar Beschimpfungen der bernerischen Regierung. Gegen diesen Geist glaubte die Regierung kein besseres Mittel in den Händen zu haben, als die Gewalt. Einige tausend auserlesene Truppen wurden bei Bern zusammengezogen, acht waadtländische Compagnieen aus denjenigen Gegenden, welche der Regierung noch treu geblieben waren, rückten bis Nyon vor. Richter zur Untersuchung und Bestrafung der Vergehen folgten, und bald auch die deutschen Bataillone, welche die Städte am See besetzten. Das Gericht, welches seinen Sitz von Rolle nach Lausanne verlegt hatte, lud Glieder der Stadträthe der waadtländischen Städte vor seinen Stuhl, um ihnen das Mißfallen der Regierung auszusprechen. Dieß geschah in demüthigender Weise. Zwischen langgedehnten Soldatenreihen mußten die nach Lausanne berufenen Abgeordneten der Städte mit entblößten Häuptern durchgehen, um jenen Verweis anzuhören. Keiner der Abgeordneten ergriff das Wort zur Vertheidigung oder Entschuldigung, aber ein schmerzhafter Stachel blieb in ihren Herzen zurück. Nicht weniger mußte das Verfahren gegen einzelne Hauptleiter jener Festlichkeiten erbittern, indem man sie mit

unerbittlicher Strenge strafte. Rosset und Müller de la Motte, welche in Rolle besonders thätig waren und überdieß dem französischen Geiste huldigten, wurden verhaftet und als Staatsgefangene nach Chillon geführt, welches von diesem Augenblicke als die Bastille der Waadt betrachtet wurde, deren Kerkernacht allen Edeln und Freisinnigen drohe. Noch andere schwere Urtheile wurden ausgesprochen. Amadeus Laharpe, welcher das Fest zu Rolle angeordnet hatte, floh mit anderen Gleichgesinnten nach Frankreich. Keine Vorladung vermochte ihn, sich zu stellen. Auf die gegen ihn erhobenen Anklagen antwortete er mit einer Denkschrift, in welcher er sich, mitunter in bitterem Spotte, vertheidigte. Er wurde zum Tode verurtheilt, sein Vermögen eingezogen und ein Preis von 2000 Thalern auf seinen Kopf gesetzt. In Frankreich stieg er in der Armee von Grad zu Grad und fand allgemein betrauert in den Kämpfen in Italien den Heldentod.

Dieß waren die Verhältnisse des Waadtlandes, welche F. C. Laharpe am russischen Hofe schon zum Auftreten gegen Bern vermocht hatten, und welche nach seiner Uebersiedelung nach Paris ihn bewogen, das Direktorium zum Beschlusse zu veranlassen, daß es alle die Waadtländer schützen werde, welche seine Hülfe zur Aufrechthaltung der alten Verträge anrufen würden. In Folge dieses Beschlusses wurden die Mitglieder der Regierungen von Freiburg und Bern persönlich für die Sicherheit und das Eigenthum aller Waadtländer verantwortlich gemacht, welche sich bereits an die französische Republik gewandt hatten, oder sich noch wenden konnten, um in Folge alter Verträge die Vermittelung zur Aufrechthaltung oder Wiederherstellung ihrer Rechte und Freiheiten anzurufen. Diese Forderung wurde den Regierungen durch den französischen Gesandten Mengaud überbracht, einen Mann, welcher seine Stellung benutzte, um alle Unzufriedenen gegen ihre Regierungen aufzureizen, welcher sich mit einem Uebermuthe benahm, als ob er Herr im Lande wäre. Ueberall verbreitete er die Kunde, daß die Franzosen bereit seien, Alle zu unterstützen, welche nach Freiheit strebten; aber unter diesem äußeren Vorgeben lag der Vorwand verborgen, die französischen Heere in das Gebiet der Eidgenossenschaft einrücken zu lassen, um sich der reichen Staatsschätze zu bemächtigen, deren man in Frankreich zur Fortsetzung des Krieges nöthig hatte. Der Rath von Bern, über seine Zumuthungen aufgebracht, antwortete muthig „Einzig unserem Gewissen, unseren Gesetzen, unserer Verfassung und

dem Allerhöchsten sind wir Verantwortung für unsere Handlungen schuldig.“

Unterdessen hatte der Geist, welcher durch die französische Revolution in das Waadtland geworfen und durch die Schriften der Ausgewanderten und die errichteten Klubbs verbreitet worden war, zahlreiche Anhänger gefunden, und die Bande der Unterthänigkeit wurden von Tag zu Tag lockerer. Daher beschloß die Regierung von Bern, durch zweckmäßige Maßregeln die Eintracht wieder herzustellen mit dem Versprechen, alle dem Wohle des Landes zuträglichen Wünsche zu erfüllen. Man forderte von den Waadtländern die Leistung eines Eides für Religion, Verfassung und Vaterland und zur Vereinigung gegen äußere und innere Feinde. Eine eigene Gesandtschaft sollte diese Eidleistung entgegennehmen, welche von den Landvögten mit der eidlichen Versicherung entgegnet werden sollte, alle Mißbräuche und Uebelstände gewissenhaft abzuthun. In vielen Bezirken wurde der Eid freudig geleistet, von 30 Bataillonen schwuren ihn 24. Im Bezirke von Lausanne schwur nur ein kleiner Theil, um Nyon nur das Landvolk; ebenso wenig Anklang fand die Aufforderung bei den Städten Aubonne und Moudon. Zu Vevey getrauten sich die Abgeordneten sogar nicht einmal, die Huldigung zu fordern, und hier brach zuerst der Aufstand los, indem die Unzufriedenen sich des schlecht besetzten Schlosses Chillon, der Bastille des Waadtlandes, bemächtigten und die Staatsgefangenen befreiten. Dieß wurde die Veranlassung, daß Bern zu den Waffen griff und einen Oberbefehlshaber des Heeres in der Person des thatkräftigen Erlach ernannte. Da dieser jedoch ablehnte, wurde die für die Lage der Dinge so wichtige Stelle dem Oberst Weiß übertragen, einem Manne, dessen gute Eigenschaften durch eine unbegrenzte Eitelkeit in den Hintergrund gedrängt wurden, und welchem das Nothwendigste fehlte, die Thatkraft. Ueberall stieß er auf Widerstand und gelangte bald zu der Ueberzeugung, daß der Namen der Regierung, in deren Auftrag er handelte, in der Waadt keine Geltung mehr habe. Schon der Ruf zu den Waffen, welchen Weiß in der Waadt hören ließ, schreckte indeß die Führer der Unzufriedenen so, daß sie sich an den französischen General Menard wandten, welcher an der Spitze von 10,000 Mann im Ländchen Gex stand. Dieser drohete dem benerischen Heerführer, er werde Gewalt mit Gewalt zurücktreiben, wenn er fortführe, in dem Lande Truppen zusammenzuziehen und die Gemeinden gegen einander zu be-

waffnen, und Weiß zog sich unbegreiflicher Weise in die Gegend von Yverdon zurück. Nach seinem Abzuge griffen Berns Gegner abermals zu den Waffen, nöthigten viele seiner Anhänger zum Anschlusse und das französische Direktorium beschloß die Unabhängigkeit der Waadt unter dem Namen der Lemanischen Republik. Nun brach in mehreren Städten, wie in Lausanne, Morges, Vevey und Nyon, die Revolution aus; es trat eine Versammlung angesehener Männer zusammen, welche die Leitung der Angelegenheiten des neuen Staates übernahmen. Die bernerischen Beamten reisten ab und die Waadt war frei. Da verbreitete sich das Gerücht, es zögen deutsche Truppen heran, das Land wieder zu unterdrücken. Dieß gab dem Generale Menard Veranlassung, einen seiner Adjutanten an Weiß zu schicken, mit der bestimmten Aufforderung, alle bernerischen Truppen vom waadtländischen Boden zurückzuziehen. Der Adjutant, begleitet von zwei Mitgliedern der stellvertretenden Versammlung in Lausanne, von zwei französischen Husaren und zwei waadtländischen Dragonern, gelangte am späten Abend in die Nähe des Dorfes Thierrens, wo er auf eine Streifwache stieß. „Zu welcher Partei gehört Ihr?" fragte einer der vorausreitenden Husaren. „Wir sind hier, unser Dorf und unser Vaterland zu schützen", war die Antwort. „Vorwärts, Husaren!" wurde aus dem Wagen gerufen. Mit gezogenen Säbeln sprengten beide vor und einer derselben spaltete einem schweizerischen Soldaten, der von der Wache eben abgeschickt wurde, Meldung zu machen, Wange und Nase. Dieser schoß den Angreifer nieder. Die übrigen brannten sogleich ebenfalls los. Es fiel auch der zweite Husar und zugleich wurde das Pferd eines Dragoners getödtet, er selbst an der Hand verwundet. Der Adjutant und seine Begleiter kehrten zurück unter großem Lärm über den gebrochenen Frieden und die Verletzung des Völkerrechtes. Dieser Vorfall gab dem französischen Generale den Vorwand, mit seinen Truppen am 27. Januar 1798 in die Waadt einzurücken und sich durch 3000 Mann aus dem Chablais zu verstärken. Ohne Schwertstreich ging das schöne Land für Bern auf immer verloren. Weiß kehrte nach Bern zurück; ihm folgten etwa 1000 treugebliebene Waadtländer, die sogenannte treue Legion, unter dem Obersten Roverea, welche dem bernerischen Heere einverleibt wurden und sich in den späteren Kämpfen rühmlich hervorthaten. Die neuen Behörden des Landes benahmen sich mit Mäßigung und brachten bald Ordnung in die Verwirrung.

Bernerisches Eigenthum, das man zuerst mit Beschlag belegt hatte, wurde zurückgegeben, und die Lemanische Volksversammlung beschloß, keine Rache an den Freunden Berns zu nehmen. Die Freude vieler Waadtländer über die Befreiung des Landes wurde nicht wenig herabgestimmt, als der französische General, welcher bisher die Sprache des Wohlwollens und der Uneigennützigkeit geführt hatte, 700,000 Franken und die Verpflegung seiner an allem Nothwendigen Mangel leidenden Truppen auf des Landes Kosten verlangte.

Die Revolution im Kanton Basel.

In Basel lebte zur Zeit, als die französische Revolution ausbrach, der Oberstzunftmeister Peter Ochs, ein Mann, welcher mit vielen Kenntnissen eine schwärmerische Vorliebe für das gewaltige Ereigniß seiner Zeit verband. Bei seinen Mitbürgern genoß er seltenes Zutrauen und stand mit vielen Häuptern der Revolution in Frankreich in Verbindung. Nun war in dem zwischen Oesterreich und Frankreich (1797) geschlossenen Frieden von Campo Formio das Frickthal an die Franzosen gekommen; ein Landestheil, auf welchen Basel schon seit längerer Zeit sein Augenmerk gerichtet hatte. Gerne hätte die Stadt das Thal mit ihrem Gebiete vereinigt und schickte deßhalb den Oberstzunftmeister nach Paris, um mit dem Direktorium über die Abtretung desselben Unterhandlungen zu pflegen. Seinen Aufenthalt in Frankreichs Hauptstadt benutzte der Gesandte jedoch hauptsächlich, um eine gänzliche Umgestaltung der Eidgenossenschaft unter dem Schutze der französischen Waffen anzubahnen. Von Reubell und Bonaparte ermuthigt, entwarf er eine neue Verfassung für die Schweiz, nach welcher dieselbe einen einzigen Staat, eine einzige und untheilbare helvetische Republik bilden sollte. In vielen Exemplaren ließ Mengaud diese Verfassung, welche sich eng an die französische Staatseinrichtung anschloß, unter allem Volke verbreiten. Tausende schenkten ihr vollen Beifall; der Ruf: „Freiheit und Gleichheit!" wurde die Losung überall, wo Beschwerden gegen die bestehenden Regierungen vorhanden waren; die Landschaften der Städte sehnten sich nach dem Augenblicke, wo sie mit den Stadt-

bürgern gleiche Rechte erhalten würden; die Unterthanenländer wurden vom Wunsche ergriffen, als freie Glieder der Eidgenossenschaft ihren bisherigen Herrscherkantonen gleichgestellt zu werden. Im Kantone Basel trat das Volk zuerst für die ausgesprochenen Grundsätze auf. Am 8. Januar 1798 begaben sich etwa 50 Einwohner von Arisdorf auf das Schloß Farnsburg und fragten den erschrockenen Landvogt nach alten Urkunden, aus welchem sie alte Rechte und Freiheiten herleiten wollten; sie fanden aber Nichts. Am nämlichen Tage hatten sich die Bürger von Liestal mit feierlichem Eide gelobt und auch andere ihrer Nachbarn dazu vermocht, die natürlichen Rechte der Menschen und Völker wieder zu erringen. Diese Thatsachen veranlaßten den Rath von Basel, zur Beschwichtigung der Aufregung Abgeordnete auf die Landschaft zu schicken. Als sie in Liestal ihre Sendung vollziehen wollten, erklärten die Bürger einfach: „Wir verlangen Nichts, als die unverjährbaren Rechte der Menschen, Freiheit und Gleichheit der Rechte, so wie der Bürger von Basel sie auch hat; und daß eine stellvertretende Regierung uns dabei schütze.“ Einer der Gesandten antwortete mit unüberlegten Vorwürfen über Stolz, Uebermuth und Prachtliebe, welchen der Verfall der Landschaft zuzuschreiben sei. Seine Rede erzeugte solchen Unwillen, daß man das Grabmal eines Abkömmlings des im Bauernkriege der Stadt treu gebliebenen Schultheißen Imhof zertrümmerte. Schnell verbreitete sich, durch viele Stadtbürger unterstützt, die Bewegung über den größten Theil der Landschaft; es wurde ein Freiheitsbaum, der erste in der deutschen Schweiz, in Liestal errichtet und eine dreifarbige Fahne, schwarz, roth und weiß*) aufgepflanzt. Da lief das Gerücht, die Berner und Solothurner würden die Basler Schlösser besetzen, um den Aufstand zu unterdrücken, durch das Land und lenkte die Aufmerksamkeit des Volkes auf diese festen Plätze. Das Schloß von Waldenburg, das zu Farnsburg und das zu Homburg wurden in Brand gesteckt, jedoch ohne daß Gewaltthätigkeiten gegen Personen oder Plünderungen verübt wurden. Schon nach wenigen Tagen nahm die Stadt eine Besatzung von 600 Mann vom Lande ein und der große Rath gab dem Staate eine neue Einrichtung,

*) Die Farben der Stadt Basel sind schwarz und weiß; die der Landschaft roth und weiß; durch die Vereinigung der Farben wollte man die Gleichberechtigung der Landschaft mit der Stadt sinnbildlich darstellen.

in welcher die Gleichheit der bürgerlichen Rechte ausgesprochen war. An die Spitze des Staates trat eine Nationalversammlung, welche aus Abgeordneten der Stadt und der Landschaft zusammengesetzt wurde. Diese tief eingreifende Staatsumwälzung in Basel war jedoch von kurzer Dauer; denn bald nachher wurde auch dieser Kanton von den gleichen Stürmen, welche die alte Eidgenossenschaft zertrümmerten, wiederum tief erschüttert.

Die letzte Tagsatzung der dreizehn Orte in Aarau.

Die schwierigen Verhältnisse, in welche die Eidgenossenschaft, sowohl in ihrem Innern, als gegen Frankreich gekommen war, und welche sich von Tag zu Tag drohender gestalteten, bewirkten, daß am 26. Dezember 1797 die Tagsatzung sich zum letzten Male in Aarau versammelte. Es zeigte sich jedoch bald, daß der Geist der Eintracht die Versammlung nicht beseelte; einige der Gesandten fanden sogar, daß man durch eine engere Verbrüderung den Zorn Frankreich reizen und große Gefahr über das Vaterland hereinbringen werde. Sie riethen unverholen, die Regierungen sollten den Wünschen Frankreichs und ihrer Unterthanen nachgeben und Staatseinrichtungen treffen, welche auf Gleichheit der bürgerlichen Rechte gegründet seien. Ja, man erklärte den Bernern, sie hätten auf keine eidgenössische Hülfe zu rechnen, wenn die waadtländischen Verhältnisse zu einem Kriege mit Frankreich führen würden. Doch als die Befürchtung, die Schweiz möchte unter französischem Einflusse eine neue Einrichtung erhalten, durch welche alles Bestehende aufgehoben würde, immer mehr Grund erhielt, da versuchte man, durch die Herstellung innerer Eintracht der Gefahr entgegen zu treten. Man beschloß eine Erneuerung der alten Bünde, welche schon seit etwa 300 Jahren nicht mehr beschworen worden waren, und hoffte, durch diese Feierlichkeit werde alles Volk der Eidgenossen sich schaaren um das Panier des Vaterlandes gegen fremden Einfluß. Man hatte sich getäuscht. Am 25. Januar 1798 fand der Bundesschwur statt. Unter dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen und kriegerischem Begleite begaben sich die Glieder

der Tagsatzung vom Rathhause nach der Schützenmatte. In kurzer, aber kräftiger Rede erklärte der Bürgermeister Wyß von Zürich die hohe Bedeutung der feierlichen Handlung; dann wurde die Eidesformel verlesen und alle schwuren mit aufgehobener Hand, fest und unverbrüchlich an den alten Bünden festzuhalten und einander zur Erhaltung derselben und der eidgenössischen Verfassung treulich zu schützen. Basel, welches seine Verfassung schon geändert hatte, schwur diesen Eid nicht mit; was aber noch schlimmer war, die Herzen des Volkes hatten nicht mit geschworen. Obgleich nach der Eidesleistung jubelnder Beifallsruf zahlreicher Zuschauer erscholl, so wurde das erhebende Schauspiel doch nur von einem kleinen Theile des eidgenössischen Volkes mit angesehen, nur ein kleiner Theil empfand die begeisternde Kraft desselben. Mengaud, der Gesandte Frankreichs, welcher der Feierlichkeit beigewohnt hatte und wohl wußte, wie sehr seine Wirksamkeit die einzelnen Völkerschaften der Kantone von ihren Regierungen schon entfernt hatte, spottete derselben als einer eiteln Posse, welcher gar keine Bedeutung beizulegen sei. Noch waren die Berathungen der Tagsatzung nicht beendigt, noch glaubte man, durch zweckmäßig ergriffene Maßregeln die innere und äußere Gefahr bewältigen zu können; als die Nachricht kam, der Aufstand sei im Waadtlande ausgebrochen, und Bern dringend um Hülfe bat. Schlag auf Schlag kamen weitere Schreckensberichte; die Waadt war von Franzosen besetzt worden, und hatte sich zur lemanischen Republik erklärt; von allen Seiten kamen Klagen über Bewegungen im Volke und seine Forderung für Verfassungsänderung. Unter diesen Umständen trennte sich die Tagsatzung und wenige Tage nachher wurde in Aarau unter den Augen des französischen Gesandten ein Freiheitsbaum errichtet und die Einführung der neuen, von Ochs ausgearbeiteten Verfassung für die Schweiz vorbereitet.

Was die Tagsatzung angestrebt hatte, die Herstellung innerer Eintracht, das versuchten die einzelnen Regierungen zu verwirklichen. In mehreren Kantonen wurden Aenderungen der Verfassungen vorgenommen und die bürgerliche Rechtsgleichheit eingeführt. In einer sehr schlimmen Lage befand sich die Stadt Zürich. Um die guten Absichten gegen das Land kund zu geben, hatte man hier bald nach dem Bundesschwure in Aarau alle in den Jahren 1794 und 1795 Bestraften begnadigt, die Waffen und Bußengelder zurückgegeben und die Gefan=

genen freigelassen. Freudenfeuer loderten die ganze folgende Nacht an beiden Seeufern und die Luft ertönte von Freudenschüssen. Im Triumphzuge kehrten die Befreiten nach Hause, nachdem sie von der Regierung aufgefordert waren, ihren Einfluß zur allgemeinen Beruhigung zu verwenden. Der greise Bodmer hatte erwiedert: „Ich wollte immer das Gute und mein ganzes künftiges Leben soll zeigen, daß nicht Rache, sondern reines Wohlwollen gegen alle meine Mitbürger mich beseelt". Was vor wenigen Jahren als eine Wohlthat dankbar aufgenommen worden wäre, es wurde jetzt als ein durch Furcht erzwungenes Zugeständniß betrachtet, und konnte deßhalb die gewünschte Aussöhnung nicht bewirken. Das alte Mißtrauen gegen die Regierung blieb und zeigte sich bald in der Weigerung gegen das Truppenaufgebot, welches die Regierung erließ, um dem gefährdeten Bern zu Hülfe zu kommen; man gedachte nur der alten Kränkungen und wünschte den Augenblick herbei, wo die verhaßte Regierung von Frankreich gedemüthigt werde. Die Gewährung völliger Rechts- und Erwerbsgleichheit konnte ebenso wenig eine Ausgleichung der Parteien herbeiführen; die Franzosen wurden allgemein für die Befreier der Landschaft von dem Drucke der Stadt gepriesen. Aehnliche Zerwürfnisse zeigten sich in den andern Städtekantonen.

Während so in den Städtekantonen Uneinigkeit zwischen den Regierungen und dem Landvolke herrschte, trat von Tag zu Tag ein gefährlicher Zwiespalt zwischen den einzelnen Kantonen immer mehr hervor. Die Berg- und Waldkantone, wo das Volk selbst regierte, die Demokratieen, waren durch das bisherige Benehmen Frankreichs zu der Meinung gekommen, diese Macht werde ihre Angriffe nur auf die Aristokratieen richten, d. h. auf die Kantone, in denen entweder einzelne Familien oder die Bürgerschaften der Städte das Regiment führten. Sie glaubten sich schon im Besitze derjenigen Freiheit, welche Frankreich in allen Kantonen der Schweiz durchgeführt haben wollte, und hielten sich daher für sicher vor allen Angriffen. Dieser Zwiespalt trug nicht wenig dazu bei, daß es den Franzosen trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr einzelner Kantone gelang, ihre Absichten in der Eidgenossenschaft durchzusetzen.

Bern, Freiburg und Solothurn im Kampfe mit Frankreich.

Der Ausbruch des Krieges.

In der Zeit, als in der ganzen Eidgenossenschaft sich die Verhältnisse so mächtig veränderten, als Unterthanenländer und Gemeinherrschaften die Freiheit forderten und erlangten, als die von Ochs ausgearbeitete Verfassung schon hie und da als die Grundlage der zukünftigen Staatseinrichtung der Schweiz angenommen war, faßte die Regierung von Bern den Beschluß, durch Erweiterung der Volksfreiheit die innere Eintracht herzustellen, um dadurch Frankreich zu versöhnen oder um, wenn dieß nicht gelänge, doch im Volke selbst eine kräftigere Stütze zur Vertheidigung gegen weitere Eingriffe sich zu gewinnen. Doch Mengaud, welcher den völligen Sturz der Regierung und die Durchführung der helvetischen Staatsverfassung beabsichtigte, trat mit neuen Forderungen auf, die darauf berechnet waren, die Regenten von Bern zu neuem Widerstande zu reizen und einen neuen Vorwand zu erhalten, mit Waffengewalt einzuschreiten. Nur auf diesem Wege konnten Frankreichs Absichten, die Schweiz zu einem treu ergebenen Lande zu machen und ihre reichen Staatsschätze zu plündern, erreicht werden. Er forderte, daß die bestehenden bernerischen Behörden abdanken und durch eine neue, aus dem Volke hervorgegangene Regierung ersetzt werden sollten, in welche kein Mitglied der alten gewählt werden dürfe; ferner, daß man der Stadt Aarau, welche wegen ihres Anschlusses an die Revolution durch Truppen hatte wieder zur Ruhe gebracht werden müssen, Genugthuung gebe und alle Bürger, die wegen ihres Widerstandes gegen die Regierung verfolgt würden, entschädige. Diese Forderung wurde von der Regierung Berns mit Entrüstung zurückgewiesen.

Mittlerweile war an die Spitze des französischen Heeres im Waadtlande der General Brüne getreten. Da er die unter seinen Befehlen stehende Truppenmacht nicht stark genug fand, um sogleich einen Schlag gegen Bern auszuführen, das die Pässe von Gümminen und Neueneck besetzt und eine andere Truppenabtheilung im Aargau aufgestellt hatte; so suchte er durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen, um von der

französischen Rheinarmee den General Schauenburg mit 12,000 Mann herbeizurufen, welcher das Bernergebiet von Norden her angreifen sollte. Die versöhnliche Sprache, welche er trotz dieses geheimen Planes führte, machte, daß er bei den Räthen Berns Zutrauen fand, besonders da ein Theil derselben immer noch die Meinung hatte, durch Nachgiebigkeit gegen Frankeeich der drohenden Gefahr entgehen zu können. Seine Stellung jedoch und die Weigerung, seine Truppen zurückzuziehen, flößten bald wieder Besorgnisse ein, welche sich während eines vierzehntägigen Waffenstillstandes immer höher steigerten. Außerdem daß Brüne diese Zeit benutzte, immer neue Verstärkungen an sich zu ziehen, suchte er den Geist der ihm gegenüber stehenden Berner zu verderben. Der Soldat fand in seinen Taschen gedruckte Zettel, auf denen stand, daß er von seinen Oberen verrathen sei. Solche Einflüsse und unkräftige Maßregeln der Regierung schwächten die Begeisterung, welche Anfangs geherrscht hatte und sich dann noch in den Frauen Bern's zeigte. „Fallen wir, wenn es so sein muß, aber fallen wir mit Ehren", hörte man bernerische Frauen sagen. Ihren Männern riefen sie zu: „Ziehet aus; wenn Ihr kämpfet, kämpfen wir mit"; eine Mutter sprach zu ihrem Sohne: „Geh, mein Kind, für das Vaterland habe ich dich geboren", und die Gattin eines Anführers tröstete sich im Voraus mit dem Gedanken: „Wenn er fällt, so weiß ich, daß er sich einer heiligen Sache geweiht hat". Steiger, der ehrwürdige Schultheiß von Bern, beseelt vom starken Geiste der Altvordern, sprach bei diesen Ereignissen die bedeutungsvollen Worte: „Glaubt mir, es gibt weder einen Gott, noch eine Vorsehung für Feige, welche nicht den Muth haben, ihre Pflicht zu thun". In ihm lebte die feste Ueberzeugung, daß man das hereinbrechende Unglück hätte abwenden können, wenn man zur rechten Zeit von den Waffen Gebrauch gemacht hätte, und daß man im Stande gewesen wäre, die Franzosen wieder aus der Waadt zu vertreiben, wenn man die Begeisterung des bernerischen Volkes nicht hätte erkalten lassen. Als dann die Gefahr allgemein anerkannt wurde, war der rechte Augenblick vorüber; man konnte wenig oder keine Hoffnung auf den Erfolg eines Kampfes haben, der mit undisciplinirten und halb aufgelösten Schaaren gegen die kriegs- und siegsgewohnten Heere der Franzosen gewagt werden mußte.

Bern rüstete sich zum Kampfe, an seiner Seite Freiburg und Solothurn. Die Heeresmacht dieser drei Stände betrug etwa 24,000

Mann und stand unter dem Befehle des Generals Karl Ludwig von Erlach von Hindelbank, welcher durch seinen Muth und seine Vaterlandsliebe ebenso ausgezeichnet war, als durch seine Kenntniß des Krieges. Dieses Heer sollte die erste Schlachtlinie bilden, hinter welcher der Landsturm aus allen drei Kantonen in Verbindung mit den Hülfstruppen der Bundesgenossen als eine zweite Linie am Kampfe Theil nehmen sollte. Die letzteren waren 6000 Mann stark auf die Mahnung der bedrohten Stände herbeigeeilt; Gefahr im eigenen Lande machte es unmöglich, größere Hülfsschaaren zu schicken und die angekommenen hatten zum Theil den Befehl, nur auf besondere Mahnung ihrer Regierungen am Kampfe sich zu betheiligen. Ein Theil dieses Heeres, 5000 Mann stark, stand unter Erlach von Freiburg bis Murten; eine zweite Abtheilung von 6000 Bernern und 3000 Eidgenossen hatte unter dem Befehle des Generals Grafenried Stellung von der Ziehlbrücke bis Büren genommen, und eine dritte von 3000 Mann unter dem Generale von Büren die Strecke von Büren bis Solothurn besetzt. In Freiburg lag eine Besatzung von 2200 Mann, und kleinere Abtheilungen standen an einzelnen Punkten der langen bedrohten Grenze. Erlach hatte sein Hauptquartier in Murten genommen, und als ihn ein französischer General aufforderte, sich weiter zurückzuziehen, antwortete der Nachkomme des Siegers von Laupen: „Keine Macht der Welt wird mich vermögen, an meiner Pflicht zum Verräther zu werden. Nimmer kann ein Schweizer in Murten in Versuchung kommen, seine Pflicht zu verletzen". Solcher Sinn des Anführers hob die Begeisterung seiner Untergebenen und erwarb ihm das Zutrauen der Obrigkeit, welche ihn nun zum Oberbefehlshaber über alle drei Heeresabtheilungen setzte. Es war nicht unwahrscheinlich, daß der Sieg auf Berns Seite gefallen wäre, wenn man den Feind, wie Erlach wollte, mit aller Macht angegriffen hätte; aber Brüne's fortgesetzte Unterhandlungen lähmten den Rath von Bern, daß keine kräftige Maßregel ergriffen werden konnte. Der listige Franzose wollte Zeit gewinnen, bis Schauenburg in die Stellung eingerückt sei, von welcher aus der entworfene Plan am zweckmäßigsten ausgeführt werden konnte. Brüne's Absicht war nämlich, auf vier Punkten anzugreifen: Schauenburg's linker Flügel sollte sich auf Solothurn werfen, sein rechter auf die Brücke von Büren; Brüne selbst wollte mit seinem rechten Flügel Freiburg angreifen, während sein linker Murten einnehmen und mit

einer Abtheilung über Laupen den Paß von Gümminen umgehen sollte. Der französische General verlangte endlich augenblickliche Umänderung der bernerischen Verfassung im Sinne des Direktoriums und die Entlassung der Truppen, und gewährte eine Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 1. März Abends 10 Uhr. Diese Forderung kam am 28. Februar nach Bern, und am folgenden Tage berichtete der Rath an Brüne, daß er im ersten Punkte nachzugeben bereit sei, auf die Entlassung der Truppen aber nicht eingehen könne. Die Vereinigung der französischen Heere hatte indeß stattgefunden, und ohne noch die Antwort des Rathes abzuwarten, war der Angriff unter den Führern derselben verabredet worden.

Am Morgen des 1. März 1798, also noch vor dem Ablaufe des abgeschlossenen Waffenstillstandes, schritt Schauenburg zum Angriffe. Er zog über das Gebiet von Basel und griff das Schloß Dornach an, wo eine solothurnische Besatzung lag. Nach einem Widerstande von vierundzwanzig Stunden ergab es sich, und nun standen dem französischen Heere die nördlichen Zugänge nach Solothurn offen. Am folgenden Tage geschah ein Angriff auf Lengnau, wo das Oberländer Bataillon Wurstemberger, weit gegen den Feind vorgeschoben, stand. Mit unerschütterlichem Heldenmuthe vertheidigten sich die Tapferen gegen zehnfache Uebermacht und erst, als sie ihren Obersten, ihre besten Offiziere und die Hälfte der Mannschaft verloren hatten, schlugen sie sich durch den Feind, um sich mit der Hauptmacht des Generals von Büren zu vereinigen. Diese fanden sie in der schrecklichsten Verwirrung. Ein Theil derselben lief auseinander, ein zweiter zog sich zurück und ein dritter bot ohne Befehl dem Feinde die Spitze. Nirgends war der Oberanführer zu sehen, und als er endlich mit einigen Bataillonen sich zeigte, konnte er nur noch die Auflösung und den Rückzug seiner Truppen bis vor die Thore Solothurns sehen. Hier erst brachte man die Fliehenden zum Stehen. Von Büren entwich in die Stadt. Als aber seine Offiziere die Truppen wieder geordnet hatten und gegen den Feind führen wollten, erschien er wieder und befahl den Rückzug durch die Stadt und die Besetzung des rechten Aarufers. Fast zu gleicher Zeit fand bei dem Städtchen Büren ein Angriff statt, wo der Generalquartiermeister von Grafenried stand. Er brannte die Brücke ab, um die Franzosen am Uebergang der Aare zu hindern; aber unglücklicher Weise gerieth ein Theil des Städtchens und das jenseitige Dorf Reiden in Flammen.

Solothurn und Freiburg fallen in die Hände der Franzosen.

Am 2. März Morgens zehn Uhr gelangte Schauenburg, beinahe ohne Widerstand zu finden, vor Solothurn und ließ sogleich die Stadt zur Uebergabe auffordern. „Die Glieder der Regierung", drohete er, „müssen mit Gut und Leben für den geringsten Widerstand und jeden Tropfen Blut büßen. Ihr habt eine halbe Stunde Bedenkzeit; nach Ablauf derselben wird die Stadt verbrannt und ihre Besatzung niedergemacht." Diese Sprache brachte Furcht und Entsetzen über die Stadt. Die Regierung, welche die Gefängnisse mit einer großen Zahl mißvergnügter Bürger gefüllt hatte, befürchtete einen Aufstand der zahlreichen Freunde derselben. Man schauderte bei dem Gedanken, Schauenburgs Drohungen in Erfüllung gehen zu sehen, und gab den Bemühungen eines angesehenen Bürgers nach, welcher, dem französischen Generale verwandt und mit ihm im Einverständnisse, die Uebergabe als das einzige Rettungsmittel bezeichnete. Ungesäumt wurde der greise General Altermatt in das feindliche Lager geschickt, einen Vertrag der Uebergabe (eine Kapitulation) zu unterhandeln. Man kam überein, daß Personen und Eigenthum geschützt werden und die Freiheit der gottesdienstlichen Uebungen unangetastet bleiben sollte. Darauf öffnete die Stadt dem französischen Heere die Thore. So hatte sich die ziemlich feste, stark besetzte Stadt Solothurn auf die erste Aufforderung zaghaft ergeben. Kaum hatten sich die Franzosen der Stadt bemächtigt, so wurde sie entwaffnet; die verhafteten Freunde der Neuerung erhielten die Freiheit und eine neue Regierung trat an die Spitze des Staates.

Noch stand der General von Büren am jenseitigen Ufer der Aare an der Spitze seiner Berner Bataillone. Gegen ihn richtete sich der feindliche Angriff und mit Mühe gelang es dem Führer, von dem französischen Generale freien Abzug zu erhalten. Von Büren zog sich nun zurück, um eine zweite, zum unmittelbaren Schutze Berns berechnete Vertheidigungslinie einzunehmen; aber ganze Schaaren Aargauer verließen ihre Fahnen und eilten nach Hause. Zwei Bataillone, welche man auf dem Weißenstein aufgestellt und beim Rückzuge vergessen hatte, lösten sich auf und kehrten größtentheils auf beschwerlichen Gebirgspfaden in die Heimat zurück. Die Art und Weise, wie man den wichtigen Punkt, die Stadt Solothurn, aufgegeben hatte,

deren Besitz die Franzosen zu Herren des rechten Aarufers machte, erweckte in vielen Kämpfern den Verdacht des Verrathes, welcher in gefährlichen Ausbrüchen gegen die Führer sich Luft machte.

Am nämlichen Tage, wo Solothurn in die Gewalt der Franzosen gefallen war, und während bernerische Abgeordnete noch bei Brüne in Peterlingen waren, ließ dieser eine Abtheilung seines Heeres unter dem Generale Pigeon gegen Freiburg vorrücken. Der größte Theil des französischen Gebietes dieser Stadt hatte sich schon früher aufgelehnt und der Waadt angeschlossen. Freiburger Landleute fochten in den Reihen der Franzosen, die Bürgerschaft der Stadt war in Parteien gespalten und die Regierung konnte keinen durchgreifenden Entschluß fassen, weil sie jeden Augenblick die Widersetzlichkeit der sich bekämpfenden Parteien befürchten mußte. — Am frühen Morgen des 2. März drängten die Franzosen die schweizerischen Vorposten nach einem blutigen Gefechte in die Stadt zurück und Pigeon bemächtigte sich der Anhöhen, welche die Stadt beherrschten. Alsbald ließ er durch einen Trompeter ihre Uebergabe fordern. Man erklärte sich bereit dazu und verlangte eine Bedenkzeit von zwei Stunden, bis das deutsche Landvolk und die bernerische Besatzung die Stadt geräumt hätten. Schon sollten die Thore geöffnet werden, als sich die Berner unter ihrem Obersten Stettler widersetzten und durch ihr Beispiel das Landvolk und einen Theil der Bürger auf ihre Seite zogen. Die Regierung wurde überwältigt, man rüstete sich zur Vertheidigung. Nachdem der französische General von diesen Vorgängen Kunde erhalten hatte, ließ er einige Haubitzen in die Stadt werfen. Mehrere Häuser standen in Flammen; ein Haufe Franzosen erstieg den Wall und drang in die Stadt, während ein anderer durch ein aufgesprengtes Thor hereinbrach. Die Berner und einige Tausend deutscher Freiburger zogen ab, nachdem sie aus dem Zeughause 20 Kanonen und viele Gewehre mitgenommen hatten. Sie zogen sich nach der Sense zurück, wo sie auch, vom Feinde nicht weiter verfolgt, am gleichen Abende bei Neueneck ankamen. Obgleich Freiburg ohne Kapitulation in die Hände der Franzosen gefallen war, so verübten diese doch keine Gewaltthaten; man begnügte sich, auch in dieser Stadt eine neue Regierung herzustellen, welche den französischen Planen günstig war. Brüne und Schauenburg hatten erreicht, was sie für diesen Tag wollten; ihre nächsten Unternehmen galten nun der Stadt Bern. Am 3. März zer-

störte Brüne das Beinhaus von Murten, das Denkmal schweizerischer Eintracht, und ließ die Gebeine bestatten. An der Stelle des ehrwürdigen vaterländischen Denkmals wurde ein französischer Freiheitsbaum gepflanzt.

Bern.

Die Nachricht, daß Solothurn sich ergeben und Freiburg in die Hände der Franzosen gefallen, brachte in Bern eine große Bestürzung hervor. Am 2. März, Abends 10 Uhr, versammelte sich der Rath und vernahm von seinen aus dem Hauptquartier zurückgekehrten Gesandten, daß Brüne die Herstellung einer neuen Regierung und die sofortige Entlassung der Truppen verlange. Um Unglück von der Stadt abzuwenden, fügte man sich der ersten Forderung; die zweite glaubte man aus Gründen der Sicherheit ablehnen zu müssen. Von diesen Beschlüssen machte man sofort Mittheilung an die beiden französischen Heerführer, welche sich aber in der Ausführung ihrer einmal gefaßten Plane keineswegs aufhalten ließen, sondern vielmehr die nöthigen Maßregeln ergriffen, um Bern mit Macht anzugreifen. Schauenburg erwartete noch die Ankunft einiger Bataillone und rückte vorsichtig auf der Straße von Solothurn gegen Bern vor. Ihm entgegen stand Erlach mit etwa 6000 Mann zu Fraubrunnen; er hatte seine Vorhut bis Schalunen vorgeschoben, während Roverea an der Spitze der getreuen waadtländischen Legion den Brückenübergang bei Aarberg deckte und 1500 Züricher, welche jedoch aus Mangel eines Befehles am Kampfe keinen Antheil nahmen, in Frienisberg Wache hielten. Bei den Pässen von Gümminen, Laupen und Neueneck standen 6—8000 Mann, welche später in dem Generale Grafenried einen tapfern Anführer erhielten. Aber unter allen diesen Truppen herrschte die größte Verwirrung und Auflösung aller Ordnung. Nach Willkür änderten die Truppen ihre Stellung; die widersprechendsten Befehle kreuzten sich. Hier sah man wohlgeordnete Bataillone im festen Entschlusse, den äußersten Widerstand zu leisten, dort malte sich auf den Gesichtern der gerüsteten Streiter das gefährlichste Mißtrauen in ihre Führer, und zwischen den Streitmassen wogte ein bunter Strom von Landstürmern, Weibern und Kindern, welche die Väter und Gatten heimriefen zum Schutze der vom Feinde bedrohten Wohnung, oder auch sie

ermunterten, auszuhalten im heißen Kampfe. Hie und da vernahm man auch die Stimme der Neuerungsfreunde, welche jeglichen Widerstand als eitel, die Absichten der Franzosen als zuträglich darstellten. Hier lauschte man mit Wohlbehagen ihren Einflüsterungen, dort bedrohte man ihr Leben.

Am Morgen des 4. März versammelte sich zum letzten Male der große Rath von Bern unter dem Vorsitze des ehrwürdigen, siebzigjährigen Schultheißen Nikolaus Friedrich von Steiger. Als er im Begriffe war, zum letzten Male sein Amtskleid anzulegen, um sich auf das Rathhaus zu begeben, sprach er zu seinem Tochtermanne Karl Mai: „Noch ist es um eine Förmlichkeit zu thun, und dann begleiten wir einander, wohin Pflicht und Ehre uns rufen". Er war entschlossen, den Fall Berns nicht zu überleben. Die alte Regierung legte ihre Gewalt nieder; an ihre Stelle trat, nachdem alle Unterthanen Berns frei erklärt worden waren, eine neue, welche aus Bürgern der Stadt und des Landes gebildet worden war, und welche die einzelnen Zweige der Staatsleitung unter ihre Glieder vertheilte. Als nach diesen Beschlüssen die Versammlung sich zur Trennung anschickte, brachen viele der Anwesenden in Thränen aus; Steiger aber stieg mit Würde von seinem Stuhle herab, und da er von Kapitulation reden hörte, erklärte er, daß er für seine Person unter keinen Umständen in eine solche eingeschlossen sein wolle. Als er dann an der Schwelle des Saales noch einen ernsten Blick zurückwarf, erhoben sich die Versammelten alle voll Achtung. Die Kunde von der Auflösung der Regierung erregte unter dem Volke, das sich in der Hauptstadt befand, große Aufregung, so daß ernsthafte Auftritte zu besorgen waren. Der Kommandant der Stadtwache bot dem heimkehrenden Schultheißen eine Sicherheitswache an. Steiger erwiederte: „Wozu diese unnöthige Vorsicht? Ich bedarf keiner Wache. Zu jeder Zeit habe ich meine Pflicht gegen das Vaterland erfüllt und habe also nichts zu fürchten."

Die geschehene Umwandlung des Staates vollendete die Zerrüttung, und als die neue Regierung den französischen Generalen von ihrer Einsetzung ungesäumte Kunde gab, sich bereit erklärte, die Truppen zu entlassen und um Einstellung der Feindseligkeiten nachsuchte, erwiederte Brüne hohnlachend, er werde der neuen Regierung an der Spitze seiner Truppen einen Besuch in Bern machen. Man sah sich in der Hoffnung getäuscht, durch Nachgeben das weitere Vordringen

der Franzosen zu hindern. Es blieb die Wahl, sich feige zu ergeben oder in ehrenvollem Kampfe unterzugehen. Die Begeisterung des Volkes gebot Widerstand; man rüstete sich zum Kampfe.

Neueneck.

Unter den Truppen, welche bei Gümminen, bei Laupen und bei Neueneck Stellung genommen hatten, herrschte ein Geist, von welchem sich das Schlimmste befürchten ließ. Der bisherige Rückzug und etliche Aufwiegler brachten Mißtrauen gegen die Führer hervor; man raunte sich in die Ohren, die Befehlshaber hätten das Volk an die Franzosen verrathen und darum den Rückzug angeordnet. Ganze Schaaren verließen ihre Posten und flohen wild lärmend gen Bern. Dort vor den Thoren mordeten sie die treuen Obersten Stettler und Rychener. Nur den Bemühungen einflußreicher Männer gelang es, die Flüchtigen wieder auf die verlassenen Posten zurückzuführen. Zwei Scheinangriffe der Franzosen auf Laupen und Gümminen wurden siegreich abgeschlagen; bei Gümminen aber riß der Geist des Aufruhrs ein, man schrie über Verrath und ermordete in wilder Wuth die Obersten Goumoens und Crousaz, als diese auf höheren Befehl den Rückzug anordneten. Ein gleicher Geist herrschte bei Neueneck, als am Abend des 4. März der General Grafenried, als Befehlshaber, hier eintraf. Der eilig versammelte Kriegsrath beschloß, die Franzosen am folgenden Morgen anzugreifen. Doch schon um 1 Uhr in der Nacht war der französische General Pigeon bei Neueneck angelangt und hatte auf die gegenüberliegenden Berner ein heftiges Kanonen- und Haubitzenfeuer eröffnet. Die überraschte Landwehr der Berner wich muthlos zurück; tapfer vertheidigten die Freiwilligen von Bern und Zofingen die Brücke. Da aber die Franzosen von allen Seiten anrückten und sie fürchten mußten, abgeschnitten zu werden, zogen sie sich zurück. Bald artete der Rückzug in eine regellose Flucht aus: das Geschütz ging verloren und nur der Geschicklichkeit einer von Wangen her unerschrocken vordringenden Scharfschützenkompagnie gelang es, den Feind noch einstweilen aufzuhalten. Gegen 6 Uhr Morgens langte Grafenried mit den Trümmern seiner Schaaren vor den Thoren Berns an. Von allen Seiten drängten sich Bewaffnete durch die langen Züge von Verwundeten und Sterbenden, welche eingebracht wurden, hier vereinzelt, dort in

Kompagnien oder Bataillonen geordnet. Um 9 Uhr hatte Grafenried wieder eine Streitmasse von 2300 Freiwilligen beisammen, mit denen er gegen den von Neueneck anrückenden Feind aufbrach. Bei Niederwangen traf die Vorhut auf denselben, griff sogleich an und vertrieb die Franzosen aus dem nahen Walde. In kurzer Zeit waren diese wieder bis auf die Höhen von Neueneck zurückgeworfen, welche Abends zuvor Grafenried inne gehabt hatte. Ein heftiges Kanonen- und Flintenfeuer brachte die Berner zum Weichen. Da ermahnte der Generaladjutant Weber die Seinen, die Ehre des Vaterlandes zu retten, und die Tapfersten stürzten theils mit gefälltem Bajonnete, theils mit hoch geschwungenen Kolben auf den Feind. Solchem Angriffe konnte er nicht widerstehen; der Landsturm, Greise und heldenmüthige Weiber drückten nach, das bernerische Geschütz bestrich mit Erfolg die Brücke; der Feind floh in aufgelöster Ordnung. Die Sieger von Italien ließen alle eroberten Feldstücke und noch mehrere ihrer eigenen in den Händen der heldenmüthigen Berner, die ihren Sieg mit einem Verluste von 200 Mann erkauft hatten; der Feinde war eine weit größere Zahl gefallen. Aber nun mitten im allgemeinen Siegesjubel traf Nachmittags 3 Uhr die Nachricht von der Einnahme Berns ein, und der Befehl, die Feindseligkeiten einzustellen und den Franzosen davon Kenntniß zu geben. Für Grafenried war dieß die bitterste, die gefährlichste Stunde seines Lebens; seine Leute wollten die Trauerbotschaft nicht glauben und immer mußte er den Brief wieder vorlesen. Es kostete unaussprechliche Mühe, den weinenden, wüthend drohenden Kämpfern die Sache begreiflich zu machen und dem Ausbruche der wildesten Auftritte zu begegnen. Dem Rathschreiber Thormann, der als Freiwilliger dem Gefechte beigewohnt hatte und den Franzosen die Anzeige von der Einstellung der Feindseligkeiten überbringen sollte, wurde ein Schuß nachgeschickt, der ihn verwundete. „Den Sieg erfochten, das Vaterland verloren!“ war die Klage manches tapferen Streiters.

Der Kampf im Grauholze.

In denselben Stunden, als der bernerische Heldenmuth bei Neueneck diesen schönen Sieg über die Franzosen erfocht, hatten die Schaaren Schauenburgs unter des Feldherrn persönlicher Anführung mit besserem Erfolge gekämpft.

Am Morgen des 5. März führte Schauenburg sein 16—17000 Mann starkes Heer sieggewohnter Truppen gegen die 6 - 7000 unerfahrenen Berner, welche unter Erlach bei Fraubrunnen standen. Es entspann sich ein heißer Kampf, der damit endigte, daß die Berner überwältigt zurückwichen. Vergeblich versuchten sie, sich bei Jägistorf abermals dem Feinde entgegenzuwerfen; die feindliche Artillerie und Kavallerie brachte sie abermals zum Weichen. Mit großem Verluste flohen die Besiegten in aufgelöster Ordnung nach dem Grauholze, wo sie keine 900 Mann mehr zählten. Hier bildet die Straße von Solothurn nach Bern einen Hohlweg zwischen waldigen Hügeln auf der einen, Sumpf und Gehölz auf der anderen Seite. Die Berner, von einigen Zuzügen verstärkt, theils regelmäßige Truppen, theils Landsturm, standen hinter einem Verhaue, der die Straße sperrte. Nach der letzten Versammlung des Rathes von Bern, beschloß Steiger, sich zum Heere zu begeben, und nachdem er eine Zeit lang geschwankt hatte, wohin er sich wenden sollte, begab er sich nach dem Grauholze. Er sagte zu seinem Begleiter: „Ich gehe zu den Truppen, um zu sterben." Er trug die Uniform der Landmiliz und hatte seinen preußischen Orden angelegt. Er kam gegen Abend im Grauholze an und brachte die kalte Nacht mit seinem Freunde Erlach unter freiem Himmel am Wachtfeuer zu. Beide waren in stummem Schmerze versunken, da nahete sich ihnen ein Meuchelmörder, welcher in demselben Augenblicke entdeckt wurde, als er im Begriffe war, den General zu erschießen. Die Dunkelheit der Nacht gestattete ihm, zu entfliehen. Als dann die Sonne in voller Pracht aufging, sagte Erlach in dunkler Ahnung, aber mit unerschüttertem Muthe: „Ich werde sie nicht mehr untergehen sehen." Der Feind erschien und eröffnete ein furchtbares Gewehr- und Kartätschenfeuer auf die Berner, welche muthig Stand hielten. Steiger stand vorn bei dem Verhaue, von zwei Dienern gestützt, auf einem Eichstamme, um durch sein Beispiel das Volk zum Widerstande zu entflammen, und den erwünschten Tod zu finden. Er sprach nichts. Um ihn her fiel eine Menge der tapfersten Streiter, ihn traf keine Kugel. Er blieb, so lange noch einige Mannschaft den Posten vertheidigen wollte. Da sah man, wie Landleute, mit Sensen und Keulen bewaffnet, sich den Mündungen der feindlichen Kanonen entgegen warfen und schaarenweise, von den Kartätschen zerschmettert, niedersanken. Wenn französische Soldaten, den Heldenmuth be-

wundernd, sie aufforderten, sich zu ergeben, stürzten sie sich auf die Kanonen, um das Vorrücken gegen die Hauptstadt zu hemmen. Frauen sogar klammerten sich an die Räder, um sie aufzuhalten, oder stellten sich vor die Feuerschlünde, um ihre verheerenden Wirkungen zu lähmen. Ströme von Blut rötheten den Boden des düsteren Waldes; allein Tapferkeit und Vaterlandsliebe mußten der Uebermacht und der besseren Kriegskunst weichen. Steiger, in Gefahr, gefangen zu werden, verließ den Kampfplatz. Zwanzig Minuten hinter dieser Stellung hielten die Berner einen fünften Angriff aus. Ungeachtet ihrer Verluste, ungeachtet ihrer Erschöpfung und des Mangels an allen Stärkungsmitteln zogen sie sich in beständigem Kampfe zurück. Männer, Frauen, Kinder, Vieh, das auf den Wiesen weidete, fielen über einander unter den feindlichen Bajonneten, Säbeln und Kartätschen. — Das war der Kampf, von welchem Schauenburg an das französische Direktorium schrieb: „Ich bin es der Wahrheit schuldig, zu sagen, daß es außerordentlich ist, wie Truppen einer Nation, die seit 200 Jahren keinen Krieg geführt hat, voll Tapferkeit fünf Angriffe nach einander aushielten, und, kaum aus einer Stellung gedrängt, wieder eine neue einzunehmen wußten."

Noch jetzt sieht man im Grauholze die Leichenhügel, welche die tapferen Berner bedecken; ein einfaches, aber tief ergreifendes Denkmal für jeden Schweizer, welcher den heimischen Boden liebt und Kraft und Muth in sich trägt, denselben, wie diese Helden, vor fremder Unterdrückung zu wahren.

Die Uebergabe Berns.

Der letzte Widerstand war niedergeworfen und Schauenburgs Schaaren naheten der Stadt Bern. In derselben herrschte Schrecken und Verwirrung. Ohne Befehl zogen Truppen ein und aus; jeder suchte nach Mitteln zur Vertheidigung, welche unmöglich geworden war; denn schon waren die französischen Geschütze auf den Höhen um die Stadt aufgefahren und bereit, ein zerstörendes Feuer auf dieselbe zu eröffnen. Da entschloß man sich, die Stadt zu übergeben gegen das Versprechen, daß Personen und Eigenthum sicher und der Gottesdienst unbeeinträchtigt sein sollte. Nachdem diese Kapitulation abgeschlossen worden war, zog Schauenburg an der Spitze seines Heeres

in Bern ein, am 5. März, dem Tage, da das vierhundertfünfundvierzigste Jahr seit seinem Eintritte in den Bund zu Ende ging. So kam die noch nie von einem Feinde betretene Stadt in die Hände der Franzosen. Sie war, wie ausgestorben, nur Flüchtlinge und Verwundete sah man auf den Straßen. Mehrere Bürger ergriff wilde Verzweiflung, sie gaben sich den Tod. Die Einwohner wurden entwaffnet und begruben still die für das Vaterland Gefallenen. Schauenburg hielt strenge Mannszucht, so daß wenig Plünderungen in der Stadt vorkamen; aber die Umgegend erfuhr Gräuel jeder Art. Viele hundert Familien sahen die Zerstörung ihrer Wohnungen, den Raub all ihrer Habe.

Die Kunde von der Uebergabe Berns und die Aufforderung, die Feindseligkeiten einzustellen, traf die Berner noch in einem hitzigen Gefechte bei St. Nikolaus zwischen Aarberg und Nidau und endigte es. Sie machte den Siegesjubel verstummen, in welchem die Tapferen bei Neueneck ihren ruhmwürdigen Sieg feierten. Ueberall Niedergeschlagenheit, überall Wuth, überall der Argwohn, durch treulosen Verrath habe der Kampf diesen unglücklichen Ausgang genommen. Man wollte die Truppen in das Oberland führen, aber alle Ordnung war aufgelöst. Voll Zorn und Rache gingen die Streiter auseinander.

Am 6. März kam der französische Feldherr Brüne nach Bern, wo ihm Schauenburg das Feld räumte, indem er sich nach Solothurn zurückzog. Brüne bestätigte die neue Regierung, befahl einen Freiheitsbaum zu pflanzen und wurde mit dem Rufe begrüßt: „Es lebe die französische und helvetische Republik!" Nachdem er dann durch verschiedene Anordnungen die Einführung der Ochs'schen Verfassung angebahnt hatte, nahm er die Vorräthe, die Zeughäuser, die alten Siegeszeichen und die Schätze von Bern, Freiburg und Solothurn in Beschlag. Das Zeughaus von Bern enthielt allein 400 Kanonen und 40,000 Gewehre; der Schatz an zwanzig Millionen Franken. Als das Vermögen des Staates auf diese Weise ausgeraubt war, bemächtigte man sich auch des Privat- und Gemeindevermögens durch hohe Kriegssteuern und Leistungen jeglicher Art Der Feldherr selbst scheute sich nicht, sich fremdes Eigenthum widerrechtlich anzueignen. Aehnliches geschah in Freiburg und Solothurn. Aus Allem ging hervor, daß die Plünderung der schweizerischen Reichthümer kein geringer Grund zum Kriege gewesen war.

Erlach und Steiger.

Nach dem Oberlande hatte die abgetretene Regierung schon seit geraumer Zeit Geld und allen möglichen Kriegsbedarf bringen lassen; denn hier zwischen den hohen Bergen, in dieser natürlichen Festung' hoffte sie den Kampf mit Erfolg erneuern zu können. Nach dem unglücklichen Gefechte am Grauholze hatten die beiden Führer ihres Volkes, Erlach und Steiger, die Absicht, die geschlagene Mannschaft hier um sich zu sammeln und den Kampf auf Leben und Tod noch einmal zu wagen. Aber der Gehorsam hatte ein Ende; die Truppen gingen auseinander. Arg mißhandelten sie ihre Offiziere, deren schlechter Führung und Verrätherei sie das Unglück des Tages zuschrieben.

Erlach war dem Tode, welchen er am Morgen geahnt, entgangen; er war, von den Seinigen verlassen, nur mit Mühe den Franzosen entronnen, die ihn schon umringt hatten. Er floh auf der Straße nach Thun in das Oberland, um dort die starken Männer des Gebirges zu neuem Widerstande zu entflammen. Schon war er glücklich in das Dorf Wichtrach gekommen, als er durch eine Bande rasender Soldaten, welche dem Blutbade entronnen waren, vom Pferde gerissen und als Gefangener fortgeschleppt wurde. Andere Landstürmer aus dem Oberlande kamen hinzu; allgemein bezeichnete man ihn als den ersten vom Feinde bestochenen Verräther. Weiber verlangten mit Ungestüm den Tod des Feldherrn; denn sie wollten ein Opfer haben. Er wurde auf einem Wagen geknebelt, und von Durst und Mattigkeit gequält, fortgezogen. Tausend Weiberstimmen schrieen: „Macht ihn nieder!" Zuerst scheuten sich die Soldaten, den Mord zu begehen. Er ward nur leicht von einigen Bojonneten verwundet. Wie sie Blut sahen, warfen sich die Weiber auf ihn und rissen ihn in Stücke. Unter einem einfachen Denksteine ruht auf dem Kirchhofe zu Wichtrach der gemordete Feldherr, der würdige Sprößling des Siegers von Laupen.

Steiger hatte auch im Grauholze den Tod nicht gefunden, den er gesucht hatte; er war, von zwei Unteroffizieren gestützt, mit den übrigen geflohen, als der letzte Widerstand niedergeworfen war. Nachdem er noch einen letzten Blick auf die geliebte Vaterstadt geworfen, die er nicht mehr wiederbetreten sollte, eilte der tiefgebeugte Greis im Begleite seiner Getreuen nach dem Oberlande. Oft von den Flücht-

lingen bedroht, entging er nur mit Mühe den nachjagenden feindlichen Husaren. Im Dorfe Allmendingen konnte man für den erschöpften Greisen ein kleines Fuhrwerk auftreiben, mit welchem er nach Münsingen fuhr. Hier erfuhr er Erlachs grauenvolles Ende und im nämlichen Augenblicke wurde er von den bluttriefenden Mördern seines Freundes umringt, welche ihre Bajonnete und ihre Ladungen auf ihn richteten. Er fühlte sich von rohen Fäusten gefaßt; da erhob sich der edle Greis mit Festigkeit und Würde und sprach zu der tobenden Menge: „Wohlan, wenn ich, den die Kugeln des Feindes verschonten, bestimmt bin, von der Hand meiner eigenen Mitbürger zu sterben, so fürchte ich auch diesen Tod nicht mehr; aber Ihr müßt wissen, wen Ihr tödtet. Mit diesen Worten schlug er seinen Oberrock zurück und das Ordensband des schwarzen Adlerordens verrieth das lang verehrte Standeshaupt. Die Bajonnete senkten sich vor solcher Würde, die wilde Horde öffnete ihre Reihen und folgte mit starren Blicken dem langsam dahin fahrenden Wagen. Selbst Thränen sah man fließen. Glücklich kam Steiger nach Thun, wo er abermals angehalten und bedroht wurde. Endlich gelang es ihm, ein unbedecktes Schifflein zu besteigen, welches ihn nach Brienz bringen sollte; aber vom Ufer verfolgten noch die Schüsse Verzweifelnder den Abfahrenden. Zu Brienz wurde er mit Jubel empfangen; aber nach Erlachs Tod hielt er es für unmöglich, im Oberlande, wo auch der Geist der Zwietracht eingewandert war, den Kampf zu erneuern. Mit zerrissenem Herzen beschloß er, das Vaterland zu verlassen, und ging, von einigen Verwandten begleitet, durch Unterwalden nach Deutschland. Ueberall, wohin er kam, wurden ihm vielfache Beweise der Verehrung zu Theil, und bis zu seinem letzten Lebenshauche war er bemüht, sein unterjochtes Vaterland wieder zu befreien.

Die Beraubung der Schweiz.

Wenn schon Brüne's Plünderung des bernerischen Staatsschatzes und der Kriegsvorräthe den deutlichen Beweis liefert, daß es den Franzosen weniger um die Befreiung der schweizerischen Landschaften, als um die Plünderung der reichen Schätze zu thun war; so war dieselbe doch nur das Vorspiel zu noch größeren Plünderungen. Es war ein von dem französischen Direktorium angenommener Grundsatz, daß jedes

besiegte Land ihm die Gelder zu ferneren Kriegen liefern mußte. Nachdem der größte Theil der Schweiz sich nun dem Machtgebote Frankreichs unterworfen und sich bereit erklärt hatte, die von dem Direktorium vorgeschlagene Verfassung der einen und untheilbaren helvetischen Republik einzuführen, begann eine planmäßige Ausplünderung des Landes. Es erschienen sogenannte Commissarien des französischen Direktoriums, welche überall die vorhandenen Vermögen aufspürten und unter irgend einem Vorwande ausbeuteten. Unter diesen Blutsaugern haben sich besonders Lecarlier und Rapinat ein schmachvolles Andenken erworben. Vor Allem forderte man von der Schweiz, daß sie die Kriegskosten bezahle, welche der Einmarsch des französischen Heeres in die Schweiz zum Schutze der Freiheitsfreunde verursacht hatte. Die Mitglieder der ehemaligen Regierungen wurden zunächst in Anspruch genommen; diejenigen von Bern sollten 6, die von Freiburg 2, die von Solothurn 2, die von Luzern 2 und die von Zürich 3 Millionen Franken bezahlen, von der Geistlichkeit von Luzern, von St. Urban und von Einsiedeln ward überdieß noch eine Million gefordert. Binnen drei Monaten mußten diese Summen bezahlt werden; bis dahin war den Pflichtigen die Veräußerung ihrer Liegenschaften untersagt. Wenn die Zahlungen nicht auf den bestimmten Tag erfolgten, so wurden gegen alle Pflichtigen die strengsten Maßregeln ergriffen. Zwölf Geißeln von Bern und acht von Solothurn wurden nach Straßburg oder Hüningen abgeführt. Auch die öffentlichen Kassen von Solothurn, Freiburg, Luzern und Zürich wurden in Beschlag genommen. Namenloses Unglück kam über das Land, denn nicht nur der Wohlstand der Betroffenen war bedroht, sondern auch derjenige ihrer Schuldner, welche durch die schnelle Herbeischaffung der eingeforderten Summen das mühsam Errungene wieder dahin schwinden sahen. Und was noch am Empörendsten war, ist der Hohn, mit welchem die Räuber erklärten: „Was Ihr habt, ist unser!" Es wurde erfüllt, was ein Aussendling Frankreichs gedroht hatte: „Man werde der Schweiz Nichts übrig lassen, als die Augen zum Weinen."

Der Kampf der Länder.

Die helvetische Republik.

Viele Kantone hatten die von dem französischen Directorium vorgelegte Verfassung angenommen, nach welcher die ganze Schweiz nur ein einziger Staat sein sollte. Die bisherigen Kantone, zu welchen noch die Unterthanenländer und die Gemeinherrschaften hinzukamen, sollten fortan nur Verwaltungsbezirke bilden. An der Spitze des neuen Staates standen zwei Räthe, der Senat und der große Rath, in deren Händen die gesetzgebende Gewalt lag; ihm zur Seite ein oberster Gerichtshof und ein Directorium von fünf Mitgliedern, welches die höchste Vollziehungsbehörde bildete. Am 12. April versammelten sich zu Aarau, der einstweiligen Hauptstadt des neuen Helvetiens, die Abgeordneten von Zürich, Bern, Freiburg, Luzern, Basel, Schaffhausen, Oberland, Leman (Waadt), und Aargau, um die neue Staatseinrichtung in's Leben zu rufen. Umlagert von 600 Mann französischer Truppen, wurde das Directorium gewählt; die Wahl fiel auf fünf Männer von gemäßigten Ansichten. Bald schloß sich auch der Thurgau an; ebenso die Grafschaft Baden und die freien Aemter, welche dem Kantone Zug zugetheilt worden waren, auch Obwalden und der Abt von Engelberg folgten ihrem Beispiele. Dagegen erhob sich in den Ländern ein eifriger Widerstand gegen die neue Einrichtung, durch welche man nicht nur die von den Vätern ererbte Freiheit, sondern auch die Kirche und die Religion gefährdet sah. Besonders war es Nidwalden, wo die neue Verfassung auf den entschlossensten Widerstand stieß. Schon am 7. April hatte man sich unter dem Geleite der Priester bei Wyl um ein Crucifix zur Landsgemeinde versammelt. Geistliche, aufgefordert, ihre Meinung über die neue Verfassung zuerst zu erklären, sprachen, dieselbe sei ein Machwerk der Hölle, sie stamme aus Paris, dem verderbten Babel, sie beabsichtige die Aufhebung der frommen Stiftungen, die Beraubung der Kirche, die Zerstörung der Altäre, die Begünstigung aller Laster und die Verhöhnung aller Tugend. Als der Zorn der Versammelten auf diese Weise erregt war, forderten die Priester zur Verwerfung der Verfassung auf, und der Landammann, auf das Schwert der Gewalt gestützt, stimmte bei. Da schwur die Menge mit



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

[illegible]

entblößtem Haupte, die Arme nach dem Crucifixe ausgestreckt, Leib und Leben, Gut und Blut für die Erhaltung der christlich-katholischen Religion und die Rettung der Freiheit nach dem Beispiele der in Gott ruhenden Väter aufzuopfern. Einmüthig wurde beschlossen: „Die Büchlein der helvetischen Verfassung und alle darauf bezüglichen Schriften und Zeitungen von Zürich und Luzern sind verboten; wer sie behält, ohne Anzeige davon zu machen und zu vertilgen, soll als meineidiger Landesverräther bestraft werden, sowie derjenige, welcher diese Verfassung anpreisen und anzunehmen rathen würde.“ Nachdem diese Beschlüsse gefaßt waren, kehrten Alle in Prozession nach ihren Hütten zurück, den Rosenkranz betend und mit dem Rufe: „Die Religion unserer Väter sei unsere Staatsverfassung und das Kreuz unser Freiheitsbaum!“

In Uri fand das Beispiel Nidwaldens Nachahmung, und nach verschiedenen Unterhandlungen mit dem französischen Feldherrn schwur die Landsgemeinde von Schwyz: „Lieber sterben wir als Christen und freie Schweizer, als daß wir unseren Nachkommen ein fremdes Joch aufbürden“. Sie wählte einen Kriegsrath, dem sie Vollmacht gab, alle Maßregeln zur Vertheidigung zu beschließen und zu vollziehen. Aloys Reding von Biberеck, der aus spanischen Diensten heimgekehrt war, wurde zum Landeshauptmanne gewählt, und alle streitbare Mannschaft täglich in den Waffen geübt. Zug, Glarus, Graubünden, Appenzell und St. Gallen schlossen sich dem Widerstande an und versprachen, im Nothfalle einander Beistand zu leisten. Eine Tagsatzung dieser Stände, welche in Schwyz sich versammelt und an welcher auch Abgeordnete aus ehemals unterthänigen, jetzt gefreiten Ländern Theil genommen hatten, hatte den Beschluß gefaßt, bei dem französischen Directorium über den unbefugten Zwang Klage zu führen; ihre Abgeordneten erhielten aber keine Päße und ihre Beschwerdeschrift wurde zurückgewiesen. Schauenburg, welcher hoffte, durch drückende Maßregeln jeden Widerstand zu brechen, hatte sogar eine Frist von 12 Tagen festgesetzt, nach deren Verlauf die widerstrebenden Kantone sich für die Annahme der Verfassung entschieden haben sollten. Mit dieser Bestimmung war die Drohung verbunden, daß bei fortgesetzter Weigerung jeder Verkehr mit den willfährigen Kantonen abgebrochen, jede Zufuhr abgeschnitten werde. Selbst als die angedrohte Sperre wirklich eintrat, wurde die Begeisterung in den Kantonen nicht gebrochen; im

Gegentheile bemühete man sich überall, das zur Wahrheit zu machen, was man geschworen.

Der Kriegsrath zu Schwyz hatte einen Kriegsplan entworfen, der dahin ging, die Zerstreuung des französischen Heeres zu benutzen, um sich in raschem Ueberfalle Luzerns und Zürichs zu bemächtigen, sich dann auf Aarau zu werfen und die helvetische Regierung zu stürzen. Zu diesem Endzwecke besetzte der Oberst Paravizini von Glarus mit seinen Glarnern, mit dem Volke von Sargans, Gaster, Uznach und der March und den Höfen, etwa 3000 Mann stark, beide Ufer des Zürichsees bis an die Grenze des Zürichgebietes, um, nachdem er noch Hülfsvölker aus der östlichen Schweiz an sich gezogen, Zürich anzugreifen. Die Zuger unter ihrem Obersten Andermatt nahmen Stellung in den freien Aemtern, um sich mit den vorrückenden Glarner Truppen zu vereinigen. Die Hauptmacht, bestehend aus 2400 Schwyzern, 750 Zugern und 500 Unterwaldnern, unter Aloys Reding waren bestimmt, nach Luzern vorzurücken und die den Eidgenossen günstig gestimmten Entlibucher an sich zu ziehen. Der linke Flügel unter der Anführung des Obersten Hauser von Glarus hatte die Aufgabe, mit 800 Nidwaldnern, 600 Urnern, 400 Schwyzern, 50 Gersauern und 400 Glarnern Obwalden einzunehmen, über den Brünig in das Berner Oberland zu dringen, dasselbe zum Aufstande zu rufen und sich mit dem Wallis in Verbindung zu setzen. Kaum war jedoch der Kriegsplan ins Werk gesetzt, so bewegte sich das französische Heer heran. Der linke Flügel zog am rechten Seeufer hinauf gegen die östliche Schweiz; die Hauptmacht am linken Seeufer und an der Reuß gegen Schwyz und Glarus und der rechte Flügel gegen Luzern und Unterwalden.

Der Kampf bricht aus.

Obgleich einige der Kantone, welche zum Widerstande entschlossen waren, bald zu schwanken anfingen und ihre Theilnahme an der Ausführung des entworfenen Planes verweigerten, so blieben doch Uri, Schwyz, Nidwalden, Zug und Glarus, Sargans, Uznach, Gaster und die March fest bei dem einmal gefaßten Entschlusse. Selbst im Kantone Luzern und den freien Aemtern erklärte sich das Volk für die Sache der drei Waldkantone; und es hätte nur einer einzigen Niederlage der Franzosen bedurft, um alles Volk der Schweiz gegen die an-

maßenden Feinde unter die Waffen zu rufen. Eine besondere Thätigkeit, die Begeisterung des Volks zu erhalten und zu heben, entwickelten einzelne Priester, besonders der Kapuziner Paul Styger von Rothenthurm und der Pfarrer Marianus Herzog von Einsiedeln. Styger, ein Mann, welcher die Bedürfnisse des Volkes kannte, bot Alles auf, den Franzosen und der Einheitsverfassung Feinde zu erwecken; er durchzog Berg und Thal und theilte in begeisterten Reden dem Volke seinen glühenden Haß und unerschütterliches Selbstvertrauen mit. Die einsamen Hirten besuchte er auf den Bergen, und im Kriegsrathe mußte bei seinen Vorschlägen oft die Stimme der Erfahrung und Kriegskunst verstummen. Auf ähnliche Weise verfuhr Herzog, nur mit dem Unterschiede, daß seine Worte seiner Ueberzeugung nicht entsprachen und daß ihm daher im entscheidenden Augenblicke die Kraft fehlte, durch die That seinem Volke als entflammendes Beispiel vorzuleuchten. Während Styger im Kampfe überall sich zeigte, wo die Gefahr am größten war, entehrte sich Herzog durch eine an Verrath grenzende Feigheit. Begeistert hatte sich das Volk um seine Führer gesammelt und mit glücklichem Erfolge wurde der Feldzug eröffnet.

Nidwalden, wo man einen Angriff über den Brünig befürchtete, forderte Hülfe von seinen Verbündeten; es erschienen Truppen von Schwyz, Einsiedeln und Gersau. Vereinigt mit den Nidwaldnern brach man nach Obwalden auf, wo die neue Verfassung angenommen worden war. Als die Obwaldner die alten Bundesfahnen sahen, unter welchen ihre Väter so ruhmvoll gestritten, schlossen sie sich sogleich den Ländern an und schon am folgenden Tage wurde die angenommene Verfassung wieder aufgehoben. Uneinigkeit im Kriegsrathe, welcher schwankte, ob man vordringen oder einen Angriff erwarten solle, hinderte am thatkräftigen Handeln, und die deßhalb eingetretene Zögerung war keine geringe Ursache, daß der Plan, das Berner Oberland zum Aufstande zu bringen, mißlang. Die Franzosen hatten Zeit bekommen, ihre Streitkräfte zu sammeln und in Bewegung zu setzen, so daß man ohne irgend einen erklecklichen Vortheil gewonnen zu haben, wieder zurückziehen mußte. Von ebenso geringem Erfolge war, daß Oberst Andermatt in den freien Aemtern vorgedrungen war, und daß Reding für kurze Zeit Luzern durch einen plötzlichen Ueberfall in seine Gewalt gebracht hatte. Von allen Seiten zogen Schauenburg's Heerschaaren heran, überall wichen die Eidgenossen zurück.

Am 26. April wurde Andermatt bei Häglingen, wenige Stunden von Aarau, von den Franzosen angegriffen, und schon hatten die Scharfschützen von Zug den Feind zurückgetrieben, als er plötzlich mit einer rasch an sich gezogenen Verstärkung wieder auf dem Kampfplatze erschien und das Gefecht erneuerte. Die Hellebardenträger aus den freien Aemtern, welche der feindlichen Reiterei entgegengestellt wurden, ergriffen nun feig die Flucht, worauf die übrigen Truppen in großer Verwirrung zurückwichen. Am 29. fiel Zug, am 30. Luzern in die Hände der Franzosen.

Am gleichen Tage, wo die Franzosen in Luzern eingezogen waren, griffen sie auch die schwyzerischen Dörfer Immensee und Küßnacht an; sie wurden aber mit bedeutendem Verluste zurückgetrieben. Da, wo zum Andenken an Tells That die Kapelle steht, geschahen Heldenthaten, welche der Stelle und der Vorfahren würdig waren. Ein zweiter Angriff am folgenden Tage hatte keinen besseren Erfolg; erst als die Franzosen sich durch Mannschaft von Luzern verstärkt hatten und im dritten Angriffe heranstürmten, gelang es ihnen, sich der beiden Dörfer zu bemächtigen.

Schauenburg's Hauptmacht bewegte sich indessen auf den beiden Ufern des Zürichsees aufwärts, wo ihnen die Schwyzer und Glarner mit einigen Hülfsvölkern unter Paravizini und Hauser entgegenstanden. Nach einem mörderischen und lange unentschiedenen Kampfe ergab sich Rappersweil. Härter noch ward bei Wollerau gekämpft, wo die Hauptmacht der Glarner stand. Schon im Anfange des Gefechtes mußte Paravizini verwundet das Schlachtfeld verlassen. Sein Abgang brachte Unordnung in die Reihen der kämpfenden Glarner; da trat der Oberst Balthasar Zwicki an die Spitze und warf die Franzosen bis nach Richtenschweil zurück. Hier zogen sie Verstärkung an sich und drangen von Neuem vor. Hauser fiel schwer verwundet. Der französische General Freyssinet traf den tödtlich Verwundeten, und sprach mit inniger Theilnahme: „Muth, Kamerad, Muth!“ Mit schwacher Stimme antwortete Hauser: „Der Muth fehlt mir nicht, nur die Kräfte!“ Der gerührte Feind befahl, Sorge für den Unglücklichen zu tragen und durch seine Menschenfreundlichkeit ward Hausers Leben erhalten. Mit Hausers Fall änderte sich das Waffenglück. Lange noch kämpften die Glarner, aber als sie nach Wollerau zurückgedrängt, die gehoffte Verstärkung nicht fanden, wichen sie nach Lachen zurück und die Sieger besetzten Wollerau und Pfäffikon am Fuße des Etzels.

Freyssinet berichtete über diesen Kampf an das französische Directorium:

„Diese Schweizer schlugen sich wie Cäsare. Man dringt in einen „Schweizer, er solle die neue Verfassung annehmen; er antwortet, „er wolle zuerst seinen Priester darüber fragen, und fällt unter dem „Bayonette der Sieger. — Zwanzig Bauern, mit Keulen bewaffnet, „verrammeln sich in einem Hause. Man bietet ihnen Pardon an; „sie wollen nichts davon hören. Man steckt das Haus in Brand; „aber, ohne sich zu ergeben, werden sie ein Raub der Flammen."

Schwyz rüstet sich zum Todeskampfe.

Während rings um ihr Land die siegreichen Franzosen heranzogen, standen die Schwyzer und einzelne Zuzüger aus anderen Kantonen an ihren Landmarken, zum äußersten Widerstande entschlossen. Als Aloys Reding am 1. Mai die wichtigsten Posten besuchte, fand er den Engpaß von Schorno von 500 Urnern bewacht, die entschlossen waren den Paß und die Höhen von Morgarten zu vertheidigen. Am St. Jostenberge standen ein Bataillon Schwyzer und eine Abtheilung Zuger, von demselben Geiste beseelt, und die Pässe bei der Schindellegi und am Etzel waren wohl besetzt; dort wollte Reding persönlich den Oberbefehl führen, hier leitete Marianus Herzog die Vertheidigung. Zu den Schwyzern an der Schindellegi waren die wehrhaften Männer von Wolleran und Bäch gekommen, Schmerz und Rache über den verderblichen Ausgang ihres Kampfes im Herzen und bereit, bis zum letzten Athemzuge gegen die Feinde der alten Freiheit zu kämpfen. Im Ganzen betrug die Streitmacht von Schwyz 4000 Mann und mit diesen wollte man eine fast 20 Stunden lange Grenze vertheidigen. Je verzweifelter die Lage, desto höher stieg des Heldenvolkes Muth und Begeisterung. Es war keine Hoffnung zu siegen; ein ehrenvoller Tod schien Allen das würdigste Ende des ungleichen Kampfes. Im Gebete zu Gott flehete die Heldenschaar nicht um ein Wunder, sondern um einen der Altvorderen würdigen Untergang. Und dieser Geist hatte das ganze Land ergriffen; Greise, Weiber und Kinder griffen zu den Waffen Frauen und Mädchen in Hirtenhemden, weiße Binden um das Haupt, spannten sich vor die in Luzern weggenommenen Kanonen und zogen sie von Steinen und Sattel nach Rothenthurm. Sie hielten Wache

im Inneren des Landes, besorgten die Versendung der Befehle, pflegten die Verwundeten und trugen Munition und Speise zu den an der Grenze stehenden Posten. Wenn ein Feiger zu entwischen suchte, so schickten ihn die Frauen mit Gewalt in den Kampf an der Grenze zurück.

Am 1. Mai, früh Morgens, nachdem er den Segen seines Vaters knieend empfangen hatte; erschien Reding bei den Seinen an der Schindellegi. Mit dem Schwerte des Landeshauptmannes umgürtet, sprach er zu dem versammelten Volke: „Liebe Landsleute und Kameraden, bald sind wir am Ziel. Es fragt sich einzig, ob wir, von Feinden umgeben, von unseren Freunden verlassen, bieder, wie unsere Väter am Morgarten, zusammenhalten wollen. Der Tod wartet unser. Wer ihn fürchtet, kehre zurück; wir machen ihm keine Vorwürfe. Wir wenigstens wollen in dieser Stunde einander nicht betrügen. Ich will lieber hundert Mann, auf die ich zählen kann, als fünfhundert, die im Augenblicke der Gefahr fliehen und durch ihre Flucht die Anderen in Verwirrung bringen, so daß mancher Tapfere zwecklos geopfert wird. Ich verspreche, Euch in Gefahr und Tod nicht zu verlassen. Wir werden nicht fliehen, sondern fallen. Gefällt Euch dieser Vorschlag, so mögen zwei Männer aus Euerer Mitte treten, die mir in Euerem Namen dasselbe geloben." — In stummer Rührung hatte das Volk zugehört; Vielen traten Thränen in die Augen, und als der würdige Redner geendet hatte, riefen die auf ihre Gewehre gestützten Krieger mit Einmuth: Ja! Ja! wir wollen es halten, wir wollen Euch nicht verlassen!" Dann traten zwei der zum Tode Entschlossenen aus den Reihen und gaben dem Anführer den Handschlag zum eidlichen Zeichen, daß Alle treu bleiben wollten bis in den Tod. — Ernst und festen Muthes erwartete man den Feind.

Schindellegi. — Rothenthurm. — Morgarten.

Am 2. Mai, Morgens 10 Uhr, machten etwa 2000 Franzosen den Angriff bei der Schindellegi. Hinter Felsstücken und Bäumen versteckt, empfingen sie die Scharfschützen von Schwyz, welche zwei Stunden lang dem Feinde jedes Vordringen unmöglich machten. Dann stürmte Redings Bataillon heran und trieb den Feind mit Macht zurück. Schon schwieg das feindliche Feuer, als eine Bote dem helden-

müthigen Reding meldete, daß Herzog schon gegen 8 Uhr Morgens den Paß am Etzel aufgegeben hatte. Der prahlerische Mönch hatte im Angesichte der Gefahr den Muth verloren und seinen Leuten erklärt, jeder Widerstand helfe nicht mehr, da man an anderen Posten an keine Gegenwehr mehr denke. Unter dem Rufe: „Es fliehe, was fliehen kann!“ war er zu Pferde davon geflohen; seine Mannschaft folgte ihm. So standen Einsiedeln und Schwyz den Franzosen offen und Reding schwebte mit seinen Tapferen in Gefahr, umgangen zu werden. Darum zog er sich mit seinen siegreichen Schaaren nach Rothenthurm zurück, wo sie sich mit dem Bataillone Hedinger vereinigten, welches, von 2000 Franzosen angegriffen, aus seiner Stellung am Jostenberge vertrieben worden war und sich in die Nähe dieses Dorfes zurückgezogen hatte. Während nun die Hauptmacht Schauenburgs, 6000 Mann stark, das Kloster Einsiedeln plünderte, rüstete man sich hier, dem andringenden Feinde den kräftigsten Widerstand zu leisten. Nachdem die von den Franzosen gewonnenen Höhen am Morgarten wieder genommen waren, erwartete Reding an der Spitze von etwa 1200 Mann den Feind. Freyssinet, welcher sich durch eine Division von der Hauptmacht verstärkt hatte, erschien und entfaltete in der Ebene von Rothenthurm eine beträchtliche Streitmacht. Die schwyzerischen Kanonen donnerten dem Feinde entgegen; er stutzte. Diesen Augenblick der Unentschiedenheit benutzte Reding. Nachdem er seine beiden Bataillone hatte feuern lassen, gab er ihnen das mit Ungeduld erwartete Zeichen. Ungeachtet der vortheilhaften Stellung des Feindes, ungeachtet seiner Kriegserfahrung und Uebermacht, ungeachtet der vielen Feuerschlünde und Gewehre, aus denen der Tod sprühete, legten die tapferen Schwyzer mit gefälltem Bayonnette, unter Freudengeschrei, zuerst im Sturmschritte, dann in vollem Laufe einen Weg von 800 Schritten zurück und griffen die Franzosen mit solchem Ungestüme an, daß ihre Reihen brachen. Nach einem viertelstündigen Handgemenge flohen die Franzosen auf allen Seiten. 300 Zuzüger von Uri, welche sich mit den Schwyzern vereinigten, warfen, als die Franzosen sich zu neuem Angriffe sammeln wollten, kühn sich denselben entgegen. Mit dem ermunternden Zurufe: „Wir machen es kurz und nehmen sie unter den Kolben!“ ging es frisch auf den Feind los. Bayonnett und Kolben entschieden die Flucht der Franzosen mit der Schnelligkeit des Blitzes. Zweimal versuchten sie, sich zu sammeln; zweimal wurden sie

von den Schwyzern geworfen. Zum zweiten Male sah der Morgarten die siegreichen Banner der Eidgenossen und den Triumph eines Reding von Biberegg. Paul Styger war mitten im Kampfe und feuerte seine Landsleute durch Wort und Beispiel zu unglaublichen Anstrengungen an. Am Nachmittage desselben Tages war ein Schwyzer Bataillon aus dem Hasli nach Schwyz gekommen und eilte sogleich den unverwahrten Hakenpaß zu besetzen. Es hatte in 24 Stunden über zwanzig Stunden Weges zurückgelegt, ohne eine Erfrischung zu sich zu nehmen, oder zu rasten. Dieß sind die Wunder der durch den Glauben begeisterten Vaterlandsliebe.

Am folgenden Morgen griffen die Franzosen bei Art an; aber auch hier wurden sie so empfangen, daß sie zurückweichen mußten. Obgleich nur eine geringe Anzahl Schwyzer die Zugänge des Fleckens vertheidigten, konnte der Feind trotz wiederholter Angriffe nicht wieder vordringen. Da luden Knaben den Männern die Stutzer, so daß sie immer fortschießen konnten. Jede Kugel, von scharfem Auge gezielt, traf ihren Mann. Ein Mann von Schwyz, dem die Kugeln ausgingen, bat seinen Kameraden um eine solche. Dieser schlug ihm seine Bitte ab; da erhält er einen Schuß. Er drückte die Kugel, die nicht tief eingedrungen war, aus der Wunde und schoß sie auf den Feind zurück mit den Worten: „Die Ketzer da meinen's besser mit mir, wie Du; denn sie schicken mir selbst frische Munition."

Schwyz kapitulirt.

Die Schwyzer hatten gesiegt; aber ihre Lage war eine höchst gefahrvolle geworden, als durch Herzog's feige Flucht die Franzosen in den Besitz von Einsiedeln gekommen waren. Leicht konnten sie jetzt von der Seite und im Rücken angefallen werden. Ueberdieß hatte sie der errungene Sieg zahlreiche Opfer gekostet; 236 Todte und 195 Verwundete waren gefallen, ein beträchtlicher, unersetzlicher Theil ihres Heeres. Zwar betrug der Verlust der Franzosen eine zehnmal größere Zahl; aber sie konnten jeden Augenblick neue Verstärkungen an sich ziehen und mit größerem Nachdrucke ihre Angriffe erneuern. Unter diesen Verhältnissen berief Reding am Morgen des 3. Mai die Kriegsgemeinde, stellte ihr die Größe der Gefahr vor und fragte, ob die Noth des Landes nicht einen Vergleich mit den Franzosen verlange. Da

riefen Viele, welche lieber bei den Gräbern ihrer Väter am Morgarten gefallen wären: „Wir wollen lieber sterben! Keine Kapitulation, bis zwei Drittel von uns todt sind!“ Aber viele Väter, ihrer Weiber und Kinder gedenkend, fragten bekümmert: „Was wird dann aus diesen werden?“ Ihnen gelang es endlich, eine einem Vergleiche günstigere Stimmung zu erzeugen, und endlich wurde beschlossen, mit Schauenburg in Unterhandlung einzutreten. Nachdem der französische General einen Waffenstillstand von 24 Stunden gewährt hatte, wurde eine ehrenvolle Kapitulation abgeschlossen. Sie gewährte Freiheit der Religion, Sicherheit des Eigenthums und das Versprechen, es sollten keine französischen Truppen den Boden von Schwyz betreten und weder Mannschaft noch Kriegssteuern erhoben werden. Dagegen war auch die Annahme der helvetischen Verfassung als unausweichliche Bedingung gefordert worden. — Uri und Obwalden unterwarfen sich unter den gleichen Bedingungen; nur Nidwalden zögerte. Das Volk dieses Landes zweifelte, ob es nicht noch durch den geschworenen Eid zu fernerem Widerstande verpflichtet sei. Erst als die Priester erklärt hatten, der Eid binde nicht mehr, da es unmöglich geworden, ihn zu halten und seinen Zweck zu erreichen, suchte und fand auch dieser Landestheil Frieden.

Einzig die Oberwalliser wagten noch gewaffneten Widerstand. Mit 3—4000 Mann nahmen sie am 7. Mai die Stadt Sitten ein. Zehn Tage später wurden sie nach dem muthvollsten Widerstande in einem Gefechte bei dieser Stadt besiegt, zur Unterwerfung gezwungen, entwaffnet und mit schwerer Kriegssteuer belegt.

Wie sehr man zu jener Zeit die Tapferkeit ehrte, mit welcher die Kantone gegen die Franzosen gekämpft hatten, das beweist das schöne Wort, welches Escher, später „von der Linth“ genannt, im Schooße der gesetzgebenden Räthe der neuen Schweiz aussprach: „Es ist einmal Zeit, offen zu reden. Die kleinen Kantone haben bis vor wenigen Wochen für das freieste Volk der Erde gegolten, für das Volk, welches zuerst in Europa die Freiheit eroberte; und jetzt, da die Franzosen ihnen eine unbekannte Freiheit aufdringen wollen, und da diese Völkerschaften mit einem Muthe sonder Gleichen die allgemein geachtete Freiheit ihrer Väter vertheidigen, wirft man ihnen vor, weder die Freiheit, noch das Vaterland zu lieben, und nur von blinder Schwärmerei sich leiten zu lassen. — Es ist vielleicht unklug, von französischen Bojon-

neten umgeben, eine solche Sprache zu führen, aber der wahre Vaterlandsfreund, welcher die Freiheit und Wahrheit liebt, kennt keine Gefahr', wenn er die Unschuld und Wahrheit verfechten soll." —

Der Kampf in Nidwalden.

Ursachen.

Schon aus der Art und Weise, wie die neue Verfassung eingeführt wurde, geht hervor, daß sie zahlreiche Gegner haben mußte, welche nur aus Furcht vor größerem Unglücke sich dem französischen Machtgebote unterworfen hatten. Aber ebenso natürlich ist es, daß die neue Staatseinrichtung auch darum eine große Menge von Feinden hatte, weil sie alles Bestehende umstürzte und manchem Kantone eine solche Stellung anwies, welche denselben um allen früheren Einfluß brachte. So wurden die Kantone Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug zu einem Kantone Waldstätten vereinigt; Glarus bildete mit Rappersweil, der March, Gaster, Uznach, Obertoggenburg, Sargans, Werdenberg, Gambs, Sax, Forsteck und dem südlichen Rheinthale den Kanton Linth, und Appenzell wurde mit der Stadt St. Gallen, der alten Landschaft, dem unteren Toggenburg und dem nördlichen Rheinthale zu einem Kantone Säntis verschmolzen. Doch noch verhaßter wurde die neue helvetische Regierung, da sie sich weniger auf die Liebe und das Zutrauen des Schweizervolkes, als vielmehr auf die Bajonnete der französischen Heere stützte, die zu jeder Stunde bereit waren, jeden Widerstrebenden durch Waffengewalt niederzuschmettern. Ueberhaupt behielt Frankreich einen solchen Einfluß auf die Leitung der schweizerischen Angelegenheiten, daß die Schweiz eher einer französischen Provinz als einem selbstständigen, freien Lande glich. Der französische Gesandte durfte es sogar wagen, schweizerische Direktoren, welche ihm mißfielen, von ihren Stellen zu verdrängen und dieselben nach seinem Willen zu besetzen. Und wenn auch diese Anordnung nicht ohne Einrede angenommen wurde, so herrschte doch eine solche Ergebenheit gegen das französische Direktorium, daß man nur solche Männer zu Direktoren wählte, welche ihm angenehm und ergeben waren. Die französischen

Plünderungen dauerten fort, und selbst die kräftige Einsprache des helvetischen Direktoriums vermochte nicht, denselben Einhalt zu gebieten. Viele sahen sich getäuscht, welche von den Franzosen Freiheit, von der Freiheit Glück und Wohlstand erwartet hatten! Der Anblick des ausgesogenen Landes riß Viele aus dem Wahne, in welchem sie befangen waren. Hierzu kam nun aber noch, daß die helvetischen Räthe durch verschiedene Maßnahmen sich selbst um ihre kräftigsten Stützen brachten. Um den Theil des Volkes zu befriedigen, welcher nicht nur die Schranken der alten Herrschaft hatte durchbrechen, sondern auch alle beschwerlichen Verhältnisse hatte abschaffen wollen, beschäftigte man sich mit der Aufhebung der Grundzinse und Zehnten. Man konnte sich jedoch nicht zu einer durchgreifenden Maßregel in dieser Hinsicht vereinigen und stellte deßhalb für einstweilen die Entrichtung jener lästigen Abgaben ein. Dadurch verlor der Staat einen großen Theil seiner Einkünfte, die er um so nöthiger hatte, als die überreichen Besoldungen der zahllosen Beamten große Summen verlangten, und beinahe ganz ohne Besoldung blieb die ohnehin schon aufgeregte Geistlichkeit, deren Einkommen größtentheils auf jene Leistungen angewiesen war. Man ging mit dem Gedanken um, nach dem Vorbilde Frankreichs einen revolutionären Kalender einzuführen mit einer Jahresrechnung, welche nicht mehr von der Geburt Christi zählte, sondern am 22. September beginnen sollte. Die Eintheilung des bürgerlichen Jahres sollte nach Dekaden, d. i. Abtheilungen von 10 Tagen festgesetzt sein; an die Stelle der christlichen Taufnamen sollten die Tage die Namen berühmter Schweizer und merkwürdiger Orte tragen. Diese Absicht stieß jedoch in der Ausführung auf allzugroße Schwierigkeit, indem sie in den meisten Kantonen als ein Angriff auf die bisherige christliche Zeitrechnung und daher auf das Christenthum selbst betrachtet wurde. Man stand daher von derselben ab und begnügte sich, die Einführung des noch nicht in allen Landesgegenden gebräuchlichen gregorianischen Kalenders durchzusetzen. Dieses und ähnliches Schwanken enthüllte den Gegnern der Regierung ihre Schwäche; sie wurden muthiger und es entstanden von Zeit zu Zeit in verschiedenen Gegenden kleine Aufstände, die man mit Gewalt unterdrücken mußte. Hauptsächlich sahen sich die Katholischen tief verletzt, durch eine Verordnung, welche den Klöstern die Aufnahme von Novizen verbot, und durch die Aufhebung des Verbotes der gemischten Ehe. Alles

Land sah aber auch mit banger Sorge auf das bevorstehende Bündniß, welches das helvetische Direktorium mit Frankreich abzuschließen im Begriffe stand, und nach welchem die Schweiz sich den kriegerischen Unternehmen Frankreichs anzuschließen, die schweizerische waffenfähige Jugend in französischen Kriegen ihr Blut zu wagen gezwungen werden sollte.

Alle diese Verhältnisse mehrten die Zahl der Gegner der neuen Staatseinrichtung von Tag zu Tag, und die ausgewanderten Schweizer ließen es nicht an Aufreizungen fehlen, durch welche die einmal vorhandene Unzufriedenheit sich immer höher steigerte. Ihnen zur Seite wirkten Aussendlinge Englands und der französischen Prinzen, und der größte Theil der einheimischen Priester bemühete sich, überall den Geist der Widersetzlichkeit gegen eine Staatseinrichtung hervorzurufen, welche, von fremden Bajonneten aufgedrungen, so viele Interessen so tief verletzt hatte.

Wie sehr das Volk der neuen Staatseinrichtung abgeneigt war, das zeigte sich besonders, als ein neues Gesetz forderte, daß alle Beamten und Bürger, selbst die Geistlichkeit nicht ausgenommen, einen Bürgereid leisten sollten, welcher sie zu den in der Verfassung ausgesprochenen Grundsätzen verpflichtete. Diese Forderung stieß auf einen um so größeren Widerstand, da sie mit der Drohung begleitet war, daß Jeder, der den Eid verweigere, des Bürgerrechts verlustig gehen sollte. In vielen Kantonen verweigerte das Volk, aufgereizt durch die Eingebungen der Ausgewanderten und der Priester, die Eidesleistung. Es gab sogar Aufstände, welche von den Freunden der Ruhe nur mit äußerster Anstrengung beigelegt wurden. In den Waldstätten, in Schwyz und Nidwalden, war die Stimmung bereits so weit gediehen, daß eine allgemeine Waffenerhebung in naher Aussicht stand. Schwyz jedoch, einsehend, daß ohne fremden Beistand jede Erhebung seines Volkes nur noch größeres Unheil über das Land bringen müßte, unterwarf sich der Eidesleistung; Nidwalden beharrte hingegen im Widerstande.

Nidwalden rüstet sich.

Das helvetische Direktorium versuchte den Geist der Widersetzlichkeit, der das Ländchen Nidwalden ergriffen hatte, auf alle mögliche

Weise gütlich zu beschwichtigen; aber zu spät. Schon hatten sich drei Geistliche, der Pfarrer Käsli zu Beckenried, der Kaplan Jakob Kaiser und der Helfer Kaspar Joseph Lussi zu Stanz, der Gemüther bemächtigt und trieben sie an, auf der betretenen Bahn fortzuwandeln. Bald bemächtigte man sich der helvetischen Beamten und brachte sie in Haft, und immer wilder tobte der Aufruhr durch das Land. Wer sich nicht in den Willen des Volkes fügte, wurde für einen Verräther des Vaterlandes gehalten. Auf einer eigenen Landsgemeinde wurde eine neue Regierung gewählt, und zugleich ordnete man vier Gesandte nach Aarau ab, um der Regierung die Klagen des Landes vorzutragen. Diese trafen unterwegs französische Truppen, welche zum Schutze der entsetzten helvetischen Beamten herbeieilten und ihre Weiterreise hinderten, bis die Gefangenen in Freiheit und wieder in ihre Stellen eingesetzt seien. Als dieß geschehen war, gelangten die Abgeordneten nach Aarau, wo ihre Klagen die barsche Antwort erhielten: „Mit Rebellen unterhandeln wir nicht. Der aufrührerische Bezirk soll bis zum 30. August den geforderten Eid leisten, sich der Obrigkeit unterwerfen und die Unruhestifter Käsli, Kaiser und Lussi ausliefern." Zugleich wurde mit französischen Truppen gedroht, wenn das Ländchen die Vollziehung dieser Befehle noch länger verweigern würde. Indessen machte man wirklich den Versuch, die drei Geistlichen zu verhaften; mußte aber aus Furcht vor dem Volke wieder davon abstehen. Die drohende Gefahr bewog indeß die Priester, um ihre eigene Sicherheit besorgt, ihr Heil in einem allgemeinen Aufstande zu suchen; deßhalb ermunterten sie das Volk, auszuharren im Widerstande, versprachen Hülfe vom Kaiser und baten Uri, Schwyz und Obwalden um Hülfe für den Fall eines Angriffes.

Abermals wurde Landsgemeinde gehalten, und da ein Landammann fehlte, der nach alten Bräuchen die Verhandlungen geleitet hätte, bestieg Käsli die Rednerbühne und ließ zuerst die Beschlüsse des Direktoriums verlesen, welche schleunige Unterwerfung und Auslieferung der Urheber des Aufstandes befahlen. Kaum war die Botschaft verlesen, so erhob sich ein fürchterlicher Tumult; das Volk schrie wild durcheinander: „Nein! Nein! sie fordern unser Blut! sie fordern die Häupter unserer Seelsorger! ziehet die Sturmglocken! es gilt unsere Religion! Hoffen wir auf Gott und auf die Fürbitte der heil. Jungfrau Maria!" Als der Lärm nachgelassen hatte, redete Käsli lange und eifrig von dem Verderben der neuen Verfassung und den giftigen Früchten des

Freiheitsbaumes; er ermahnte das Volk zur Rettung und Erhaltung der Religion und des Vaterlandes und rief: „Eher schlage man mir vor der Landsgemeinde den Kopf ab, als daß man mich denen ausliefere, die Thron und Altar zerstören!“ Nach ihm sprach Lussi im gleichen Sinne und endigte mit den Worten: „Man greift unsere Religion an; wir leben wieder in den schaudervollen Tagen der ersten Christenverfolgung! Gebrochen ist uns das Wort der Kapitulation. Aber beweiset nur Muth, Ihr frommen Unterwaldner, und kein Franzose wird es wagen, seinen Fuß über Euere Grenzen zu setzen.“ Einmüthig wurde dann beschlossen, die Forderungen des Direktoriums abzuweisen und bis in den Tod für Religion und Vaterland zu kämpfen. Es wurde ein Kriegsrath niedergesetzt, welcher die zu der Vertheidigung des Landes nothwendigen Maßregeln treffen sollte. Kriegsgetümmel füllte alle Dörfer; alles waffenfähige Volk wurde aufgemahnt. Ueberall wurden Feuergewehre und Säbel, Pulver und Blei herbeigeschafft. Weiber bewaffneten sich, um an der Seite ihrer Gatten dem Tode zu trotzen. Man legte an den offenen Grenzen Schanzen und Verhaue an, führte Kanonen auf und sicherte sich gegen eine Landung durch Pfähle, welche man im See einrammte. Wer wider den Aufstand gewesen war, flüchtete sich heimlich auf entlegenen Gebirgspfaden nach Obwalden und Luzern. Im Kriegsrathe gebot der Helfer Lussi von Stanz; Niemand wagte, ihm zu widersprechen; er ordnete Verhaftungen an und leitete die Verhöre. Unaufhörlich predigte er den Krieg und ermunterte die nicht kriegslustigen Glieder des Kriegsrathes, nicht wie ein Rohr im Winde zu schwanken. Aus dem Rathe begab er sich in das Lager, um das Volk in seiner kriegerischen Begeisterung zu halten. Er verhieß, Gott werde Wunder thun und die heilige Jungfrau werde die Ihrigen vor den feindlichen Kugeln bewahren. Das Volk glaubte seinen Verheißungen; einige Landleute erzählten sogar, wie sie die Mutter Gottes am Gebirge in einem Sterne gegen die Grenzen fliegen gesehen hätten. Von Einsiedeln und anderen Klöstern wurden eine Menge Bilder, Amulette, Täfelchen u. dgl. ausgetheilt, welche gegen Schuß und Hieb sichern sollten; das freudentrunkene Volk steckte sie als Kokarden auf Kleider und Hüte. — Der Kaplan Kaiser entfloh, dagegen erschien der Kapuziner Paul Styger, welcher seit den Kämpfen der Schwyzer sich in einem Kloster im Tirol aufgehalten hatte. Er brachte 200 Mann von Schwyz und die Nachricht, daß überdieß noch

2000 Mann von Schwyz und Glarus im Anzuge seien und daß ein österreichisches Heer bereit stehe, den Aufstand zu unterstützen. „Nur Eintracht und Muth!" predigte er; wir werden die Franzosen aus der ganzen Schweiz vertreiben und am Neujahr unsere Erdäpfel in Paris schälen." Sein Erscheinen schon, noch mehr aber seine Reden und die Hoffnungen auf Beistand, die er erregte, belebte den Muth der Nidwaldner. Bald kam auch von Seelisberg ein Zuzug von 30 Mann mit der Schützenfahne von Uri.

Die Zahl der Streiter des Ländchens belief sich nun auf 2000 Mann, welche auf zehn verschiedenen Punkten der Grenze vertheilt standen. Oberanführer war der Fischer Ludwig Fruonz von Stanzstad. Gegen diese kleine Schaar führte Schauenburg ein Heer von 12—16,000 Mann.

Der Kampf.

Schon am 2. September begannen die Franzosen die Feindseligkeiten, obgleich das Direktorium die Frist zur Unterwerfung bis zum 6. verlängert hatte. Sie schossen Granaten und glühende Kugeln von Winkel und Hergiswyl nach Stanzstad und Kehrsiten; jedoch ohne Schaden. Als sie an einem der folgenden Tage eine Landung von der Seeseite versuchten, wurden sie mit Verlust zurückgetrieben. Aehnliche Versuche wurden noch mehrere auf die gleiche Weise vereitelt, und wie ein Lauffeuer ging das Gerücht durch das ganze Land von der heldenmüthigen Vertheidigung der Nidwaldner und von den großen Verlusten der Franzosen. Noch Eine fehlgeschlagene Unternehmung Schauenburg's, und von Alpe zu Alpe wären die Zeichen zur Bekämpfung der Franzosen und zur Rettung der Freiheit ergangen. Der französische Feldherr erkannte das Gefährliche seiner Lage und ordnete einen allgemeinen Angriff zu Wasser und zu Land auf den 9. an.

Schon um Mitternacht des 9. Septembers zogen etwa 2000 Franzosen, von einigen Obwaldnern geführt, von Obwalden und Engelberg heran, um sich einiger Höhen auf der Nidwaldner Grenze zu bemächtigen. Bei Tagesanbruch, um 5 Uhr, stießen sie auf die Unterwaldner Vorposten. Das Gefecht begann. Als man die erste Schüsse im Thal vernahm, rief Kanonendonner das französische Heer auf allen Punkten zum Angriffe. Es wurde lange gekämpft; die 76 Mann,

welche das Gebirge vertheidigten, warfen zuerst die französische Uebermacht zurück; aber endlich konnten sie nicht mehr länger widerstehen und zogen sich gegen Stanz zurück. Die Franzosen folgten ihnen in ziemlicher Entfernung, denn die Scharfschützen, denen Weiber und Knaben beständig die Stutzer luden, brachten ihnen großen Verlust. Hier kämpften bis in den Tod Johann Joseph Turer und sein Stiefbruder Franz Joseph Joller, um den Ihrigen den Rückzug zu sichern. Von allen Seiten drang jetzt der Feind heran und vertrieb die Nidwaldner aus ihren Schanzen und Verhauen bis zum Drachenried und in das Gehölz des Kernwaldes. Da begannen die Gräuel der Franzosen, sie mordeten den Kaplan, mehrere Frauen und Kinder, die sie in die brennenden Häuser schleuderten. Da fielen 15 Nidwaldner. Aus 4 Wunden blutend, von Feinden umgeben schlug sich Remigius Christen durch, nachdem er manchen Feind getödtet hatte. Endlich erlag er der Ermattung, er blieb unentdeckt bis zum andern Tage, und entkam dann mit anderen Kämpfern den Mördern. Am Fuße der Blumalp, bei den Ribenen, stießen nun die Franzosen auf die Nidwaldner, bei denen die Schwyzer und Urner standen. Hier entbrannte der heißeste Kampf. Steine und Holzblöcke rollten von den Höhen und zerschmetterten die andringenden Feinde. Kartätschen und die wohlgezielten Schüsse der Scharfschützen trieben sie zurück. Ebenso hart kämpfte man bei dem Angriffe auf die Höhen über dem Drachenried. Vor dem Angriffe sandten die Franzosen einen Reiter an die Nidwaldner mit einem Briefe, in welchem sie Frieden anerboten, wenn sie die Waffen niederlegten. Der Bote wurde erschossen und der Kampf dauerte fort. Zwei wüthende Angriffe der Franzosen folgten rasch auf einander; sie wurden abgeschlagen. Ein Nidwaldner kämpfte da oft mit sechs Franzosen, und mancher vertheidigte sich noch, wenn er schon aus vielen tödtlichen Wunden blutete. Zu gleicher Zeit suchten die Franzosen das streitende Häuflein mit 500 Mann von der Seite des Rotzberges zu umziehen, aber der tapferste Widerstand vereitelte diesen Versuch. Nachdem ganze Reihen der Feinde niedergeschmettert waren, flohen die übrigen zurück. Indessen waren an den Ribenen neue Streitkräfte des Feindes erschienen; der Kampf begann hartnäckiger als zuvor und die Schwyzer wurden von den Nidwaldnern abgeschnitten; die Vertheidiger wichen zurück. Auch bei dem Rotzberge erlangten die Franzosen den Sieg; 25 Mann und 12 Weiber von Nidwalden

waren gefallen, als der Feind mit einem Verluste von 150 Mann sich des Rotzberges bemächtigte. Das feindliche Mitteltreffen warf sich in geschlossenen Haufen auf den Allweg, überwältigte schnell den Widerstand und die Kapelle mit den umliegenden Häusern von Winkelried ging in Flammen auf. Da stritten, mit Knütteln und Sensen bewaffnet, 18 Jungfrauen; sie starben bei einander, ohne den Pardon anzunehmen, der ihnen wiederholt geboten wurde. Endlich flohen die Nidwaldner zerstreut nach Stanz und weiter nach Buochs.

Während mit diesem Erfolge an der Landesgrenze gegen Obwalden gekämpft wurde, fuhren die Franzosen auf 10 großen Schiffen und einem großen, mit 1000 Mann besetzten Floße gegen Stanzstad, und mit 5 anderen mit 200 Mann besetzten Schiffen gegen Kehrsiten. Schon mehrere Stunden hatten sie vom See aus die Schanzen der Nidwaldner beschossen, ohne daß ihre mit furchtbarem Geschütze versehenen Fahrzeuge landen konnten. Da verkündete plötzlich die Flamme von Winkelrieds Kapelle, daß die Nidwaldner sich dort zurückzogen. Mit großer Anstrengung landeten nun die Franzosen zwischen Kehrsiten und Stanzstad. Ein Theil suchte sich des Dörfchens Kehrsiten zu bemächtigen, während der andere sich gegen Stanzstad wandte. Langsam wichen die Vertheidiger über den Bürgenberg zurück. Die Franzosen stürmten ihnen nach; aber die Kugeln der Scharfschützen und herabgewälzte Steine und Hölzer warfen sie zurück. Neue Schaaren drangen an und nach dem heftigsten Widerstande der kleinen Nidwaldner Schaar gewannen die Franzosen die Höhe des Berges; auch hier mußte die heldenmüthigste, schweizerische Tapferkeit der feindlichen Uebermacht erliegen. Stanzstad wurde genommen, geplündert und verbrannt; die Schwyzer schlugen sich durch den Feind nach Beckenried und fuhren von da über den See nach der Heimat. Lussi, Käsli und Styger flohen, als die Franzosen sich dem Flecken Stanz näherten.

Es war Mittag, gegen 12 Uhr, als die Franzosen vor Stanz erschienen. Der Präsident des Gemeinderathes, Kaiser, von einem anderen Einwohner begleitet, ging ihnen mit einem weißen Fähnlein entgegen, um die Gnade des Siegers zu erbitten. In diesem Augenblicke sank, wie man erzählt, der Offizier des französischen Vortrabs durch einen Schuß vom Pferde, und alsbald fielen die beiden Friedensvermittler, von Kugeln durchbohrt, nieder. Nun kannte die Wuth der Franzosen keine Schranken mehr; im Sturme drangen sie in Stanz ein, Raub

und Mord und Brand bezeichneten alle ihre Schritte. Noch schlugen sich die Fliehenden in den Matten und Gebüschen; Weiber und Kinder setzten den Feinden ohnmächtigen Widerstand entgegen. Ohne Erbarmen erwürgten die Franzosen Frauen, Greise und Kinder. Rauch und Flammen stiegen aus allen Wohnungen empor. Der ehrwürdige Pfarrer Lussi, welcher sich mit einer Anzahl der Geängstigten in der Kirche befand, um das Erbarmen Gottes anzuflehen, wurde in demselben Augenblicke erschossen, als er die Hostie emporhob. Von allen Seiten hörte man das Wimmern der Kinder, das Angstgeschrei der Schlachtopfer, den Donner des Geschützes, das Geprassel der Flammen und das Krachen der einstürzenden Häuser. Vergebens bemüheten sich der General Mainoni und der Oberst Müller, den Gräueln Einhalt zu thun; sie dauerten fort den ganzen Tag und die ganze Nacht. Erst als Schauenburg erschien wurden sie gemildert, hörten aber noch nicht auf. Wie Stanz in Trümmer und Asche gefallen war, so geschah es auch mit Buochs und anderen Dörfern. Ganz Nidwalden glich einem weiten Grabe, aus welchem schwarzer Rauch zum Himmel emporstieg. Eine Kirche, 8 Kapellen, 316 Wohnungen, 229 Scheunen und 38 Nebengebäude waren ein Raub der Flammen geworden; 414 Menschen hatten das Leben verloren, darunter mehr als 130 Frauen, Mädchen und Kinder. Nur etwa 90 Mann waren im Kampfe gefallen, die übrigen waren fast nur Greise und Kranke. Die Franzosen hatten ihren Sieg theuer erkauft; wohl 2000 Mann waren gefallen und Schauenburg schrieb an einen französischen General: „Wir haben viel Volk verloren. Es war der heißeste Tag, den ich je gesehen."

Das Elend, welches durch diesen Krieg über das einst so blühende Ländchen gekommen, rief in vielen Städten den edelsten Wohlthätigkeitssinn zur schönen Thätigkeit. Basel, Bern und Zürich wetteiferten mit anderen Schweizerstädten in Gaben der Liebe, welche man zur Linderung so großen Jammers sammelte. Selbst Schauenburg wurde durch den Anblick der Verwüstung so gerührt, daß er die in die Wälder geflüchteten Einwohner zurückrief, ihnen täglich 1200 Rationen Brod und Fleisch austheilen, ihre Getreidevorräthe bewachen und ihre zersprengten Viehheerden wieder sammeln ließ. Am 7. Oktober leistete Nidwalden mitten unter den Brandmalen der Verheerung den Eid auf die helvetische Verfassung.

Helvetien im Bunde mit der französischen Republik.

Um sich seinen Einfluß auf die Schweiz zu sichern, hatte Frankreich schon vor dem Aufstande in Nidwalden dieselbe zu einem Schutz- und Trutzbündnisse genöthigt, nach welchem jede der beiden Republiken im Falle eines Krieges die Mitwirkung ihrer Verbündeten in Anspruch nahm. Diese Verbindung sicherte der helvetischen Republik überdieß ihre Unabhängigkeit und die Einheit ihrer Regierung gegen die Angriffe ihrer Feinde; aber zugleich wurde die Schweiz der Gefahr ausgesetzt, in die französischen Kriege hineingezogen und gegen Oesterreich in eine feindliche Stellung gebracht zu werden. Die Wirkung dieses Bündnisses auf die schweizerische Bevölkerung war zunächst, daß sich die Anhänger der neuen Staatseinrichtung immer entschiedener auf den französischen Bundesgenossen stützten, während die Freunde des Alten ihr Auge hoffnungsvoll auf Oesterreich wandten. So kam es auch, daß hauptsächlich französische Heere gebraucht wurden, um die Aufstände zu unterdrücken, welche sich hier und da gegen die neue Verfassung erhoben. Um außer dem französischen Schutze sich eine eigene Stütze zu verschaffen, schufen dann die gesetzgebenden Räthe der Republik die sogenannte helvetische Legion, eine stehende Truppe von 1500 Mann, welcher die Erhaltung der Ordnung und der Schutz der Regierung anvertraut wurde. Wenn auch diese Maßregeln geeignet waren, äußerlich wenigstens Ruhe zu handhaben, so trugen sie doch nicht wenig dazu bei, die innere Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge zu vermehren. Vorzüglich waren es die Kantone Bern Solothurn, Freiburg, Schaffhausen und die Städte Zürich und Basel, wo neben den Urkantonen die feindliche Stimmung gegen die Einheitsregierung wurzelte. Wie tief jedoch diese Abneigung in die schweizerische Bevölkerung eingedrungen war, zeigte sich bald.

In Folge des geschlossenen Bündnisses verlangte nämlich die französische Republik die Errichtung eines schweizerischen Heeres von 18,000 Mann, welches seine Verwendung in dem bevorstehenden Kriege finden sollte. Bereitwillig entsprach die helvetische Regierung dieser Forderung; aber bei der Ausführung zeigte sich unter der waffenfähigen Schweizer-

jugend ein solcher Widerwillen, daß man die strengsten Maßregeln zur Durchführung der Werbung ergreifen mußte. Man drohete, jeden als Hochverräther zu bestrafen, der sich mittelbar oder unmittelbar der Werbung widersetzen würde und schrieb jeder Gemeinde der Schweiz vor, wie viel Mannschaft sie zu stellen hätte. Leute aus den untersten Volksklassen erklärten sogar, sie würden ihre Söhne eher umbringen, als sie unter den Fahnen Frankreichs dienen lassen. Viele junge Leute und erwachsene Männer und sogar höhere Offiziere trotzten der Aufforderung, verließen die Heimat und begaben sich zu dem Heere, welches, aus Fremden und schweizerischen Ausgewanderten bestehend, an der Grenze gebildet wurde, um die Franzosen zu bekämpfen und die Schweiz zu befreien. Gegen Alle, welche sich auf diese Weise entfernten, wurde der Verlust des Bürgerrechtes und zehnjährige Kettenstrafe ausgesprochen; jeder Werber und wer sonst zur Auswanderung aufforderte, war mit der Todesstrafe bedroht. Trotz dieser Strenge konnte die Regierung nur mit Mühe der Bundespflicht ein Genüge leisten; die Herzen ihrer Mitbürger gewinnen konnte sie nicht.

Die helvetische Regierung hatte im Vereine mit dem französischen Direktorium schon zu wiederholten Malen das Land Graubünden aufgefordert, sich der helvetischen Republik anzuschließen. Diese Einladung hatte das Land in zwei feindliche Parteien zerrissen, von denen die eine dem französischen Einflusse huldigte, die andere der Drohung des österreichischen Gesandten Gehör gab, welcher erklärte, daß der Kaiser einer Abänderung der bündnerischen Verfassung nicht gleichgültig zusehen werde. Sowohl die Nachricht, daß die Franzosen im fernen Osten eine schwere Niederlage erlitten, als die Kunde von dem Gemetzel in Nidwalden bewirkten, daß sich die Gesinnung der Bündner entschiedener auf die Seite Oesterreichs neigte. Die Mehrheit der Gemeinden verwarf den Anschluß an Helvetien und sogleich traten Verfolgungen gegen diejenigen ein, welche das Land zu dem Anschlusse zu bewegen bemüht waren, und welche nun nach Helvetien flohen, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Da aber die französische Republik jeden Bündner, welcher sich für die Vereinigung mit Helvetien erklären würde, unter ihren Schutz genommen hatte, so bot ein Bundestag in Jlanz ein Heer von 6000 Mann auf, um einem etwaigen Angriffe von Seiten Frankreichs Widerstand leisten zu können. Indessen überzeugte man sich bald, daß man gegen eine größere Truppenmacht des

Landes Grenzen nicht behaupten könne, und knüpfte deßhalb mit Oesterreich Unterhandlungen an, welche damit endigten, daß 10 österreichische Bataillone zur Vertheidigung des Landes in Graubünden einrückten.

Die Schweiz, der Kampfplatz fremder Heere.

Das Glück der französischen Waffen und die Furcht, ein weiteres siegreiches Vorschreiten derselben werde in allen Ländern das Alte umstürzen und neue Verfassungen in's Leben rufen, führte die europäischen Mächte, Oesterreich, England und Rußland, zu einem neuen großen Bunde gegen Frankreich. Bald hatte ein starkes österreichisches Heer zwischen der Donau und dem Lech Stellung genommen und Suwarow führte 45,000 Russen zu dem österreichischen Heere in Oberitalien. Diesen Streitkräften gegenüber stand die französische Donauarmee unter dem Generale Jourdan am Rheine, Massena befehligte das Centrum in der Schweiz und Scherer führte die italienische Armee.

Der Krieg brach aus. Jourdan war bis an den Bodensee vorgerückt, und um die Verbindung der deutschen Armee mit der italienischen herzustellen, mußte das Heer in der Schweiz sich Bündens bemächtigen. Während ein Theil von Massena's Truppen am 6. März bei Azmoos über den Rhein ging, stand eine andere Abtheilung derselben, welche von Vettis her über den beschwerlichen Kunkelspaß gegangen war, unversehens in Reichenau. Jene erste Colonne fand den Paß bei der Luzienſteig wohl vertheidigt; aber in kühnem Sturme war er bald von den Franzosen erzwungen, welche nun von zwei Seiten her die Oesterreicher bei Chur zusammendrängten. Hier mußte sich nach hartem Kampfe, an welchem auf verschiedenen Punkten auch bündnerische Landleute Theil genommen hatten, der kaiserliche General von Auffenberg mit beinahe 4000 Mann ergeben. In zwei Tagen war die Eroberung Bündens vollendet. Die Regierung wurde entsetzt, das Volk entwaffnet und die Vereinigung mit Helvetien durchgeführt.

Nicht mit dem gleichen Erfolge hatte Jourdan in Deutschland gekämpft gegen den großen Feldherrn, Erzherzog Karl von Oesterreich.

Schon vergebens hatte Massena den österreichischen General Hotze im Tirol angegriffen. Als aber Jourdan gegen den Erzherzog vordrang, erlitt er bei Ostrach, bei Stockach und in mehreren kleineren Gefechten so empfindliche Niederlagen, daß er sich genöthigt sah, seine Armee in's Elsaß zurückzuführen. Durch diesen Rückzug wurde aber die ganze östliche Schweiz den Angriffen Oesterreichs bloßgestellt; was Massena's Lage um so gefährlicher machte, da auch die italienische Armee geschlagen worden war. Er hatte nicht nur die weiten Grenzen der Schweiz gegen den Erzherzog zu decken, sondern zugleich das Innere des Landes durfte er keinen Augenblick unbewacht lassen. Denn auf die Kunde von dem Unglücke, welches die französischen Waffen getroffen hatte, erhob sich die Bevölkerung mehrerer Kantone in der Hoffnung, der günstige Augenblick sei gekommen, das verhaßte Joch abzuschütteln.

In den Kantonen Säntis, Bern, Aargau, Luzern, Freiburg und Oberland mußte die Empörung mit Waffengewalt unterdrückt werden und nur mit großer Mühe konnten sich die französische Armee und die helvetische Regierung gegen den Andrang der inneren und äußeren Feinde behaupten. Denn die Aushebung der Milizen zur Vertheidigung gegen Oesterreich rief an den meisten Orten die alte Widersetzlichkeit hervor, welche einen um so zahlreicheren Anhang gewann, da die ausgewanderten Schweizer durch ihre Freunde in der Heimat Alles in Bewegung setzten, das verhaßte Regiment zu stürzen. Sie hatten mit österreichischer Hülfe ein schweizerisches Banner von 700 Mann gerüstet, die alte helvetische Legion oder später das Regiment Roverea genannt, und waren bereit, im Kampfe Oesterreichs gegen die Franzosen thätigen Antheil zu nehmen und die Heimat wieder zu gewinnen. Auf ihrer Fahne prangte ihr Wahrspruch: „Sterben für Gott und Vaterland", und in die Hände des Schultheißen Steiger hatten sie den feierlichen Eid geleistet, unter dieser Fahne zu leben und zu sterben, sich für die Sache der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit aufzuopfern.

Die Lage der Franzosen in der Schweiz wurde noch trostloser, als die Oesterreicher gegen die Schweiz vorrückten, am 13. April Schaffhausen einnahmen und einige Tage später auch Eglisau besetzten. Vielen erschien der Fall der französischen Republik und ein Umschwung der Dinge als unvermeidlich. Darum glaubte auch das Volk der inneren Kantone den Augenblick günstig, um im Aufstande das verhaßte Joch abzuschütteln. Vergebens riethen Einsichtigere von verwegenen Unter-

nehmungen ab; die allgemeine Erbitterung des Volkes traf sie. In Uri, wo Altorf als der Sitz der Franzosenfreunde galt, zeigten schon am 5. April, wo der Flecken durch eine furchtbare Feuersbrunst heimgesucht wurde, die Landleute die größte Gleichgültigkeit. Weder die fürchterlichen Verheerungen, die das Feuer anrichtete, noch die Thränen und das Wehklagen der Heimgesuchten vermochten die Erbitterten zur geringsten Hülfeleistung. Einige Wochen nach diesem Unglück brach dann auch die Flamme der Empörung aus. Nach einer stürmischen Landsgemeinde griff der Landsturm zu den Waffen und vertrieb die schwache französische Besatzung aus dem Lande. In Schwyz zogen mehrere tausend Landleute, alle in Hirtenhemden, jeder mit dem bewaffnet, was er sich als das tauglichste Werkzeug zum Kampfe hatte verschaffen können, von allen Seiten gegen den Hauptflecken. In den Straßen kam es zum Kampfe, und die Franzosen mußten sich nach Brunnen und über den See zurückziehen. Aber Oesterreichs Heer, dessen schleunige Unterstützung diesen Aufständen den nöthigen Nachdruck hätte geben können, blieb unthätig am Rheine stehen, und hierdurch bekamen die Franzosen Zeit, durch den General Soult die Ruhe wieder herzustellen und das Ansehen der helvetischen Regierung wieder — wenigstens vorübergehend — zu befestigen. Bis auf die Höhe des Gotthards mußten die französischen Truppen den Aufstand bekämpfen, und im Wallis und in den italienischen Kantonen waren es wiederum die französischen Waffen, welche das aufgestandene Landvolk überwältigen mußten. Ebenso mißlang ein Aufstand in Graubünden, welcher über das wieder unterworfene Land alle Schrecken von Nidwalden herbeiführte. Durch diese vereinzelten und voreiligen Aufstände war eine Kraft der Schweiz verzehrt worden, welche, zur rechten Stunde in die Wagschale gelegt, den Sieg der österreichischen Waffen gewiß und nachhaltig gemacht haben würde.

Endlich setzte sich das österreichische Heer in Bewegung; der linke Flügel desselben setzte sich unter dem Generale Hotze (gebürtig von Richtersweil im Kantone Zürich) nach einem hartnäckigen Kampfe bei der Luziensteig in den Besitz von Graubünden. Bald waren die Oesterreicher Herren von beiden Ufern des Rheins von seiner Quelle bis zur Einmündung der Thur. Auch Erzherzog Karl ging auf verschiedenen Punkten über den Rhein. Man schlug sich bei Hettlingen, bei Rorschach, bei Dießenhofen und schon hatten sich die Franzosen

nach Zürich zurückgezogen, als Massena den Entschluß faßte, die Oesterreicher auf allen Punkten angreifen zu lassen. Rasch eilten französische Divisionen im Vereine mit den helvetischen Truppen gegen Frauenfeld, wo ein kaiserliches Heer in fester Stellung stand. Es kam zu einem heißen Kampfe. Von beiden Seiten machte man außerordentliche Anstrengungen. Zweimal verfolgten die Franzosen und Helvetier mit gefälltem Bajonnet den Feind durch die Straßen des Städtchens; zweimal wurden sie wieder zurückgetrieben. Der Sieg blieb den Franzosen; aber schon am folgenden Tage bewerkstelligte Erzherzog Karl seine Vereinigung mit Hoze in Winterthur und Neftenbach, und die Franzosen zogen sich gegen Zürich zurück. Unterdessen hatten die Oesterreicher, aus Bünden vordringend, die Franzosen aus dem Urner Lande vertrieben und diesen Kanton nebst Glarus und einem Theile von Schwyz in ihre Gewalt bekommen. Massena stand mit seiner Hauptmacht bei Zürich und hatte sich auf den Anhöhen um die Stadt durch Verschanzungen und Verhaue geschützt. Am 4. Juni wurde er hier von dem Erzherzoge angegriffen. Drei mit Hartnäckigkeit unternommene Versuche, die Verschanzungen der Franzosen zu stürmen, wurden mit gleicher Kraft abgeschlagen. Bei dem dritten Angriffe indessen umging Hoze mit seiner Colonne den Zürichberg und brachte die Franzosen in die gefährliche Lage, von zwei Seiten angegriffen zu werden. Man hatte den ganzen Tag gekämpft; viel Blut war geflossen. Der folgende Tag fand beide Herre in derselben Stellung, die sie am Tag vor der Schlacht inne gehabt hatten. Als aber Massena merkte, der Erzherzog rüste sich in aller Stille zu einem nächtlichen Angriffe, als er fühlte, daß er bei Zürich nicht lange einer überlegenen Heeresmacht Stand halten könne, beschloß er, die Stadt nach einer Uebereinkunft zu räumen, welche ihm freien Abzug zusicherte. Friedlich zog er aus der Sadt, welche nun ebenso friedlich von den Oesterreichern besetzt wurde. Oesterreichs Heer stand nun in der ganzen östlichen Schweiz von der Linie an, die vom Etzel über Schwyz und die Urner Grenze bis an den Gotthard geht, bis zum Rheine bei Eglisau. Die Franzosen standen auf dem linken Ufer der Limmat bis zu ihrer Einmündung in die Aare, dann auf dem linken Aarufer bis zum Rheine und hatten ihren linken Flügel in Basel, wo sie mit der Rheinarmee in Verbindung traten. Ihr rechter Flügel unter Lecourbe stand am Luzernersee und hielt Unterwalden,

Zug und den zwischen dem Zugersee und Brunnen liegenden Theil des Landes besetzt.

Die Folgen dieser Kämpfe.

Das siegreiche Vordringen der österreichischen Armee in der Schweiz brachte im Inneren derselben mannichfache Veränderungen hervor. Die helvetische Regierung, welche schon im Oktober 1798 ihren Sitz von Aarau nach Luzern verlegt hatte, siedelte nach Bern über, nachdem ihr der französische Feldherr gemeldet hatte, er könne ihre Sicherheit in Luzern nicht mehr verbürgen. Eine solche Entmuthigung hatte sich der meisten Anhänger der neuen Staatseinrichtung bemächtigt, daß eine Menge von Beamten ihre Stellen verließen und daß man sich genöthigt sah, ein Gesetz zu erlassen, durch welches jeder Beamte zur Beibehaltung seiner Stelle und jeder Bürger zur Annahme einer solchen gezwungen wurde. Alle Bürger der Schweiz, welche als Geißeln und Staatsgefangene in und außer dem Lande in Haft waren, wurden freigelassen, und von dem Direktorium geschahen noch andere versöhnende Schritte. Es legte die ihm anvertraute außerordentliche Gewalt nieder und setzte die Besoldungen der einzelnen Beamten herab. Der noch versammelte Rest der Milizen, die größtentheils nach der Schlacht von Zürich auseinander gestoben waren, wurde entlassen, die Todesstrafe für die Verweigerung der Kriegsdienste aufgehoben, und den Interessen Frankreichs allzu ergebene Direktoren wurden genöthigt, ihre Stellen zu verlassen.

Indessen verkündigte der Erzherzog, Oesterreich habe nur im Sinne, der Schweiz ihre Unabhängigkeit wieder zu verschaffen; was von Vielen zur unbedingten Rückkehr zum Alten benutzt werden wollte. Daher wurde auch in allen von Oesterreich besetzten Theilen der Schweiz die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt, an vielen Orten mit größeren Zugeständnissen von Rechten des Volkes. In Schaffhausen traten wieder Bürgermeister, kleine und große Räthe an die Spitze des Staates; in Appenzell und Glarus wurden die alten, beliebten Verfassungen wieder hergestellt und die Beamten wieder auf die vormalige Weise gewählt. Der zurückgekehrte Abt von St. Gallen wollte sein Land härter beherrschen, als zuvor, und in den ehemals gemeinen Herrschaften Thurgau, Rheinthal und Sargans traf man zur einstweiligen Verwaltung

der Länder die nöthigen Einrichtungen. Auch Zürich nahm wieder eine der alten ähnliche Staatseinrichtung an und führte den Zehnten wieder ein.

In diesen wieder im alten Sinne eingerichteten Kantonen wurden dann mit englischem Gelde und großem Erfolge verschiedene Schweizerregimenter geworben, welche die österreichischen Waffen unterstützten. Aus den kleinen Kantonen kamen zahlreiche Schaaren und fochten auf mehreren Punkten neben den Oesterreichern mit anerkannter Tapferkeit. Im Lande Schwyz kämpften Glarner und Schwyzer muthvoll gegen die Franzosen; Schaffhausen schickte 50 Mann, die äußeren Rhoden ließen 450 Mann zu dem in ihrem Lande eingerückten Heere stoßen, und auf Hotze's Wunsch errichtete die neue Regierung von Zürich ein Bataillon, welches jedoch nie in das Gefecht kam und nicht einmal vollzählig gemacht werden konnte. In den Gegenden, wo das französische Heer stand, fielen Plünderungen jeglicher Art vor. Das Heer und seine Führer, am Nothwendigsten Mangel leidend, erlaubten sich, die Vorräthe des Landes sich zuzueignen und geberdeten sich wie die Sieger in einem eroberten Lande. Alle Mahnungen des helvetischen Direktoriums, solche Eingriffe zu unterlassen, verhallten ohne Erfolg und schreckliches Elend lagerte sich über vielen Landestheilen. So kam es denn auch, daß in den westlichen Kantonen der Schweiz die Stimmung immer schwieriger wurde und daß der Plan, welchen Steiger, Hotze und der englische Gesandte hegten, im Rücken der französischen Armee einen Aufstand zu erregen, immer mehr Anklang fand. In Bern, Freiburg, der Waadt, in Solothurn und dem vormaligen Bisthume Basel war Alles zum Aufstande vorbereitet, und man wartete nur noch auf den Einfall der Oesterreicher und Russen in's Wallis oder auf eine Niederlage der Franzosen bei Zürich, um die Mine springen zu lassen. —

Wiederausbruch des Krieges.

Es ist beinahe außer allem Zweifel, daß, wenn Erzherzog Karl den bei Zürich errungenen Sieg weiter verfolgt hätte, es ihm gelungen wäre, die Franzosen aus dem Gebiete der Schweiz zu vertreiben und die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Aber die Art und Weise, wie Oesterreich den ganzen Krieg führte, hemmte auch seinen

Siegeslauf. Die österreichischen Oberfeldherren standen nämlich unter den Befehlen des Hofkriegsrathes in Wien, welcher oft durch seine Anordnungen die siegreichen Feldherren zu Unternehmungen zwang, die weder die bereits errungenen Vortheile sicherten, noch neue Siege in Aussicht stellen konnten. Ueberdieß war die weite Entfernung dieser anordnenden Behörde vom Kriegsschauplatze und die Verpflichtung der Feldherren, Nichts ohne die Einwilligung derselben zu unternehmen, die Ursache, warum die Bewegungen der österreichischen Heere mit solcher Langsamkeit vollzogen wurden, daß sie trotz der angestrengtesten Tapferkeit einem freieren, gewandteren Gegner unterlagen. Aus diesen Gründen stand Erzherzog Karl mit seinem Heere Monate lang den Franzosen gegenüber, ohne einen weiteren ernsthaften Angriff zu wagen. Der Plan des Kriegsrathes war nämlich, die ganze Ostgränze Frankreichs von Genua bis Mainz mit aller Macht anzugreifen, und Erzherzog Karl war bestimmt worden, den Krieg in Deutschland zu führen, während die Russen seine Stellung in der Schweiz einnehmen sollten. Diese sollten von Norden her über Schaffhausen unter Korsakow in des Erzherzogs Stellung einrücken; und Souwarow, welcher bisher in Italien siegreich gegen die Franzosen gekämpft hatte, sollte mit seinem Heere über die Alpen ziehen und sich am oberen Zürichsee mit ihm vereinigen.

Aus der auf diese Weise entstandenen Zögerung wußte Massena die größten Vortheile zu ziehen. Nicht nur hatte er beträchtliche Verstärkungen erhalten, sondern er ließ sogar ungesäumt die Stellungen der Oesterreicher in den Hochalpen angreifen. Lecourbe bemächtigte sich des größten Theils von Schwyz und zwang den Feind, sich durch das Muottathal über den Pragel nach Glarus und auf das rechte Ufer der Linth zurückzuziehen, während der General Loyson auf selten betretenen Pfaden von Meyringen in Uri einbrach. Unterstützt von dem ihm zu Hülfe eilenden Lecourbe, gelang es diesem Feldherrn, die Oesterreicher durch das wilde Maderanerthal über den Crispalt nach Bünden zurückzuwerfen. Bei der Teufelsbrücke kam es zum heißen Gefechte, welches durch den Einsturz der Brücke unterbrochen wurde. Am folgenden Tage hatten die Franzosen sich des Gotthardpasses bemächtigt und durch eine neue Division verstärkt, vertrieben sie die Oesterreicher nach hartnäckigem Kampfe auch aus dem oberen Wallis. Die ganze Alpenlinie, die sich vom Simplon bis zum Zürichsee erstreckt, war in ihrer Gewalt. Kaum

hatten die Franzosen im Gebirge diese Vortheile errungen, so faßte Erzherzog Karl den Entschluß, über die Aare zu gehen und den geschwächten linken Flügel der französischen Armee anzugreifen. Bei Dettingen sollte der Fluß überschritten werden. Die Nacht vom 16. auf den 17. August war zum Uebergange bestimmt. Korsakow hatte versprochen, in derselben Nacht seine 20,000 Mann zu den 29,000 Oesterreichern stoßen zu lassen, um diesen Angriff mit Nachdruck auszuführen. Der Feind ahnte nichts. Zwei Brücken sollten des Nachts über den Fluß geschlagen werden. Allein das Unternehmen mißlang, weil der Erzherzog nicht schnell genug einige Bataillone auf das andere Ufer warf, und weil die Ingenieure es an der nöthigen Vorsicht bei der Untersuchung des Flußbettes hatten fehlen lassen. Als am Morgen der Nebel, welcher bis dahin die Arbeiter verborgen, sich zertheilte, bemerkten zwei Kompagnieen Züricher Scharfschützen, welche zwischen den eingeäscherten Häusern von Klein-Dettingen versteckt waren, die Bemühungen des Feindes. Sogleich eröffneten sie aus ihren trefflichen, weit reichenden Stutzern ein mörderisches Feuer, durch welches die Pontonniere in einer Entfernung fielen, wo sie von keinem Flintenfeuer hätten erreicht werden können. Sie ersetzten auf diese Weise das grobe Geschütz, welches in keinem Falle dem österreichischen hätte Widerstand leisten können. Auf den Kanonendonner kamen von allen Seiten die aufgeschreckten Franzosen herbei. Da der Erzherzog seinen Plan vereitelt sah, ließ er seine Truppen wieder in ihre vorige Stellung einrücken; was auch Massena mit den Seinigen that. — Einige Wochen später verließ der Erzherzog mit 30 Bataillonen und 42 Schwadronen den schweizerischen Boden, auf welchem er sich unsterblichen Ruhm erworben und den er von den Franzosen befreit haben würde, wenn er sich hätte freier bewegen können. Hotze blieb mit 25,000 Mann am oberen Zürichsee stehen und besetzte, nachdem ihm ein Angriff auf die Franzosen mißlungen war, eine Vertheidigungslinie von Rappersweil bis Glarus längs dem rechten Ufer der Linth, während Korsakow die Umgegend von Zürich auf dem linken Ufer der Limmat zur Stellung seiner Hauptmacht wählte und sich mit Hotze in Verbindung setzte. So erwartete man den aus Italien heranziehenden Suwarow.

Die zweite Schlacht von Zürich.

Drei Wochen lang beobachteten sich die beiden Heere und auf beiden Seiten entwarf man Angriffspläne. Massena's Streitmacht bestand in 77,000 Mann, welche, in acht Divisionen getheilt, vom Oberwallis in einem Bogen bis zum Zürichsee und bis nach Basel aufgestellt waren. Tüchtige Generale, mit dem Kriege in der Schweiz vertraut, führten die einzelnen Truppenkörper; so Turreau, Lecourbe, Soult, Mortier, Lorges und Menard. Vor sich hatte er in Zürich Korsakow mit 33,000 Mann, auf seinem rechten Flügel zwischen Waldshut und Basel Nauendorf mit 5400 Mann, und an der Linth zwischen Wesen und Uznach stand Hotze mit 25,000 Mann ihm gegenüber. Dieser war bestimmt, dem aus Italien ankommenden Suwarow die Hand zu reichen. Schon war Suwarow mit 18,000 Mann Fußvolk, 4000 Kosaken und 25 Gebirgskanonen am südlichen Fuße des Gotthard angekommen, schon stand er zu Altorf in Uri, als Massena den Entschluß faßte, den vor ihm stehenden Feind auf allen Punkten anzugreifen. Sein rechter Flügel unter Soult hatte den Befehl, zwischen dem Züricher- und Wallenstadtersee über die Linth zu gehen und den General Hotze anzugreifen; er selbst wollte unterhalb Zürich die Limmat überschreiten.

Am 25. September 1799 früh am Tage griff Soult die österreichischen Vorposten an der Linth an. Ueberrascht eilte Hotze herbei und wagte sich zu weit gegen den auf mehreren Punkten schon über den Fluß gegangenen Feind; er ward mit seinen Truppen umzingelt und fiel, von Kugeln durchbohrt. Der Tod ihres Generals verbreitete Bestürzung unter den Oesterreichern und lähmte ihre Kraft, und da die Franzosen nun auf allen Seiten vordrangen, wichen die österreichischen Divisionen durch das Toggenburg nach Bregenz zurück. Ein gleiches Schicksal traf zwei andere österreichische Heeresabtheilungen, welche aus Sargans und Graubünden nach Glarus vorgerückt waren, um dem heranstürmenden Suwarow die Straße nach Schwyz zu öffnen und die Franzosen zwischen zwei Feuer zu bringen. Soult machte 3000 Gefangene und erbeutete 20 Kanonen nebst 12 Fahrzeugen, welche bei Rappersweil kreuzten.

Am gleichen Tage, wo dieß am oberen Zürichsee geschah, machte auch Massena seinen Angriff. Bei Dietikon wollte er über die Limmat

gehen; hier sollte eine Brücke geschlagen werden. Es galt jedoch, die Aufmerksamkeit der Russen von diesem Punkte, wo schon Alles in Bereitschaft war, abzulenken; daher gab sich Massena den Anschein, als wolle er den Flußübergang bei Brugg bewerkstelligen. Kaum hatte Korsakow dieses bemerkt, so zog er große Streitkräfte bei Brugg zusammen, wodurch das Ufer bei Dietikon entblößt wurde. Unter dem Schutze von zwanzig Kanonen wurde dann auch hier die Brücke geschlagen und eine Truppenmacht von 14,000 Mann auf das jenseitige Ufer geworfen, wo sie beim Kloster Fahr eine vortheilhafte Stellung einnahmen. Durch das Gelingen dieses Unternehmens war der rechte Flügel der Russen bei Brugg von dem übrigen Heere getrennt und durch die eingeschobenen Franzosen an der Wiedervereinigung gehindert. Während dann Korsakow bei Zürich auf dem linken Ufer der Limmat 18,000 Mann zusammenzog, um auf dieser Seite einen Angriff abzuwehren, zog der General Oudinot auf dem rechten Ufer des Flusses heran bis gegen Höngg, um die Russen von hinten anzugreifen. Unterdessen wurde der russische Oberfeldherr durch einen Scheinangriff Mortier's von Wollishofen her in Anspruch genommen und sah sich genöthigt, seine Truppen dort zu verwenden. Hierdurch erhielt Oudinot Zeit, sich in den Besitz von Höngg, Affoltern und der Anhöhe ob Wipkingen zu setzen. Als die Franzosen in diesen Stellungen erschienen, verstummte der Siegesjubel in den Mauern Zürich's; Angst und Bestürzung ergriff die Gemüther. Korsakow's Lage wurde mit jedem Augenblicke eine verzweifeltere; von vorn angegriffen wurde er immer mehr nach der Stadt zurückgedrängt, durch welche sein Rückzug geschehen mußte, der ihm durch die Franzosen zum Theile schon verlegt worden war. Er suchte zwar seine Streitkräfte zu vereinigen, aber die vielen Wagen seines Trosses und die schweren Geschütze sperrten die Straßen, daß die Vereinigung nur langsam von Statten gehen konnte. Jedoch gelang es ihm, die Anhöhen in der Umgebung der Stadt wieder zu gewinnen; obgleich den Franzosen die Straße von Winterthur und das Dorf Schwamendingen blieb. Massena hatte über die Brücke bei Fahr den Russen 15,000 Mann in den Rücken geworfen und stand mit 18,000 Mann vor ihnen, bereit, sie mit allem Nachdrucke anzugreifen. — So endete der erste Tag; der Boden war mit Blut getränkt.

In der Nacht erhielt Korsakow nochmals Verstärkung, so daß er

am folgenden Morgen an der Spitze von 16 Bataillonen stand, entschlossen, zu siegen, oder sich den Rückzug zu erkämpfen. Er griff die Franzosen auf der ganzen Linie zwischen dem Zürichberge und den Höhen bei Wipkingen an. Bis zum Mittage blieb der Kampf unentschieden. Da schossen die Russen auf den letzten französischen Parlamentär, welcher die schon am vorigen Tage angeknüpften Unterhandlungen zu Ende bringen sollte, und Massena befahl, auf der Stelle Zürich und die auf den Anhöhen aufgestellten Russen anzugreifen. Von allen Seiten fielen nun die Franzosen auf die Stadt und die Russen benutzten diese Bewegung, um auf ihren Rückzug auf den Straßen nach Winterthur bedacht zu sein. Verwirrung herrschte allenthalben, als der russische Feldherr der Stadt die Erlaubniß gab, mit den Franzosen zu kapituliren. Noch hatte die russische Armee Zürich nicht verlassen, als ein Thor schon im Besitze der Franzosen war und andere Ausgänge von ihnen geschlossen wurden. Korsakow hatte sein Fußvolk vorangestellt, die Reiterei in der Mitte; Geschütz und Gepäck folgte. Rath- und hülflos irrten die Russen, unbekannt mit der Oertlichkeit und der Sprache, in den Straßen der Stadt umher, ohne einen Ausweg zu finden. Vier bis fünfhundert Russen schlugen sich noch in den Straßen und auf öffentlichen Plätzen, bis sie endlich, auf einen Punkt der Schanzen zusammengedrängt, niedergemacht oder gefangen wurden. Die Verwirrung erreichte den höchsten Grad; die ungeheuere Menge von Karren und Wagen, das Geschütz hemmte die Fliehenden. Vergebens erstritten sich die Kerntruppen bei Schwamendingen den Rückweg; ihr Gepäck, die Kriegskasse, die Wagen der Anführer und hundert Kanonen fielen in die Hände der Franzosen. Auf beiden Seiten zählte man viele Todte und Verwundete; wohin man sich wandte, sah man Nichts als Leichen; überall stieß der Fuß auf Leichen. Die Russen sollen 5000 Gefangene verloren haben, außer 8000 anderen, die kampfunfähig gemacht worden waren; die Hälfte von Korsakow's Heer.

Nach der Einnahme erfuhr Zürich die Zügellosigkeit der siegreichen Soldaten und umsonst bemühten sich die Anführer, den Unordnungen Einhalt zu thun. Erst als Massena ankam, gelang es ihm, die Stadt noch vor schrecklicherem Elende zu bewahren. Er ritt durch alle Straßen und rastete nicht, bis die Ruhe hergestellt war. Die helvetische, im Zeughause von Zürich gefundene Artillerie jedoch wurde von den Franzosen als gute Beute erklärt, weil sie kurze Zeit im Besitze der

Russen gewesen war. Die reiche, wohl angebaute Umgegend hatte viel zu leiden, und mancher Eigenthümer, mancher Fabrikherr erlitt großen Schaden. — Zu den Unglücksfällen, welche man an diesem Tage zu beklagen hatte, gehört auch die tödtliche Verwundung des berühmten Johann Kaspar Lavater. Er trat aus seinem von dem Sieger verschonten Hause, und hatte eben zwei Soldaten befriedigt, welche vor einem nur von Frauen bewohnten Hause Wein forderten, als ein anderer Soldat herbeikam, der ihm zu verstehen gab, daß er ein Hemd brauche. Lavater wollte ihn mit Geld begütigen; doch der Soldat forderte so viel, daß er ihn nicht befriedigen konnte. Da zieht der Wüthende den Säbel und dringt auf Lavater ein. Dieser flüchtet sich zu einigen nahe stehenden Bürgern und bittet den Grenadier, der ihm kurz zuvor aufs Freundlichste für den dargereichten Wein gedankt hatte, um seinen Schutz. Der Soldat, wie von fanatischer Wuth befallen, geht mit gefälltem Bayonnette auf ihn los und schreit ärger, als der erste: „Geld her!“ Einer der Bürger zieht Lavater, den Arm um ihn schlingend, zurück. In dem Augenblicke drückt der Grenadier los; die Kugel geht dem schützenden Bürger durch den Arm, und Lavater unmittelbar unter der Brust durch. Mit Entsetzen nahm man ihn in das nächste Haus; Wundärzte eilten herbei und fanden die Wunde der Tödtlichkeit nahe. Doch erst nach namenlosen Leiden starb der von seinen Mitbürgern hochverehrte Mann nach fünf Vierteljahren. Mitten unter unsäglichen Schmerzen sagte er oft: „Ich mag den, der die tödtliche Kugel auf mich abschoß, nicht kennen; aber wohl wünschte ich, daß ich ihn könnte wissen lassen, wie ich ihm von Herzen verzeihe, wie ich ihm danke; denn ich verdanke dieser Wunde und meinen schweren Leiden sehr viel.“ —

Mit Korsakow's Schaaren verließ auch der unglückliche Schultheiß Friedrich von Steiger mit gebrochenem Herzen den vaterländischen Boden. Er war nach Zürich gekommen, denn er glaubte, die oft ersehnte Stunde der Befreiung des Vaterlandes sei genaht. Er wollte bleiben, um unter den Trümmern seiner Hoffnungen sein Ende zu finden; aber Korsakow zwang ihn, unter dem Schutze einiger Reiter die Stadt zu verlassen. Abermals wanderte er in die Fremde, welche ihm noch vor Abfluß des Jahres die längst ersehnte Ruhe des Grabes schenkte. Er ward zu Augsburg bestattet; aber als die Eidgenossenschaft wieder hergestellt war, wurde seine Asche auf Anordnung der

Berner Regierung nach Bern gebracht und dort im Münster unter einem geschmackvollen Denkmale beigesetzt.

Die Russen flohen hinter den Rhein zurück und bald traten sie vom Kriegsschauplatze ab. Die Franzosen, welche auch viel gelitten hatten, durften nicht daran denken, sie ernsthaft zu verfolgen; denn noch drohete ihnen eine neue Gefahr von dem über den Gotthard andringenden Suwarow.

Suwarow's Zug.

Der russische Feldmarschall Suwarow, als Sieger in Italien mit dem Beinamen Italinski geschmückt, einer der größten Feldherren seiner Zeit, welcher seinen Namen in dem Todeskampfe der polnischen Freiheit furchtbar gemacht hat, begann am 24. September die Erstürmung des Gotthards, wo ihm der französische General Lecourbe einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Als die den Paß vertheidigenden Franzosen jedoch durch eine russische Abtheilung über Dissentis und den Crispalt umgangen wurden, zogen sie sich mit großem Verluste bis zum Urnerloche zurück. Auf dem linken Ufer der Reuß, diesseits der schon vorher zerstörten Teufelsbrücke faßten sie wieder Stellung. Es kam hier zum blutigen Gefechte. Das vorderste russische Bataillon ward aufgerieben. Alles drängte sich in dem engen Passe. Die Hintersten drängten die Vorderen, die wehrlos in das feindliche Feuer oder in die Tiefe des schäumenden Flusses fielen. Endlich stiegen die Russen einen jähen Abhang hinab in die Tiefe des Flusses, durchwateten ihn und trieben die Franzosen zurück. Bald war nun die Brücke wieder hergestellt; Baumstämme wurden mit den Schärpen der Offiziere zusammengebunden und über den Abgrund geworfen. Ein durch das Maderanerthal hereinbrechendes österreichisches Corps nöthigte Lecourbe bis nach Amsteg zurückzuweichen. Schon war hier die Brücke über die Reuß von den Oesterreichern besetzt; Lecourbe mußte sie wieder nehmen, denn sie allein konnte ihm den Rückzug möglich machen. Seine von Müdigkeit erschöpften Grenadiere thaten Wunder der Tapferkeit; die Brücke kam in seine Hand. Aber nun gerieth er in das grobe Geschütz der Feinde; seine Grenadiere weichen. Da ergreift Lecourbe das Gewehr eines Fliehenden, stellt sich an den Eingang der Brücke und schwört, hier zu fallen. Schon ist er von Oesterreichern umgeben; da

kehren die tapferen Grenadiere um, befreien ihn und brechen sich Bahn. Langsamen Schrittes zog Lecourbe das Reußthal herab und besetzte das linke Ufer des Flusses, um die Zugänge nach Unterwalden zu sperren, durch welche der nachfolgende Suwarow Massena's Heer hätte überflügeln können. Das russische Heer konnte auf diese Weise bis nach Altorf gelangen, wo Suwarow dem Volke versprach, der Retter der Schweiz zu werden Seine vordersten Grenadiere machten am Ende des Thales Halt. Er befiehlt ihnen vorwärts zu gehen, und ist erstaunt, zu vernehmen, daß an den steilen Felsufern des Vierwaldstättersee's keine Straße sich finden lasse. Er fordert Fahrzeuge; Lecourbe hat sich derselben bemächtigt. So stand Suwarow in Altorf der nöthigsten Lebensbedürfnisse beraubt, denn seine Vorräthe waren noch jenseits des Berges oder auf anderen Wegen nach Graubünden geschafft worden. Die Gefahr drängte; man mußte vorwärts. Da faßte der eiserne Feldherr, dem Nichts zu schwer, Nichts unausführbar schien, den Entschluß, durch das Schächenthal über den früher beinahe unbekannten, nur von Hirten und Gemsjägern betretenen Paß über den Kinzigkulm in das Bisi- und Muottathal vorzudringen. Drei volle Tage dauerte dieser schreckliche Uebergang; die Lastthiere und Pferde verloren auf dem scharfen Gesteine die Hufeisen, konnten vor Müdigkeit nicht weiter und stürzten in die Abgründe. Hunderte von Menschen erlagen in der Felsenwüste dem Hunger und dem Elende. Schon waren die Vordersten jenseits angekommen, als die Hintersten Altorf noch nicht verlassen hatten; denn oft mußten die Krieger des 20,000 Mann starken Heeres einzeln die steilen Felspfade emporklimmen. Und die Schrecken dieses Marsches wurden noch erhöht durch die beständigen Angriffe, welche die Franzosen auf den Nachtrab der Russen richteten. Endlich war das Muottathal erreicht und von der geringen französischen Besatzung gesäubert; aber das furchtbarste Elend herrschte in dem ermüdeten Heere. Vier Tage lang war es ohne alle Lebensmittel geblieben; man sah die hungrigen Krieger Thierhäute mit Mehl und Fett, wie sie es bekommen konnten, kochen; rohe Kartoffeln wurden verschlungen; Stücke von Fellen, das Haar einwärts gekehrt, wurden als Schuhe mit Riemen um die entblößten, vom scharfen Gesteine aufgerissenen Füße gebunden. Hier vernahm dann auch Suwarow ein unbestimmtes Gerücht von Hotze's Tod und von der Niederlage von Zürich. Dieß vermochte ihn, seinen Plan zu ändern. Statt über

Schwyz vorzudringen, um den Franzosen in den Rücken zu fallen, entschloß er sich, über den Pragel und durch das Klönthal nach Glarus zu ziehen.

Mit Waffengewalt mußte der von den Franzosen besetzte Pragelpaß geöffnet, der Zug durch das Klönthal mit großer Anstrengung erkämpft werden. Endlich gelangte der Marschall nach Glarus, wo er immer noch keine zuverlässigen Berichte über die Schlacht von Zürich vernehmen konnte. Während er und seine Heeresabtheilung in Glarus einige Ruhe fanden, war Massena mit bedeutender Verstärkung nach Schwyz und in das Muottathal geeilt. Er kam zur rechten Stunde; denn die Franzosen, welche unterdessen die russische Nachhut angegriffen hatten, flohen gerade vor dem siegreichen Feinde. Schnell wurde der Kampf erneuert und die Russen sahen sich genöthigt, sich über den Pragel mit Souwarow zu vereinigen. Vergebens machten sie nun hier die verzweiflungsvollsten Anstrengungen, um über Mollis und Näfels die französische Linie zu durchbrechen und die Straße nach dem Toggenburg zu gewinnen. Nur mit Mühe konnten sie die immer häufigeren Angriffe der Franzosen abschlagen. An siegreiches Vordringen nach Zürich, wie es Suwarow im Plane hatte, war bald nicht mehr zu denken. Es konnte sich nur noch darum handeln, das Heer vor gänzlicher Vernichtung zu retten; und hierzu gab es nur Einen Weg, den Rückzug durch das Sernftthal nach dem Vorderrheinthale über die steilen Päffe von Panix und Segnes.

Am Abend des 4. Oktober nach den letzten Kämpfen begann dieser gefahrvolle Rückzug, während dessen die Nachhut noch immer Angriffe von den Franzosen auszuhalten hatte. Am 6. Oktober erreichte das russische Heer die schroffen Abhänge des Panixer-Berges. Ein frisch gefallener, zwei Fuß tiefer Schnee, der bei jedem Schritte wich, deckte die schmalen Pfade, auf denen die Felsmassen des Gebirgsrückens einzeln und mühsam erklettert werden mußten. Kein Pfad, keine menschliche Spur war zu sehen; keine Felsenspitze ragte hervor, um dem Wanderer zur Stütze oder zum Wegweiser zu dienen; kein Strauch gewährte die Möglichkeit, Feuer zu machen und die erstarrten Glieder während der Nächte zu erwärmen, die man unter freiem Himmel zubrachte. Die Kosacken, des Feldherrn beständige Begleiter, unterhielten aus Mangel an anderem Holze, sein spärliches Wachtfeuer mit ihren Lanzenschäften. Das Herabsteigen bot wieder eigene Gefahren. Auf

den steilen Abhängen war der Schnee glatt gefroren. Zahlreiche Menschen und Pferde glitten aus und stürzten in die Abgründe; ihr Sturz nur konnte die Folgenden warnen, diesen Pfad gegen einen anderen ebenso gefährlichen zu vertauschen. Mit einem Verluste von mehr als 200 Menschen, des größten Theiles der Lastthiere und der Kanonen gelangte man nach Paniz. Noch hatte das Elend kein Ende; um das elende Bergdörfchen mußte das Heer die Nacht auf den Schneefeldern unter freiem Himmel zubringen. Erst am 10. Oktober waren die Trümmer der stolzen russischen Heeresmacht in das von den Oesterreichern besetzte Vorderrheinthal gelangt, und am 12. kam Suwarow nach Lindau, wo seine und seine Heeres Mühsale ihr Ende erreichten.

Kurze Zeit nach diesem höchst merkwürdigen Kriegszuge trat Rußlands Kaiser Paul I. von der Verbindung mit Oesterreich und England zurück, mißmuthig, daß Oesterreich mit Truppen, England mit Geld ihn nicht hinlänglich unterstützt hatten. Diesem Umstande schrieb er vorzüglich den Untergang so vieler tapferen Krieger zu. So kam es, daß Rußlands Heere den Schauplatz des Krieges verließen, bevor derselbe in den Frieden von Lüneville (1801) und Amiens (1802) sein Ende erreicht hatte.

Folgen dieser Kämpfe.

Nachdem Massena bei Zürich den glänzenden Sieg errungen und andere französische Heeresabtheilungen bis in die abgelegensten Alpenthäler ihre siegreichen Waffen getragen hatten, stellte sich die Nothwendigkeit heraus, den immer noch an der Schweizergrenze stehenden General Korsakow zu vertreiben. Dieser Feldherr war Willens, um die erlittene Niederlage zu rächen, wieder nach Zürich vorzudringen und hatte schon die ihm gegenüber stehenden Franzosen zurückgeworfen, als plötzlich eine ansehnliche Verstärkung zu ihnen stieß. Mit dieser gelang es dann, auf der weiten Ebene zwischen Trüllikon, Rudolfingen, Benken und Marthalen einen siegreichen Kampf zu bestehen, welcher die Russen über den Rhein zurückwarf. Obgleich nun der Erzherzog Karl auch wieder auf diesem Theile des Kampfplatzes erschien und sich mit den russischen Streitkräften vereinigte, so konnte doch kein neuer Angriff gegen die Schweiz ausgeführt werden, da die Russen abzogen. Die ganze Schweiz war in der Gewalt der Franzosen; nur in Bün-

den, Schaffhausen und den italienischen Kantonen konnten sich die Oesterreicher noch eine Zeit lang behaupten, bis sie 1800, genöthigt durch Napoleon's Sieg bei Marengo und durch denjenigen Moreau's bei Hohenlinden, auch diese Punkte verlassen mußten.

Die nächste Folge dieser Siege der französischen Waffen für die Schweiz war die Wiederherstellung der helvetischen Republik, welche, wie wir gehört haben, an vielen Orten bei dem Vordringen des Erzherzogs Karl abgethan worden war. Aber das Benehmen des helvetischen Direktoriums, welches alle diejenigen zur strengen Rechenschaft ziehen wollte, welche in den abgefallenen Kantonen an die Spitze der Regierungen getreten waren, war nicht geeignet, die wieder hergestellte Staatseinrichtung beliebter zu machen. Im Gegentheile wurde die Parteileidenschaft aufgeregter, als je. Besonders hart glaubte man gegen Zürich verfahren zu müssen, wo man allgemein geachtete Männer mit Entsetzung bedrohte. Durch diese Maßregeln wurde zwischen den helvetischen Behörden ein Kampf erzeugt, welcher damit endigte, daß das Direktorium aufgelöst und durch einen Regierungsausschuß von sieben Mitgliedern ersetzt wurde. An die Stelle des großen Rathes und des Senates traten zwei gesetzgebende Räthe, welche sich sogleich mit einer neuen Staatsverfassung für Helvetien beschäftigten. Schon in diesen Behörden traten die späteren Parteien einander schroff gegenüber; die Einheitsfreunde, welche die ganze Schweiz als Einen Staat erhalten wollten, und die Föderalisten, welche einen Staatenbund wieder herzustellen sich bestrebten. Diese Umgestaltung wurde von Frankreich gebilligt, wo Napoleon das Direktorium auch gestürzt und sich zum ersten Konsul emporgeschwungen hatte.

Was aber wohl die schlimmste Folge dieser Kriege war, war das unermeßliche Elend, welches über Helvetien, über das von Natur arme Land gekommen war. Die letzten Hülfsquellen waren versiegt, viele tausend Menschen waren durch Hunger, Schwert und Seuchen dahingerafft. Die Brücken waren gesprengt, die Straßen verdorben, Waldungen und zahllose Fruchtbäume umgehauen. Eine Menge Dörfer lagen in Asche und auf weite Strecken wurde oft keine menschliche Wohnung mehr gefunden. Felder und Weinberge waren verwüstet. Mit Kummer und Verzweiflung kämpfend, irrten trostlose Menschen unter den Trümmern ihres zerstörten Glückes umher. Am gräßlichsten herrschte das Elend in den Gebirgskantonen, wo große Schaaren verwaister Kinder

dem hereinbrechenden Winter und einer trüben Zukunft entgegen gingen. Man brachte sie, 2367 an der Zahl, in die Städte Zürich, Bern, Basel, Solothurn, Winterthur, in den Aargau und die Waadt, wo christliche Menschenliebe, der eigenen Noth vergessend, sich der Verlassenen erbarmte und Elternstelle an ihnen vertrat. Ueber 150,000 fremde Krieger hatten viele Monate lang auf Kosten der armen Schweiz ihren Hunger gestillt, ihre Blöße bedeckt. Nicht nur waren alle Vorräthe für Menschen und Vieh aufgezehrt, sondern auch die Hoffnungen des Jahres, Baum- und Feldfrüchte, unreif verschlungen. Besonders verderblich wurden die von allen Vorräthen entblößten Franzosen, welche fast ausschließlich nur von dem lebten, was sie sich widerrechtlich aneigneten. Wie der gemeine Krieger seinen Lebensbedarf raubte, so bemächtigten sich die Feldherren im Namen und Auftrage der französischen Republik der Staatsschätze und wußten durch allerlei Kunstgriffe auch das Privatvermögen in Anspruch zu nehmen. Was der Kanton Zürich eingebüßt, wurde auf 14,714,000 Franken geschätzt; Glarus trug eine Last von zwei Millionen. Geldmangel, Stockung des Handels und Verkehrs, Arbeitslosigkeit und Theuerung kamen bei den Forderungen der französischen Feldherren nicht in Betracht. Nach der zweiten Schlacht von Zürich betrachtete man die östlichen Kantone wie eroberte Länder; Zürich wurde um 800,000, St. Gallen um 400,000 Franken gebrandschatzt; der Thurgau, welcher in 3 Monaten an Lebensmitteln, Einquartierungen und anderen Lasten 1,343,635 Franken ausgegeben hatte, wurde ebenso schwer heimgesucht, und Basel mußte auf harte Drohung 1,400,000 Franken herbeischaffen. Diese traurige Lage des Vaterlandes wurde von einem großen Theile des Schweizervolkes der neuen Staatseinrichtung und den helvetischen Behörden zur Last gelegt, und daher sehnten sich die Gemüther immer mehr nach der Stunde, wo das Land, von den fremden Truppen gereinigt, wieder zur ehemaligen Staatsform zurückkehren würde. Einen regen Antheil am traurigen Loose des Vaterlandes nahm der edle Schultheiß Steiger von Bern, welcher sich noch auf dem Sterbebette mit demselben beschäftigte und zu seiner Umgebung sprach: „Das Vaterland wird noch Vieles zu erleiden haben. Ich ermahne alle unsere Freunde zum Ausharren und zur Eintracht unserer Väter. Die Barmherzigkeit des Himmels wird es uns wieder geben, dieses jetzt so unglückliche Vaterland.“ —



Holzschnitt u. Druck von Eduard Kretzschmar in Leipzig.

Pestalozzi.

Pestalozzi in Stanz.

Das Ländchen Nidwalden hatte seinen heldenmüthigen Kampf gegen die Franzosen gekämpft und lag bedeckt von Trümmern, zwischen welchen unglückliche Menschen, am Nothwendigsten Mangel leidend, umherirrten. Von allen Seiten war man darauf bedacht, die Lage der Unglücklichen zu mildern, von allen Seiten flossen die Quellen edler Wohlthätigkeit, und auch die helvetische Regierung traf Anstalten, um durch Hebung des Ackerbaues und der Industrie dem zu Grunde gerichteten Wohlstande wieder aufzuhelfen. In ihrem Auftrage, aber mehr seinem eigenen, innersten Berufe folgend, erschien mitten unter den noch rauchenden Trümmern ein Mann von unscheinbarem, ja häßlichem Aeußeren, der aber in seinem Innern ein Herz der reinsten Menschenliebe, der in seinem Geiste den großen Gedanken einer Wiedergeburt des Menschengeschlechtes durch die Erziehung der Jugend trug, Pestalozzi. Er sollte und wollte den verwaisten Kindern das bringen, was ihr leibliches und geistiges Wohl bedurfte, und dieser herrlichen Aufgabe widmete er sich mit derjenigen Selbstverleugnung und Hingebung, welche sein ganzes Leben schmückten.

Die Regierung hatte die Einrichtung eines Waisenhauses beschlossen und hatte das Gebäude der Klosterfrauen in Stanz zu diesem Zwecke bestimmt. Noch war dieses Gebäude nicht vollendet, am wenigsten für die Bedürfnisse eines Waisenhauses eingerichtet, als sich schon die zahlreiche Schaar von fast 100 Kindern hinzudrängte, so daß Pestalozzi mit seinen Zöglingen in einem engen Zimmer eingeschlossen war; was seine Lage anfangs höchst unbehaglich machte. Darum und aus Mangel an Betten mußte er dann auch die armen Kinder des Nachts zum Theil heimschicken. Diese kamen dann am Morgen mit Ungeziefer beladen zurück. Die meisten der Kinder, welche in die Anstalt traten, waren in einem Zustande, der deutlich bewies, daß leibliche und geistige Vernachläßigung ihr bisheriges Loos gewesen. Unreinlich, mit eckelhaften Krankheiten belastet, viele abgemagert zu Gerippen, mit Augen voll Angst und mit Stirnen voll Runzeln des Mißtrauens, sittlich verdorben und der Liebe fremd, die ihnen in ihrem Leben nie zu Theil geworden; so war die Kinderschaar, welcher Pestalozzi Alles werden

wollte, Vater und Lehrer. Und wirklich vermochte all das Widerwärtige, das vielleicht jeden Anderen abgeschreckt hätte, Nichts über seine Liebe zu den Unglücklichen. Allein, außer einer Haushälterin ohne Gehülfen, unterzog sich Pestalozzi seiner Aufgabe, welche er mit ebensoviel Klarheit des Verstandes und Zartheit des Gemüthes zu lösen sich bestrebte. Seine Kinder gingen ihm über Alles; jede Hülfe, jede Handreichung in der Noth, jede Lehre, die sie erhielten, kam von ihm. Ihre Suppe war die seinige, ihr Trank war der seinige. Waren sie gesund, so stand er in ihrer Mitte, und waren sie krank, so stand er an ihrer Seite. Mitten unter ihnen schlief er und war der Letzte, der am Abend zu Bette ging, und der Erste, der sich am Morgen zum neuen Tagewerke unverdrossen erhob. Noch im Bette betete er mit ihnen und lehrte sie, bis sie einschliefen, denn sie wollten es so. Durch diese gänzliche Hingebung an die Kinder erwarb er sich allmälig die Herzen derselben; einige schlossen sich so innig an ihn an, daß sie Allem widersprachen, was sie Dummes und Verächtliches von ihren Eltern und Freunden gegen den geliebten Mann hörten. Denn Pestalozzi hatte auch seine Gegner. War er ja von einer Regierung gesandt, welche so namenloses Elend über das Land gebracht hatte! Man hielt ihn seiner reformirten Religion wegen in dem katholischen Lande für einen Ketzer, und da er über seinen höheren Bestrebungen sein Aeußeres vernachläßigte, da er wie ein Bettler lebte, um Bettler wie Menschen leben zu lehren, galt er für einen hungerigen Landstreicher. Wann ihn dann die Leute auf der Straße sahen ohne Hut, mit unordentlichem Haare und langem Barte, mit auf die Schuhe herabgefallenen Strümpfen, im ungebürsteten, schief zugeknöpften Rocke, hielten sie ihn gewöhnlich für einen gutmüthigen Halbnarren oder einen armen Teufel, der höchstens Mitleid verdiene. Einst machte ihn sein Freund, der Regierungsstatthalter Heinrich Zschokke, auf seine Unordentlichkeit aufmerksam und stellte ihm vor, welch übeln Eindruck dieselbe auf das Volk machen müsse; doch Pestalozzi antwortete: „Laß mich, Freund! Ich bin arm und will arm sein; ich bin und will nur durch meine Kinder reich sein; sie verstehen mich und am Urtheile der Anderen liegt mir nicht viel.“ — Ein nicht geringer Kummer war es für den Menschenfreund, als er sah, daß nach einigen Monaten viele seiner Kinder in Folge schlechter Witterung und der veränderten Lebensweise krank wurden; aber auch um so größere Freude empfand er, als

er mit dem Frühling die Gesundheit seiner Lieblinge zurückkehren sah. Doch nur kurze Zeit dauerte seine Freude, denn viele Eltern forderten ihre Kinder zurück oder suchten sie unter allerlei Vorspiegelungen aus der Anstalt zu locken, und wann dann Pestalozzi sie mit dringenden Ermahnungen bat, von ihrem Vorhaben abzustehen, da meinten nicht selten Eltern und Kinder, sie erwiesen dem übel geplagten Manne einen Gefallen, wenn sie blieben. So fand Pestalozzi in seinen hochherzigen Bestrebungen im Lande wenig Anerkennung; die herzlichste Theilnahme für sein Werk ward ihm von Kapuzinern und Nonnen. Leute, welche in keiner Hinsicht ihn und sein Unternehmen zu würdigen im Stande waren, maßten sich an, ihn zu beurtheilen und zu meistern. Und wenn schon die unendliche Last, welche auf seinen Schultern lag, seine Kraft allmälig erschöpfen mußte, so war doch hauptsächlich der Undank, mit dem er sich gelohnt sah, das, was seine Gesundheit am Tiefsten untergrub. Er hätte seiner Arbeit unterliegen müssen, als ein unerwartetes Ereigniß seiner Wirksamkeit in Stanz ein Ende machte. Am 8. Juni 1799 rückten nämlich die Franzosen wieder in Nidwalden ein und das bisherige Waisenhaus mußte in einen Spital für dieselben eingerichtet werden. Man mußte die Kinder entlassen. Mit beklommenem Herzen machte Pestalozzi jedem ein Bündelchen, that Kleider, etwas Brod und Geld darein und hängte einem nach dem anderen sein Säckchen um. Dann drückte, küßte und segnete er sie und entließ sie in ihre Heimat. Es war aber eine Anzahl Kinder, deren Heimat Niemand kannte und die man nicht in die Welt hinausschicken wollte. Für diese zu sorgen, übernahm der edle Zschokke; sie blieben im Waisenhause unter guter Aufsicht und Pflege. Pestalozzi, an Leib und Seele krank, ging nach Bern, wo er in einem nahen Bade bald seine Gesundheit wieder erlangte.

Zwar hatte Pestalozzi während seines Aufenthaltes in Stanz noch keine fertige Erziehungs- und Unterrichtsmethode bewährt; aber das stand immer klar vor seiner Seele, daß die herrlichen Geisteskräfte, welche der gütige Schöpfer in jeden Menschen gelegt, geweckt und entwickelt werden müssen, und daß die einfachsten und natürlichsten Mittel hinreichen, diese hohe Aufgabe zu lösen. Was seine Kinder zu guten Menschen machen konnte, was ihre zeitliche Wohlfahrt zu begründen im Stande war, Alles wußte er auf die schlichteste Weise in den Bereich seines Unterrichtes zu ziehen. Edel, hochherzig war sein Streben; — und sein Lohn? —

Pestalozzi's Jugendzeit.

Daß Pestalozzi inneren Beruf in sich fühlte, daß er gleichsam schon vom Schöpfer bestimmt war, das zu werden, was er geworden, ergibt sich schon aus der vorhergehenden Erzählung, denn nur solche Männer erfassen mit so glühendem Eifer, mit so unwandelbarer Treue die Aufgabe ihres Lebens. Wie sich aber die in ihm schlummernde Anlage nach und nach entwickelte, das kann uns nur seine Jugendgeschichte lehren.

Heinrich Pestalozzi wurde am 12. Januar 1746 in Zürich geboren. Sein Vater, welcher ihm sehr frühe schon durch den Tod entrissen wurde, war ein geschickter und gewissenhafter Wundarzt. Seine Mutter, eine geborne Hotze, war eine Anverwandte des Generals gleichen Namens, welcher bei Schännis fiel. Ihr fiel nach des Vaters Tode die Erziehung ihrer drei Kinder zu, und obgleich es dem Knaben an der männlichen Leitung fehlte, an welcher sich seine Kraft hätte stärken können, so lebte er doch vom Morgen bis zum Abend in einer Umgebung, die sein Herz in hohem Grade belebte und ansprach. Seiner Mutter zur Seite stand eine brave Dienstmagd, welche dem sterbenden Vater versprochen hatte, seine Frau bis in den Tod nicht zu verlassen, und welche die Sorge für die Erziehung der Kinder und die Haushaltung redlich mit ihr theilte. Heinrichs Großvater war Pfarrer in Höngg und bei ihm brachte der nun neunjährige Knabe alljährlich einige Monate zu und der würdige Mann legte in ihn die Lehren wahrer Gottesfurcht und Frömmigkeit. Doch zeigte er sich im Umgange mit anderen Knaben stets ungewandt und unbeholfen, eine Folge der Aengstlichkeit, mit welcher seine Mutter ihn in früheren Jahren von dem Verkehre mit Seinesgleichen ferne gehalten. Nicht selten wurde er das Ziel des jugendlichen Spottes seiner Gespielen; doch gab es auch viele unter seinen Kameraden, welche ihn seiner Gutmüthigkeit und Dienstfertigkeit wegen liebten. Nachdem er die gewöhnlichen Stadtschulen, ohne große Hoffnungen erweckt zu haben, verlassen hatte, trat er in die höheren Anstalten seiner Vaterstadt ein, an welchen damals die als Menschen und Gelehrte gleich ausgezeichneten Männer, Bodmer, Breitinger und Steinbrüchel, wirkten. Unter diesen ausgezeichneten Lehrern entwickelte sich bei Pestalozzi und seinen Jugendgenossen ein hoher und edler Sinn. Hohe Begeisterung für vaterländische, republikanische Tugenden und eine unbestechliche Gerechtigkeit zierten diese edlen Jünglinge. Wahrscheinlich das würdige

Vorbild seines Großvaters im Auge, entschloß sich Pestalozzi für den geistlichen Beruf, in welchem er die meiste Gelegenheit, Gutes zu wirken, zu finden glaubte. Allein bei seiner ersten Predigt, die er auf dem Lande hielt, blieb er einige Male stecken und betete das Unser Vater unrichtig. Dieser Umstand, vorzüglich aber die Hoffnung, einst als Staatsmann kräftiger auf eine bessere und gerechtere Gestaltung des Staatswesens einwirken zu können, bestimmten ihn, das Studium der Theologie mit demjenigen der Rechtswissenschaft zu vertauschen. Damals erlaubte sich der Landvogt Grebel von Grüningen grobe Gewaltthätigkeiten gegen seine Unterthanen. Einige Jünglinge in Zürich, unter ihnen Pestalozzi, Lavater aber an der Spitze, faßten den kühnen Entschluß, den ungerechten Landvogt vor Gericht zu ziehen. Sie traten unerschrocken mit einer Klage vor den Rath von Zürich, und ruheten nicht eher, bis Grebel gestürzt und verbannt war. Durch gleiches Studium, noch mehr aber durch eine innige Freundschaft verbunden war Pestalozzi um diese Zeit mit seinem Jugendgefährten Bluntschli, mit welchem er die schönsten Entwürfe für die Zukunft machte. Doch Bluntschli wurde ihm plötzlich durch den Tod entrissen. Als er sah, daß er sterben müsse, ließ er den Freund zu sich kommen und sprach: Pestalozzi, ich sterbe; und Du, Dir selbst überlassen, darfst Dich in keine Laufbahn werfen, die Dir bei deiner Gutmüthigkeit und deinem Zutrauen gefährlich werden könnte. Suche eine ruhige, stille Laufbahn und lasse Dich, ohne einen Mann an deiner Seite zu haben, der Dir mit ruhiger, kaltblütiger Menschen- und Sachkenntniß, mit zuverlässiger Treue beisteht, auf keine Art in ein weitführendes Unternehmen ein, dessen Fehlschlagen Dir auf irgend eine Weise gefährlich werden könnte." — Der Tod dieses Freundes und die eigene angegriffene Gesundheit bewogen ihn, das Studium der Rechtswissenschaft zu verlassen, und da ihm gerade Rousseau's Emil in die Hände gefallen war, so faßte er den Entschluß, „Schulmeister zu werden". Stets hatte er sich zu dem Volke hingezogen gefühlt, seine Lage und Bedürfnisse hatte er genau erkannt, und nachdem er seine Gesundheit wieder hergestellt hatte, ging er nach Kirchberg bei Bern zu Tschiffeli, um die Landwirthschaft kennen zu lernen. Dieser Mann, welcher zu Kirchberg eine landwirthschaftliche Schule gegründet hatte, nahm ihn freundlich auf und nachdem er sich in den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft während eines Jahres umgesehen hatte, kehrte er mit einem

Herzen voll Muth und Hoffnung in die Heimat zurück. Tschiffeli hatte den Anbau des Krapps, eines Färbekrautes, eingeführt und versprach sich reichen Gewinn davon. Pestalozzi brachte diesen neuen Erwerbszweig nach Zürich, wo sich bald ein reiches Handelshaus mit ihm verband, um die Krapp-Pflanzung zu betreiben.

Pestalozzi auf dem Neuhof.

Im Aargau bei dem Dörfchen Birr, in der Nähe der Ruine des alten Schlosses Habsburg, kaufte Pestalozzi ein Gut von 100 Jucharten Landes, das seit undenklichen Zeiten brach gelegen und als Schafweide benutzt worden war. Er hoffte, durch zweckmäßigen Anbau den Boden zu verbessern und so in kurzer Zeit den Werth des Gutes um ein Bedeutendes zu erhöhen. Alsbald baute er ein schönes Wohnhaus und noch andere Gebäulichkeiten, welche bei kostspieliger Ausführung und unzweckmäßiger Einrichtung sein ganzes väterliches Vermögen in Anspruch nahmen. Nachdem er sich hierauf mit Anna Schultheß von Zürich vermählt hatte, fing er an, die Landwirthschaft, vorzüglich den Krappbau, zu betreiben. Aber der Erfolg blieb weit hinter den Erwartungen zurück, wozu der schlechte Boden eines Theils, anderen Theils aber Pestalozzi's Unerfahrenheit und Sorglosigkeit in der Verwaltung die Ursachen waren. Mit nicht unbedeutendem Verluste zog sich das beigetretene Handelshaus zurück und Pestalozzi hatte sein ganzes Vermögen verloren und sich eine große Schuldenlast aufgebürdet. In dieser trostlosen Lage, welche Manchen zur Verzweiflung gebracht hätte, griff der unglückliche, junge Mann in den überreichen Schatz seines Inneren und schöpfte dort die Mittel zur Rettung. Er entschloß sich, sein Haus zu einer Erziehungsanstalt für verlaufene heimatlose Bettelkinder zu machen. Er wollte sie ernähren und kleiden, unterrichten und erziehen, sie dem sittlichen Verderben entreißen und als gute und brauchbare Menschen der Gesellschaft zurückgeben, und das Alles sollte ihn kein Geld kosten; denn er glaubte, jedes der ihm anvertrauten Kinder werde bei gehöriger Anleitung durch Arbeit seinen Unterhalt selbst verdienen. Sein Plan fand, als er denselben veröffentlichte, die Zustimmung vieler angesehener Männer, welche dann auch die Ausführung desselben mit den nöthigen Hülfsmitteln unterstützten. Eine Menge verwahrloseter Kinder füllten bald die Anstalt, an welcher Pestalozzi und ihm zur Seite seine treue Gattin voll der

freudigsten Hoffnungen zu wirken begannen. Doch auch in diesen Bestrebungen blieb der Erfolg unter den Hoffnungen. Die Last, welche zu überwinden war, war zu groß für Pestalozzi's Kraft, welche sich in der Bekämpfung der Rohheit seiner Zöglinge und ihrer Eltern aufrieb, und überdieß ging ihm auch auf diesem Felde die nöthige Erfahrung ab, welche ihn bei gutem Willen und sicherem Geschicke einzig hätte zum Ziele führen können. Seine Noth wurde immer größer; er hatte kein Geld, kein Brod und kein Holz; er hungerte, und fror, und seine Frau und seine Kinder mit ihm. So schnell die Begeisterung für die Ausführung seines menschenfreundlichen Planes erwacht war, ebenso schnell hatte sich Kälte und Mißtrauen gegen ihn erzeugt, als sein Versuch scheiterte. Selbst Freunde wandten sich von ihm ab; allgemein hielt man ihn für einen verlorenen Menschen, dem durchaus nicht zu helfen sei. Seine Anstalt löste sich 1780 auf; er verpachtete das Gut. Wie schwer hatte der arme Pestalozzi dafür gebüßt, daß er den Rath vergessen, welchen ihm der treueste Jugendfreund auf dem Sterbebette gegeben hatte! Zuletzt war der Buchhändler Füßli noch der einzige Mensch, mit welchem der Verlassene über seine Lage aufrichtig sprechen konnte, und der sich bemühte, den Freund aus den traurigen Verhältnissen zu retten. Ein launiger Aufsatz, den Pestalozzi auf Füßli's Veranlassung geschrieben, fiel dem Bruder desselben, einem berühmten Maler, in die Hände. Dieser las ihn, und las ihn noch einmal und immer wieder, und immer höher stieg die Verwunderung über das Talent des Verfassers, so daß er zu seinem Bruder sagte: „Der Mensch kann sich helfen, wenn er will; er hat Talent, auf eine Art zu schreiben, welche in dem gegenwärtigen Zeitpunkte Aufsehen machen wird; muntre ihn dazu auf und sage ihm von meiner Seite, er könne sich als Schriftsteller ganz gewiß helfen, wenn er nur wolle.“ Der Freund ließ Pestalozzi sogleich kommen und jubelte, indem er sich seines Auftrages entledigte und hinzufügte: „Ich kann gar nicht begreifen, wie mir das nicht von selbst in den Sinn kam.“ Pestalozzi stand sinnend, als ob man ihm einen Traum erzählte.

Heimgekehrt, machte sich Pestalozzi ohne Verzug daran, kleine Erzählungen zu schreiben; keine wollte ihm recht gefallen. Endlich schrieb er eine neue; sie floß aus seiner Feder, er wußte nicht wie; er sah seine Erzählung sich von selbst entfalten, ohne daß er den geringsten Plan davon im Kopfe hatte, oder auch nur einem solchen nachdachte und nach wenigen Wochen war ein Buch fertig, ohne daß er eigentlich

wußte, wie er dazu gekommen. Es war: „Lienhard und Gertrud". Seine Arbeit brachte er einem Freunde Lavater's und bat ihn um sein Urtheil, welches dahin ausfiel, daß das Buch in seiner vorliegenden Form nicht gedruckt werden könne und daß es von einem geübten Schriftsteller umgearbeitet werden müsse. Pestalozzi willigte mit Freuden ein; aber, als er dasselbe wieder zurück erhielt, fand er es aller seiner Eigenthümlichkeiten in solchem Grade beraubt, daß er sich nicht entschließen konnte, es in seiner neuen Gestalt drucken zu lassen. Daher reiste er nach Basel zu Iselin, dem Gründer der helvetischen Gesellschaft, den er über Alles hochachtete, und legte ihm das Buch zur Prüfung vor. Iselin's Urtheil übertraf Pestalozzi's Erwarten; er sagte: „Es gibt noch kein solches Buch und die Ansichten, die darin herrschen, sind dringendes Bedürfniß unserer Zeit; dem Mangel an orthographischer Richtigkeit ist leicht abzuhelfen." Zugleich übernahm der menschenfreundliche Mann die Sorge für die Herausgabe des Werkchens und konnte dem Verfasser eine anständige Bezahlung seiner Arbeit erwirken. Das Buch erschien 1781 und erregte in der Schweiz und in Deutschland allgemeine Theilnahme; überall wurde die edle Absicht des Verfassers belobt, von allen Seiten kamen ihm Beweise der Zufriedenheit und Worte der Aufmunterung. Die ökonomische Gesellschaft in Bern schickte ihm ein belobendes Dankschreiben und eine große goldene Denkmünze; die Familie Pestalozzi gab ihm 100 Thaler und Andere lohnten ihn auf andere Weise. Er hatte das Feld zu neuer Thätigkeit gefunden, so daß die nächstfolgenden Jahre mehrere Produkte seines Geistes erscheinen sahen. Er schrieb „Christoph und Else", „Abendstunden eines Einsiedlers", „das Schweizerblatt für das Volk", über „Gesetzgebung und Kindermord", und die gedankenreichen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechtes." In allen diesen Schriften spiegelte sich der große Gedanke ab, welchen Pestalozzi in seinem Inneren trug, durch Hebung der Bildung sittliches und körperliches Elend zu heilen.

So war Pestalozzi's Leben, bevor er nach Stanz ging, und schon damals hatte er von dem, was er später noch werden sollte, so viel offenbart, schon damals hatte er so vieles erlebt, daß Lavater sagen konnte:

„Einziger! oft Mißkannter, doch hoch Bewunderter Vielen,
„Schneller Versucher dessen, was vor Dir Niemand versucht;
„Schenke Gelingen Dir Gott,
„Und kröne Dein Alter mit Ruhe"

Pestalozzi in Burgdorf und Münchenbuchsee.

Als Pestalozzi Stanz verlassen und seine Gesundheit wieder erlangt hatte, sehnte er sich darnach, seine Aufgabe da wieder aufzunehmen, wo er sie stehen gelassen, und wünschte an irgend einem Orte eine Schulstelle antreten zu können. Freunde riethen ihm nach Burgdorf zu gehen, dort werde sich wohl eine Lehrstelle für ihn finden lassen. Es gelang ihm wirklich, an der unteren Schule der Hintersassen eine Anstellung zu bekommen, und unverdrossenen Muthes begann er seine Thätigkeit. Da stellten sich ihm abermals große Schwierigkeiten in den Weg; nicht nur verfolgten die Eltern seiner Zöglinge mit mißtrauischen Augen alle seine Schritte, sondern man raunte sich auf den Straßen sogar in die Ohren, der neue Lehrer könne selber nicht schreiben, nicht rechnen und nicht einmal recht lesen, er vernachlässige den Katechismus und was dergleichen mehr war. Unbekümmert um solche Reden verfolgte Pestalozzi sein Ziel und hatte die Freude, daß er bei der ersten öffentlichen Prüfung den ungetheilten Beifall der Schulvorsteher erntete. Aber nicht nur hatte er sich diesen Beifall erworben, er hatte auch das Vertrauen der Eltern gewonnen, und was noch mehr war, Vertrauen zu sich selbst und zur Durchführbarkeit seines Gedankens, durch Vereinfachung der Unterrichtsmittel die geistige Entwicklung eines jeden Zöglings zu ermöglichen. Aber seine Freude ging schnell dahin; eine Brustkrankheit nöthigte ihn, den Unterricht einzustellen, seine Stelle aufzugeben und die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu suchen. Damals lebte auf dem Schlosse zu Burgdorf ein edler Mann, Namens Fischer, welcher das gleiche Ziel verfolgte, wie Pestalozzi, und eine Anstalt gründen wollte, aus welcher Lehrer für das ganze schweizerische Vaterland hervorgehen sollten. Er hatte einen jungen Appenzeller, Krüsi, bei sich, welcher in seiner Heimat Dorflehrer gewesen, mit einer Schaar verwaister Kinder ausgewandert war, und bei Fischer eine Zufluchtsstätte für sich und seine Kinder gefunden hatte. Mitten in seinen Entwürfen starb Fischer. Pestalozzi, welcher die Freundschaft Krüsi's sich erworben hatte, machte ihm den Vorschlag, sie wollten zusammen eine Erziehungsanstalt gründen, deren erste Zöglinge die verwaisten Appenzeller-Kinder werden sollten. Krüsi willigte ein und die helvetische Regierung überließ ihnen zu diesem Zwecke das Schloß und versprach, ihr Unternehmen mit Geld zu unterstützen. Allein diese Unterstützungen flossen so spärlich, daß man nicht einmal die für die Anstalt

nöthigen Hausgeräthe anschaffen konnte und daß man reiche Eltern, die ihre Kinder der Anstalt übergaben, Vorschüsse machen ließ. Pestalozzi zog noch andere Lehrer in sein Unternehmen, so Tobler aus Appenzell, Buß von Tübingen, Näf und Muralt. Die Anstalt gedieh; es herrschte in ihr ein wahrhaft christliches Leben und in ihr entwickelte sich der anfangs noch unklar in Pestalozzi's Seele liegende Gedanke zur völligen Klarheit. In dem Buche „wie Gertrud ihre Kinder lehrt" legte er seine einfachen Ansichten und Grundsätze von der Erziehung des Volkes nieder. Durch dieselben war er der Erfinder ganz neuer Wahrheiten geworden, welche seit jener Zeit allgemeine Anerkennung und Geltung in den weitesten Kreisen gefunden haben; er wurde der Vater der neuen Schule.

Weit über die Grenzen der Schweiz wurde Pestalozzi's Namen mit Verehrung genannt und aus Deutschland und der Schweiz kamen aus allen Gegenden Männer, um den Verfasser so herrlicher Bücher, den Erfinder so tiefer Wahrheiten kennen zu lernen. Von allen Seiten strömten Zöglinge herbei, und im schönsten Vereine mit seinen Lehrern arbeitete Pestalozzi unermüdet an der Vervollkommnung seines Werkes. Die helvetische Regierung gab ihm aufmunternde Beweise ihrer Zufriedenheit und unter den Abgeordneten, welche zur Berathung einer schweizerischen Verfassung nach Paris an den ersten Konsul geschickt wurden, war auch unser Pestalozzi. Es gelang ihm nicht, den mächtigen Herrscher von Frankreich für seine Ideen zu gewinnen, und als die Mediationsacte eingeführt, die helvetische Republik aufgelöst wurde, mußte Pestalozzi das Schloß in Burgdorf, welches einem bernerischen Amtmann zur Wohnung eingeräumt wurde, verlassen. Das Kloster Münchenbuchsee wurde ihm für seine Anstalt angewiesen; aber kaum war er dahin gekommen, so änderte sich der Geist, der bisher zwischen ihm und seinen Mitlehrern gewaltet hatte. In der Nähe des neuen Wohnsitzes, in Hofwyl lebte damals Emanuel von Fellenberg, welcher sich ebenfalls als Erzieher einen großen Namen erworben hat. Dieser Mann, ausgezeichnet durch eine seltene Energie, eignete sich vorzüglich zur inneren und äußeren Leitung einer Erziehungsanstalt, und auf ihn fielen die Augen der Lehrer Pestalozzi's, welchem jene Gaben im höchsten Grade abgingen. Die Oberleitung von Pestalozzi's Anstalt kam zu seiner tiefsten Kränkung in Fellenbergs Hände. Doch nach einer kurzen Zeit sahen die Lehrer ein, daß der Schritt, welchen sie

gethan, nicht die gehofften Folgen hatte; sie sehnten sich nach der weniger kräftigen, aber gemüthvolleren Oberleitung ihres Pestalozzi zurück, und da bei einem längern Bleiben in Münchenbuchsee eine Aenderung in diesem Sinne unmöglich schien, so drangen sie darauf, daß die Anstalt an einen anderen Ort verlegt werde.

Pestalozzi geht nach Yverdon.

Als es im Lande ruchbar geworden war, daß Pestalozzi Burgdorf verlassen müsse, wurden ihm von vielen Seiten Anerbietungen von Schlössern und Wohnungen gemacht, von denen ihn besonders diejenige der Stadt Yverdon ansprach. Mit großer Bereitwilligkeit kauften die Behörden der Stadt das Schloß an sich und übergaben es an Pestalozzi für die Dauer seines Lebens und verpflichteten sich, dasselbe nach seinen Bedürfnissen einzurichten und zu unterhalten. Pestalozzi siedelte nun 1804 mit einigen seiner Gehülfen nach Yverdon über, und gründete eine neue Anstalt, indem er die bisherige, in Burgdorf gebildete den übrigen seiner Lehrer in Münchenbuchsee unter Fellenberg's Leitung zurückließ. Kaum war er ein halbes Jahr an dem neuen Sitze, so äußerten die in Münchenbuchsee zurückgebliebenen Lehrer den entschiedenen Wunsch, sich wieder mit ihm zu vereinigen; ein Wunsch, welcher sogleich erfüllt wurde.

In Yverdon erlangte die Anstalt ihre höchste Blüthe und erregte die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Es kamen Schulmänner und Gelehrte, Könige und Fürsten, um die Anstalt und ihre Einrichtung kennen zu lernen. Bei 200 Zöglingen bevölkerten die weiten Räume des Schlosses. Tüchtige Lehrer, darunter vorzüglich Niederer und Schmid, wirkten unter des Meisters loser Leitung und alle ihre Bemühungen trugen die schönsten Früchte. Aber dieser äußere Glanz barg in seinem Inneren großes Verderben. Vor Allem war die Anstalt eine Anstalt für die große Welt geworden, und wie konnte sich da Pestalozzi heimisch fühlen? Er, der sich von ganzer Seele hingezogen fühlte zu dem Volke, um sittliches und körperliches Elend desselben zu heilen; er, der in Stanz, wie in Burgdorf sein höchstes Ziel in der geistigen und leiblichen Pflege armer Waisenkinder gefunden hatte; wie konnte er sich gefallen in äußerem Glanze? Und diesen Widerspruch der äußeren Umgebung mit seinem innersten Wesen, wie leuchtet er nicht hervor aus der Bitte, die er zu einem seiner Freunde aussprach: „Hilf mir,

Freund, zum Ziele meines Herzens, zum Armenhaus!" Nicht wenig trug auch die Unerfahrenheit Pestalozzi's, mit Geld umzugehen, zu dem immer wachsenden Verderben der Anstalt bei. Ungeheuere Summen wurden eingenommen und stets noch größere ausgegeben; der ökonomische Ruin der Anstalt schien unausweichlich und während man gegen diese einbrechende Zerstörung alle Kräfte hätte anstrengen sollen, entwickelte sich der gefährlichste Feind alles Zusammenlebens und Wirkens, Zank und Hader, im Inneren der Anstalt. Gegenseitige Eifersucht der Mitarbeiter störte die Eintracht; jeder bemühete sich, den größten Einfluß auf den lenkbaren Pestalozzi zu gewinnen, und dadurch entstanden unter den Lehrern Parteien unter eigenen Führern. Diese waren Niederer und Schmid. Ihre gegenseitige Verfolgung endigte damit, daß Schmid die Anstalt verließ. Das Uebel der Zwietracht und der ökonomische Verfall der Anstalt waren aber schon so weit gekommen, daß weder Pestalozzi, noch Niederer den Sturz derselben aufzuhalten vermochten. Beiden gebrach es an derjenigen Kraft, welche zur zweckmäßigen Leitung und Verwaltung einer solchen Anstalt nöthig ist, und da sie mit Schrecken wahrnahmen, wie sich die ökonomischen Verhältnisse immer mißlicher gestalteten, wurden sie einig, den ausgetretenen Schmid wieder zurückzurufen. Schmid kam und mit ihm die Rettung, wenigstens für den Augenblick. Durch zweckmäßige Maßregeln wußte er den Aufwand der Anstalt zu beschränken und so die äußere Fortdauer derselben zu sichern. Das innere Verderben vermochte er nicht zu heilen; denn seine Herrschsucht erregte nur zu bald wieder den alten Hader.

Im Jahre 1815 verlor der nun siebzigjährige Pestalozzi seine treue Gattin, sie, die Krone seines Herzens, die so liebevoll in den Tagen der Trübsal ihm zur Seite gestanden. Dieser Verlust schmerzte ihn tief und nach Jahren konnte man den Greis oft mehrmals des Tages am Grabe der Verstorbenen im Schloßgarten antreffen. Oft auch bei Nacht, wann sich das Gewühl im Schlosse verloren, die Lichter ausgelöscht waren und Alle im Schlafe lagen, konnte er aufstehen, an den Hügel seiner geliebten Todten wanken und dort Thränen vergießen wie ein Kind, das seine Mutter verloren.

Noch zehn Jahre hielt sich die Anstalt in Yverdon unter Streit und Zank im Inneren, und Kampf und Sorge um den äußeren Bestand. Pestalozzi's beste Mitarbeiter, darunter der edle Krüsi und Niederer trennten sich von ihm; Schmid hatte sie verdrängt. Diese Erscheinungen

riefen zuletzt in dem achtzigjährigen Greisen den Wunsch nach Ruhe hervor; auf seinem Neuhofe, dem Schauplatze seiner ersten Thätigkeit, wollte er den Abend seines Lebens zubringen; 1825 löste sich die Anstalt auf.

Pestalozzi am Abend seines Lebens.

Pestalozzi war bei seinem Enkel auf dem Neuhofe und lebte in dem Hause, welches er sich einst gebaut hatte. Mit zuvorkommender Liebe und tiefer Achtung wurde der Greis von Allen aufgenommen, die von seinen Bestrebungen und Schicksalen gehört. Ihm ward es wohl um das Herz, wenn er durch Feld und Wald lustwandelte oder wenn er, der schwache Greis, in der Schule zu Birr die Kinder unterrichten konnte. Im Uebrigen war aber seine Zeit ernster Selbstprüfung geweiht. Gerührt wie in der Stunde der erhebendsten Andacht sprach er aus und dankte er Gott:

„Der Zweck meines Lebens ist nicht verloren gegangen. Nein, „meine Anstalt, wie sie in Burgdorf gleichsam aus dem Chaos her„vorging und in Yverdon sich in namenloser Unförmlichkeit gestaltete, „ist nicht der Zweck meines Lebens. Nein, nein, beide sind in ihren „auffallendsten Erscheinungen die Ausflüsse meiner eigenen Schwächen, „durch welche das Aeußere meiner Lebensbestrebungen, meine viel„seitigen Versuche und Anstalten sich selber untergraben und ihrem „Ruine entgegengehen mußten. Meine Anstalten und alle äußeren „Erscheinungen ihrer Versuche sind nicht meine Lebensbestrebungen. „Die haben sich im Inneren meiner selbst immer lebendig erhalten „und sich auch äußerlich in hundert und hundert gerathenen Erfolgen „ihres inneren Wesens in der ganzen Wahrheit ihrer ewigbleibenden „Segensfundamente erprobt."

So durfte über sich und seine Erlebnisse der Greis urtheilen, dessen Inneres von Liebe zur Menschheit glühte, der sein langes, mühevolles Leben dieser Liebe geopfert hatte.

Wie der ehrwürdige Greis sich noch um alle edlen Bestrebungen im Vaterlande bekümmerte, ersehen wir daraus, daß er am 3. Mai 1825 in der Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Schinznach erschien. Alle Anwesenden begrüßten ihn mit tiefer Ehrfurcht und wählten ihn für das folgende Jahr zum Präsidenten. Der gerührte Greis sprach

mit zitternder Stimme: „Ich kenne Sie nicht persönlich; ich kenne Niemand von dem jüngeren Geschlechte; ich glaubte auch Ihnen nicht bekannt zu sein; um so überraschter bin ich durch Ihre Wahl. Ich bin alt. Mein Blut ist zwar noch warm, aber die Nerven sind schwach. Schenkt mir Gott noch ein Jahr, so will ich dann noch zu Ihnen reden, wie's mir um's Herz ist, von Vaterland und Erziehung, denen ich mein ganzes Leben gewidmet habe." Und wirklich erlebte er die folgende Versammlung und sprach warm und wahr von dem, was dem Vaterlande frommt; aber seine Gesundheit war schon sehr angegriffen, sein Ende nahe. Seine Lust zur Arbeit verließ ihn keinen Augenblick; er schrieb seine „Lebensschicksale" und bemühete sich, seine Erziehungsgrundsätze in näheren und weiteren Kreisen zu verbreiten. Da erschien auf einmal ein Buch, in welchem eine Menge von Lästerungen und Verläumdungen gegen Pestalozzi geschleudert wurden. Das gab ihm den Todesstoß; er ward krank. Um dem Arzte näher zu sein, ließ er sich nach Brugg bringen. Dieß geschah am 16. Februar 1827. Die Fahrt griff den Kranken sehr an; denn als ein Freund ihn noch am gleichen Tage besuchte, fand er ihn ohne Besinnung. Gegen 4 Uhr am Morgen des 17. ließ der Schmerz nach; der Kranke wurde ruhig. Um 6 Uhr kam der Arzt; der letzte Augenblick schien zu nahen. Gegen 7 Uhr hellte sich der Blick des Kranken wieder auf, das Gesicht nahm die wohlbekannten Züge wieder an, und Ruhe und Lächeln lag auf demselben. Da sagte der Arzt: „Mein Gott, er stirbt!" — Kein Röcheln, kein Todeskampf. Gegen 8 Uhr verschied er still und ruhig. „Ach, Gott!" war sein letzter, leiser Seufzer. —

„Aus Dir selbst erfühlend der Menschenbildung Gedanken,
„Ziehst Du zum Menschen das Kind, übend an Formen die Kraft;
„Genien mögen an Einsicht, an Fülle des Geistes Dir gleichen:
„Aber an Liebe zum Volk — wer, und an kindlichem Sinn?

Druckfehler.

Seite	11	Zeile	2	v.	o.	statt	v. Chr. lies n. Chr.	
"	12	"	10	"	"	"	" " " "	
"	42	"	8	"	u.	"	Kriegsheerden lies Kriegshorden.	
"	130	"	19	"	"	"	alten lies allen.	
"	249	"	14	"	"	"	hat lies sah.	